Rebecca Gablé

Die Siedler von Catan

BASTEI LÜBBE



Rebecca Gablé

Die Siedler von

Catan

scanned by unknown

corrected by ak

»Kein Glück kann je von Dauer sein – das ist nicht das Schicksal der Menschen. Die Götter leihen es uns nur.«

Als die feindlichen Turonländer das Dorf Elasund an der Küste im hohen Norden überfallen, das Vieh stehlen und die Frauen rauben, erkennen die Ziehbrüder Candamir und Osmund, dass ihre Tage in der alten Heimat gezählt sind. Nach einem bitteren Hungerwinter bricht die Dorfgemeinschaft mit neun Schiffen auf, um ein neues Land zu suchen. Ein Sturm verschlägt sie an die Gestade jener Insel, die sie bislang nur aus der Sage kannten: Catan …

ISBN: 3-431-03019-x

Verlag: Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co KG

Erscheinungsjahr: 2003

Umschlaggestaltung: Gisela Kullowatz **Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

Buch

Elasund, ein Küstendorf im hohen Norden – die christlichen Völker schreiben etwa das Jahr 850: Während die Ziehbrüder Candamir und Osmund bei einem nächtlichen Wettkampf den Fjord durchschwimmen, fallen die feindlichen Turonländer im Dorf ein, rauben, morden und segeln davon. Auch Osmunds Frau zählt zu den Opfern. Die Elasunder sind verzweifelt: Der Winter steht bevor, die Vorräte sind vernichtet – es droht eine Hungerkatastrophe.

Osmund und Candamir erkennen, dass ihre Tage in der alten Heimat gezählt sind, und werben bei ihren Nachbarn für einen Aufbruch ins Ungewisse. Im Frühjahr stechen die Überlebenden der Dorfgemeinschaft mit neun Schiffen in See. Nach einer langen, entbehrungsreichen Reise verschlägt ein Sturm die Siedler an die Gestade einer unbekannten Insel, in der sie schließlich das Land ihrer Legende erkennen: Catan.

Odin, so heißt es in den alten Liedern, habe diese Insel erschaffen, um eine schöne Albentochter zu entzücken, und deshalb habe er sie vollkommen gemacht. Voller Hoffnung erkunden die Siedler das unbekannte Land, roden Wälder und bestellen den fruchtbaren Boden. Alle Not könnte ein Ende haben, hätten sie nicht ihre Vergangenheit und ihre Zwistigkeiten aus der alten Heimat mitgebracht. Eine Frau, ein neuer Gott und die Bürde althergebrachter Traditionen gefährden Candamirs und Osmunds lebenslange

Freundschaft und drohen die Siedlergemeinschaft zu spalten …



Autor

Rebecca Gablé, Jahrgang 1964, studierte Literaturwissenschaft, Sprachgeschichte und Mediävistik in Düsseldorf, wo sie anschließend als Dozentin für mittelalterliche englische Literatur tätig war. Heute arbeitet sie als freie Autorin und Literaturübersetzerin. Sie lebt mit ihrem Mann in einer ländlichen Kleinstadt am Niederrhein. Nach den Bestsellern Das Lächeln der Fortuna, Das zweite Königreich und Der König der purpurnen Stadt ist dies ihr vierter historischer Roman.

Homepage: www.gable.de



Mit Illustrationen von Tina Dreher Nach Motiven des Spiels DIE SIEDLER VON CATAN

VORWORT

von Klaus Teuber

Wie erfinden Sie Spiele? Diese Frage hört wohl jeder Spieleautor am häufigsten. Es scheint für viele Menschen ein Mysterium zu sein, wie man es schafft, mit Pappe, Holz, Kunststoff und ein paar Regeln eine kleine Welt für sich zu schaffen. Eine spielerische Welt, in die man eintaucht, in der man für ein paar Stunden den Alltag vergessen und seine Mitmenschen auf erfrischend andere Weise kennen lernen kann.

Die Motivation – manchmal sogar ein unwiderstehlicher Drang –, mit der Entwicklung eines Spiels zu beginnen, basiert immer auf einer Geschichte. Die Geschichte muss mich faszinieren und in mir den Wunsch wecken, sie spielerisch immer wieder aufs Neue erleben zu können.

Ausgangspunkt für das Spiel *Die Siedler von Catan* war die Geschichte der Entdeckungen. Besonders angetan hatten es

mir dabei die Wikinger, die mit ihren Drachenschiffen, ihrer Zeit weit voraus, Island, Grönland und Amerika ansteuerten und zumindest Island dauerhaft und erfolgreich besiedelten.

Bis auf ein paar keltische Mönche war Island im 9.

Jahrhundert unbewohnt, die Insel musste nicht erobert, sehr wohl aber alles neu erschaffen werden. Bäume im einst waldreichen Island wurden gefällt und damit Häuser und Schiffe gebaut. Straßen wurden angelegt, auf fetten Weiden vermehrten sich die Schafe, und bald wuchs –

wenn auch nicht üppig – Getreide auf der damals 5

wesentlich wärmeren Insel im Nordmeer.

Pionierzeit! Die erfolgreiche Besiedlung Islands gelang wohl nur, indem sich die Menschen gegenseitig halfen, friedlich miteinander handelten und nach neuen Wegen suchten, ein besseres Gesellschaftssystem aufzubauen. So gründeten die Wikinger um 930 eine Volksversammlung –

das Althing. Es ist das älteste parlamentarische System der Welt und existiert heute noch.

Nun ist Catan nicht Island, und doch gibt es viele Parallelen. Auch Catan ist anfangs unbewohnt und wird im Laufe des Spiels kultiviert. Holz wird erwirtschaftet, Getreide geerntet, Erz abgebaut, Schafe werden gezüchtet, Lehm wird gewonnen und zu Ziegeln verarbeitet. Mit den Rohstoffen werden Siedlungen und Straßen gebaut, Städte entstehen, und ein reger Handel zwischen den Spielern hilft Engpässe überwinden. Auch wenn es am Ende des Spiels einen Sieger gibt, ist es eher ein Miteinander als ein Gegeneinander. Es wird aufgebaut und nicht zerstört, denn die Cataner sind friedliebende Menschen.

Die Siedler von Catan erschien im Jahre 1995. Das Spiel war von Anfang an sehr erfolgreich. Bereits drei Jahre nach der Veröffentlichung waren über eine Million Spiele über die Ladentheke gegangen. Heute sind es rund drei Millionen allein in Deutschland, und zu meiner großen Freude hat das Catanfieber mittlerweile mehr als 20

Länder unserer Erde erfasst, darunter auch die USA, Russland und Japan.

1998 dachte ich zum ersten Mal daran, wie reizvoll es wäre, die Geschichte der Besiedlung Catans in einem Roman erleben zu können. Aber es war nur ein halbherziger Gedanke, denn ich hatte nicht das Talent, einen guten Roman zu schreiben, und ich kannte auch niemanden, den ich fragen konnte. Auch hatte ich das Gefühl, die Zeit sei noch nicht reif für einen Roman.

6

Da ich sehr gerne gute historische Romane lese, war es unvermeidlich, dass ich zwei Jahre später auf das Buch *Das Lächeln der Fortuna* von Rebecca Gablé stieß.

Es dauerte nur ein Wochenende, bis ich das Buch verschlungen hatte, denn ich war hingerissen von diesem mittelalterlichen Roman. Ich fühlte mich den Charakteren nahe, die Frau Gablé so meisterhaft lebendig werden ließ.

Charaktere, die nicht nur einseitig gut waren, sondern auch ihre Schwächen hatten, was sie erst zu glaubhaften Personen machte.

Ich war beeindruckt, wie spannend, authentisch und historisch fundiert die Zeit des Hundertjährigen Krieges in England von ihr geschildert wurde.

Und dann – ich hatte wohl drei Viertel des Buches gelesen – wusste ich plötzlich: Frau Gablé würde die Geschichte der Besiedlung Catans schreiben – oder die Geschichte würde nie geschrieben werden.

Obwohl ich zwei Jahre nicht mehr an einen Catan-Roman gedacht hatte, war ich nun wie besessen von dem Wunsch, Rebecca Gablé als Autorin zu gewinnen.

Als ich dann im Jahr 2000 die Buchmesse in Frankfurt besuchte, gelang es mir, mich mit der Schriftstellerin zu treffen. Eigentlich hatte ich wenig Hoffnung. Schließlich war Frau Gablé damals schon Bestsellerautorin und gewiss nicht darauf angewiesen, sich an den Erfolg meines Spiels anzuhängen.

Aber zu meiner großen Freude war sie sehr interessiert an dem Projekt.

Bald schon standen wir per E-Mail in ständigem Kontakt, und schließlich verabredeten wir uns im Frühjahr 2001 in Köln. Ich hatte inzwischen die Handlung des 7

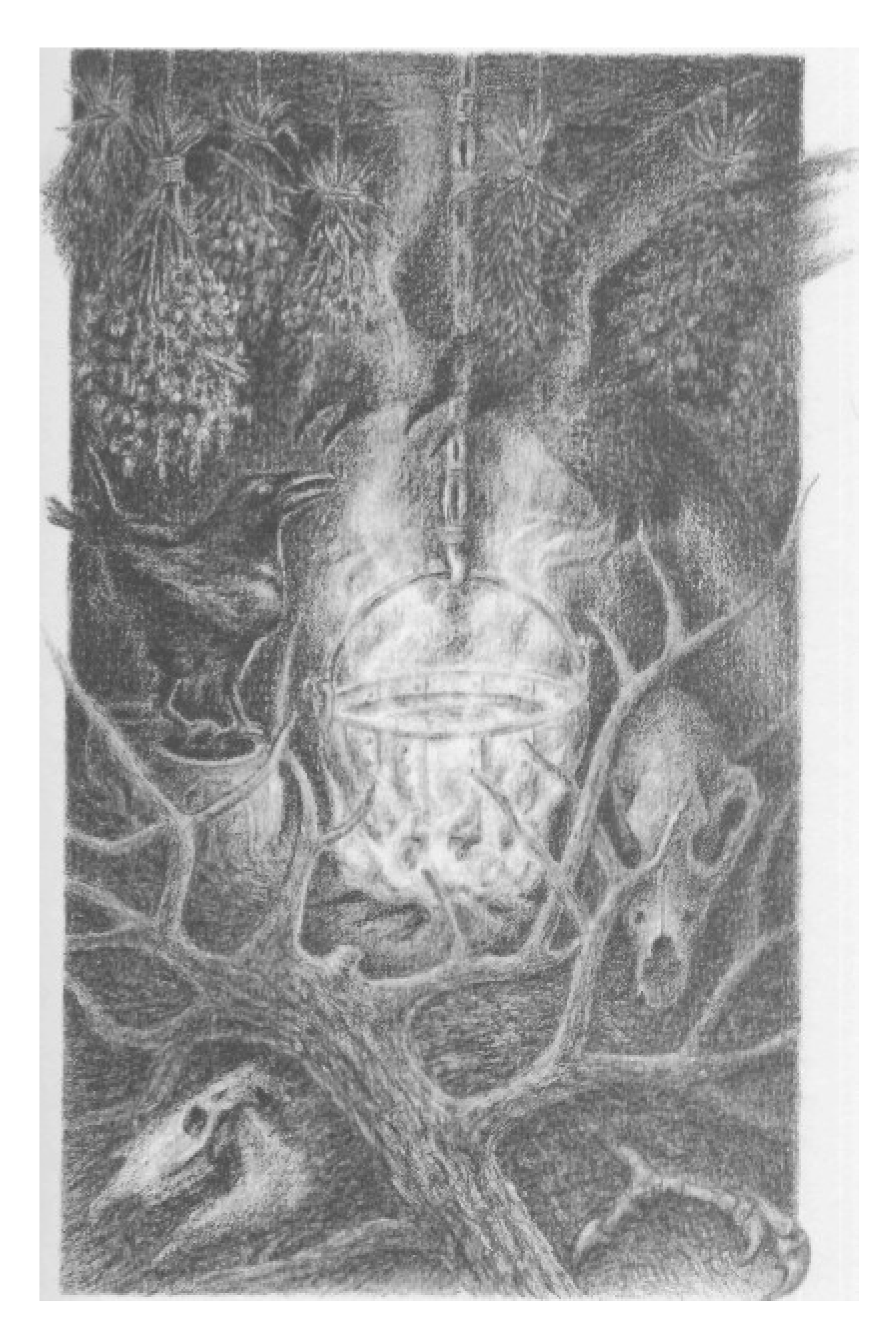
Romans, wie sie mir vorschwebte, grob skizziert, und auch Rebecca Gablé hatte sich Gedanken gemacht. Als wir begannen, unsere Ideen für den Roman auszutauschen, waren wir sehr überrascht. Unsere Vorstellungen deckten sich weitestgehend.

Die Würfel waren gefallen, Frau Gablé war bereit, die Geschichte der Besiedlung Catans zu Papier zu bringen.

Es folgten Monate einer harmonischen und konstruktiven Zusammenarbeit. Mir fiel zwar nur die Rolle des Kritikers zu, und viel zu kritisieren hatte ich nie, aber es war sehr spannend, die Entstehung des Romans sozusagen »live« miterleben und begleiten zu dürfen.

Für diese Zeit und den wundervollen Roman, den Sie, lieber Leser, jetzt in den Händen halten, danke ich Frau Gablé aus vollem Herzen.

8



9



10

HERBSTMOND

»Oh, bei allen Göttern, ist das kalt!«

Candamir keuchte, als habe der Sprung in die pechschwarzen Fluten ihm den Atem verschlagen.

»Warum haben wir das nicht vor der Ernte gemacht?

Nur Narren schwimmen jetzt noch!«

Osmund ruderte langsam mit den Armen, um über Wasser zu bleiben. »Hör auf zu jammern. Du lockst noch die neunarmigen Kraken an mit deinem Geschrei.«

»Ja. Oder die zwölfköpfige Seeschlange. Buh!«

Sie lachten. Schon als bartlose Knaben waren sie bei jedem ersten Herbstvollmond um die Wette geschwommen, und früher war der Wettstreit nicht so sehr darum gegangen, wer als Erster den Fjord durchquerte, sondern wer dem anderen die meiste Angst vor allen wirklichen oder erfundenen Seeungeheuern einjagen konnte.

»Bist du so weit?«, fragte Osmund. Sein nasser blonder Schopf leuchtete wie ein Irrlicht auf dem dunklen Wasser.

»Längst«, beschied Candamir großspurig.

»Dann los.«

Sie stießen sich gleichzeitig vom Felsen ab und zerteilten das Wasser mit kräftigen Stößen, sodass kleine Schaumkronen in der mondhellen Nacht funkelten.

Schnell und nahezu lautlos wie zwei große Robben glitten sie dahin, vorerst noch Kopf an Kopf. Zu ihrer Rechten ragte eine weiß schimmernde Felsklippe auf, die sich weit in den Fjord hineinzog und als Wellenbrecher für den dahinter liegenden Hafen von Elasund diente. Als sie die 11

Spitze dieser Landzunge erreichten, hatten sie schon mehr als die Hälfte ihrer Wettkampfstrecke überwunden.

Osmund spürte mehr, als er sah, dass er einen kleinen Vorsprung gewonnen hatte. Er fühlte die eisige Kälte der See nicht mehr. Das Wasser war sein Freund, machte ihn schnell und schwerelos. Er atmete in tiefen, gleichmäßigen Zügen, und es kam ihm vor, als könne er ewig so weiterschwimmen, nicht nur die eine Meile, die der Fjord maß, sondern bis zu den fernen Inselreichen, die sein Volk gegründet hatte. Doch plötzlich legte sich ein Klammergriff um seinen Arm und unterbrach seinen Rhythmus.

»Osmund!«

Er hörte das Entsetzen in Candamirs Stimme und hielt augenblicklich inne. Selbst der beste Schwimmer konnte in diesem Eiswasser einen Krampf bekommen, und dann tat schnelle Hilfe Not.

Aber Candamir drohte offenbar nicht unterzugehen. Sein Gesicht, selbst die Lippen wirkten bleich, was am Mondlicht oder an der Kälte liegen mochte, und er starrte zum Ufer hinüber.

Von bösen Ahnungen erfüllt, wandte Osmund den Kopf und blickte in dieselbe Ri

Ende des Fjords, wo

chtung, zum

Elasund lag. Zwei Dinge sah er auf einen Blick: Im Dorf war ein Feuer ausgebrochen. Und in der Bucht lagen vier Schiffe zu viel.

Oh, Vater der Götter, steh uns bei, dachte er furchtsam.

Nicht schon wieder …

»Zum Boot«, brachte er hervor, ebenso außer Atem wie Candamir. »Los, komm schon.«

Ein Sklave hatte nachmittags e

in kleines Boot zu dem

schmalen, sichelförmigen Strand am gegenüberliegenden Ufer gerudert, der das Ziel der Wettschwimmer sein sollte,

damit sie nach vollbrachten Heldentaten bequem nach Hause zurückkehren konnten. Gleichzeitig kamen die beiden Freunde dort an. Wasser und Kies spritzten auf, als sie auf die Füße sprangen und zum Boot rannten, das sorgsam auf den Strand gezogen worden war. Die nassen Kleider klebten ihnen am Leib, und der Nachtwind war

beißend kalt, aber sie spürten ihn kaum. Fahrig vor Hast zogen sie das Boot ins Wasser und sahen immer wieder zum Dorf hinüber. Ein zweites Gebäude war in Flammen aufgegangen.

»Onkel Sigismunds Scheune«, murmelte Candamir, glitt auf die Bank und packte sein Ruder.

»So beeil dich doch«, flehte Osmund, dem es so vorkam, als werde ihm vor Furcht um Frau und Sohn das Herz zerspringen.

Sie tauchten gleichzeitig die Riemen ein und pullten.

Bald glitt das Boot pfeilschnell über das ruhige, nachtschwarze Wasser. Als sie sich dem Dorf näherten, hörten sie Kampfeslärm und Schreie. Und sie erkannten die fremden Schiffe.

»Es sind wieder die verfluchten Turonländer«, sagte Candamir heiser.

Osmund nickte stumm.

Trotz der nassen Kleider hatten sie zu schwitzen begonnen. Sie sprachen nicht mehr, konzentrierten sich allein auf ihren Rhythmus und schauten allenthalben über die Schulter. Das Dorf kam schnell näher, und bald sahen sie im hellen Mondlicht das Kampfgetümmel am Hafen.

Sowohl Candamir als auch Osmund war sehr wohl bewusst, dass sie ihre Waffen vor dem Wettschwimmen am Ufer zurückgelassen hatten.

Im knietiefen Wasser sprangen sie aus dem Boot, wateten an Land und stürzten sich mit bloßen Händen von

hinten auf die ersten beiden Turonländer, derer sie habhaft wurden. Die Eindringlinge waren unerschrockene und erfahrene Krieger, doch Candamir stahl seinem Gegner den Dolch vom Gürtel und schlitzte ihm die Kehle durch, noch ehe der Mann ihn überhaupt wahrgenommen hatte.

Der Sterbende stieß einen gurgelnden Schrei aus, brach in die Knie, und Candamir riss ihm das Schwert aus der erschlaffenden Rechten. Aus dem Augenwinkel sah er, dass Osmund sich mit einem dicken Stein bewaffnet hatte.

Damit schlug er einem Turonländer den unbehelmten Schädel ein und bediente sich dann ebenfalls seiner Waffen. Als mehrere der Feinde sich johlend auf die beiden Neuankömmlinge stürzten, standen sie Rücken an Rücken. Ein vierschrötiger Kerl mit einem langen, geflochtenen Bart kam direkt von vorn auf Candamir zu, das kurze Schwert stoßbereit über die Schulter gehoben.

Candamir hatte das Gewicht auf dem falschen Fuß und konnte nicht schnell genug ausweichen. Ohne jeden bewussten Entschluss ließ er den Dolch, den er immer noch mit der Linken umklammert hielt, vorschnellen.

Wirbelnd pfiff die matte Klinge durch die Luft und durchdrang den ledernen Brustpanzer seines Angreifers.

Als der Turonländer hinschlug, hatte Candamir für einen Lidschlag freien Blick auf den Hafen und sah eines der feindlichen Schiffe bereits wieder ablegen. Sie kamen zu spät, erkannte er verzweifelt. Eigentlich hatte er es schon gewusst, als er vom Fjord aus den ersten Feuerschein gesehen hatte. Aber er gestattete sich nicht, darüber nachzudenken, wer oder was sich an Bord des davonziehenden Schiffes befinden mochte. Er verschloss

sich auch gegen die Schreie aus Männer- und Frauenkehlen, gerade weil er viele der Stimmen erkannte.

Er verengte die Augen und ließ das erbeutete Schwert einmal durch die Luft kreisen.

14

Das Gewimmel auf der Uferwiese war undurchdringlich.

Blindwütig schlug er auf alles ein, was sich ihm in den Weg stellte, aber er wurde unweigerlich weiter nach links gedrängt, dorthin, wo das Getümmel am dichtesten war.

Im flackernden Licht der brennenden Scheune erkannte er Harald den Schmied, der, das Schwert in der Linken und seinen Hammer in der Rechten, zwei Turonländer gleichzeitig abzuwehren versuchte. Ehe Candamir ihm zur Hilfe kommen konnte, glitt Osmund wieder in sein Blickfeld und erledigte den linken.

Der Schmied schlug den anderen in die Flucht und hob die Faust mit dem Hammer zu einer kurzen Geste des Dankes.

»Sie haben zwei Dutzend Männer und Knaben in die Scheune gesperrt!«, brüllte er über das Tosen der Flammen hinweg. »Ich glaube, dein Bruder ist auch dabei, Candamir!«

Erschüttert starrte Candamir zum strohgedeckten Dach des hölzernen Gebäudes hinauf. Nach dem trockenen Spätsommer brannten Schindeln und Bretterwände wie Zunder. »Oh, mächtiger Tyr, steh uns bei«, flehte er leise.

Fast zu spät hob er das Schwert, als ein baumlanger Turonländer mit einer gewaltigen Streitaxt plötzlich in sein Blickfeld sprang.

Osmund rang mit sich. Ihm war nicht entgangen, dass es vornehmlich Frauen und Mädchen waren, die die Eindringlinge zu ihren Schiffen schleppten. E

r *musste*

nach Hause. Doch er hörte die verzweifelten Schreie derer, die in der brennenden Scheune gefangen waren, das Hämmern ihrer Fäuste am verriegelten Tor. Einen Augenblick zauderte er noch, dann machte er einen langen Schritt nach vorn und erschlug einen Turonländer, der sich von hinten auf seinen Vetter Jared stürzen wollte.

15

Das Getümmel vor der Scheune war so dicht, dass man Acht geben musste, wen man womöglich traf, wenn man mit dem Schwert ausholte. Elle um Elle kämpften Candamir, Osmund, Harald und ihre Nachbarn sich aufs Tor zu, das unter den Fäusten der Eingesperrten zwar erbebte, aber keinen Zoll nachgab.

Als Harald einem der feindlichen Anführer mit einem gewaltigen Streich den Kopf samt Helm vom Rumpf trennte, zogen die verbliebenen Turonländer sich vom Vorplatz der Scheune zurück und schwärmten aus, um anderswo zu morden, rauben und brandschatzen, wo der Widerstand weniger heftig war.

Osmund und Candamir packten jeder ein Ende des schweren Balkens, mit dem das Scheunentor versperrt war, und Candamir rief den übrigen Männern über die Schulter zu: »Wir machen das schon.«

Harald und die restlichen Elasunder eilten zurück zur Uferwiese, wo, so schien es, die Gegenwehr jetzt

entschlossener und geordneter vonstatten ging, denn der tapfere Eilh r

a d und Osmunds Onkel Olaf führten sie nun an.

Osmund und Candamir rissen die beiden Flügel des Scheunentors auf. Dicke Qualmwolken und hustende, gekrümmte Gestalten quollen heraus.

»Hacon?« Candamir packte einen halbwüchsigen Knaben am Arm und starrte in dessen rußgeschwär t z es

Gesicht. Aber es war nicht das seines Bruders.

Er holte tief Luft, hielt den Atem an und trat über die Schwelle, Osmund wie ein Schatten an seiner Seite.

Die brennenden Scheunenwände hätten den Innenraum erhellen sollen, doch der Rauch war wie ein schwarzer Nebel. Funken und glühende Strohhalme regneten auf sie herab. Aus der Schwärze torkelte plötzlich eine 16

schreiende, lebende Fackel auf sie zu, und Osmund stieß den brennenden Mann geistesgegenwärtig ins Freie, riss sich das immer noch nasse Obergewand vom Leib und schlug damit auf ihn ein.

Blind tastete Candamir sich weiter in die verqualmte Dunkelheit vor. Die Hitze versengte ihm die Augenbrauen, und seine Lungen schmerzten. Er brauchte Luft. Einer Panik nahe, stolperte er über ein Hindernis, beugte sich vor und ertastete eine leblose Gestalt. Er hob sie hoch und erkannte das Gesicht des jungen Wiland.

Hinter sich hörte er ein dumpfes Krachen, und als er herumfuhr, sah er einen brennenden Dachbalken am Boden, ein zweiter segelte mit albtraumhafter Langsamkeit abwärts

wie eine riesige Fackel, die in einen schwarzen Brunnenschacht fällt.

Plötzlich tauchte Osmund wieder neben ihm auf, packte ihn am Ärmel und zerrte Candamir mitsamt seiner leblosen Last zur Tür. »Raus hier. Das Dach stürzt ein.«

»Hacon …« Es war halb ein Husten, halb ersticktes Schluchzen.

Osmund deutete ein Kopfschütteln an. Sein Griff um Candamirs Oberarm war wie eine Eisenzwinge, und ohne ein Wort brachte er seinen Freund und den bewusstlosen Knaben ins Freie. Kaum hatten sie sich zehn Schritte von der Scheune entfernt, als der Dachstuhl unter lautem Bersten und einem gewaltigen Funkenregen einstürzte.

Candamir ließ den Jungen ins Gras gleiten. Als er sich wieder aufrichtete, entdeckte er das, was von der lebenden Fackel übrig geblieben war – eine grauenvoll geschwärzte menschliche Form, die verdächtig reglos lag. »Wer … war das?«, fragte er.

»Dein Oheim Sigismund«, antwortete Osmund bedächtig.

17

»Und jetzt komm, Candamir. Falls dein Bruder wirklich hier drin war, gibt es nichts, was wir noch für ihn tun könnten. Aber die Schlacht ist noch nicht vorüber.«

Doch wenig später erklang ein durchdringendes Hornsignal, und die Turonländer kehrten dem Gemetzel auf der Uferwiese den Rücken, als wäre ihr Blutdurst ganz plötzlich gestillt. Sie zogen sich zu ihren drei verbliebenen Schiffen zurück. Die Elasunder drängten ihnen nach, verwickelten sie im knietiefen Wasser nochmals in erbitterte Kämpfe, um zu

den Schiffen zu gelangen und die Beute zurückzuerobern. Doch vergebens. Die Turonländer, die bereits wieder an Bord waren, deckten den Rückzug mit einem wahren Pfeilhagel. Die tödlichen Geschosse kamen mit einem unheilvollen Surren aus der Dunkelheit, sodass man sie hörte, bevor man sie sah, und mancher Elasunder bekam sie zu spüren, ehe er sich ducken konnte. Genau vor Candamir fiel ein Mann getroffen ins Wasser, und er packte ihn unter den Achseln und schleifte ihn zurück an Land.

Ungehindert und in Windeseile zogen die drei Piratenschiffe davon; die nassen Ruder funkelten im Mondlicht, als wären sie aus Glas gemacht.

Es war eigentümlich still geworden am Ufer; hier und da war leises Stöhnen und Weinen zu vernehmen, aber der Lärm hatte sich gelegt.

Candamir kehrte dem Fjord den Rücken. »Hat irgendwer meinen Bruder gesehen?«

Schweigend schüttelten die Umstehenden die Köpfe, niemand wollte ihm in die Augen schauen. Candamir starrte zu den rauchenden Trümmern der Scheune hinüber.

Sie war eine der größten in Elasund gewesen. Als Kinder hatten Osmund u

nd er darin gespielt, hatten sich

gegenseitig ihren Mut bewiesen, indem sie vom Heuboden in einen Strohhaufen hinabsprangen, den sie nach jedem erfolgreichen Sprung kleiner und dünner machten, bis das gute Stroh schließlich in der ganzen Scheune verstreut lag.

Das hatte regelmäßig den Zorn seines Onkels erregt, und der hatte mit Ohrfeigen nie gegeizt. Trotzdem waren sie immer wieder hingeschlichen. Candamir fragte sich, ob sein Bruder und dessen Freunde Sigismunds Heuboden auch für ihre Mutproben missbraucht hatten. Wie eigenartig, dass er das nicht wusste, dass er Hacon nie danach gefragt hatte. Ganz plötzlich, von einem Herzschlag zum nächsten, bekam er weiche Knie. Doch ehe die Verzweiflung von ihm Besitz ergreifen konnte, meldete sich eine helle Stimme aus luftigen Höhen: »Ich bin hier.«

Verwundert sahen die Männer zur Krone der gewaltigen Esche hinauf, die auf der großen Wiese stand.

Herbsttrocken raschelte das Laub, dann erschienen zwei schlaksige, dünne Beine, schließlich landete Hacon sicher und federnd auf beiden Füßen und trat mit g esenktem

Kopf zu seinem Bruder. »Ein Hüne mit einem roten Bart hat mich hinaufgejagt«, erklärte er verlegen. Noch beinah drei Monate trennten ihn von seinem fünfzehnten Geburtstag, aber trotzdem schämte er sich, dass er geflohen war, statt zu kämpfen. Er ruckte das Kinn zum Stamm des Baumes. »Eh er mir nachklettern konnte, hat Eilhard ihn erschlagen.«

Candamir stieß hörbar die Luft aus. Einen grässlichen Moment lang schien das Schwächegefühl in den Beinen sich noch zu verschlimmern. Er legte seinem Bruder einen Arm um die knochigen Schultern, stützte sich unauffällig auf ihn und betrachtete kritisch sein Gesicht. Hacon hatte eine hässliche Schramme auf der Stirn, schien ansonsten aber unversehrt.

»Danke, Eilhard«, murmelte Candamir.

Der ältere Mann nickte ernst. »Kluger Junge, dei n

Bruder«, bekundete er mit seiner tiefen, voll tönenden Stimme. »Die anderen Knaben, die nicht so geistesgegenwärtig waren, sind in Sigismunds Scheune verbrannt. Ich habe noch nie erlebt, dass Turonländer so etwas tun«, fügte er verständnislos hinzu.

»Feiges Pack«, brachte Hacon beinah tonlos hervor und wies auf einen Toten, der mit dem Gesicht nach unten halb im Wasser, halb auf dem Ufer lag. »Bert Sigismundsson.

Ein Turonländer hat ihn von hinten erschlagen, ich hab's genau gesehen.« Sein Blick wanderte rastlos von der reglosen Gestalt zu den davonziehenden Feinden und kehrte dann zum Gesicht seines Bruders zurück. »Bert war ein Jahr jünger als ich, Candamir«, sagte er anklagend.

»Ja, ich weiß. Es tut mir Leid«, antwortete Candamir hilflos. Er sprach zu seinem Bruder, aber er meinte all seine Nachbarn.

»Es tut mir Leid, dass wir nicht hier waren.«

Harald der Schmied wies auf seinen rechten Oberarm.

»Dafür, dass du nicht hier warst, haben sie dich ganz ordentlich erwischt.«

Candamir legte die Linke auf die Stelle und ertastete die klebrige Nässe seines Blutes. Er spürte die Wunde kaum, aber jetzt erinnerte er sich an den Moment vor der Scheune. Er hatte die Klinge von schräg oben kommen sehen und geglaubt, er werde den Arm verlieren. Und das hätte er auch, wäre Osmund nicht plötzlich zur Stelle gewesen, um den johlenden Turonländer niederzustrecken.

Suchend schaute Candamir sich nach seinem Freund um und entdeckte die unverwechselbare, hoch gewachsene Gestalt mit dem blonden Schopf in einiger Entfernung.

Osmund wollte nach Hause, und eine innere Stimme 20

drängte Candamir, ihm zu folgen.

Er ließ Hacon los. »Lebt mein Sachse noch?«, fragte er.

Mehrere der Umstehenden nickten.

»Er soll sich um die Verwundeten kümmern. Er kennt sich aus, hört auf ihn«, riet Candamir eindringlich.

Er hatte sich schon halb abgewandt, als der graubärtige, vierschrötige Siward seinen blut e

g tränkten Ärmel packte.

»Candamir, wir können hier nicht einfach rumstehen und ihnen hinterherstarren. Wir müssen sie verfolgen!«

Der jüngere Mann schüttelte langsam den Kopf. »Das ist aussichtslos, Siward.«

»Aber sie haben meine Frau mitgenommen!« Flehentlich umklammerte Siward seinen Arm. »Sie ist die Base deiner Mutter, du *musst* mir helfen! Du hast ein Schiff!«

Sein Daumen drückte genau auf die Fleischwunde, und Candamir riss sich unwillig los. Er wusste nichts zu sagen.

Er bedauerte Siwards Verlust, aber es wäre vollkommen sinnlos, die Verfolgung der Piraten aufzunehmen. Die Turonländer hatten lange, schnittige Kriegsschiffe mit zwanzig Riemenpaaren. Bei dem schwachen Nachtwind war es unmöglich, sie mit einem Handelssegler, wie Candamir

ihn besaß, einzuholen. Und wenn es durch eine Laune des Windes doch gelänge, dann war es Selbstmord

…

Unerwartet kam Olaf, der Osmunds Onkel war, ihm zur Hilfe. »Wir brauchten wenigstens eine Stunde, um ein Schiff klarzumachen«, sagte er mit seiner rauen Bassstimme. »Candamir hat Recht, es wäre zwecklos.«

Olaf war der erfahrenste Seefahrer und der wohlhabendste Mann in Elasund. Sein Wort hatte Gewicht. Siward senkte den Kopf und nickte.

Candamir legte ihm für einen Augenblick mitfühlend die 21

Hand auf die Schulter, ehe er sich wortlos abwandte.

Er holte Osmund an der Tür zu dessen Langhaus ein. Eine dürre, grauhaarige Frau stand mit verschränkten Armen davor und verspe r

r te dem Herrn des Hauses den Zugang.

»Lass mich vorbei«, verlangte Osmund leise, seine Stimme klang eigentümlich matt.

Die Alte sc ü

h ttelte den Kopf. »Gisla ist tot, Osmund, und daran wirst selbst du nichts mehr ändern.«

»Ich will sie sehen!«

»Nein. Das willst du nicht, glaub mir.«

»Verflucht sollst du sein, Brigitta, sie ist meine Frau!«

»War. Sie war auch meine Enkelin, und ich sage dir, du wirst sie so nicht zu sehen kriegen. Das hätte sie niemals gewollt.«

Osmund hatte die Fäuste geballt. »Geh weg von der Tür, du Hexe …«

Candamir trat hinzu, achtete darauf, seinem Freund nicht zu nahe zu kommen, und fasste Brigitta behutsam am Ellbogen.

»Lass ihn, er weiß schon, was er tut«, sagte er. »Und es ist sein Recht.«

Sie richtete den verächtlichen Blick auf den Ankömmling, zögerte noch einen Moment und machte dann Platz.

Mit gesenktem Kopf stürmte Osmund an ihnen vorbei in die Halle. Nicht lange, und sie hörten seinen verzweifelten Protestschrei. Candamir kniff einen Moment die Augen zu.

Die Alte lachte höhnisch. »Du meinst also, er weiß, was er tut, ja?«

Unbewusst trat Candamir einen halben Schritt zurück.

Wie beinah jeder Mann in Elasund fürchtete er sich ein wenig vor der alten Brigitta. »Was … was ist passiert?«

»Es waren drei«, berichtete sie scheinbar leidenschaftslos.

»Einen habe ich erschlagen, aber die anderen beiden haben sie in die Kammer geschleppt und die Tür verriegelt und dann …«

»Was ist mit dem kleinen Roric?«, fiel Candamir ihr hastig ins Wort.

»Er hat alles verschlafen. Sie haben ihn nicht gefunden.

Ich hatte ihn im Mist versteckt. Der einzige Ort, den diese gierigen Schweine nicht durchstöbert haben.«

Candamir nickte. Es schien, irgendeiner der Götter hatte heute Nacht doch eine schützende Hand über Osmunds Haus gehalten, selbst wenn er sich offenbar keine sehr große Mühe gegeben hatte. Gewiss würde Osmund Trost in seinem Sohn finden. Irgendwann.

»Geh runter zum Hafen und hilf den Leuten«, bat er Brigitta. Sie mochte scharfzüngig und vielleicht auch mit Dämonen und Waldgeistern im Bunde sein, aber sie war mindestens so heilkundig wie der Sachse.

»Gewiss«, spöttelte sie. »Ich überlasse die Helden von Elasund sich selbst, die furchtlos den Fjord durchschwimmen und dabei vier feindliche Schiffe übersehen, die im hellen Mondlicht vor ihrer Nase in den Hafen rudern …«

Candamir ging nicht darauf ein. Er wusste, es hatte keinen Sinn, sich zu rechtfertigen. Nur wer selbst erlebt hatte, wie es war, nachts durch den Fjord zu schwimmen, konnte wissen, dass man auch im hellsten Mondschein nie weiter als zehn Ellen sehen konnte. Dass man zu sehr damit beschäftigt war, die Kälte zu überwinden, die 23

Richtung zu halten und ob der unendlichen Schwärze unter sich nicht in Panik zu geraten, um irgendetwas anderes wahrzunehmen.

»Wo ist dein Urenkel jetzt?«, fragte er.

Sie ruckte das Kinn zum Langhaus. »Ich hab ihn zu seiner toten Mutter gelegt, aber bis morgen früh muss ich eine Amme für ihn finden.«

Candamir machte eine auffordernde Geste. »Dann lass dich nicht aufhalten …«

Mit einem vielsagenden Schnauben wandte sie sich ab, zog ihr schwarzes Schultertuch fester um sich und ging Richtung Hafen davon.

Candamir nahm ihren Platz als Wachposten vor Osmunds Tür ein, um sicherzustellen, dass ihn niemand in seiner Trauer störte. Das schien ihm im Augenblick das Wichtigste zu sein.

»Herr, Herr, wach auf!«

Candamir fuhr aus dem Schlaf und packte die Hand, die an seiner Schulter rüttelte. Als er erkannte, dass es nur der Sachse war, ließ er ihn los und rieb sich die Augen. Der Arm, den er dazu hob, war muskulös, die Haut glatt und hell. Ein schmutziger Verband bedeckte die Fleischwunde am Oberarm. Nur ein wenig Blut war durchgedrungen und längst getrocknet. »Was soll dieses Getöse?«, fragte Candamir unwirsch.

»Herr, einer der Turonländer lebt noch. Sie … sie wollen ihm die Augen ausstechen und sein … du weißt schon abschneiden und ihn dann den Fischen zum Fraß vorwerfen!«

»Na und? Was sollen wir sonst mit ih tun?

m

« Gähnend

fuhr Candamir sich mit den riesigen Händen durchs schwarze Haar. Es fiel ihm glatt bis über die Schultern, 24

und wie die meisten Männer seines Volkes trug er die vorderen Strähnen, die das Gesicht umrahmten, zu schmalen Zöpfen geflochten.

Der Sachse ruderte wild mit den Armen. »So dürfen Menschen nicht miteinander umgehen«, erklärte er.

»Ach du meine Güte, jetzt fängt das wieder an …«

Dieser Sachse war ein komisches Männlein. Er stammte aus Britannien, hatte er ihnen erzählt, und er hatte auch einen Namen, der aber so vollkommen unaussprechlich war, dass die Elasunder ihn der Einfachheit halber lieber den Sachsen nannten. Als er vor zwei Jahren hergekommen war, hatte er noch wunderlicher ausgesehen als heute, denn er hatte ein kreisrundes Loch in den blonden Schopf geschoren. In seinem Bündel trug er weder Brot noch Gold, sondern lediglich ein Eisenkreuz und ein merkwürdiges Ding, welches aus Holzdeckeln und dünnen Lagen getrockneter Tierhaut bestand, die mit eigentümlichen, winzigen Runen voll gekritzelt waren.

»Buch« hatte er dies Ding genannt und behauptet, es komme ebenso wie das Kreuz von seinem Gott, der mächtiger sei als alle anderen Götter. Die Elasunder hatten es für das Sicherste gehalten, den Sac s h en zu töten und die

Geschenke seines Gottes zu verbrennen, da sie gefährlich sein könnten, aber Osmund war dagegen gewesen. Weil jedoch seine Gisla den geschorenen Fremdling nicht im Haus haben wollte, hatte Candamir ihn kurzerhand als Sklaven zu sich genommen, und er hatte es noch keinen Tag bereut. Der Sachse konnte ordentlich zupacken, er verstand sich auf die

Behandlung von allerlei Gebrechen und Krankheiten und hatte eine glückliche Hand mit dem Vieh. Aber merkwürdig war er dennoch.

Candamir setzte sich auf, und erst jetzt entdeckte der Sklave die Magd, die neben dem Hausherrn lag und selig schlummerte. Nachlässig zog Candamir an der Felldecke, 25

um ihre niedlichen kleinen Brüste zu bedecken. Der Anblick einer nackten Frau flößte dem Sachsen Unbehagen ein, hatte er festgestellt. Es gebe heutzutage viele Männer mit geschorenen Köpfen in Britannien, behauptete der Sachse, die ihrem Gott Häuser bauten und mit ihm zusammen darin lebten. Ohne Frauen. Von Frauen hielten die Kahlköpfe und ihr Gott offenbar nicht viel.

»Er ist ein Feind und hat Elasunder getötet«, erklärte Candamir geduldig. »Wir müssen sie rächen. Das ist unsere Pflicht. Sonst zürnen uns ihre Geister und ihre Schutzgötter und suchen uns heim. Zu Recht.«

Das schien selbst dem Sachsen einzuleuchten. Trotzdem gab er zu bedenken: »Wenn ihr ihn schont, erzählt er uns vielleicht, warum die Turonländer allenthalb n e hier

einfallen. Und wann sie das nächste Mal kommen.«

Candamir griff nach seinen Hosen, streifte sie über und schlüpfte in die knöchelhohen Schuhe aus Seehundfell.

»Das ist kein dummer Gedanke«, räumte er ein, während er die Schnürsenkel kreuzweise um die Knöchel schlang und zuband.

»Aber er sagt es uns auch so. Glaub mir, er wird uns alles sagen, was wir wissen wollen.«

Es dämmerte, als Candamir nach einer hastig heruntergekippten Schale Fischbrühe aus seinem Langhaus trat. Bei seiner Rückkehr von der Nachtwache vor Osmunds Halle hatte er bereits gesehen, welche Verwüstung die Turonländer auf seinem Hof angerichtet hatten, doch erst jetzt im grauen Morgenlicht erkannte er deren ganzes Ausmaß: Sein Vieh war großteils gestohlen, der Kuhstall und das Vorratshaus nur noch geschwärzte Gerippe. Seine Mägde hatten Zeit gehabt, sich zu verstecken, weil sein Haus weiter vom Ufer entfernt lag als die meisten anderen, aber Candamir begann sich zu 26

fragen, wie er sie oder auch sonst irgendwen über den Winter bringen sollte.

Elasund bestand aus gut zwei Dutzend Gehöften mit je einem Langhaus und einer Unzahl von Ställen, Scheunen und anderen Nebengebäuden. Die Häuser bildete n einen

ungefähren Kreis, standen nahe genug beieinander, dass man sich bei Überfällen wie dem der letzten Nacht gemeinschaftlich verteidigen konnte. Das Land, welches das Dorf umgab, war strikt aufgeteilt und wurde hauptsächlich als Weideland zur Schaf- und Rinderzucht genutzt. Nur die wenigsten bauten Gerste, Roggen oder gar Weizen an. Das Klima hier war einfach zu rau, die Winter zu lang, und das Korn gedieh schlecht. Getreide kauften die Elasunder in den Häfen weiter südlich.

In Begleitung seines Bruders und des Sachsen begab Candamir sich zur Uferwiese, wo die Elasunder sich versammelten, wenn es Fragen von allgemeinem Interesse zu erörtern gab. Auf ihrem leicht abschüssigen Weg kamen sie an geplünderten Vorratshäusern mit schiefmäulig gähnenden Toröffnungen vorbei, abgeschlachtete Kühe und zertrampeltes Federvieh lagen im Schlamm.

»Wie viele sind tot?«, fragte Candamir den Sachsen.

»Euer Onkel Sigismund, sein Sohn Bert und drei seiner Knechte«, begann der Sklave bedrückt. »Turgot Turgotsson, seine Frau und ein Knecht …«

Es wurde eine lange, traurige Litanei: Fast ein Dutzend freier Elasunder beiderlei Geschlechts lagen demnach tot hinter ihren Häusern aufgebahrt und noch einmal ebenso viele Sklaven. Siebzehn Frauen und Mädchen waren verschleppt worden. »Und damit hat dieses Dorf beinah ein Zehntel seiner freien Bevölkerun g verloren«, schloss

der Sachse.

»Was soll das wieder heißen?«, fragte Candamir schroff.

»Von zehn Männern und Frauen ist einer tot oder in die Sklaverei verschleppt«, erklärte der Mönch.

»Thors Hammer … Das ist furchtbar«, murmelte der junge Hacon erschüttert. Candamir gab ihm Recht.

Der Morgen war kalt und grau. Ein scharfer Seewind trieb Regenwolken heran, aber noch war es trocken. Unweit der Esche war ein Feuer entzündet worden, um welches die Elasunder sich fröstelnd scharten. Ihr Atem bildete weiße Dampfwolken in der klaren Luft.

Auch Osmund war dort, stand still und blass im Hintergrund, hielt seinen schlafenden Sohn in den Armen und starrte aufs Meer hinaus.

Zwei junge

B

urschen hielten den gefangenen

Turonländer an den Armen gepackt, einen schlanken, nahezu hageren Mann um die zwanzig mit rötlichem Haupt- und Barthaar. Man hatte ih die Hände auf den m

Rücken gebunden. Er stand breitbeinig zwischen seinen Wächtern und schwankte trotzdem leicht. Blut war ihm über die Stirn und in die Augen gelaufen; er war verwundet. Er bemühte sich um eine gleichgültige Miene, aber sein Blick glitt allenthalben zu dem Schürhaken hinüber, der im Feuer lag und dessen Spitze schon rötlich glühte.

»Brauchst gar nicht so hinzustarren«, knurrte Siward, dessen Frau zu den Verschleppten zählte, hasserfüllt.

»Dieser Schürhaken wird ohnehin das Letzte sein, was du in deinem jämmerlichen Leben siehst.«

Hier und da wurde gelacht, aber ohne jeden Frohsinn.

Das Lachen klang hart und gefährlich.

»Herr …«, flehte der Sachse leise, verstummte aber 28

unter Candamirs finsterem Blick.

Als Sohn eines angelsächsischen Edelmannes geboren, tat der Mönch, der einmal Byrhtferth geheißen hatte, sich schwer mit seinem Sklavendasein. Er war aus dem heimischen Britannien ausgezogen, um diese armen Heiden zu missionieren, und hatte gewusst, dass es ihn das Leben kosten könnte. Mit dem Verlust seiner Freiheit und seines Standes hatte er

i

ndessen nicht gerechnet.

Inzwischen war er zu dem Schluss gekommen, dass Gott ihm dies als Prüfung auferlegt hatte. Das machte es leichter, das bittere Los der Knechtschaft in Demut zu ertragen. Er ahnte, dass Gott ihn erst daraus erlösen würde, wenn es ihm gelungen war, diese Wilden zum wahren Glauben, zu Mildtätigkeit und Nächstenliebe zu bekehren.

Aber in Momenten wie diesem erschien seine Aufgabe ihm aussichtslos.

»Lasst uns endlich zur Sache kommen mit dem Turonländer«, verlangte die alte Brigitta. »Mir ist kalt, und ich habe Verwundete zu versorgen.«

Wenn dir kalt ist, dann scher dich an den Herd, wohin du gehörst, dachte Candamir verdrossen, und vermutlich war er nicht der Einzige. Frauen hatten beim *Thing* eigentlich nichts verloren. Aber natürlich wagte niemand, Brigitta daran zu erinnern.

»Einen Augenblick noch«, meldete Olaf sich zu Wort und trat bedächtig ein paar Schritte vor. Er trug ein knielanges Obergewand aus feinster dunkelblauer Wolle.

Die grauen Hosen waren aus dem gleichen Stoff gefertigt und steckten in Schuhen aus edlem Rindsleder, wie sie die Schuster im Frankenland herstellten. Er war groß und breitschultrig wie so viele Männer seines Volkes. Ein paar Silberfäden schimmerten im schulterlangen blonden Haar und dem gepflegten, kurzen Bart, gerade genug, um ihn weise und reich an Erfahrung wirken zu lassen, nicht aber

alt. »Ich würde vorher gern ein paar Dinge erfragen.« Er rich

Blick seine

tete den

r scharfen, hellblauen Augen auf

den Gefangenen. »Warum verschleppt ihr nur Frauen?«

Der Turonländer straffte di

e Schultern und sah ihm

direkt in die Augen. »Weil die unseren auch verschleppt worden sind. Wir brauchen Frauen.« Sein Dialekt war ein beinah unverständlicher Singsang. Turonland lag viel weiter im Süden als Elasund.

»Verschleppt von wem?«, wollte Olaf wissen.

»Kuwanen«, antwortete der Gefangene knapp.

Ein Raunen ging durch die Versammelten wie eine Brise durch die Baumkronen eines Waldes. Die Kuwanen waren ein wildes Kriegervolk aus einem Land jenseits des östlichen Meeres.

»Und warum wollt ihr keine männlichen Sklaven?«, fragte Candamir. Er spürte Olafs missfälligen Blick, und er wusste selbst, dass es ungehörig war, die Befragung einfach so an sich zu reißen. Aber es war nicht seine Stärke, sich zu beherrschen, und seit sein Vater vorletzten Herbst nicht von seiner Kauffahrt heimgekehrt und Canda i

m r das Oberhaupt seines kleinen Haushalts geworden war, fiel es ihm schwerer denn je, den Ältesten den gebotenen Respekt zu erweisen.

Der Gefangene schwieg, als sei es unter seiner Würde, die Frage zu beantworten.

Das ärgerte Candamir. Er nickte den beiden jungen Burschen zu. »Nehmt ihm ein Auge. Mal sehen, ob ihn das redseliger macht.«

»Sie fangen keine Männer, weil sie selbst so viele ihrer Leute verloren haben, dass sie Aufstände ihrer Sklaven fürchten müssten«, erklärte der Sachse mit belegter Stimme.

Candamir warf ihm über die Schulter einen kurzen Blick zu.

»Du lebst heute gefährlich, das weißt du, oder?«

Der Sachse lächelte duldsam.

Sein Herr schaute wieder zu dem Turonländer. »Ist es so, wie er sagt?«

Der Gefangene nickte unwillig.

»Und ihr habt euch einfach gedacht, ihr kommt her und tut uns an, was man euch angetan hat, ja?«

»Ein jeder muss sehen, wo er bleibt«, entgegnete der junge Gefangene ohne jede Reue.

Candamir schnaubte verächtlich und trat einen Schritt zurück. Siward holte mit einem ledernen Lappen den Schürhaken aus dem Feuer und ging damit auf den Gefangenen zu, der stockstill stand und ihm mit schreckgeweiteten Augen entgegenstarrte.

»Nein«, stieß der Sachse hervor und warf sich zwischen den rachsüchtigen Elasunder und sein Opfer. Verdattert über die

Unverschämtheit des Sklaven, blieb Siward stehen.

»Kehrt um, ihr dürft keine Vergeltung üben!«, rief der Sachse beschwörend. »Mein ist die Rache, spricht der Herr. Nur wenn ihr Milde zeigt, wird er euch Gnade erweisen und beschützen.«

Osmund drückte Brigitta den kleinen Roric in die Arme, drängte sich nach vorn und packte den Mönch an der Schulter.

»Dein Schwächling von Gott, der sich von seinen Feinden an einen Holzbalken hat nageln lassen, soll uns beschützen? Ich glaube, darauf können wir verzichten.«

Seine knochige Faust traf den Sachsen am Kinn, und der schmächtige Mönch wurde zurück gegen den Turonländer

geschleudert, fiel aber nicht zu Boden.

Osmund fuhr zu Siward herum. »Tu es, oder gib mir das Eisen. Ich bin es satt zu warten. Er war einer von denen, die unsere Nachbarn verbrannt, deine Frau in die Sklaverei geschickt und meine getötet haben. Er schuldet sein Augenlicht und sein Leben.«

»Dieser Mann hat nichts von alldem getan, Osmund«, meldete Hacon sich schüchtern zu Wort. Er war ein scheuer Junge und hatte großen Respekt vor dem Freund seines Bruders, fürchtete sich gar ein wenig vor ihm. Er hatte Mühe, dem Blick der strahlend blauen Augen standzuhalten. Aber Hacon liebte den sächsischen Sklaven sehr und war fasziniert von den Geschichten, die er erzählte. Um seinetwillen sammelte er seinen Mut und fuhr fort: »Dieser Turonländer hat keinem Elasunder ein Haar gekrümmt, weil

du ihn mit einem Stein niedergeschlagen hast, ehe er Gelegenheit dazu bekam.«

Er wies kurz zur Baumkrone hinauf, wo er sich in der Nacht zuvor versteckt hatte. »Ich hab’s gesehen. Natürlich können wir stellvertretend Rache an ihm üben statt an seinen Gefährten, aber die Götter werden uns nicht strafen, wenn wir es nicht tun.«

Osmund trat den Sachsen beiseite wie einen lästigen Köter und betrachtete den Gefangenen mit konzentriert gerunzelter Stirn. Dann nickte er zögernd. »Hacon hat Recht, das ist der Kerl, dessen Schwert ich geborgt habe.

Ich will trotzdem, dass er stirbt«, fügte er leise hinzu. »Ich will sein Blut fließen sehen, so wie Gislas geflossen ist.«

Harald der Schmied legte ihm beschwichtigend die Hand auf die Schulter. »Aber wenn er sein Leben nicht den Göttern schuldet, könnten wir ihn auch behalten, Osmund«, wandte er bedächtig ein. »Wir haben viele gute Knechte verloren letzte Nacht. Wir brauchen Arbeitskräfte.«

»Eher will ich mein Vorratshaus mit meinen eigenen Händen wieder aufbauen«, knurrte Siward.

»Nun, dann lasst uns darüber abstimmen«, schlug Olaf vor.

Weil Gisla die Frau seines Neffen gewesen war, stimmte er mit Osmund und Siward für den Tod des Turonländers.

Auch Candamir war auf ihrer Seite. Um Osmunds willen vor allem, doch auch aus Respekt vor seinem toten Onkel Sigismund und dessen Sohn. Wie jeder hier empfand

Candamir einen Angriff auf einen Verwandten als persönliche Kränkung und Bedrohung, denn nur wenn si e

zahlreich war, war eine Sippe stark.

Aber diejenigen, die die Arbeitskraft des Gefangenen nützlicher fanden als seinen Tod, waren in der Überzahl.

Jeder konnte sehen, dass Osmund Mühe hatte, seinen Zorn zu beherrschen. Ehe er den Dolch zücken und gegen den Beschluss der Versammlung seinen Kopf d r u chsetzen

konnte, nickte Olaf zweien seiner Söhne zu, und sie nahmen den Turonländer in die Mitte, führten ihn zu ihrem Hof hinüber und sperrten ihn fürs Erste in die Sauna.

»Sei heute Abend mein Gast, Osmund«, sagte Olaf leise zu seinem Neffen. »Du brauchst eine Amme für deinen Sohn, sagt Brigitta. Sicher findest du unter meinen Mägden eine. Iss und trink mit uns und lass dir Trost spenden in deiner Trauer.«

Osmund verschränkte die Arme und senkte den Kopf. Er hätte die Einladung lieber ausgeschlagen. Aber im Gegensatz zu seinem Freund wusste er, was sich gehörte.

»Danke, Onkel.«

Olaf wandte sich an Candamir. »Und du solltest deinem Sklaven Manieren beibringen.«

Candamir nickte und sah seinen Sachsen wortlos an. Die 33

meergrauen Augen funkelten zornig. Scheinbar demütig senkte der Mönch das Haupt und dachte mit einer verstohlenen Grimasse, dass heute in Elasund wohl doch noch Blut fließen sollte, und zwar das seine. Aber er

frohlockte bei dem Gedanken. Es würde ihn Gott näher bringen …

»Es wird Zeit, dass wir beraten, was jetzt zu tun ist«, drängte Harald. »So kann es nicht weitergehen. Im Frühling sind die Turonländer hier eingefallen und haben uns das Vieh gestohlen. Jetzt kommen sie wieder und stehlen das Heu und die Frauen. Wohin soll das führen?«

»Wir sollten dem König einen Boten schicken«, meinte Siwards Sohn Wiland. Und weil er nichts als verblüfftes Gelächter erntete, fügte er aufgebracht hinzu: »Er ist der König der Turonländer genau wie der unsere! Er kann ihnen befehlen, uns zufrieden zu lassen. Und meine Mutter wieder herzugeben …«

Seine Stimme kippte, und er senkte den Kopf.

Osmund empfand Mitgefühl für den kaum fünfzehnjährigen Jungen. Er selbst hatte keinerlei Erinnerung an seine Mutter, die wenige Wochen nach seiner Geburt an einem Lungenfieber gestorben war. Sein Vater hatte ihn auf den Nachbarhof gebracht, wo ebenfalls gerade ein Erstgeborener das trübe Winterlicht der Welt erblickt hatte. So war es gekommen, dass Candamir und Osmund von derselben Brust genährt worden waren, was vermutlich erklärte, warum sie einander nahe standen wie Brüder. Erst als seine Ziehmutter acht Jahre später gleich nach dem Julfest bei Hacons Geburt gestorben war, hatte er die Angst und die Verlorenheit verspürt, die der Verlust mit sich brachte, den er doch in Wahrheit schon längst erlitten hatte. Es war die bitterste Erinnerung seiner Kindheit. Und er wusste noch genau, dass er und Candamir sich voreinander ihrer Tränen geschämt hatten, 34

so wie Wiland sich jetzt schämte, dass sich jeder in einen stillen Winkel verkrochen hatte, um sie zu vergießen.

Vielleicht war es das erste Mal gewesen, dass sie irgendetwas nicht gemeinsam taten.

Der Verlust von damals machte den von heute auf eigentümliche Weise erträglicher. Kein Glück kann je von Dauer sein, hatte sein Vater damals zu ihm gesagt, das ist nicht das Schicksal der Menschen. Die Götter leihen es uns nur. Osmund war also gewarnt gewesen. Gislas Tod drückte ihn nieder, drohte ihm die Luft abzuschnüren.

Aber er hatte ihn nicht überrascht.

Er legte dem jungen Wiland die Hände auf die Schultern.

»Welcher ist dein Schutzgott, hm?«

»Odin«, antwortete der Junge tonlos.

»So wie der meine. Das ist gut. Er wird dir den Trost seiner Weisheit schenken. Deine Mutter ist so unwiederbringlich verloren wie meine Frau, Wiland.

Daran kann auch der König nichts ändern. Wer ist er schon, dieser König? Wer hat ihn in El s a und je gesehen?

Er ist so weit weg wie die Sterne. Setz deine Hoffnungen lieber auf Odin, der über dein Glück wacht, der uns wenigstens hin und wieder einen seiner Raben schickt oder einen Traum. Er ist uns näher als der König.«

Der Junge sah blinzelnd zu Osmund auf. Sein Gesicht war immer noch rußverschmiert, seine Augen geweitet von den Schrecken der vergangenen Nacht; dem knappen Entkommen aus der brennenden Scheune. Verständnislos

schüttelte er den Kopf. »Aber so sollte es nicht sein. Sollte der König die Seinen nicht beschützen?«

»Doch«, stimmte Osmund mit Nachdruck zu. »Ein gutes Volk sollte i

e nen guten König haben, der sein Recht schützt und sein Land sichert. Aber bei uns ist es leider 35

anders.«

»Wenn wir auf den König hoffen wollen, können wir uns gleich alle im Fjord ertränken«, stimmte die alte Brigitta düster zu.

»Dann lasst uns die Schiffe bemannen, nach Turonland fahren und uns unsere Frauen und unser Vieh zurückholen«, schlug Eilhard vor, dessen Bart schon weiß war, der aber immer noch wie kein Zweiter die Streitaxt führen konnte. »Der Turonländer hat selbst gesagt, sie seien geschwächt nach den Überfällen der Kuwanen. Es sollte so schwer nicht sein.«

Aber der Vorschlag stieß auf wenig Gegenliebe. Zwei der sieben Elasunder Schiffe waren noch fort, würden im Spätherbst oder gar erst nächstes Jahr von ihren langen Kauffahrten zurückkommen. Nach den Verlusten der letzten Nacht waren kaum genug freie Elasunder übrig, um die restlichen Schiffe zu bemannen, geschweige denn eine kampffähige Truppe aufzustellen. Sie würden ins Verderben segeln, wenn sie versuchten, in Turonland einzufallen, war die einhellige Meinung.

»Das mag ja alles sein«, sagt

e Siward ungeduldig. »Aber

wenn wir nichts unternehmen, werden wir einen kargen Winter haben. Mein Vieh ist gestohlen oder abgestochen, meine Vorräte an Stockfisch und Getreide verbrannt. Wir werden hungern. Und viele werden sterben. Dann werden wir überhaupt nicht mehr in der Lage sein, uns zu verteidigen.«

Candamir schaute auf den Fjord hinaus, auf sein Schiff, das dort in der frischen Herbstbrise an seiner Ankerkette zerrte.

»Am liebsten würde ich fortgehen«, murmelte er sehnsüchtig.

»Irgendwohin, wo es im Winter nicht so dunkel ist, wo 36

man nicht immerzu friert. Wo man mehr als drei Monate im Jahr hat, um das Vieh zu mästen und ein paar Halme Korn anzubauen.«

Wehmütiges Seufzen erhob sich. Schließlich fasste Osmund in Worte, was alle dachten: »Ja, schon mein Vater und der Vater meines Vaters und dessen Vater vor ihm haben von einer neuen Heimat geträumt. Aber sie haben zu lange gezögert. Die Stämme unseres Volkes, die in Irland gesiedelt haben, heißen niemanden mehr willkommen. Britannien gehört den Angeln, den Sachsen und den Juten. Jetzt gibt es nirgendwo mehr Land.«

Sein Onkel, der weit gereiste Olaf, war anderer Ansicht.

Er spielte schon lange mit dem Gedanken, Elasund aufzugeben, nicht erst seit die Überfälle sich häuften, denn das Land hier war karg und reichte für die stetig e

wachsende Bevölkerung schon lange nicht m hr aus. Er mochte der reichste Mann und der größte Landbesitzer dieses Dorfes sein, aber er hatte fünf Söhne, und für sie sah

er hier keine Zukunft. Fortzugehen, eine neue Heimat zu suchen, schien ihm der einzige Weg, den Fortbes a t nd

seines Geschlechts zu sichern.

Aber solche Ideen wollten sorgsam erwogen und durchdacht sein, ehe man sie erörterte. Heute früh standen die Elasunder unter dem Eindruck der Schrecken der vergangenen Nacht wie unter einem Bann. Das war nicht die geeignete Stimmung, u weit reichende m

Entscheidungen zu treffen.

»Zwei Dinge gilt es zu tun«, sagte er zu den Versammelten.

»Als Erstes müssen wir zusehen, dass wir neue Wintervorräte anlegen. Das heißt, wir müssen jeden Tag, da das Wetter es zulässt, zum Fischen hinausfahren. Es bleibt keine Zeit mehr, Fische zu trocknen, aber wir 37

können sie räuchern. Was uns an Vieh geblieben ist, müssen wir schlachten und einpökeln. Ohne Heu würden wir die Tiere ja doch nicht über den Winter bringen. Und wir sollten mit ein paar Wagen nach Süden ins Landesinnere fahren, dorthin, wo die Turonländer nicht gewütet haben. Vielleicht können wir wenigstens ein paar Säcke Mehl kaufen. Zweitens sollten wir überlegen, wie wir uns in Zukunft besser vor Angriffen schützen können.«

Unwillkürlich sahen alle zu Olafs Haus hinüber. Es war das einzige in Elasund, das mit einem Palisadenzaun umgeben war. Das Tor war beschädigt und geschwärzt von den Angriffen der letzten Nacht, doch es hatte standgehalten. So kam es, dass ausgerechnet der reiche Olaf der Einzige war, der keine Verluste an Mensch und Vieh oder sonstigem Besitz zu beklagen hatte.

Candamir sprach aus, was viele dachten: »Nicht jeder hat so viele Knechte wie du, dass er sie entbehren könnte, um Holz zu schlagen, herzuschaffen und einen Zaun zu errichten.« Es klang schärfer, als er beabsichtigt hatte.

Olaf bedachte ihn mit einem scheinbar nachsichtigen Lächeln. »Nun, wenn es dir an Arbeitskräften mangelt, muss man sich fragen, wieso du dir letzten Sommer eine neue Sklavin gekauft hast statt einen kräftigen Burschen.

Vielleicht wäre es ratsam, wenn du wenigstens ab und zu mal mit dem Kopf denken würdest.«

Es war ein verhaltenes Gelächter, das sich erhob, doch immerhin klang es natürlich, war das erste Aufflackern von Frohsinn nach dem Albtraum der vergangenen Nacht.

Candamir errötete, stimmte aber selbst mit ein.

Es war beinah Mittag, als er mit den Seinen nach Hause kam. Niemand sprach ein Wort, ein jeder war tief in 38

Gedanken versunken. Die übrigen Sklaven tauschten unbehagliche Blicke, als sie die düstere Stimmung und das brütende Schweigen wahrnahmen, und sie sahen ihre Befürchtungen bestätigt, als Candamir die Peitsche hervorholte, um dem Sachsen die wohlverdienten Prügel zu verabreichen.

»Candamir …«, begann Hacon zaghaft.

»Du sei lieber still«, riet der Ältere grimmig. »Sons t

kommst du gleich als Nächster an die Reihe. Ich hätte wirklich nicht übel Lust, weißt du. Ohne deine ungehörige Einmischung wäre der verdammte Turonländer jetzt tot und Osmund nicht um seine Rache betrogen worden.«

Und was hätte die ihm genützt?, wollte Hacon fragen, aber das wagte er nicht.

Offenbar zufrieden, dass er seinen Bruder zum Schweigen gebracht hatte, packte Candamir den sächsischen Sklaven unnötig hart am Arm und zerrte ihn hinaus, über den kleinen, grasbewachsenen Hof zum Stallgebäude hinüber. Eine Kuh lag mit durchtrennter Kehle und widersinnig nach hinten verdrehtem Kopf mitten im Hof. Rechter Hand ragte die verkohlte Ruine des Speicherhauses auf, aber der Stall, der im Winter Schafe und Pferde beherbergte, stand noch. Er war das letzte Gebäude des Hofes. Von hier aus stiegen die Weiden und Felder zum hügeligen Hinterland an.

Vereinzelt wuchsen Tannen oder Kiefern, die den Tieren im Sommer Schatten spendeten und sich jenseits des Flusses zu einem Wald verdichteten.

»Alsdann«, murmelte Candamir. Es klang ein wenig abwesend.

Einen Moment betrachtete der Sachse seinen jungen Herrn, der ihn um mehr als einen Kopf überragte, die kräftigen Schultern, die knochige Pranke, die die Peitsche 39

hielt. Die grauen Augen erwiderten seinen Blick kühl, fast ausdruckslos, und der Sachse erkannte mit sinkendem Herzen, wie verstört und zornig Candamir war.

»Nun, wenn es dein Wille ist, Herr ...«, sagte der Sklave seufzend.

»Nein, eigentlich nicht«, erwiderte Candamir, der sich irrtümlicherweise angesprochen fühlte. »Aber dieses Mal hast du den Bogen wirklich überspannt, meinst du nicht?«

»Könnte ich glauben, dass meine Meinung dich wirklich interessiert, würde ich noch einmal versuchen, dir zu erklären, warum ich es getan habe. Zu deinem Seelenheil und dem deiner Nachbarn.«

»Ja, ja. Genug geschwafelt. Zieh den Kittel aus und dreh dich um.«

Folgsam zog der Sachse sein fadenscheiniges, grau verwaschenes Gewand aus. Er trug weder Hemd noch Wams darunter. Sorgsam faltete er den Kittel und legte ihn auf einen nahen Holzstoß. Dann stützte er sich mit den Händen an der rohen Stallwand ab, stand fröstelnd in der Kälte und biss die Zähne zusammen.

Als nichts geschah, riskierte er einen Blick über i d e linke

Schulter. »Darf man fragen, worauf du …« Er brach ab.

Candamir hatte sich halb abgewandt und schaute zu den Weiden hinüber. Eine Gestalt war über den Hügelkamm gekommen. Sie war noch zu weit weg, um sie zu erkennen, aber es schien, als bewege sie sich langsam und auf nicht ganz geradem Kurs, so als trage sie eine schwere Last.

Candamir beschirmte die Augen mit der Linken, denn trotz der Wolken blendete das messingfarbene Herbstlicht.

»Oh, mächtiger Tyr …«, stieß er plötzlich hervor, ließ die Peitsche achtlos fallen und rannte los, setzte mühelos über das Gatter und lief hügelaufwärts, der Gestalt entgegen.

»Und der Herr wirkte ein Wunder und errettete seinen unwürdigen Knecht«, murmelte der Sachse vor sich hin.

»Jedenfalls vorläufig.« Er hob die Peitsche auf, rollte sie zusammen und versteckte sie hinter dem Holzstoß.

Die Gestalt war eine Frau, erkannte er jetzt und zog sich schleunigst wieder an. Candamir hatte sie inzwischen erreicht. Eine Weile standen sie beieinander und schienen zu reden, möglicherweise stritten sie gar. Zwei von Candamirs Pferden, die in der Nähe grasten, hoben die Köpfe und schauten neugierig zu ihnen h n i über.

Schließlich nahm Candamir der Frau das Bündel ab. Das Bündel strampelte heftig – ein Kind. Langsam kam die kleine Gruppe zum Hof herunter. Candamir trug das Kind auf dem linken Arm und hatte den rechten um die Schultern der Frau gelegt. Ihr Haar war dunkel, konnte der Sachse jetzt ausmachen. Er war sicher, er hatte sie noch nie gesehen, obwohl es im kommenden Sommer drei Jahre sein würden, dass er bei diesen Wilden hier lebte, und er hatte geglaubt, dass er inzwischen alle Menschen in Elasund und den kleinen Weilern am Fluss kannte.

Neugierig sah er seinem Herrn und der Fremden entgegen und öffnete ihnen das Gatter, als sie näher kamen.

Sie gingen an ihm vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, und er folgte ihnen zum Wohnhaus hinüber. Die Frau war noch keine zwanzig und sehr hübsch, nahm er an, wenn ihr Gesicht nicht so verweint und erschöpfungsbleich war wie gerade jetzt. Außerdem war sie hochschwanger und sah Candamir so ähnlich, dass der Knecht nicht länger rätseln musste, wer sie wohl sei.

Hacon hatte unglücklich in sich zusammengesunken am Langfeuer gesessen. Als die Tür sich öffnete, schaute er auf, und sein bekümmertes Gesicht erstrahlte in einem Lächeln purer Freude. »Asta!« Er sprang auf und lief ihr 41

entgegen. Als er ihr Gesicht sah, blieb er stehen und wiederholte unsicher:

»Asta …«

Sie nahm ihn bei den Händen und erwiderte sein Lächeln.

»Du meine Güte, Hacon … Ich kann kaum noch ›kleiner Brüder‹ zu dir sagen. Du kannst mir ja auf den Kopf spucken!«

»Ich werd mich hüten …«, erwiderte er verlegen.

Candamir setzte das nach wie vor strampelnde Bündel ab.

»Hacon, dies ist unser Neffe, Fulc.«

Der kleine Fulc war vielleicht drei Jahre alt.

Argwöhnisch sah er sich in der fremden Umgebung um, und als Hacon ihn hochheben wollte, trat der Kleine ihn vors Schienbein. Mit einem unterdrückten Laut sprang Hacon zurück.

Heide, die alte, fette Magd, die hier schon gekocht hatte, als Candamir noch in den Windeln lag, beobachtete die Szene mit versteinerter Miene, verschränkte die Keulenarme und brummte: »Ganz der Vater, scheint mir.«

Astas Ausdruck verdüsterte sich. Sie fasste ihren Sohn an der Schulter und riss ihn zurück. Er vergrub das Gesicht in ihren Röcken. Ein unangenehmes Schweigen breitete sich in der Halle aus; für einen Moment schien niemand zu wissen, was er sagen oder tun sollte.

Schließlich fuhr Candamir sich mit der Hand über den kurzen Bart und machte eine vage Geste. »Für alle, die es

nicht wissen: Dies ist meine Schwester Asta. Sie war in Elbingdal verheiratet, aber auch dort sind die Turonländer gestern eingefallen und haben ihren Mann getötet. Darum ist sie heimgekommen.«

42

Ich bin sicher, das ist nicht die ganze Geschichte, dachte der Sachse, und seine Ahnung wurde bestätigt, als Candamir an die Köchin gewandt fortfuhr: »Wir werden Vergangenes ruhen lassen. Was war, ist jetzt ohne Belang.

Meine Schwester und ihr Sohn sind in dieser Halle willkommen und werden zuvorkommend und mit Respekt behandelt, hast du mich verstanden, Heide?«

»Oh, aber gewiss doch, Herr.«

»Gut. Ich würde es bedauern, wenn ich dich oder sonst irgendwen vor diesem schweren Winter aus dem Haus weisen müsste.«

Die runzligen Wangen der alten Magd wurden fahl. Sie senkte den Blick und nickte.

Candamir schloss für einen kurzen Moment die Augen.

Er war müde und ratlos. Er hatte nicht die geringste Ahnung, wie er seinen Haushalt über diesen Winter bringen sollte; die unerwartete Ankunft seiner Schwester und die ganze Last der alten Fehde, die sie mitbrachte, waren das Letzte, was ihm noch gefehlt hatte. Er ließ sich auf seinen Hochsitz sinken – einen bequemen, breiten und leicht erhöhten Sessel mit kunstvoll geschnitzten Pfosten, auf dem schon zahllose seiner Vorfahren gesessen hatten.

Der Platz war dem Oberhaupt der Familie vorbehalten.

Candamir erinnerte sich, in den ersten Monaten nach dem Tod seines Vaters war er sich immer wie ein Hochstapler vorgekommen, wenn er darauf saß, aber so war es nicht mehr. Der altehrwürdige Hochsitz gab ihm Kraft und Selbstvertrauen.

»Bringt eine Bank für meine Schwester und meinen Bruder. Sachse, du holst uns Bier. Gunda, sei so gut und kümmere dich um den Jungen. Ihr anderen lasst uns allein.«

Der Hochsitz stand in der Mitte auf der rechten Seite des 43

Langfeuers. Auf eilig herbeigeschaffte Böcke wurde längs des Feuers eine lange Tischplatte gelegt, davor eine Bank gestellt und mit Kissen und Fellen gepolstert, auf der Hacon und Asta Platz nahmen.

Gunda, die hübsche friesische Magd, für deren Erwerb Candamir am Morgen verspottet worden war, eroberte das Vertrauen des verängstigten kleinen Fulc mühelos, set t z e

sich mit ihm auf eine Decke aus R b

o benfellen auf der

anderen Seite des Feuers und fütterte ihn mit Honigbrot.

Das machte ihn zahm. Er lehnte den dunklen Schopf an ihr angewinkeltes Knie und schloss die Augen. Gunda tauschte ein Verschwörerlächeln mit Asta, ehe sie den Blick höflich wieder senkte.

Der Sachse füllte einen großen Krug aus dem Bierfass und stellte ihn mit drei Tonbechern auf den Tisch. Dann suchte er Candamirs Blick und ruckte fragend das Kinn Richtung Tür, um zu ergründen, ob er verschwinden sollte. Aber Candamir schüttelte den Kopf. Also zog der Knecht sich in den dunklen

Winkel nahe des Bierfasses zurück, wo er sich nachts auch schlafen legte, und wartete und lauschte.

Es hatte zu regnen begonnen, und der Seewind hatte aufgefrischt, pfiff heulend ums Haus und zerrte mit kräftigen Fingern an der Verbretterung der Außenwand.

Aber hier drinnen konnte er ihnen nichts anhaben: Dem holzverkleideten äußeren Fachwerk standen hölzerne Innenwände gegenüber, und die Zwischenräume waren zum Schutz gegen die eisige Winterkälte mit Erde gefüllt.

Dies hatte den Nachteil, dass die Halle fensterlos war – bis auf die Tür war der kleine, runde Rauchabzug in der Mitte des Dachs, durch den es jetzt unablässig ins Feuer regnete, die einzige Tageslichtquelle. Aber es machte die Halle mit dem Langfeuer zu jeder Jahreszeit anheimelnd warm. Hier

drinnen war man sicher vor den Elementen wie ein Bär in seiner Höhle.

Das Feuer prasselte angenehm. Hin und wieder zerplatzte ein Harztropfen, und dann breitete sich wohltuender Kiefernduft aus.

Candamir nahm einen tiefen Zug Bier und schenkte sich nach. »Erzähl uns, was passiert ist, Asta.«

»Meinst du gestern? Oder in den letzten vier Jahren?«

Er hob kurz die Schultern. »Beides.«

Der Überfall der Turonländer war in Elbingdal oben am Fluss nur unwesentlich anders verlaufen als in Elasund.

Die Eindringlinge hatten jeden erschlagen, der sich ihnen entgegenstellte, hatten Vorräte und Frauen geraubt und die Männer, die Knaben und das Vieh in die größte Scheune des Dorfes gesperrt, ehe sie diese in Brand steckten.

»Nils auch«, schloss Asta ihren Bericht. »Er ist verbrannt wie alle anderen.«

Candamir nickte ernst. Er konnte nicht ehrlich behaupten, dass er um seinen Schwager trauerte, aber für Asta tat es ihm Leid. Es war eigenartig, sie so plötzlich wiederzusehen.

Eine uralte Blutfehde hatte die Sippen vor Menschengedenken verfeindet, und sowohl Nils als auch Asta hatten sich e

d n Zorn ihrer Väter zugezogen, als sie gegen ihr ausdrückliches Verbot verstießen und heirateten.

Aber anders als ihr Vater hatte Nils' Sippe dem itsa

abtrünnigen Sohn schließlich verziehen und ihn m mt

seiner Frau in Elbingdal aufgenommen. Die Ehe hatte zumindest bewirkt, dass die beiden Familien sich während der letzten Jahre aus dem Wege gegangen waren, statt sich wie früher in regelmäßigen Abständen gegenseitig heimzusuchen. Candamir musste gestehen, dass das eine gute Sache war, die die ständige Bedrohung, die seine 45

Kindheit überschattet hatte, beseitigt hatte. Und gute Jahre seien es gewesen, berichtete Asta nicht ohne Trotz. Nils hatte es zu einige

m Wohlstand gebracht und gar erwogen, nächstes Jahr bei Berse dem Schiffsbauer ein Handelsschiff mit acht Ruderpaaren in Auftrag zu geben.

Seine Sippe hatte Asta nie ins Herz geschlossen, aber sie waren ihr zumindest mit Höflichkeit begegnet.

»Aber heute früh …« Asta musste ihren Bericht unterbrechen und griff hastig nach dem Becher, um ihren Gesichtsausdruck vor den Brüdern zu verbergen. »In ihrem Zorn und ihrer Trauer haben sie sich plötzlich gegen mich gewandt wie ein hungriges Rudel Wölfe. Ich … bin geflohen. Ich musste fliehen. Nils' Onkel stand plötzlich vor Fulc, mit dem Jagdmesser in der Hand, und nannte ihn ein verfluchtes Elasunder Balg … Ich dachte, wenn sie mich und Fulc töten, würdest du davon erfahren, und alles würde wieder von vorn anfangen. Also blieb mir keine Wahl, verstehst du, Candamir.«

Er nickte. Es war einen Moment still. Dann sagte er: »Es ist gut, dass du gekommen bist.«

Asta stieß hörbar die Luft aus und schüttelte den Kopf.

»Ich kann mir vorstellen, dass du dich fragst, wie du die Deinen satt bekommen sollst, auch ohne mich und mein Kind.« Sie sah ku z

r auf ihren gewölbten Bauch hinab.

»Meine Kinder.«

»Oh, wir kommen schon irgendwie über die Runden«, sagte Candamir vage.

»Wie sieht es aus?«, fragte sie.

Er machte ihr nichts vor. »Na ja … düster. Wir haben noch Schafe und Pferde, weil sie auf der Weide waren.

Aber von den Rindern ist nur ein uralter Ochse übrig. Und das Vorratshaus … du hast es ja gesehen.«

»Ja«, murmelte sie erschüttert.

46

Candamir hörte ein leises Raunen aus den Schatten hinter den Fässern und wandte sich stirnrunzelnd um.

»Was sagst du?«

Der Sachse hob den Kopf und schaute zu den drei Geschwistern herüber. »Ich sagte: ›Sehet die Raben‹. Es ist etwas aus meinem Buch, woran ich gerade denken musste. Aber davon hältst du ja nichts.«

»Nein, ganz recht«, antwortete Candamir verdrossen.

»Was weiß dein merkwürdiger Gott über Raben?«, fragte er dennoch.

»Mein Gott weiß alle Dinge über alle Dinge«, erwiderte der Sachse würdevoll. »Und er sagt: ›Sehet die Raben: Sie säen nicht und ernten nicht, sie haben keine Speicher und keine Scheunen, denn Gott ernähret sie.‹«

»Welch weises Wort«, höhnte Candamir. »Wir brauchen keine Belehrungen, um zu wissen, dass die Raben es in einem harten Winter besser haben als wir Menschen. Sie kommen immer durch, weil sie die Vögel der Götter sind.«

Der Sklave wollte zu einer Deutung des biblischen Gleichnisses ansetzen, doch er kam nicht dazu. Asta blickte mit einem traurigen kleinen Lächeln ins Feuer und sagte: »Das erinnert mich an Großmutters Geschichte von den Winterraben.«

Candamir nickte. Es war eine vergessene Erinnerung, aber jetzt, da Asta es erwähnte, stand sie ihm wieder lebendig vor Augen: Ihre Großmutter, die Mutter ihres Vaters, hatte die beiden Enkel oft zu sich unter ihre ausladende Felldecke genommen und ihnen Geschichten erzählt. Mit der brüchigen, unmelodischen Stimme einer alten Frau, aber sie hatte es verstanden zu erzählen, fremde Welten und Orte in der Fantasie der Kinder lebendig werden zu lassen.

»Winterraben?«, fragte Hacon verständnislos und ein wenig neidisch. Er hatte keine Erinnerungen an diese Großmutter, denn er war noch zu klein ge e w sen, als sie

starb.

»Ja, Großmutter erzählte uns oft von der entrückten Insel«, erklärte Asta und strich ihm über den Schopf.

»Aber wie ich mich entsinne, wolltest du ja immer nur die Geschichten von den großen Schlachten und Kriegern hören. Ich sehe dich noch dort drüben am Feuer stehen mit deinem Holzschwert im mannhaften Kampf gegen die Schatten.« Sie wies auf ihren Sohn, der auf dem Schoß der Magd eingeschlummert war.

»Bald kannst du deine Lieblingsgeschichten Fulc erzählen.«

Falls Fulc das nächste Frühjahr erlebt, dachte Hacon beklommen.

Als könne sie seine Gedanken lesen, wurde Asta wieder ernst und wandte sich an Candamir. »Es tut mir Leid, dass ich hier einfach so einfalle und deine Sorgen mehre, Bruder. Ich weiß, ich habe keinen Anspruch auf deine Hilfe …«

»Was redest du da«, unterbrach er sie schroff. In gewisser Weise war er froh, dass sie wieder da war. Er hatte sie vermisst, stellte er verwundert fest. »Aber wir müssen Pläne machen. Sachse, komm her, leg Holz nach, und dann setz dich zu uns.«

Er wusste, der sächsische Sklave war klug und findig; außerdem konnte er rechnen. Candamir hätte es nie zugegeben, aber er vertraute dem Urteil dieses Mannes eher als dem vieler seiner Nachbarn und befolgte oft seinen Rat, freilich ohne ihn das wissen zu lassen.

Der Sachse holte einen Arm voll schwerer Scheite aus der Holzkiste an der Tür und schichtete sie auf die Glut.

Dann setzte er sich neben Hacon und neigte scheu den Kopf vor Asta.

Sie lächelte ihm zu. »

ie ist d

W

ein Name?«

»Byrhtferth, Herrin.«

»Wie?«

»Byrhtferth.«

»Nenn ihn Sachse«, riet Candamir. »Das tun hier alle.«

»Aber Candamir«, widersprach sie vorwurfsvoll. »Jeder Mensch braucht einen Namen.«

Candamir zuckte ungeduldig mit den Schultern. »Er ist bislang ohne ausgekommen.« Und über den Kopf des Sklaven hinweg, so als wäre er gar nicht anwesend, erzählte er seiner Schwester, was es mit dem Sachsen und seinem drolligen Gott auf sich hatte und wie er zu ihnen gekommen war. »Meist ist er ganz brauchbar«, schloss er,

»aber oft auch eine Plage. Eigentlich wollte ich ihm gerade das Fell gerben, als du kamst.«

Asta sah, wie verlegen der junge Mönch war. »Wie soll ich dich nennen?«, fragte sie ihn. »Such dir einen Namen aus, den ich aussprechen kann, und so will ich dich rufen.«

Der Sachse errötete bis in die strohblonden Haarstoppeln, sann aber gleichzeitig fieberhaft auf einen Namen. Schließlich kam ihm ein Einfall, der ihm ebenso verwegen wie ironisch erschien. »Dann nenn mich Austin, Herrin, wenn du so gut sein willst.«

»Abgemacht.« Asta nickte zufrieden und verschränkte die Hände auf der Tischplatte.

Candamir runzelte unwillig die Stirn. Es gefiel ihm nicht, dass seine Schwester Einfluss auf das Gefüge seines Haushalts nahm, kaum dass sie heimgekommen war. Er wusste selbst, dass seine Verärgerung kindisch war, aber insgeheim schwor er sich, dass er niemals Austin zu

seinem Sachsen sagen würde.

»Also können wir dann vielleicht zur Sache kommen?«, brummte er ungeduldig.

»Es gibt einen ganz einfachen Weg, uns alle über den Winter zu bringen, Herr«, eröffnete der Sachse ihm.

»Ah ja? Ich bin gespannt.«

»Fahre mit deinem Schiff nach Süden in einen der großen Handelshäfen. Nimm Packtiere mit. Verkaufe das Schiff, kaufe für das Silber Getreide, Erbsen und Stockfisch und schaff sie mit den Packtieren her.« Er breitete kurz die Arme aus. »Wir werden leben wie die Maden im Speck.«

Candamir warf ihm einen ungläubigen Blick zu. »Der *Falke* ist das Wertvollste, was ich besitze. Wenn wir im Frühjahr eine gute Jagd haben, will ich Robbenfelle und Walrosszähne ins Frankenland bringen und dort gegen die hochwertigen Waffen eintauschen, die die Franken schmieden. Dafür brauche ich ein Schiff.«

»Du wirst auf keine Kauffahrt e

g hen können, wenn du

vorher verhungerst«, entgegnete der Sklave unbeeindruckt.

»Es kommt nicht in Frage«, wiederholte Candamir entschieden. »Vielleicht sollte ich lieber dich verkaufen.«

Der Mönch ging nicht darauf ein, denn er wusste, es war nicht ernst gemeint. Stattdessen hob er die schmalen Schultern und sagte: »Nun, noch ist September …

Herbstmond, meine ich. Wir können noch fischen, wie Olaf gesagt hat. Vielleicht erwischen wir sogar einen Wal; mit dem Fleisch kämen wir einen Monat weit. Aber viel werden wir jetzt nicht mehr aus dem Meer holen. Im Wald hingegen ist jetzt genau die richtige Zeit zum Jagen.

Außerdem gibt es dort Nüsse. Und Pilze, die man essen kann, und, wenn man nur hartnäckig genug sucht, auch 50

noch allerhand Beeren und wilde Kräuter.«

Die Vorstellung, die Tiere des Waldes zu essen, war den Elasundern fremd und suspekt, wusste der Sachse. Kaum ein Mann hier verstand sich auf die Jagd zu Land, und diejenigen, die es taten, jagten Bären, Hermeline und Füchse wegen ihrer Felle, nicht wegen des Fleisches.

»Nun, dann wirst du ab morgen jeden Tag, wenn das Wetter es zulässt, mit den Mägden in den Wald gehen und Beeren, Pilze und so weiter sammeln«, entschied Candamir. »Hacon und ich fahren mit Osmund zum Fischen.«

»Herr, wenn du mir Pfeil und Bogen mitgeben wolltest

…«

Candamir schüttelte den Kopf. »Nein.« Sklaven durften keine Waffen tragen. Es war ein uraltes Gesetz. Candamir ahnte, dass sein Sachse gekränkt war, und fügte mit einer Mischung aus Nachsicht und Ungeduld hinzu: »Es ist nicht so, dass ich dir misstraue, aber wenn dich jemand sehen würde, bekäme ich Ärger.«

»Du kannst mich mit ihm in den Wald schicken«, schlug Hacon vor. »Ich könnte den Bogen nehmen.«

Candamir lachte ihn aus. »Du Hänfling kannst die Sehne ja nicht einmal zur Hälfte spannen.«

»Das ist nicht wahr!«, widersprach der Junge empört.

»Ich kann …«

»Ich sagte, du fährst mit uns hinaus zum Fischen, und dabei bleibt es. Wir brauchen dich im Boot.«

Hacon wusste sehr wohl, wozu sie ihn brauchten: Von Sonnenaufgang bis Mittag würde er mit einem blutverschmierten Messer im Heck des Bootes sitzen und eiskalte, glitschige Fische aufschlitzen, die schleimigen Eingeweide herausschneiden und ins Meer werfen, um 51

immer neue Fische zu ködern. Es war eine Arbeit, vor der er sich ekelte, und obendrein eine grässliche Schinderei.

Darum versuchte er es wider besseres Wissen noch einmal. »Du könntest ebenso gut einen der Knechte mitnehmen.«

Candamir verpasste ihm eine unsanfte Kopfnuss. »Ich könnte, das ist richtig. Aber stattdessen nehme ich dich mit.«

Ihm war nicht recht, wie viel Zeit sein Bruder in Gesellschaft des Sachsen verbrachte, denn er ahnte, dass dessen eigentümliche Geschichten Hacon gefielen und ihm allerhand Flausen in den Kopf setzten. Der Sachse mochte ein gutmütiger, friedfertiger Kerl sein, aber ob sein Gott ebenso harmlos war, schien Candamir äußerst fraglich.

Die Elasunder verbrannten ihre Toten, betrauerten die Verschleppten und bereiteten sich in fieberhafter Eile auf den bevorstehenden Hungerwinte

r vor.

Kaum eines der Rinder und Schweine, die die Turonländer abgeschlachtet hatten, war zum Verzehr geeignet, weil sie nicht ausgeblutet waren. Aber die Leute zogen die Felle ab, ehe sie die Kadaver verbrannten, um sie zu Leder zu verarbeiten. Die Knechte wurden in den Wald geschickt, um Holz zu schlagen und die niedergebrannten Vorratshäuser wieder aufzubauen. Auch die Frauen und Kinder zogen in den Wald, um zu sammeln und zu ernten, was dieser zum

Überleben beitragen konnte, die Männer fuhren Tag für Tag it den m

Booten hinaus, und alle hofften und beteten, dass der Schnee dieses Jahr nicht gar so früh kommen möge.

Osmund legte den Mast seines Bootes um und holte die Ruder ein. Missmutig sah er auf ihre Tagesausbeute hinab:
52

Ein paar kleine Merlane und eine halbe Kiste Heringe, das war alles.

»Zu wenig«, murmelte er.

»Es ist immer zu wenig«, stimmte Candamir düster zu, sprang von Bord ins knietiefe Wasser, zog das Boot an Land und vertäute es. Dann winkte er seinem Bruder und wies auf das Kistchen mit den Heringen. »Bring sie zu Osmunds Haus.«

»Es sind deine, C

andamir«, widersprach Osmund. »Ich

habe gestern die Heringe bekommen.«

Candamir schnaubte. »Das war eine Hand voll. Tu, was ich sage, Hacon.« Er wartete, bis der Junge die Kiste geschultert und sich damit auf den Weg gemacht hatte, ehe er zu Osmund sagte: »Dir a

m g es gleich sein, ob du den

Winter überlebst oder nicht, aber du musst auch an die Menschen denken, die dir anvertraut sind. Und an deinen Sohn. Er braucht seinen Vater.«

Osmund nickte knapp. Er wusste, Candamir hatte Recht, auch wenn er es nicht gern hörte.

Schweigend breiteten sie die Netze zum Trocknen im Ufergras aus und holten den Rest der mageren Ausbeute aus dem Boot.

»Asta umwickelt die Fische mit Kräutern und räuchert sie über einem Feuer aus Eichenholz, auf das sie dann und wann eine Kelle Bier schüttet. Das musst du probieren, Osmund, es schmeckt wunderbar.«

Osmund spürte unerwartet, wie ihm das Wasser im Munde zusammenlief. »Klingt gut«, räumte er ein.

»Dann komm heute A e

b nd.«

»Ich kann nicht. Du weißt doch, ich fahre morgen früh mit Olaf und Jared ins Hinterland, um Vorräte zu kaufen, und ich habe noch furchtbar viel zu tun.«

Candamir nickte und unterdrückte ein Seufzen. Ihm war nicht entgangen, dass Asta und Osmund sich aus dem Weg gingen.

Sie waren einander versprochen gewesen, ehe Asta ihrem Nils begegnet und mit ihm durchgebrannt war. Das hatte Osmund nicht sonderlich erschüttert, denn er hatte schon damals nur Augen für Gisla gehabt. Doch es blieb eine Tatsache: Seit Asta zurückgekehrt war, mied Osmund Candamirs Halle.

»Ich hoffe, ihr habt r

E folg auf eurer Fahrt«, sagte

Candamir. Er hatte seinem Freund fast sein gesamtes Barvermögen anvertraut, um davon Mehl, Hafer und Erbsen, vielleicht sogar ein bisschen Heu und Saatgut fürs nächste Frühjahr zu kaufen.

Osmund stand über die offene Holzkiste gebeugt und teilte die Merlane möglichst gerecht auf. Seine Hände waren rissig und gerötet vom eiskalten Meerwasser.

Candamir schaute auf seine eigenen Hände hinab. Sie sahen nicht besser aus, bluteten gar hier und da.

»Vielleicht hat Hacon Recht«, murmelte er. »Es *ist* eine elende Schinderei und lohnt sich kaum. Vielleicht sollten wir es doch mit der Jagd im Wald versuchen.«

Osmund richtete sich auf und steckte die gefühllosen Hände unter die Achseln. Genau wie Candamir trug er ein dickes Wams über dem Obergewand und eine warme Kapuze; trotzdem war er durchgefroren. »Nur hat keiner von uns Erfahrung darin, Hirsche oder Wildsäue zu jagen.

Wir würden mit leeren Händen heimkehren und die wenigen kostbaren Tage, die uns zum Fischfang bleiben, nutzlos verschwenden.«

Candamir zog fröstelnd die Schultern hoch. »Ich denke, wir riskieren nicht viel, wenn wir es ein, zwei Tage lang versuchen. Unsere Lage ist verzweifelt. Grund genug, um 54

einmal etwas Neues zu probieren.«

Osmund war an Candamirs abstruse Ideen gewöhnt und hatte schon vor Jahren erkannt, dass es das Beste war, einfach nicht darauf einzugehen. »Vielleicht haben wir n i

den nächsten Tagen mehr Glück und erwischen einen großen Dorsch«, sagte er stattdessen. »Und wenn das Wetter zu schlecht wird, schlachten wir die Schafe, für die wir kein Winterfutter haben.«

»Ja, Osmund, nur wird das alles nicht reichen«, wandte Candamir ungeduldig ein.

Osmund sah ihm in die A g

u en und nickte. »Ich weiß.

Aber wir können nichts anderes tun.«

Fünf Tage waren Olaf, Osmund, Olafs ältester Sohn Jared und zwei seiner Sklaven unterwegs. Es regnete die ganze Zeit, doch auf dem Rückweg brach ein Herbststurm mit eisigen Güssen über sie herein, der das Reisen zur Prüfung und das Fortkommen nahezu unmöglich machte. Selbst bei gutem Wetter waren die schmalen, ausgefahrenen Wege eine Herausforderung. Osmund saß auf dem Bock des mittleren Karrens und lenkte sein Ochsengespann mit Geduld und Geschick, wickelte sich in seinen langen Mantel, kauerte sich zusammen, um dem Wind möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten, und hoffte, dass es bald vorübergehen möge.

Die drei Karren waren hoch beladen. Sie hatten gute Geschäfte gemacht. Es war ein ertragreicher Sommer gewesen: war , aber nicht heiß, feucht, aber nicht nass.

m

Die Bauern, die von Überfällen, Viehseuchen und sonstigen Katastrophen verschont geblieben waren, hatten prall gefüllte Scheunen und waren gewillt, den Nachbarn an der Küste etwas abzugeben – gegen gutes Silber, verstand sich.

Olaf war äußerst zufrieden, denn, so hatte er Osmund eröffnet, er beabsichtigte, von allem, was sie für Elasund getauscht hatten, einen kleinen Anteil einzubehalten, sodass diese Fahrt für ihn äußerst einträglich sein würde.

»Aber Vater«, hatte Jared entrüstet eingewandt, »es sind unsere Nachbarn, und sie sind in Not. Wir haben doch genug, warum willst du …«

Eine Ohrfeige hatte ihn zum Schweigen gebracht und beinah vom Wagen befördert. »Genug? Was weißt du schon, Bengel«, hatte Olaf gebrummt, und sie hatten die Fahrt schweigend fortgesetzt.

Das war an diesem Morgen gewesen, ehe der Sturm so schlimm geworden war. Jetzt trieb der Wind ihnen den mit Schnee vermischten Regen von vorn ins Gesicht, drohte die Tierhäute fortzureißen, mit denen sie die Ladung abgedeckt hatten, und mac t

h e Lenkern wie Ochsen schwer

zu schaffen.

»Da vorn ist ein Gehöft!«, brüllte Olaf über das Heulen hinweg und wies nach rechts, wo ein mit Holzschindeln gedecktes Dach durch die Tannen lugte. »Dort machen wir Halt und warten das Schlimmste ab.«

Bis zum Frühling vielleicht?, dachte Osmund bissig, doch Jared murmelte: »Thor sei Dank.« Der wütende Sturm machte ihm Angst, und Osmund konnte es ihm kaum verdenken. Jeden Augenblick drohten sie von einem umstürzenden Baum erschlagen zu werden; die alten

Tannen schienen sich fast bis zum Boden vor dem Wind zu verneigen.

Ehe sie den einsamen Hof erreichten, blieb Osmunds Wagen im Morast stecken, und er, Jared und die beiden Knechte mussten ihre gesamte Kraft aufbieten, um ihn wieder freizubekommen, die Ochsen schafften es einfach nicht allein.

56

Osmund war dankbar, dass sie die Scheune des Bauern ohne Rad- oder Achsbruch erreichten.

Olaf ging zur Halle hinüber, um mit dem Bauern ein Arrangement für ein Nachtquartier zu treffen. Die Sklaven spannten die Ochsen aus. Osmund und Jared betraten die Scheune und setzten sich erschöpft auf zwei Strohballen.

Jared strich sich das triefende, rötlich blonde Haar aus der Stirn und wrang die dünnen Zöpfe aus, die sein Gesicht einrahmten. Dann befühlte er mit dem Zeigefinger behutsam die Unterlippe, die der Ring seines Vaters ein wenig eingerissen hatte. »Ich frag mich, wann er damit aufhören wird«, bemerkte er düster. »Ich bin schon fast neunzehn!«

Nur drei Jahre jünger als ich, erkannte Osmund verblüfft. Sein Vetter kam ihm noch sehr knabenhaft vor.

»Heirate«, riet er sparsam.

Der Jüngere lachte verblüfft. »Und dann?«

»Es macht einen im Handumdrehen erwachsen. Und kein Vater erhebt die Hand gegen einen verheirateten Sohn.«

Jared lehnte sich gegen die Scheunenwand, streckte die Beine vor sich aus und betrachtete Osmund versonnen.

»Da kennst du meinen Vater schlecht«, erwiderte er. »Er versteht sich darauf, Menschen zu beherrschen und nicht aus seinen Klauen zu lassen. Und er regiert mit eiserner Hand.«

»Ja, ich weiß.«

»Ich würde gern heiraten«, vertraute der Junge ihm an.

»Siwards Tochter Inga, zum Beispiel. Aber Vater erlaubt es nicht. Keine Mitgift, sagt er.«

»Du solltest auf ihn hören. Diese Dinge sind wichtiger, als es dir im Augenblick erscheint.«

57

Jared lachte und schüttelte dann den Kopf. »Das musst du gerade sagen! Du hattest nichts bis auf dein kümmerliches Fleckchen Land und eine zugige, baufällige Halle. Deine Frau hat dir nichts eingebracht. Das ist wie lange her? Zwei Jahre? Und heute …«

»Heute bin ich noch genauso arm wie damals, Jared.«

Mit viel Schweiß, nächtelanger Arbeit und Candamirs Hilfe hatte er für sich und seine Gisla ein neues Haus gebaut, als der kleine Roric sich ankündigte, aber viel weiter hatte er es noch nicht gebracht. Jedenfalls besaß er nichts, worauf er hätte zurückgreifen können, um den drohenden Hunger abzuwenden. Von den Vorräten auf den Wagen würde er nur das bekommen, was Olaf ihm als Lohn für seine Begleitung zugestand, denn er hatte kein Silber, um etwas zu kaufen.

»Nun, du hast doppelt so viele Schafe wie vor zwei Jahren«, widersprach sein Vetter.

»Aber kein Schiff, um ihre Wolle nach Süden zu schaffen und Gewinn bringend zu verkaufen«, entgegnete Osmund leidenschaftslos. »Unser Großvater war ein reicher Mann, Jared. Aber mein Vater hat sich mit ihm überworfen, und darum erbte dein Vater das ganze Land, das Schiff, das Gold und so weiter. Mein Vater bekam nichts, und deshalb bin ich arm, und mein Sohn wird arm sein, all seine Söhne ebenfalls. Dieses Land ist zu karg, als dass ein Mann es aus eigener Kraft zu Wohlstand bringen könnte. Sei klug und mach nicht den gleichen Fehler wie mein Vater.«

Jared stützte das Kinn in die Hand und dachte einen Moment nach. »Wenigstens war dein Vater frei.«

»Ein armer Mann ist nie frei.«

»Frei von der Tyrannei seines Vaters, meine ich. Das werde ich niemals sein, solange er lebt.«

»Aber kein Mann lebt ewig. Und so schlimm ist er nun auch wieder nicht.«.

»Ja, das glaubst du. Dir zeigt er immer nur seine Sonnenseite. Neuerdings scheint er eine wirkliche Schwäche für dich zu haben. Du musst irgendetwas besitzen, das er will. Was mag das sein?«

Osmund zog einen Halm aus dem Strohballen und steckte ihn zwischen die Lippen. »Ich dachte, du könntest es mir vielleicht sagen.«

Jared hob ratlos die Hände. »Ich habe keine Ahnung.

Dein Land?«

Welch verlockende Beute. Sein Land! Ein steiniger, ausgelaugter Acker und ein paar halb kahle Weiden.

Osmund lachte leise.

Wesentlich lauter lachte Olaf.

Jared zuckte erschrocken zusammen und fragte sich furchtsam, wie lange sein Vater schon hinter dem Stützbalken gestanden und sie belauscht haben mochte.

Aber was immer Olaf gehört hatte, es hatte ihn anscheinend nicht verstimmt. Er legte Sohn und Neffen eine Hand auf die Schulter. »

Kommt. Die Bäuerin hat

Speckbohnen und brät uns eine Hammelkeule.«

Schmerzhaft verdrehte er Jared das Ohr, aber beiläufig und unauffällig, ohne Osmund dabei aus den Augen zu lassen. »Sei unbesorgt, Neffe. Du hast nichts von mir zu befürchten.«

»Du machst mir auch keine Furcht«, erwiderte Osmund auf seine ruhige Art. Er meinte es nicht herausfordernd. Er stellte lediglich eine Tatsache fest. Seit Gislas Tod waren ihm die meisten Dinge so gleichgültig, dass nichts ihm mehr wirklich Angst einjagen konnte.

Olaf tätschelte ihm mit einem milden Lächeln die bärtige 59

Wange. »Ich bin überzeugt, das Licht wird in deine Augen zurückkehren, wenn du erfährst, was es ist, das ich von dir will, mein Junge.«

Osmund wartete. Seine Neugier hielt sich in Grenzen.

Doch weil Olaf beharrlich schwieg und ihn gleichzeitig so gespannt ansah, tat er ihm schließlich den Gefallen und fragte: »Also?«

Olaf ließ das Ohr seines Sohnes los. »Lass uns allein, Jared.«

Erleichtert verließ der Junge die Scheune und ging zur Halle hinüber, wo eine hübsche Bäuerin ihn mit einem warmen Lächeln und heißem Eintopf begrüßte. Dankbar fiel er darüber her, und als sein ärgster Hunger gestillt war, unterhielt er sich ein Weilchen mit der Frau. Es war warm in der Halle, die Luft erfüllt vom Duft des Fleisches, das an einem Spieß über dem Langfeuer briet.

Einige Zeit verging, bis Olaf und Osmund das Haus betraten; die Hammelkeule war schon knusprig braun.

Jared hob den Kopf, als er die Tür hörte. Sein Vater hatte sich nicht getäuscht, stellte er ohne alle Überraschung fest.

Osmunds Augen leuchteten.

NEBELMOND

Hacon erwachte als Erster, was häufig der Fall war. Seit frühester Kindheit plagten ihn schwere Träume, und seit sein Bruder die friesische Sklavin ins Haus geholt hatte, waren es nicht selten feuchtschwere Träume. Sie beunruhigten ihn mehr als die Albdrücke vergangener Jahre. Von seinem Freund

ila

W

nd wusste er, dass er nicht

der Einzige war, der an so etwas litt, aber es ängstigte ihn dennoch, zumal der Sachse gesagt hatte, solche Träume seien Ausdruck unreiner Gedanken.

Hacon setzte sich auf und schaute sich in der dämmrigen, nur von der schwachen Glut des Langfeuers erhellten Halle um. Er schlief auf zwei von weichen Decken und Fellen gepolsterten Bänken, die abends an die Wand der Halle geschoben wurden. Das war das Privileg des jüngeren Bruders des Hausherrn – das Gesinde lag in weit weniger weiche Decken gewickelt auf dem strohbedeckten, festgestampften Lehmboden.

Der Hausherr selbst und die besagte friesische Magd lagen eng umschlungen auf zwei weiteren Bänken gleich

,

neben ihm aber das war eine Ausnahme. Üblicherweise bewohnte Candamir mit seiner Gefährtin das kleine Privatgemach hinter der Halle, doch das hatte er Asta überlassen, die gestern Nachmittag eine Tochter zur Welt gebracht hatte. Sie hatte sie Hergild genannt, nach ihrer Mutter.

Lautlos stand Hacon auf und schlich zur Tür. Als er sie öffnete, blinzelte er gegen die unerwartete, gleißende Helligkeit an, und im selben Moment ergoss sich eine kleine, pulvrig kalte Lawine auf seine nackten Füße. Es hörte nie auf, ihn zu faszinieren, wie rein und still der erste 61

Schnee die Welt erscheinen ließ. Reglos stand der Junge auf der Schwelle und sog den einzigartigen Duft tief ein.

Hinter ihm raschelte es, und Hacon wandte den Kopf.

Candamir hatte sich auf einen Ellbogen aufgerichtet.

»Was ist los?«, fragte er schlaftrunken.

Hacon trat beiseite, sodass sein Bruder hinausschauen konnte.

Candamir setzte sich auf, rieb sich mit beiden Händen die Augen und sagte nichts.

Gunda regte sich an seiner Seite, hob den Kopf und rümpfte ungläubig die Nase. »Schnee? Einen ganzen Monat vor dem Julfest?«, fragte sie ungläubig.

»Das ist hier nicht ungewöhnlich«, antwortete Candamir abwesend, der sich immer genötigt fühlte, seine Heimat vor ihrer friesischen Hochnäsigkeit in Schutz zu nehmen.

»Wie viel ist es, Hacon?«

Der Junge steckte einen Fuß in die unberührte weiße Decke vor der Tür und lachte leise, weil der Schnee ihn kitzelte. »Eine knappe Elle«, schätzte er.

Candamir ließ sich zurücksinken. »Gut. Das wird uns nicht hindern, zu tun, was wir uns für heute vorgenommen haben.«

Bald erwachte der ganze Haushalt zu Leben, und es dauerte nicht lange, bis die jungfräuliche Schneedecke im Hof kreuz und quer von kleinen Pfaden durchzogen war –

der breiteste führte zum Abort rechts hinter der Halle. Das Frühstück war kärglich, weil sie so eisern sparen mussten, und bestand lediglich aus einer Schale dünner Fischbrühe

für jeden. Nur der Herr des Hauses und die Wöchnerin bekamen ein paar Stücke Fisch und Zwiebel, von denen die Suppe gekocht war.

62

Heide kehrte mit der leeren Schüssel aus der Schlafkammer zurück und erwiderte Candamirs fragenden Blick mit einem Nicken. »Es geht ihr gut, Herr, der Kleinen auch.«

Er war erleichtert. Insgeheim hatte er sich vor der Niederkunft seiner Schwester gefürchtet. Vor allem vor dem stundenlangen Geschrei hatte ihm gegraut. Aber die Geburt war schnell und ohne großes Wehklagen vonstatten gegangen, obwohl Asta ihm verboten hatte, nach der alten Brigitta zu schicken. Lieber wolle sie zugrunde gehen, als sich von dieser Hexe anrühren zu lassen, hatte sie erklärt. Die alte Hexe habe Asta selbst ebenso wie Candamir und Hacon auf die Welt geholt, und es habe keinem von ihnen geschadet, hatte er erwidert.

Aber Asta hatte sich nicht umstimmen lassen und ihre Tochter nur mit Hilfe der zwei Mägde zur Welt gebracht.

Heide hob den kleinen Fulc von der Bank und schob ihn zur Tür der Schlafkammer. »Geh nur und sieh nach deiner Mutter, mein Kleiner. Hab keine Angst.« Und an Candamir gewandt, fuhr sie fort: »Was deine Schwester braucht, ist ein Bad.«

Candamir tippte Hacon auf die Schulter. »Du hast es gehört. Geh die Sauna einheizen. Nimm den Sachsen mit.

Macht Wasser heiß. Reichlich. Wenn die Schafe geschoren sind, muss die

o

W lle gewaschen werden.« Er

stand auf und winkte seinen beiden anderen Knechten, ihm zu folgen. »Wir holen die Tiere von der Weide.« Er nahm sein Lammfellwams von dem Haken an der Wand und streifte es über. Im Vorbeigehen legte er Gunda kurz die Hand auf den schmalen Nacken, beugte sich zu ihr herunter und küsste sie ungeniert auf die Lippen. Dann verschwand er nach draußen.

Hacon und der Sachse folgten wenig später. Es hatte aufgehört zu schneien, aber der Himmel verfinsterte sich 63

allmählich zu dem unverkennbaren Grauton, der mehr Schnee verhieß. Es war windstill und kalt.

Die Sauna war eine kleine Holzhütte an der Westseite des Hofes. Sie bestand aus einem Vorraum, wo man die Kleider ablegen und – so man denn wollte – sich nach dem Dampfbad mit kalten Güssen abkühlen konnte. Hinter einer dicht schließenden, schweren Holztür lag der eigentliche Baderaum: Der Herd in der Mitte wurde zum Heizen ebenso wie für die Aufgüsse benutzt. Der hölzerne Zuber rechts daneben lud zum Baden ein, die steinerne Bank auf der anderen Seite zum Schwitzen.

Hacon spähte in die Holzkiste.

a

Sie w r leer. »Natürlich«,

brummte der Junge. »Wie könnte es auch anders sein.«

Candamir schalt seinen Bruder häufig als arbeitsscheu, aber der Sachse fand, es war nur natürlich, dass ein

halbwüchsiger Junge sich die Zeit lieber mit seinen Freunden vertrieb, als i g

r endeiner ernsthaften

Beschäftigung nachzugehen. Er erinnerte sich, dass er selbst genauso gewesen war. Er ergriff die leere Kiste.

»Ich gehe schon.«

Als er kurz darauf ächzend mit der schweren, mit kurzen Scheiten gefüllten Kiste zurückkam, sprang Hacon schuldbewusst von der Bank auf und begann, das Holz im Herd aufzuschichten. »Danke, Sa … Austin. Das ist ein seltsamer Name, weißt du.«

»Wirklich? Mir gefällt er ganz gut. Ich könnte mich daran gewöhnen.« Tatsächlich hatte der ganze Haushalt begonnen, Astas Beispiel zu folgen und ihn bei diesem Namen zu rufen – sehr zu Candamirs Verdruss.

»Was bedeutet das, ›Austin‹?«, fragte der Junge, legte eine Hand voll Stroh aufs Holz und griff nach Feuerstein und Stahl.

»Es ist die sächsische Form eines lateinischen Namens, 64

Augustinus. Das wiederum bedeutet in eurer Sprache ›der Erhabene‹.«

Hacon zog die Brauen hoch und betrachtete seinen Freund vielsagend von Kopf bis Fuß. »Wie passend«, bemerkte er trocken.

Der Sachse musste selbst lachen. »Du hast Recht. Ich habe den Namen gewählt, weil der erste Bischof Britanniens so hieß. Zu ihm passte er hervorragend.«

»Was ist das, ein Bischof?«, wollte Hacon wissen.

»Was ein Adliger in der Welt ist, ist ein Bischof in der Kirche.«

»Ah. Und was ist ein Adliger?«

Armes Kind, dachte der Sklave seufzend. In welch einer barbarischen, ungeordneten Welt du aufwächst. »Ein mächtiger Krieger, der viel Land besitzt und über alle und alles auf diesem Land herrscht.«

»Etwa wie Olaf?«, fragte Hacon weiter.

Der Sachse verzog einen Mundwinkel. »Nicht ganz. Ein Adliger dient seinem König, nicht seiner eigenen Habgier.

Idealerweise sollte er ein weiser, rechtschaffener Mann sein. Jedenfalls sind Bischöfe rechtschaffen.«

Er nahm den großen Kessel, trug ihn nach draußen und füllte ihn mit Schnee. Als er innehielt, um seine eiskalten Finger anzu a

h uchen, sah er Osmund den Hof überqueren und zum Stall hinübergehen, wo Candamir ein Dutzend seiner Schafe zusammengetrieben hatte. Osmunds Erscheinen zauberte ein breites Lächeln auf Candamirs besorgtes Gesicht, und die beiden Freunde steckten die Köpfe zusammen – einer weizenblond, der andere rabenschwarz.

Austin schleppte den Kessel ins Badehaus, schloss die Tür und hängte ihn übers Feuer. Dann setzte er sich neben 65

Hacon auf die Steinbank. Im Augenblick konnten sie nur warten, bis das Wasser kochte. Warten in einem angenehm warmen, stillen Raum war nicht die unangeneh s m te

Arbeit, die einem Knecht in diesen Tagen zufallen konnte.

Er rieb sich die Hände über dem knisternden Feuer und bemerkte: »Osmund ist gekommen.«

Hacon war nicht überrascht. »Er hilft uns, die Schafe zu scheren, die geschlachtet werden. Das kann keiner so gut wie er.«

»Warum werden die Schafe geschoren, ehe sie geschlachtet werden? Wäre es anschließend nicht viel einfacher?«, fragte der Sachse verwundert.

Dieses Mal lächelte Hacon über seine Unwissenheit.

»Die Wolle von lebenden Tieren ist besser als von toten.«

Austin konnte kaum glauben, dass der Wolle hinreichend Zeit blieb, sich zu verändern, wenn man sie gleich nach dem Töten der Tiere schor, aber er musste zugeben, dass er davon nun wirklich nichts verstand. Die Brüder des heiligen Benedikt, zu denen er gehört hatte, ehe er hierher aufbrach, züchteten Schafe und bauten Getreide und Gemüse für den eigenen Bedarf an, doch weil er so geschickte Hände hatte, hatte man ihn in der Kunst des Schreibens und der Buchherstellung unterwiesen, sodass er von Feldarbeit und Viehzucht nicht viel wusste.

»Es scheint ih besser zu ge

m

hen«, bemerkte der Sachse

nach einem längeren Schweigen. »Osmund, meine ich. Er sieht nicht mehr so düster aus wie noch vor ein paar

Wochen. Offenbar hat der Herr ihn aus dem finsteren Tal geführt.«

Obwohl Hacon diese letzte Bemerkung nicht verstand, nickte er. »Ja, das sagt Candamir auch. Aber Osmund macht immer noch einen Bogen um alle Frauen. Er scheint 66

es nicht eilig zu haben, wieder zu heiraten.«

»Nein«, stimmte der Sachse zu.

»Das findest du richtig?«, fragte der Junge erstaunt.

»Durchaus. Er trauert um sein Weib, wie es sein sollte.«

»Aber irgendwann muss damit doch Schluss sein. Der kleine Roric braucht eine Mutter, und ein Mann braucht eine Frau.«

»Nach meinem Glauben sollten Männer und Frauen eigentlich nur einmal verheiratet sein und ledig bleiben, wenn einer der Eheleute stirbt«, entgegnete der Mönch.

»Der einzige Grund, um erneut zu heiraten, ist, wenn sie andernfalls Gefahr laufen, der Sünde des Fleisches anheim zu fallen.«

Hacon runzelte die Stirn. »Der was?«

»Der Wollust. Du weißt schon, was ich meine …«

Austin errötete ein wenig und schaute ins Feuer.

Jetzt wusste Hacon, wovon er sprach, denn der Sachse errötete nur dann, wenn es darum ging, dass Männer und Frauen zusammenlagen. »Ich verstehe nie so recht, was du mit ›Sünde‹ meinst.«

»Eine Sünde begehen heißt, ein Verbot brechen oder ein göttliches Gebot missachten. Etwas Böses tun.«

» b

A er was Männer und Frauen tun, ist nicht verboten oder böse. Die Tiere tun es auch, und Tiere kennen kein Gut und Böse.«

Fast ein Philosoph, der junge Hacon, dachte der Sachse amüsiert. »In meiner Religion ist es Sünde, wenn man es ohne Gottes Segen tut.«

»Und Gott erteilt diesen Segen jedem Mann und jeder Frau nur einmal? Was ist, wenn sie merken, dass sie sich nicht verstehen, und sich trennen?«

Der Sachse schüttelte entschieden den Kopf. »Das gibt 67

es bei wahren Christen nicht. Man schließt den Bund fürs Leben, denn er ist von Gott geheiligt. Doch wie gesagt, wenn einer der Eheleute stirbt, drückt Gott ein Auge zu und erlaubt eine Wiederverheiratung, um schlimmeres Übel zu vermeiden.«

»Seltsam, wie dein Gott sich in das Leben seines Volkes einmischt«, meinte Hacon versonnen. »Dass er dafür Zeit hat.«

»Hm. Er ist allmächtig und kann daher hundert Dinge gleichzeitig tun.«

»Sich in hundert Leben gleichzeitig einmischen, meinst du wohl«, neckte der Junge grinsend. »Aber sag mir, was hat dein Gott davon, wenn die Männer und Frauen nicht beieinander liegen?«

»Nein, es ist umgekehrt. Die Menschen haben etwas davon. Enthaltsamkeit erhöht die Seele.«

Dann muss meine Seele irgendwo in den Wolken schweben, dachte Hacon düster, denn e w nngleich er sie

nur zu gern losgeworden wäre, hatte er seine Unschuld immer noch nicht verloren. »Du willst also sagen, Osmund ist ein besserer Mann als etwa mein Bruder?«, fragte er schließlich.

Der Sachse nickte, ohne zu zögern. »In dieser Hinsicht, ja.«

»Denkst du, dein Gott belohnt ihn deswegen mit der besten Schafherde?«, fragte Hacon weiter.

»Nein. Mein Gott belohnt die Gerechten im Jenseits. Du weißt schon, ich habe dir doch davon erzählt.«

Hacon nickte.

»Mit irdischem Lohn ist Osmund nicht gerade reich gesegnet, trotz seiner guten Herde«, fuhr Austin fort. »Er schuftet unermüdlich, um aus diesem hoffnungslosen 68

Stück Land etwas zu machen, aber natürlich ohne Erfolg.

Jetzt ist ihm obendrein die Frau genommen worden, an der er mehr hing, als ich es je bei einem anderen Mann erlebt habe. Ganz im Vertrauen, Hacon, a

m nchmal finde selbst

ich es schwer zu begreifen, nach welchen Maßstäben Gott den Menschen hier auf Erden Glück und Unglück zumisst.«

Hacon dachte eine Weile darüber nach. »Wieso hast du Mitgefühl mit Osmund?«, wollte er schließlich wissen.

»Er ist immer grob und herablassend zu dir.«

Austin hob lächelnd die Schultern. »Er ist klug, und darum fürchtet er die Macht meines Gottes. Manchmal lässt er das an mir aus, aber das ist nicht weiter schlimm.

Immerhin hat er mir das Leben gerettet, als ich herkam.«

»Und hat er dir damit einen so großen Gefallen getan?

Nun fristest du hier ein unwürdiges Sklavendasein. Hätten sie dich getötet, wärest du ein Märtyrer und dürfest neben dem Thron deines Gottes sitzen, oder?«

Der Sachse nickte mit einem leisen Lachen und legte dem Jungen die Hand auf die Schulter. »Gut aufgepasst, Hacon. Aber wie es scheint, war ich dafür noch nicht bereit. Schau, das Wasser kocht. Lass uns den Kessel noch einmal füllen, ehe dein Brude

Müßiggang

r uns hier beim

erwischt und uns beide zu Märtyrern macht.«

Nichts war zu hören bis auf das schleifende Ger u ä sch der

Schere, gedämpft im dicken Fell des Schafes. Osmund schor mit gleichmäßigen, sicheren Bewegungen; es war eine Freude, ihm zuzuschauen. Aber Candamir nahm nicht wirklich zur Kenntnis, was seine Augen sahen. In Gedanken war er anderswo: auf dem weiten, blauen Meer, an fremden Ufern.

»Was denkst du?«, fragte Osmund, als ihm das 69

Schweigen zu lang wurde.

»Ich weiß nicht«, gestand sein Freund, bückte sich, hob einen Arm voll Wolle auf und stopfte sie in einen großen Weidenkorb, der in der Nähe stand.

Osmund richtete sich auf, ließ das Schaf los, das zwischen seinen Knien eingeklemmt gewesen war, und es trottete blökend davon, warf ihm über die Schulter einen vorwurfsvollen Blick zu und stand dann nackt und zitternd im Hof.

»Ja, blök nur, solange du noch Luft hast«, raunte er ihm zu.

»Wenn du wüsstest, was dir heute Nachmittag blüht, würdest du noch viel lauter schreien.«

Candamir lachte leise, wurde aber gleich wieder ernst.

»Fortgehen …«, murmelte er beklommen.

Osmund zog das dicke Fellwams aus und fuhr sich mit dem Arm über die Stirn. Scheren war schweißtreibende Arbeit, selbst in dieser Kälte. »Du tust gerade so, als wäre der Gedanke dir völlig neu.«

»Nein.« Candamir fing das Wams auf, das Osmund ihm zuwarf, und hängte es über das Gatter. »Ich träume schon lange davon, das weißt du ja.«

»Aber träumen und ernsthaft erwägen sind zwei verschiedene Dinge«, stellte Osmund fest und rief dann:

»Wo steckst du, Hacon? Bring mir das nächste.«

Hacon kam aus dem Stall. Er führte ein gräuliches, großes Schaf an einem Strick, den er Osmund in die ausgestreckte Hand drückte. Dann stopfte der Junge ebenfalls noch einen Arm voll Wolle in den schon überquellenden Korb, pfiff einen

der Knechte herbei und bedeutete ihm mit einer Geste, den Korb zur Halle herüberzutragen.

Aber Candamir schüttelte den Kopf und tippte seinem Bruder an die magere Brust. » *Du* wirst die Wolle tragen.

Es wird Zeit, dass du ein paar Muskeln kriegst.«

Hacon biss die Zähne zusammen, damit niemand sah, dass der Spott ihn kränkte, stre te die Schu if

lterriemen des

Korbs über und schwankte bedenklich, als er sich aufrichtete. So schnell er konnte, ging er zur Halle hinüber, doch nicht schnell genug, um Candamirs und Osmunds unbarmherzigem Gelächter zu entkommen.

Die beiden Freunde blieben allein zurück, und während Osmund dem geduldigen Schaf den Pelz stahl, den es ja nun bald ohnehin nicht mehr brauchen würde, ließ Candamir den Blick über die zum Wald hin ansteigenden Weiden schweifen. Still und reglos standen die dichten Tannen jenseits der Weiden. Sie wirkten ebenso erhaben wie schön unter ihren dicken Schneemützen.

Obwohl Osmund auf seine Hände hinabsah, schien er zu ahnen, was Candamir durch den Kopf ging, denn er sagte:

»Nicht viel, was wir hier zurücklassen würden. Du allerdings mehr als ich, muss ich zugeben.«

Candamir gab einen verächtlichen Laut von sich. »Das Land wirft jedes Jahr weniger ab, und die Hälfte gehört Hacon.

Wenn er erwachsen ist und sein Recht fordert, wird es für uns beide kaum zum Leben reichen.

Womöglich werden wir uns gar verfeinden wie dein Vater und dein Onkel.« Er verschränkte die Arme. Es machte ihn rastlos, Osmund untätig bei der Arbeit zuzuschauen.

»Das ist ein Gedanke, der mich schon lange plagt«, gestand er nach einem kurzen Schweigen. Tatsächlich war es seine größte Zukunftssorge, und Osmund war der Einzige, dem er sie anvertrauen konnte. »Nein, trotz all seiner Schönheit könnte ich mich leichten Herzens von diesem Ort trennen«, sagte er dann, »denn dieses Land 71

taugt zu nichts anderem mehr, als einen Mann in die Verzweiflung zu treiben. Ich habe lediglich Bedenken, was Olaf angeht.«

Osmund nickte. »Ich weiß.«

»Ich trau ihm einfach nicht.«

»Ich weiß«, wiederholte Osmund ein wenig schärfer. Er war sich selbst nie so recht im Klaren darüber, wie er zu Olaf stand.

Aber da der nun einmal sein Onkel war, fühlte er sich immer verpflichtet, ihn in Schutz zu nehmen, wenn Candamir oder irgendjemand sonst sich abfällig über den reichen Kauffahrer äußerte. Gerade sein Wohlstand war es, der Olaf viel unverdiente Missgunst einbrachte, und das erschien Osmund ungerecht. Doch er sagte lediglich:

»Mit ihm zu segeln setzt nicht unbedingt voraus, ihm zu trauen.«

»Nein? Was ist dieses Land? Wo soll es sein? Und was gibt es dort? Die Antworten auf all diese Fragen weiß nur dein Onkel. Mit ihm zu segeln würde bedeuten, dass wir uns ihm auf Gedeih und Verderb ausliefern.«

»Zugegeben.« Osmund ließ das geschorene Schaf laufen, streckte das Kreuz und kam zu Candamir herüber.

Nebeneinander lehnten sie am Gatter. »Aber er hat gewiss nicht die Absicht, ins Unglück zu segeln. Er tut nur die Dinge, von denen er sich einen Vorteil verspricht. Und was sein Vorteil ist, kann auch der unsere sein. Das Risiko ist groß, daran gibt es keinen Zweifel. Auch Olaf weiß nicht genau, wo dieses Land, diese Insel liegt. Er hat sie zufällig gefunden, als ein Sturm ihn vom Kurs abgebracht hat. Ein mächtiger Sturm, der zwölf Tage andau r e te. Auf

dem Rückweg ist es ihm ebenso ergangen, und es sei allein der Hilfe der Götter zu verdanken, meint er, dass er sich schließlich in bekannten Gewässern wiederfand. Der 72

Weg dorthin ist also völlig unbekannt. Nur wenn wir den Sturm wiederfinden, können wir auch die Insel finden.

Aber *wenn* wir sie finden, Candamir …« Er brach ab und schüttelte den Kopf.

»Ja? Wenn wir sie finden? Was dann?«, drängte Candamir. Er hing förmlich an seinen Lippen.

»Sie liegt irgendwo südwestlich des Frankenlandes«, fuhr Osmund untypisch schwärmerisch fort. »Das heißt, die Winter sind kurz und mild. Die Erde ist fruchtbar –

man kann zweimal im Jahr ernten. Kannst du dir das vorstellen? Ola weiß nicht ge

f

nau, wie groß sie ist, aber er

hat versucht, sie zu umsegeln, und als das Wetter ihn zum Umkehren zwang, waren drei Tage vergangen, und er hatte noch nicht einmal ihre Südspitze erreicht. Land genug, Candamir. Für jede Sippe aus Elasund und den Weilern am Fluss, die gewillt ist, das Wagnis einzugehen.«

»Hm«, machte Candamir. Es klang halb skeptisch, halb zustimmend. »Ein solch fruchtbares Wunderland wird wohl kaum unbewohnt sein.«

Osmund schüttelte den Kopf. »Aber das Volk dort ist friedfertig und nicht zahlreich. Die einzigen Waffen, die sie haben, sind die, welche sie zum Jagen und Fischen benutzen. Es wäre ein Kinderspiel, ihnen ihr Land zu nehmen und sie zu versklaven.«

»So hört es sich jedenfalls an. Aber woher will Olaf das alles so genau wissen?«

»Er war zwei Wochen bei ihnen. Sie waren freundlich und arglos und haben ihm geholfen, sein Schiff wieder flottzumachen. Er hat ihre Lebensweise studiert.«

Es klang verlockend, musste Candamir gestehen.

»Weißt du, ich glaube, ich muss ein Weilchen darüber nachdenken«, sagte er schließlich.

Osmund nickte und holte sich sein nächstes Opfer aus dem Stall. »Das solltest du. Gründlich. Olaf sagt, wenn wir es tun wollen, müssen wir die Entscheidung bald treffen, damit wir

bei den Leuten am Fluss für dieses Unternehmen werben können, ehe der Schnee so hoch liegt, dass man sie selbst mit Skiern nicht mehr erreicht.

Damit hat er natürlich Recht. Aber es will gut ü e b rlegt

sein. Denn wenn wir lossegeln und wirklich in einen Sturm geraten, wie er ihn beschrieben hat, dann könnte es sehr gut sein, dass die Entscheidung sich nicht rückgängig machen lässt.«

»Und wieso hat er ausgerechnet dich als Ersten eingeweiht?«, fragte Candamir. »Ihr steht euch nicht gerade nahe. Nachdem dein Vater gestorben war, hat er keinen Finger gerührt, um dir zu helfen. Woher diese plötzliche Anwandlung von Familiensinn?«

Osmund verzog spöttisch einen Mundwinkel. »Mit Familiensinn hat es nichts zu tun. Aber dies ist ein Plan, bei dem all sein Gold nichts ausrichten kann und der sich nur durchführen lässt, wenn er in Elasund breite Unterstützung findet. Und Olaf ist ein Mann, der sich niemals etwas vormacht. Er weiß ganz genau, dass viele ihm misstrauen. Er hofft, dass ich dich überzeuge und wir gemeinsam all jene in Elasund, die einen Plan von Olaf allein aus dem Grund ablehnen würden, weil er eben von ihm stammt. Das gilt vor allem für Harald den Schmied.«

Candamir schüttelte entschieden den Kopf. »Es würde auf jeden Fall eine Fahrt ins Ungewisse, und ein jeder müsste selber abwägen, ob er die Seinen einer solchen Gefahr aussetzen will. Und das ist es, was mich wirklich argwöhnisch macht: Warum, bei allen Göttern, sollte Olaf gewillt sein, ein so gewaltiges Risiko einzugehen? Er ist reich! Sein Hof ist eine Festung. Die Turonländer können ihm nichts anhaben.«

»Du irrst dich«, widersprach sein Freund. »Olaf wollte nicht, dass es sich herumspricht, aber auch ihn haben die Turonländer empfindlich getroffen: Ein brennender Pfeil hat seinen Pferdestall in Brand gesetzt, und all seine Rösser sind verendet.«

»Oh, mächtiger Tyr«, murmelte Candamir. Nicht für Olaf, aber um die herrlichen Pferde tat es ihm Leid.

»Deswegen wird er nicht hungern müssen«, fuhr Osmund fort, »aber er wollte die Hälfte der Tiere im Frühjahr nach Süden verschiffen und verkaufen. Der Verlust trifft ihn hart. Und vergiss nicht, Olaf hat fünf Söhne. Er mag viel Land besitzen, doch für so viele wird es niemals reichen. Jared und Leif, die beiden Älteren, sind sich schon jetzt Spinnefeind. Olaf fürchtet um den Frieden und den Fortbestand seiner Sippe, Candamir, genau wie du.«

Candamir strich sich den Bart. Was Osmund anführte, klang plausibel, aber es räumte seine Bedenken gegen Olaf nicht aus.

»Mag sein«, murmelte er unwillig. »Aber ich bin nicht so närrisch, für ein Unterfangen zu werben, dessen Ausgang völlig ungewiss wäre.«

Doch noch während er das sagte, spürte er die Sehnsucht in sich aufkeimen, die ihn manchmal überkam, wenn er bis auf die Landzunge hinauswanderte und aufs offene Meer blickte. Es waren die Unrast und Abenteuerlust, die seinem Volk zu Eigen waren. Welch eine Verlockung, alle Sorgen, alle Not einfach zurückzulassen und sein Glück in der Ferne zu suchen …

Aber sie sprachen von anderen Dingen, während sie die Arbeit fortsetzten. Als die frühe Dämmerung hereinbrach, hatten sie acht Schafe geschoren und vier davon geschlachtet, ausgeblut t

e und ausgenommen. Keine

75

geringe Leistung für einen kurzen Tag, befanden sie, wuschen sich mit dem warmen Wasser, das im Badehaus für sie bereitstand, und gingen dann zur Halle hinüber.

Dort ging es geschäftig zu: Hacon, der Sachse und die beiden anderen Knechte und die zwei Mägde waren dabei, die Wolle zu sortieren und zu waschen.

Asta saß gleich neben dem Hochsitz auf der Bank am Feuer. Sie hielt ihre winzige, schlafende Tochter im Arm.

Fulc saß neben ihr, und Mutter und Sohn schoben ein etwas ungeschickt geschnitztes Spielzeugschiff auf der Bank zwischen sich hin und her. Fulc gab leise, aber erstaunlich echt klingende Windgeräusche von sich.

Candamir und Os und traten hinzu. Seine Schwester m

hatte sich hübsch gemacht, stellte Candamir zufrieden fest: Sie trug ein taubengraues, l

angärmeliges Unterkleid und

darüber einen rehbraunen Trägerrock, der ihrer Mutter gehört hatte, wie die beiden Männer auf einen Blick erkannten. Sie erinnerten sich an die ovalen Schalenspangen aus fein ziselierter Bronze, die die Träger oberhalb der Brust am Rock befestigten und die mit einer

kurzen Kette aus polierten Halbedelsteinen verbunden waren.

»Möge der Segen der Götter deine Tochter auf allen Wegen begleiten, Asta«, sagte Osmund.

Sie schaute auf. »Danke, Osmund.« Ihr Lächeln konnte ihn nicht täuschen. Er sah auf einen Blick, dass sie geweint hatte.

Sie hatten sich noch nicht häufig gesehen, seit Asta heimgekommen war, und wenn, waren es flüchtige Begegnungen gewesen, bei denen sie ein paar belanglose Worte gewechselt hatten. Es war Befangenheit, die sie bewog, einander aus dem Weg zu gehen. Ihr Verhältnis war gar zu merkwürdig.

76

Asta war drei Jahre jünger als er, und als Kinder waren sie wie Bruder und Schwester gewesen. Doch hatten sie es immer als selbstverständlich angesehen, dass sie einmal heiraten würden. Ihre Väter hatten es beschlossen, und ihnen schien es nur natürlich. Dann war alles anders gekommen, und beide hatten ein schlechtes Gewissen deswegen. Inzwischen waren vier Jahre verstrichen, seit Asta nach Elbingdal gegangen war, und heute waren sie Fremde. Doch als sie sich jetzt anschauten und ihren eigenen Schmerz in den Augen des anderen erkannten, war die Vertrautheit ihrer Kindheit plötzlich wieder da.

»Man hat mir mehrfach versichert, es vergeht«, hörte Osmund sich sagen.

Asta blinzelte kurz und nickte. »Ja, das höre ich auch drei- bis viermal am Tag.«

Osmund fuhr Fulc kurz über den Schopf. »Hübscher Junge. Kommt auf seinen Vater.«

»Das behauptet die Köchin jedenfalls, wenn er sich schlecht benimmt. Ich finde, er sieht aus wie Candamir.«

»Von dem er auch das zweifelhafte Benehmen haben könnte.«

Candamir verdrehte die Augen und machte sich schleunigst davon, um einen Krug mit starkem Bier zu holen.

Asta und Osmund lachten leise, dann setzte er sich zu ihr, und sie redeten vertraut und ohne Scheu miteinander.

Candamir brauchte verdächtig lange, ehe er endlich mit dem Bier zurückkehrte. Durstig leerten die beiden Freunde jeder einen großen Becher, ehe sie die Obergewänder ablegten und sich mit an die Arbeit machten. Über dem Langfeuer wurde Wasser erhitzt und in hölzernen Waschbottichen mit kaltem Wasser und Seife, die aus Kalk, Asche und Tran hergestellt war, gemischt. In der 77

Lauge wurden die Vliese eingeweicht und zweimal gewaschen. Dampf stieg auf und verbreitete sich wie Nebel in der Halle. Die Knechte rollten die Hosen auf, die Mägde rafften die Röcke, alle stiegen in die Zuber und stampften den Schmutz aus der Wolle. Sie sangen und lachten und spornten sich gegenseitig zu immer schnellerem Takt an, bis das Wasser auf d en Boden

schwappte. Gunda war die Temperamentvollste von allen.

Der aufsteigende Dampf rötete ihre Wangen und krauste die hüftlangen, blonden Locken zu Kringeln. Sie sah eigentlich nicht aus, als wasche sie Wolle. Es wirkte eher wie ein

anmutiger Tanz. Großzügig zeigte sie ihre wohl geformten Waden.

Candamir hatte die gewaschenen Vliese draußen in kaltem Wasser gespült. Als er wieder hereinkam, sah er den Blick, mit dem sein Freund das friesische Mädchen beobachtete. Er stellte den tropfenden Korb unweit des Feuers auf den Boden un

d sagte beiläufig: »Warum bleibst

du nicht über Nacht?«

Osmund wandte hastig den Blick ab und schüttelte bedauernd den Kopf. »Ich würde nur zu gern, glaub mir.

Aber …«

»Aber was? Nun komm schon. Es wird Zeit, dass du wieder anfängst zu leben. Und du würdest Gunda eine echte Freude machen, weißt du«, fügte er ohne besonderen Nachdruck hinzu. »Seit dem Mittsommerfest verfolgt sie dich mit sehnsüchtigen Blicken.«

Osmund geriet ins Wanken. »Aber ich dachte, du … ich meine, du und sie …«

Candamir lächelte und deutete ein Schulterzucken an. Er teilte seine Gunda nicht gern, gestand er sich ein, aber in diesem Fall, fand er, diente es wirklich einem guten Zweck.

Er zog seinen Freund zum Langfeuer hinüber, ließ sich in den Hochsitz sinken und wies Osmund den Ehrenplatz gegenüber. »Lasst die Wolle bis morgen und fangt an zu kochen«, wies er die Mägde an. Und dem Sachsen befahl er:

»Bring uns Bier. Nimm gleich die großen Krüge. Und lass sie nicht leer werden. Gespart wird ab morgen«, kam er den Ermahnungen seiner Schwester zuvor.

Schon vor dem Essen hatten Osmund und Candamir solche Mengen an starkem Bier in sich hineingeschüttet, dass der Sachse überzeugt war, er läge bereits halb tot im Stroh, wenn sie ihn aufgefordert hätten mitzuhalten, was schon gelegentlich vorgekommen war. Diesmal war er verschont geblieben, denn heute hatten sie den armen Hacon zum Opfer erkoren und spornten ihn mit Spott und Ermunterungen an, jedes Mal einen Becher zu leeren, wenn sie es taten. »Nun komm schon, Brüderchen«, drängte Candamir. »Trink, trink, trink! Was bist du, ein Mann oder eine Maus?«

Dann wurden Tische auf beiden Seiten des Langfeuers aufgebockt, und die Mägde trugen den Eintopf aus geschmortem Fisch und Pilzen auf. Sogar ein kleines Stück Brot gab es für jeden. Das Gesinde setzte sich links und rechts des Hochsitzes auf die Bank. Osmund, der einzige Gast, saß allein auf der anderen Seite des Feuers.

»Wenn wir es nun täten, Osmund, wann würden wir aufbrechen?«, fragte Candamir zwischen zwei Bissen.

Osmunds Blick war schon wieder zu Gunda hinübergewandert, doch sogleich kehrte er mit seinen Gedanken zu ihrem Gespräch vom Vor ittag z m

urück. »Im

Frühjahr«, antwortete er.

»So bald wie möglich. Ehe die verfluchten Turonländer wiederkommen und uns den Rest geben.«

»Aufbrechen wohin?«, fragte Hacon verständnislos.

79

»Zerbrich dir nicht den Kopf«, antwortete Candamir kurz angebunden. »Trink lieber dein Bier aus.« Und an Osmund gewandt, fuhr er fort: »War es ein Frühjahrsstur ,

m der Olaf hingebracht hat?«

Osmund nickte in seinen Becher.

»Wann soll das gewesen sein? Und warum hat er bislang noch nie jemandem davon erzählt? Er macht doch sonst kein Geheimnis aus seinen Abenteuern und angeblichen Ruhmestaten.«

»Vor zwei Jahren. Er hat es für sich behalten, weil er ursprünglich vorhatte, Handel mit den Leuten dort zu treiben. Und den Markt wollte er natürlich mit niemandem teilen. Aber jetzt, sagt er, nachdem die Dinge hier so schlecht stehen und immer schlimmer werden, sei ihm klar geworden, zu welchem Zweck die Götter ihn in Wahrheit auf diese Insel geführt haben.«

»Insel? Götter? Wovon redet ihr?«, fragte Asta ungehalten.

Der Sachse

, der es von Berufs wegen gewohnt war, Rätselhaftes zu deuten, hatte keine große Mühe, sich einen Reim auf die eigentümlichen Andeutungen zu machen.

»Olaf will Elasund aufgeben und eine neue Heimat suchen?«, fragte er verblüfft. »Und wo bitte soll diese Insel sein? Vor der schottischen Küste, nehme ich an.«

Candamir schüttelte den Kopf. »Viel weiter weg. Im westlichen Meer.«

»Oh, großartig«, murmelte Austin vor sich hin. »Das Meer, von dem keiner wiederkehrt …«

Er saß links neben seinem Herrn, was ein Ehrenplatz war, jedoch leider auch bedeutete, dass er sich in dessen ständiger Reichweite befand. Ein unsanfter Tritt traf ihn am Schienbein.

80

»Wieso ist der Becher meines Gastes leer, Nichtsnutz?

Und meiner auch. Beweg dich.«

Der Knecht stand hastig auf und griff nach den leeren Trinkgefäßen.

»Vergiss Hacons nicht«, mahnte Osmund boshaft.

Der Junge lächelte tapfer. »Wir gehen fort, Candamir?«, fragte er, hin- und hergerissen zwischen Furcht und Erregung.

Sein Bruder hob abwehrend die Linke. »Nein. Es ist nur eine verrückte Idee. Olaf hat sich das ausgedacht, weil er sich vermutlich in die Hosen macht bei dem Gedanken, die Turonländer könnten im Frühling wiederkommen.«

»Da wär er nicht der Einzige«, lallte Hacon.

Nein, das stimmt, musste Candamir bekennen. »Ich weiß nicht …«, murmelte er. »Ich müsste jedenfalls noch eine Menge mehr erfahren, ehe ich einen solchen Entschluss fassen kann. Und es hängt auch nicht von uns allein ab. So

etwas kann nur gelingen, wenn wir mit einer ganzen Flotte aufbrechen.«

»Ah«, machte der Sachse und stellte die Becher vor ihnen ab. Ein wenig Schaum schwappte auf die Tischplatte. »Das heißt, die geheimnisvolle Insel ist bedauerlicherweise schon besiedelt, und ihr wollt mit ihren Bewohnern das tun, was die Turonländer mit euch gemacht haben.«

»Oder die Angeln und Sachsen mit den Briten«, warf Osmund mit einem gefährlichen, scheinbar liebenswürdigen Lächeln ein.

»Na ja«, sagte Hacon bedächtig. »Der Turonländer, den wir gefangen haben, hatte irgendwie schon ganz Recht: Ein jeder muss sehen, wo er bleibt. Wer sein Land nicht verteidigen kann, hat es verwirkt, richtig?« Scheinbar 81

gierig griff er nach seinem Becher, setzte an – und kippte dann unglaublich langsam hintenüber von der Bank.

Alle brachen in Gelächter aus.

Candamir erhob sich – er schwankte noch nicht einmal –

und zog seinen Bruder auf die Füße. »Komm nicht auf die Idee, mir die Halle voll zu speien«, warnte er.

Hacon schüttelte inbrünsti

g den Kopf und sank dann

ohnmächtig in sich zusammen.

Candamir fing ihn auf, warf ihn sich über die Schulter, als wäre er eine Strohpuppe, trug ihn ins Freie und setzte ihn mit dem Rücken an die dem Wind abgewandte Hauswand

gelehnt auf den verschneiten Boden. Er wusste aus eigener Erfahrung, dass kalte, klare Luft das Beste in diesem Zustand war. Und er war zuversichtlich, dass sein Bruder zu betrunken war, um zu erfrieren, beschloss aber dennoch, ihn in einer Stunde wieder ins Haus zu holen. Er vergewisserte sich, dass dem Jungen nichts fehlte, holte eine Felldecke und hüllte ihn darin ein. Seine Hände waren sanfter, als Hacon sie je im Wachzustand erlebt hatte.

Als Candamir in die warme Halle zurückkehrte, blieb er kurz bei Gunda stehen und sprach ein paar leise Worte mit ihr.

Sie lauschte und nickte dann zögernd. »Wenn es dein Wunsch ist …«

Er schenkte ihr ein strahlendes Lächeln. Gunda war ein stolzes Mädchen. Sie hatte behauptet, sie sei die Tochter eines Häuptlings und ihrer Familie bei einem nächtlichen Piratenüberfall entrissen worden, aber das be a h upteten sie

alle. Ebenso gut möglich, dass ihr Vater zu viele Töchter gehabt hatte, in Geldnöten gewesen war und sie an den fahrenden Sklavenhändler verscherbelt hatte, von dem Candamir sie vergangenes Frühjahr gekauft hatte. Wie 82

auch immer, ihm war es gleich. Doch er wollte sie nicht kränken. »Nur eine Ausnahme«, stellte er klar.

»Na ja, ich gestehe, es gibt Dinge, die zu tun mir schwerer fallen würde, Herr.«

Obwohl er es doch gewusst hatte, wünschte er, sie hätte das nicht gesagt. »Na siehst du«, antwortete er kühl.

»Aber ich bin schwanger.«

Oh, mächtiger Tyr, steh mir bei, dachte er fassungslos.

Im Gegensatz zu Osmund fand er den Gedanken, Vater zu werden, alles andere als reizvoll. Er erschreckte ihn zu Tode. Er sagte jedoch lediglich: »Und was weiter?«

»Ich wollte nur, dass du es weißt. Damit klar ist, dass es dein Sohn ist, falls es ein Junge wird, meine ich.«

»Und nun weiß ich es«, erwiderte er unverbindlich.

»Jetzt geh, hol ihm was zu trinken und setz dich zu ihm.

Ehe meine Schwester sich schlafen legt.«

Gunda lächelte. »Ah. Jetzt weiß ich, was du im Schilde führst.«

»Hm.« Candamir brummte. Er teilte seine Gunda wirklich *überhaupt* nicht gern, musste er feststellen.

»Irgendwer muss ja dafür sorgen, dass sie zueinander finden, da die Götter sich offenbar nicht darum kümmern.«

Kaum waren sie mit dem Schlachten, Pökeln und Räuchern auf Candamirs und auch auf Osmunds Hof fertig, als der erste ernsthafte Schneesturm hereinbrach und jede Arbeit im Freien unmöglich machte.

So saßen die Menschen in der Hall

e am Feuer und taten

all die notwendigen Dinge, für die in den Wochen seit dem Überfall der Turonländer, da ein jeder nur damit beschäftigt gewesen war, vor dem Wintereinbruch neue 83

Vorräte anzulegen, keine Zeit geblieben war. Tjorv und Nori, die beiden Sklaven, die Candamir schon von seinem Vater geerbt hatte, höhlten einen großen Brocken Speckstein aus

und glätteten die Unterseite. Man konnte bereits sehen, dass es ein Kochtopf werden sollte. Tjorv war ein kunstfertiger Steinschnitzer, und wenn die Langeweile im Laufe des Winters nur schlimm genug wurde, würde er die Außenseite des Topfes vermutlich mit Wolfsköpfen oder Koboldfratzen verzieren – irgendetwas, womit er die alte Köchin ärgern konnte. Die Frauen spannen, alle bis auf Asta, die an einem neuen Lammfellwams für Hacon nähte, denn aus dem letzten war er herausgewachsen. Hacon selbst schnitzte mit wechselhaftem Geschick eine Schlittschuhkufe aus einem Schenkelknochen. Eine besonders heftige Bö heulte mit Geisterstimmen ums Haus. Er hielt in seiner Arbeit inne und schaute zum Dach auf, aber er machte sich keine Sorgen um die Strohschindeln. Inzwischen hatte das Dach eine so dicke Eis- und Schneemütze, dass der Wind es nicht abdecken konnte. Ein wohliger Schauer rieselte dem Jungen den Rücken hinab. Wie anheimelnd war es doch in der Halle, wenn das Wetter draußen tobte. Er stand auf, um Holz nachzulegen, aber Candamir sagte: »Langsam, Hacon. Es sei denn, du möchtest neues Holz holen gehen, ehe der Sturm nachlässt.«

»Nein, nicht unbedingt«, bekannte der Junge grinsend.

Candamir nickte mit einem abwesenden Lächeln.

»Weiter, Heide«, forderte er die Köchin auf. »Der König der Riesen hatte also Thors Hammer gestohlen und verlangte im Austausch Frey

i

ja als Braut. Ich könnte m r

vorstellen, das hat ihr nicht gefallen.«

»Recht hast du, Herr«, bestätigte die Köchin mit einem grimmigen Nicken und setzte ihre Geschichte fort: »Ihr Zorn ließ den ganzen Göttersaal erbeben, und sie weigerte 84

sich. Da war guter Rat teuer, denn ohne Thors Hammer, wussten die Götter, konnten sie einem Angriff der Riesen nicht standhalten. Schließlich schlug der listige Loki vor, Thor selbst möge sich in Brautgewänder hüllen, nach Riesenheim gehen und sich dort als Freyja ausgeben.

Zornig wurde da Thor; er fürchtete, die Götter würden ihn, den Trutzstarken, weibisch nennen, wenn er das täte. Doch der zungenfertige Loki führte ihm vor Augen, dass dies der einzige Ausweg sei. Also band man Thor mit Brautlinnen, steckte ihn in Frauenkleider und türmte hoch den Hauptschmuck ihm. Und so kam Thor denn nach Riesenheim, und die Augen des Königs erstrahlten vor Freude und Lust, da er Freyja zu erblicken glaubte. Er führte sie zum Brautschmaus und verwunderte sich darüber, welch gewaltige Berge Fleisch sie aß und vor allem, wie viel Met sie trank. Doch da erklärte der verkleidete Thor ihm, er hab

e vor Sehnsucht nach dem

Bräutigam acht Tage und Nächte gefastet. Gerührt ließ der Riesenkönig die versprochene Brautgabe herbeiholen und legte sie seiner Braut in den Schoß. Da sprang Thor von der Bank auf, riss sich den verhüllenden Brautschleier vom Antlitz, schwang seinen wiedererlangten Hammer und erschlug den König der Riesen und sein ganzes Geschlecht.«

Heide hatte sich in Rage geredet. Bei diesem letzten Satz tat sie einen tiefen Seufzer der Befriedigung, der ihre üppige Brust wie eine Sturmwelle auf und nieder gehen ließ.

»Großartig, Heide!«, lobte Hacon und klatschte in die Hände. »Wunderbar erzählt.«

Candamir gab ihm Recht. Er liebte diese Geschichte.

Einen Moment hing er ihr in Gedanken noch nach, stellte sich den grimmen Thor in Weiberkleidern vor und lachte in sich hinein, ehe er den Kopf hob und sagte: »Komm 85

her, Sachse.«

Austin hatte Gunda die lose, gesponnene Wolle gehalten, sodass sie sie zu eine Knäuel aufwickeln kon m

nte. Er sei

der Beste dafür, hatte sie behauptet, weil er so schön stillhalten könne. Behutsam legte er den Strang auf der Bank ab, stand auf und trat zu Candamir.

Der hielt seinen mörderisch scharfen Dolch – Sax genannt – in der Hand und wies damit auf ein Stück Robbenleder, das auf der Bank ausgebreite t lag. »Stell

deinen Fuß darauf.«

Der Sklave wich entsetzt einen Schritt zurück. »Aber …

was hab ich getan, Herr?«

Candamir schaute ihn verdutzt an und lachte dann über seine versc reckte Mien

h

e. »Gar nichts. Was stellst du dir

vor? Dass ich dir den Fuß abhacken will? Du bekommst ein Paar Schuhe, das ist alles.«

Der Sachse atmete auf. in seiner Heimat war es üblich, Sklaven, die gar zu freiheitsliebend waren, die Sehne über der Ferse zu durchtrennen. Und obwohl diese Sitte hier anscheinend unbekannt war, hatte er unter dem Eindruck dieser grässlichen Geschichte mit dem unvermeidlichen Gemetzel am Schluss einen Moment lang geglaubt, Candamir wolle ihn zu einem hinkenden Krüppel machen.

»Schuhe, Herr?«, fragte er verständnislos. In den vergangenen beiden Wintern hatte er niemals Schuhe besessen. Als er im ersten Jahr einmal über kalte Füße klagte, hatte Candamir ihm geduldig erklärt, Sklaven ließe man barfuß gehen aus dem gleichen Grund, warum man ihnen die Haare kurz schor: damit sie niemals vergaßen, wie niedrig ihre Stellung war.

»Ganz recht. Und ein Paar Skier ebenfalls. Falls du heute noch zu tun gedenkst, was ich sage.«

Hastig stellte Austin den Fuß auf das Leder und 86

verharrte stockstill, während Candamir den Umriss seiner Sohle mit der Messerspitze einritzte.

»Jetzt den anderen.«

Der Sachse gehorchte und wartete

, bis dieses gefährliche

Maßnehmen ein glückliches Ende genommen hatte, ehe er fragte: »

ie komm

W

e ich zu der Ehre, Herr?«

Candamir begann, die Ledersohlen auszuschneiden.

Austin bewunderte seine Geschicklichkeit; kein Mal wich das Messer von der vorgezeichneten Linie ab.

»Ich habe eine Aufgabe für dich«, eröffnete Candamir ihm mit gesenkter Stimme, den Blick auf seine Arbeit gerichtet.

»Sie ist nicht ganz einfach, erfordert Klughei t und

Geschick.«

Plötzlich schaute er auf und lächelte seinen Sklaven an.

»Genau das Richtige für dich also.«

Dem Sachsen schwante ganz und gar nichts Gutes. »Ich werde immer nervös, wenn du mir schmeichelst, Herr«, gestand er. »Was ist es?«

Candamir schaute sich kurz um, um sich zu vergewissern, dass niemand sie hörte. Aber Nori hatte zu einer seiner zotigen Geschichten angesetzt, und alle hingen gebannt an seinen Lippen.

»Du hast Osmunds Vorratshaus gesehen«, begann der Herr des Hauses gedämpft.

»Natürlich.«

»Was er hat, reicht bestenfalls bis zum Julfest.«

»Ja, ich weiß.«

»Hm. Du wirst jede a

N cht hinfahren und seine Vorräte

ein wenig aufstocken. Unauffällig, verstehst du. Ein Dutzend Heringe, die du in sein Fass schmuggelst, eine Schale Mehl dann und wann, mit der du seine Säcke 87

auffüllst. Er darf es unter keinen Umständen merken, denn es würde ihn beleidigen.«

Der Sachse nickte überzeugt. »Und wenn er mich erwischt, wird er mich umbringen.«

»Eher uns beide. Du siehst, ich lege mein Leben in deine Hände.«

»Das rührt mich, Herr. Aber wird er die Skispuren nicht sehen?«

Candamir winkte unbekümmert ab. »Es wird in den nächsten Wochen ohnehin jede Nacht schneien, also werden deine Spuren verdeckt. Und selbst wenn nicht.

Zwischen seinem Hof und meinem gibt es immer so zahlreiche Skispuren, dass eine mehr nicht auffällt.«

Austin nickte versonnen und atmete dann tief durch. »Na schön. Aber hast du dir unser eigenes Speicherhaus einmal mit offenen Augen angeschaut und dich gefragt, wie weit *wir* mit dem kommen, was wir haben? Ich weiß, Osmund ist dein bester Freund, aber wir schaffen es doch selbst nicht über den Winter, ganz sicher nicht, wenn wir etwas abgeben …«

»Ich glaube, du vergisst dich wieder einmal«, fiel Candamir ihm schneidend ins Wort. Dann wandte er ihm demonstrativ den Rücken zu und begann, Vorderblatt und Seitenteile des ersten Schuhs auszuschneiden.

Beklommen kehrte der Sachse an seinen Platz zurück.

Von Noris Geschichte hörte er nur die letzten Worte und das beifällige Gelächter, aber er war sicher, er hatte nicht viel versäumt. Er antwortete mit einem matten Lächeln auf Gundas

f

ragend gehobene Brauen und nahm den

Wollstrang wieder auf.

»Erzähl du uns doch eine Geschichte, Asta«, bat Hacon.

Sie nickte bereitwillig und ließ ihre Näharbeit einen 88

Moment in den Schoß sinken, um nachzudenken, ehe sie zu erzählen begann: »Als die Welt noch jung war, ehe die Götter sich mit den Riesen überwarfen, lustwandelte Odin eines Abends in der Flur d r Alben. Es war Frühling, und e

wie allen Wesen kochte auch ihm das Blut in den Adern, als er am Ufer eines Baches die Tochter des Albenkönigs erblickte. Tanuri war ihr Name, was in der Albensprache bedeutet: Tochter des Sternenlichts. So groß war Tanuris Schönheit, dass Odins Augen leuchteten, un d er verzehrte

sich nach ihr. Drei Tage und Nächte ver a b rg er sich

zwischen den blühenden Bäumen, die die Lichtung am Bachufer umstanden, und dreimal erschien Tanuri in der Abenddämmerung. Am dritten Abend schließlich trat er zu ihr und warb um sie. Sie aber wies ihn ab, denn sie war bereits versprochen. ›Dann brich dein Versprechen, und ich erfülle dir jeden Wunsch‹, gelobte Odin. Drei Tage Bedenkzeit bat Tanuri sich aus, und so blieb Odin drei

weitere Nächte am Ufer des Baches. Als sie zurückkehrte, sagte sie, sie wolle ihn erhören, wenn er ihr ein Land schenke, das vollkommen sei.

Odin begab sich also zu den Riesen und erbat ihre Hilfe, und sie erschufen für ihn ein vollkommenes Land: Eine Insel im Meer, auf der es weder Winter noch Dürre gab, weder Leid noch Schmerz, mit Bergen, reich an Gold und Erz, und Täler von fetter, schwarzer Erde, Haine mit Bächen und den herrlichsten Blumen, Wälder voll wundersamer, friedlicher Geschöpfe und süßer Früchte.

Als Odin dieses Land erblickte, frohlockte sein Herz, denn er sah, dass es vollkommen war, und er brachte Tanuri dorthin.

Sie betrachtete das Land. Sie stieg auf die Berge, ritt durch die Täler, die Haine und Wälder, und sie sah, dass es an diesem Land nichts gab, das schlecht war. Doch sie sagte: »Es gibt keinen Schnee.«

89

»Aber der Schnee bringt vielen den Tod«, wandte Odin ein.

»Was könnte reiner und vollkommener sein als der Schnee?«, widersprach sie.

Also brachte Odin einen großen Schwarm weißer Raben auf die Insel, die sich zu Füßen Tanuris niederließen, wann immer sie es wünschte, sodass sie aussahen wie eine Decke von Schnee.

»Es gibt kein Feuer«, beklagte Tanuri dann.

»Aber das Feuer bringt vielen den Tod«, wandte Odin auch dieses Mal ein.

»Was könnte reiner und vollkommener sein als das Feuer?«, entgegnete Tanuri.

Also stieß Odin seinen Speer Gungnir in einen der Berge, bohrte die Spitze tief in sein Mark, sodass der Berg Feuer spie.

»Nun ist das Land vollkommen, nicht wahr«, sagte der Gott eifrig. »Ich habe meinen Teil der Abmachung erfüllt, also erfülle du den deinen.«

Doch Tanuri sprach: »Wie einfältig du bist, Vater der Götter. In diesem Land ist weder Leid noch Schmerz. Wie könnte es vollkommen sein? Vollkommenheit gibt es allein im Gleichgewicht aller Dinge, guter wie schlechter.

Nein, du h s

a t meinen Wunsch nicht erfüllt, und ich schulde dir nichts.«

Da erkannte Odin, dass Tanuri voller Tücke war wie alle Frauen und doch weiser als er. Er ließ sie gehen, und nachdem sie fort war, verweilte er lange auf der Insel, und über ihn kamen Leid und Schmerz, weil er die Schönste der Alben verloren hatte. So wurde das Land vollkommen, als es zu spät war. Ihr zu Ehren nannte Odin die Insel Catan, was in der Sprache der Alben Land des 90

Sternenlichts heißt. Odin verweilte dort, bis sein Schmerz geheilt war, und dann entrückte er die Insel, auf dass kein Sterblicher je an ihre Gestade gelange.«

Es war sehr still in der Halle, nachdem Asta geendet hatte. Das Schleifen des Meißels auf weichem Stein und das Schaben von Hacons Schnitzmesser waren verstummt, allein die Frauen hatten weitergearbeitet, weil ihre Tätigkeit keine Geräusche verursachte.

»Das war … wundervoll«, sagte Gunda und seufzte tief.

Asta lächelte, winkte ein wenig verlegen ab und widmete sich wieder ihrer Näharbeit. »Oh, meine Großmutter erzählte es noch viel schöner. Tanuri hatte ein Lied, das sie sang, wenn sie bei Dämmerung am Fluss erschien, aber ich habe vergessen, wie es ging. Weißt du es noch, Candamir?«

»Nein.« Bedauernd schüttelte er den Kopf.

»Schade. Du hast eine so schöne Stimme.«

Ehe irgendwer ihn auffordern konnte, etwas zu singen, fragte er Gunda: »Erzählt man sich diese Geschichte in deiner Heimat nicht?«

Sie hob kurz die Schultern. »Ich glaube nicht. Manche der Götter haben bei uns auch andere Namen als bei euch.

Und der Gott des Sachsen wird in meiner Heimat immer mächtiger.«

Candamir schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Eine Schande ist das …«

»Gibt es in deinem Buch nicht auch eine Geschichte von einem entrückten Land?«, fragte Hacon den Sachsen.

Der schaute kurz zu Candamir, und weil von dort kein Widerspruch kam, antwortete er: »In gewisser Weise. Es war ein Garten. Und er war in dem Sinne vollkommen, wie auch Odin Vollkommenheit verstand. Mein Gott 91

schenkte diesen Garten den Menschen.«

»Aber?«, half Tjorv ihm auf die Sprünge.

Und so erzählte Austin vom Garten Eden, dem Baum und der Schlange und der Vertreibung aus dem Paradies.

»Und was sollte diese seltsame Prüfung?«, fragte Candamir ungehalten, nachdem der Mönch zum Ende gekommen war.

»Was war an diesem Baum anders als an den anderen?«

»Nun, er war verboten«, antwortete Austin.

»Warum?«

»Weil Gott es gesagt hat.«

»Also erst schafft er dieses Land und die Menschen, denen er es schenkt. Aber er schafft die Menschen mit all ihren Schwächen und stellt sie dann vor eine Prüfung, die sie nicht bestehen können. Was für ein Unsinn. Hatte dein Gott Langeweile, oder warum hat er das gemacht?«

»Sie hätten die Prüfung bestehen können, trotz ihrer Schwächen«, widersprach Austin. »Denn Gott hat ihnen einen freien Willen gegeben.«

»Willst du etwa behaupten, das bedeute, der Mensch habe sein Schicksal selbst in der Hand?«, fragte Asta mit einem ungläubigen Lachen.

»O ja.«

»Das ist vermessen«, widersprach Candamir ärgerlich, trat zu seinem Sachsen und fuchtelte ihm mit dem Sax vor der Nase herum, ohne es zu merken. »Die Nornen bestimmen das Schicksal, sowohl das der Menschen als auch das der Götter, und nur so kann die Welt ihren vorherbestimmten Lauf nehmen. Wie könnten wir uns anmaßen, wissen zu wollen, was richtig und was falsch ist? Deine Geschichten

sind spannend, Sachse, aber ihre Lehren sind eitel. Und gefährlich. Erzähle uns von mir aus 92

von den großen Königen aus deinem Buch und von ihren Schlachten, aber keinen solchen Unsinn mehr. Hast du verstanden?«

Austin bog den Kopf ein wenig zurück, um Abstand zwischen sich und die mörderische Klinge zu bringen. »Ja, Herr«, murmelte er scheinbar demütig. Aber er wusste, dass es gelogen war. Er konnte nicht aufhören, ebenso wenig, wie er aus freiem Entschluss hätte aufhören können zu atmen. »Da wäre die Geschichte von dem mächtigen Krieger Samson und seinem Verhängnis. Ich glaube, die würde dir gefallen …«

Die Tage wurden dunkler und kälter, und das Dorfleben kam beinah zum völligen Stillstand, denn niemand ging vor die Tür, den nicht dringende Geschäfte dazu zwangen.

Die Wochen vor dem Julfest waren noch nicht von wirklicher Not bestimmt, aber doch schon von Hunger.

Eine, höchstens zwei karge Mahlzeiten am Tag stellten niemanden zufrieden, vor allem die Männer nicht, auch wenn es jetzt keine schwere Arbeit zu tun gab. Das bohrende Gefühl der Leere im Bauch wurde jedem ein ständiger Begleiter.

Austin nahm seine nächtlichen Botengänge auf. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass er auf Skiern stand.

Diese waren aus Kiefernholz gefertigt, und durch waagerechte Bohrungen in den dünnen Brettern waren Lederschnüre gezogen, mit denen man sie am Fuß befestigte. Der linke Ski war zwei Schritt lang und hatte eine glatte Unterseite, der rechte war nicht länger als Austins

Arm und die Unterseite mit Pelz verkleidet. Auf dem langen Ski gleite man, mit dem kurzen stoße man sich ab, hatte Candamir ihm erklärt und ihm einen langen Stock gegeben, mit dem man das Gleichgewicht hielt. Es 93

dauerte allerdings ein Weilchen, bis der Sachse mehr zustande brachte, als sich auf die Nase zu legen. Candamir und Hacon standen trotz der Kälte im Hof, schauten ihm zu und amüsierten sich über seine fruchtlosen Bemühungen. Doch er meisterte diese ungewohnte Art der Fortbewegung schnell, denn er war jung und athletisch –

nicht so groß wie die Männer hier, aber drahtig. Ohne Missgeschicke erfüllte er seine Aufgabe. In gewisser Weise genoss er es sogar, mitten in der Nacht aufzustehen, wenn das ganze Haus schlief, und in die Kälte hinauszumüssen. Es erinnerte ihn an die Jahre im Kloster, wo die Brüder ihren Schlaf jede Nacht für Mette und Laudes unterbrachen. Wann immer das Wetter es zuließ und wenigstens ein wenig Licht von Mond o der Sternen

die Nacht erhellte, fuhr er mit einem Säckchen voller Lebensmittel zu Osmunds Hof hinüber und füllte dessen Vorratsfässer auf. Er war sich der Gefahr sehr wohl bewusst, denn sollte Osmund ihn ertappen, würde er natürlich annehmen, der Sachse wolle ihn bestehle .

n Und

Gott allein wusste, was dann geschehen mochte. Haflad der Köhler, der Brigittas Sohn und Osmunds Schwiegervater war, hatte einen seiner Sklaven beim Stehlen ertappt und ihn so unbarmherzig geschlagen, dass der Mann starb. Jetzt fehlte ihm ein Knecht, und in seinem Zorn und seiner Verzweiflung schlug Haflad nun seine ganze Familie, dass es ein wahres Elend war, hatte Nori ihm erzählt, der ihm die

schaurige Geschichte zugetragen hatte. So flüchtete Austin sich auf seinen nächtlichen Ausflügen ins Gebet, denn dort fühlte er sich sicher und geborgen, und trug Sorge, dass er immer einen kleinen Leckerbissen für Osmunds Hund bei sich hatte. Das zottelige Ungetüm kannte ihn zwar und schlug deshalb nicht an, wenn er kam, aber er fand, ein paar Vorsichtsmaßnahmen seien gewiss ratsam.

94

So war es nicht Austin, der auf frischer Tat in einem Vorratshaus erwischt wurde, sondern Hacon. Heide die Köchin hatte ihn geschickt, eine Schale Hafermehl zu holen, und als der Duft der geräucherten Fische, die auf einer Kordel aufgereiht an der Decke hingen, ihm in die Nase stieg, griff seine Hand zu, ehe er einen bewussten Entschluss gefasst hatte. Aber noch bevor er einen Bissen nehmen konnte, packte ihn eine Pranke im Na k c en und

riss ihn zurück.

Hacon stieß einen halb unterdrückten Schrei aus und ließ seine Beute los, als sei sie plötzlich glühend heiß.

Die Pranke schüttelte ihn, dass ihm die Zähne klapperten, u
d

n schleuderte ihn dann herum.

»Candamir …«

Sein Bruder ließ ihn los und schlug ihn mit der Faust ins Gesicht. Das hatte er noch nie getan. Hacon prallte krachend gegen die Wand und ging dann zu Boden.

»Heute und wie oft zuvor?«, fragte Candamir kalt.

Der Junge stützte sich auf einen Ellbogen und schüttelte inbrünstig den gesenkten Kopf. »Noch nie!«, brachte er undeutlich hervor. Er hatte sich auf die Zunge gebissen, und sein Mund war voller Blut. Seine ganze linke Gesichtshälfte schmerzte, und sein Kopf dröhnte wie eine große Trommel von dem Fausthieb, doch es war vor allem die Scham, die ihm die Tränen in die Augen trieb. Mit zugekniffenen Lidern würgte er das Blut hinunter. »Noch nie, ich schwör's bei Thors Hammer. Es tut mir Leid, ich weiß kaum, was über mich gekommen ist. Es tut mir Leid

…«

»Steh auf!«, herrschte Candamir ihn an. »Und hör auf zu heulen. Das ist ja widerlich.«

Hacon kam auf die Füße, fuhr sich mit dem Ärmel über die blutende Nase und schluckte mühsam. Dann stand er 95

stockstill, mit herunterbaumelnden Armen, den Kopf immer noch so tief gesenkt, dass die dunklen Haare sein Gesicht verdeckten.

Als Candamir seinen Schreck überwunden hatte, gelang es ihm auch, seinen Zorn unter Kontrolle zu bringen.

»Was du tun wolltest, könnte Asta das Leben kosten«, sagte er ruhiger.

»Oder Fulc. Und das wusstest du, nicht wahr?«

Die Tränen flossen noch ein bisschen schneller, und der Junge biss sich hart auf die Unterlippe. »Ich habe einen Augenblick nicht darüber nachgedacht. Ich … ich hab solchen Hunger, Candamir. Er hat mich einfach übermannt.«

Candamir seufzte und setzte sich müde auf eines der Fässer.

»Du musst lernen, dich zu beherrschen. Wie oft habe ich dir das schon gesagt?«

»Ich weiß nicht«, kam die erstickte Antwort. »Oft.«

»Hm. Du meinst also, du hast Hunger, ja? Du hast keine Ahnung, Brüderchen. Keine Ahnung.«

Hacon fuhr sich nochmals mit dem Ärmel übers Gesicht, dieses Mal energischer, sammelte seinen Mut und hob den Blick. Er erschrak über Candamirs finstere Miene. »Und was nun?«, fragte er beklommen.

»Nun wirst du herausfinden, was Hunger wirklich ist.

Du wirst bis zum Nachtmahl morgen nichts essen.«

Wie zum Protest gab Hacons Magen ein wütendes Knurren von sich. Der Junge drückte eine Hand auf den Bauch. »Ist das alles?«, fragte er halb bitter, halb hoffnungsvoll.

Candamir nickte. Er erinnerte sich an den letzten Hungerwinter in Elasund. Nicht die Turonländer hatt n e

ihn verschuldet, sondern ein später Frost, ein nasser Sommer, eine miserable Fischsaison und ein Hagelschlag, der die magere Ernte vollends vernichtet hatte. Hacon war noch zu klein gewesen, um sich dessen zu entsinnen, aber Candamir war schon zwölf. Und sein Vater hatte ihn über dem Heringsfass im Vorratshaus erwischt. Candamir schauderte heute noch bei der Erinnerung an die furchtbaren Prügel, die er bezogen hatte, und in der Nacht darauf hatte er Fieber bekommen und wäre beinah gestorben. Sein Vater war verzweifelt gewesen, und Candamir hatte ihn gehasst. Bis zum Ende dieses bitteren

Winters waren sie einander gram gewesen, sodass jeder mit seinem Elend allein geblieben war.

»Ja, das ist alles. Und es ist Strafe genug; du wirst mich morgen verfluchen, glaub mir. Aber es muss sein, damit du lernst, was ich uns zu ersparen versuche.«

Hacon stieß die Luft aus und wandte den Blick zur Decke.

»Vielleicht wäre es besser, du bindest mich irgendwo an.

Ich weiß ehrlich nicht, ob ich das sonst durchhalte. Es wäre bitter, wenn du mich morgen wieder hier fändest, he?«

Candamir lächelte freudlos. »Iss Schnee, wenn du es nicht aushältst. Das hilft.« Dann gab er sich einen Ruck und stand auf. »Ich bin in der Schmiede, falls irgendwer mich sucht.«

Hacon nickte, und zu seiner Verblüffung ließ Candamir ihn allein im Vorratshaus zurück. Als der Junge das merkte, richtete er sich unbewusst auf, warf dem geräucherten Fisch einen verächtlichen Blick zu, und nachdem Candamirs Schritte verklungen waren, flüsterte er: »Danke, Bruder.«

Er ging hinaus und schloss energisch die hölzerne Tür.

97

»Mach mir ein Schloss für mein Vorratshaus, Harald«, bat Candamir. »Ich gebe dir eine Hammelkeule dafür.«

Der Schmied sagte erst einmal gar nichts, wartete, bis der junge Mann sich auf der Holzbank neben der Esse niedergelassen und sich den Schnee von den Schuhen geklopft hatte.

Und wie immer stimmte das geruhsame Schweigen des Schmieds Candamir redselig. »Ich bin nicht besser als der Gott meines Sachsen«, stieß er hervor. »Ich habe meinen Bruder in eine Versuchung geführt, der kein Mensch widerstehen kann. Nicht in dem Alter jedenfalls.«

Harald nickte bedächtig, nahm den Meißel, an dem er gerade arbeitete, aus dem Feuer, und schlug mit einem kleinen S h

c miedehammer darauf ein. »Ich mache dir ein Schloss«, versprach er. »Behalt deine Hammelkeule. Hilf mir nächsten Sommer zwei Tage bei der Heuernte, das ist Lohn genug. Und erzähl mir, was dich quält, mein Junge.«

Candamir zog die Schultern hoch und genoss die sengende Hitze in seinem Rücken. In seiner Halle war es immer angenehm warm, aber die Schmiede war der einzige Ort in Elasund, wo es auch im Winter heiß war.

Harald arbeitete wie meistens mit bloßem Oberkörper; seine muskulöse Brust und die breiten Schultern glänzten von einem feinen Schweißfilm. Hier roch es immer nach Eisen und Schweiß. Candamir liebte diesen Ort. Die Schmiede war die bevorzugte Zufluchtstätte seiner Kindheit gewesen. Harald war ein guter Freund seines Vaters gewesen, aber wenn es Streit zwischen Vater und Sohn gegeben hatte – was häufiger vorkam, weil sie das gleiche hitzige Temperament hatten –, hatte der Schmied dem Jungen immer Obdach gewährt. Noch heute suchte Candamir hier manchmal Rat, denn im Gegensatz zu Olaf 98

oder seinem toten Onkel Sigismund und anderen Männern aus der Generation seines Vaters versuchte Harald niemals, ihn zu bevormunden.

»Hat Osmund schon mit dir gesprochen?«, fragte Candamir schließlich. »Oder Olaf?«

Der Schmied löschte den Meißel ab und legte ihn zum Auskühlen auf die Werkbank. »Ich habe Osmund seit Wochen nicht gesehen – er verkriecht sich immer noch und ergibt sich seinem Kummer. Ich meine übrigens, es wird Zeit, dass er damit aufhört, sonst erlebt er das Frühjahr nicht. Und sein Onkel Olaf und ich haben schon länger nicht mehr miteinander gesprochen. Genau genommen seit dem Tag vor sechs Monaten, als sein Schwert geborsten ist und er behauptet hat, es sei meine Schuld.«

»Verstehe.« Candamir stand rastlos auf und trat an die Werkbank, befühlte abwesend die Werkzeuge, die an den Haken darüber hingen, dann den neuen Meißel, an dem er sich prompt die Finger verbrannte. »Nun, wie du weißt, ist mir Olaf von meinen Nachbarn auch nicht gerade der liebste. Aber er hat Osmund einen Vorschlag gemacht, der mir einfach nicht aus dem Kopf geht.«

»Ah ja?« Harald stellte eine tönerne Gussform, die mit einem gewachsten Tuch ausgelegt war, bereit und legte einen kleinen Eisenbarren in eine steinerne Schmelzkelle.

Dann gab er eine Schaufel Holzkohlen auf die Esse und wies auf den Blasebalg. »Lass hören.«

Candamir trat den Balg, langsam und gleichmäßig, wie Harald es ihm als Junge beigebracht hatte. »Olaf meint, wir sollten fortgehen. Elasund aufgeben und eine neue Heimat suchen, wie manche unseres Volkes es in der Vergangenheit getan haben … Was wird das?« Neugierig zeigte er auf die seltsam geformte, flache Gussform.

»Dein Schlüssel«, antwortete der ältere Mann. »Nun, glaub nicht, ich hätte noch nie daran gedacht. Und seit die Turonländer uns das erste Mal überfallen und meinen Bruder erschlagen haben, denke ich noch viel öfter daran als früher. Aber wohin? Manche sagen, nach Britannien, aber ich weiß nicht … Mit diesen Angelsachsen ist nicht zu spaßen, auch wenn jetzt immer mehr von ihnen diesen Weichling von Gott anbeten, wie ich höre.«

»Nein, Olaf denkt nicht an Britannien, sondern an eine Insel im westlichen Meer, die er zufällig entdeckt hat.«

Und er erzählte dem Schmied, was es mit Olafs Land auf sich hatte.

Harald schwieg lange, nachdem Candamir geendet hatte, und dachte angestrengt nach. Er schien kaum darauf zu achten, was seine Hände taten, d c

o h als er das

geschmolzene, weiß glühende Eisen in die kleine Form goss, tat er es mit Geschick und der Umsicht jahrzehntelanger Erfahrung.

»Es klingt gut«, sagte er schließlich.

»Ja.«

»Ich muss darüber nachdenken.«

»Tu das.«

»Hm.« Der Schmied brummte versonnen und nickte.

»Morgen um diese Zeit komme ich herüber und bringe dein Schloss an. Dann reden wir weiter. Und nun sag mir, wie es

mit Osmund und deiner Schwester steht. Werden sie dieses Mal Vernunft annehmen und heiraten?«

Candamir seufzte tief und sank wieder auf die Bank.

»Wenn ich das wüsste. Sie verstehen sich gut, daran kann es keinen Zweifel geben. Vor ein paar Tagen haben sie den ganzen Nachmittag zusammengehockt und geredet, sodass ich mich richtig ausgeschlossen gefühlt habe. Aber sie sind … wie Bruder und Schwester.«

100

»Hm«, machte der Schmied wieder. »Vielleicht solltest du sie daran erinnern, dass sie das nicht sind. Jetzt ist eine gute Jahreszeit, um Ehen zu stiften – man hat ja sonst nichts zu tun.«

»Das ist nicht so einfach, i

w e du glaubst. Als Asta

damals mit ihrem Nils durchg brannt ist, waren Os e

mund

und ich fast noch Bengel. Er hätte doch eigentlich tödlich beleidigt sein müssen. Jedenfalls war ich das, und er hatte viel mehr Grund. Aber er war der Einzige, der Verständnis zeigte für das, was sie getan hat. Was diese Dinge angeht, begreife ich weder ihn noch sie.«

Der Schmied zog amüsiert eine Braue hoch. »Wirklich nicht? Warst du noch nie verliebt, Candamir?«

Candamir schnitt eine angewiderte Grimasse. »Mit solchem Unsinn geb ich mich nicht ab.«

»Ah. Daran werde ich dich eines Tages erinnern. Da fällt mir ein, deine kleine Friesin bekommt ein Kind, hört man?«

»Hört man von wem?«, fragte Candamir stirnrunzelnd.

»Von Brigitta, natürlich.«

»Und woher weiß sie davon? Ich bin sicher, Gunda hat nicht mit ihr gesprochen. Sie fürchtet sich vor der alten Hexe.«

»So wie du«, gab der Schmied zurück. »Nun, sie weiß es, wie sie viele Dinge weiß, die ihr niemand gesagt hat.

Brigitta ist ein bisschen unheimlich, das steht fest, aber nicht auf die Art, wie du glaubst. Und sie steht den Göttern näher als jeder von uns. Auf keinen Fall sollten wir eine Entscheidung fällen, die unsere Zukunft bestimmt, ohne auf ihren Rat zu hören.«

»Dann können wir auch gleich den durchtriebenen Loki selbst um Rat fragen …«

101

Der Schmied schüttelte den Kopf. »Du irrst dich.

Übrigens hat sie das Balg deiner Friesin ein ›Kind fremder Gestade‹ genannt. Was sagst du dazu? Seltsam, he?«

Candamir zuckte unbehaglich die Achseln. »Nun, Gunda kommt von fremden Gestaden.«

»Hm«, machte der Schmied.

An einem der folgenden Tage beschlug Harald Siwards Pferd und erzählte ihm bei der Gelegenheit von Candamirs Ansinnen und Olafs Land. Siward sprach bei einem Krug Bier mit dem alten Eilhard darüber. Eilhard schnallte die Skier

unter und besuchte seine beiden Söhne, die in einem der Weiler am Fluss lebten, um ihnen von einer dünn besiedelten, fruchtbaren Insel im westlichen Meer zu berichten. So verbreitete der Vorschlag sich allmählich in Elasund und der Umgebung.

Bei der geruhsamen Arbeit im Haus an den dunklen Wintertagen hatten die Menschen viel Zeit zum Nachdenken. Manche, vor allem die Jüngeren, waren so begeistert von der Idee, dass sie am liebsten auf der Stelle ihre Habe auf die Schiffe gebracht hätten und losgesegelt wären – Winterstür e

m hin oder her. Andere fanden den

Gedanken vollkommen abwegig: All ihre Vorfahren hatten in Elasund gelebt, ihre Kinder waren hier geboren, was sollten sie in der Fremde? *Hier* waren ihre Wurzeln.

Doch oft saßen Männer und Frauen zusammen am Feuer und gestanden einander ihre Zukunftssorgen, ihre Furcht vor neuen Überfällen im Frühling, ihr Bangen um die Zukunft ihrer Kinder. Fortzugehen, so schien es manchen, war das geringere Übel.

Etwa zu dieser Zeit verbreitete sich die Nachricht im Dorf, Osmund habe seinen reichen Onkel Olaf überredet, alle frei geborenen Elasunder anlässlich des Julfestes zu 102

einem Festschmaus einzuladen. Die Freude war groß, denn niemand hätte in diesem Winter aus eigenen Mitteln ein dem hohen Fest angemessenes Mahl auf den Tisch bringen können. Hacon träumte nachts von dampfenden Kesseln und ganzen Ochsen, die am Spieß über einem großen Feuer brieten, und er war nicht der Einzige. Größer noch als die allgemeine Freude über die unverhoffte Einladung war die Verwunderung. Olaf, wussten die Elasunder, war nicht

zuletzt deswegen so reich, weil er geizig war. Es hatte auch in der Vergangenheit oft Not und Hunger im Winter gegeben, aber er hatte sich bislang nie darum geschert, wie seine Verwandten und Nachbarn zurechtkamen.

»Die Leute kommen zu mir und bedanken sich«, vertraute O m

s und Candamir an. »Dabei habe ich nicht das Geringste damit zu tun.«

Candamir zuckte mit den Schultern. »Sag ihnen das doch, wenn der unverdiente Dank dich so beschämt.«

»Ja, das hab ich. Sie glauben mir nicht.«

Candamir schmunzelte über die Verzweiflung seines Freundes. »Es gibt Schlimmeres als einen guten Ruf, weißt du«, sagte er.

Sie standen in seinem Stall. Hier war es kalt und dämmrig, und der scharfe Geruch von Schafdung erfüllte die Luft. Osmund war über die niedrige Bretterwand des Verschlags gestiegen, in dem das runde Dutzend Schafe missmutig zusammengedrängt stand, und untersuchte die Tiere.

Candamir sah nach seinen Pferden. Er besaß vier – mehr als jeder andere Mann im Dorf, außer Olaf natürlich. Zwei fromme Wallache, die er zur Feldarbeit einsetzte, denn sie eigneten sich für seine hügeligen Äcker besser als Ochsen, und außerdem arbeitete er lieber mit Pferden, einer 103

hübschen braunen Stute und einem dreijährigen Hengst, der sein ganzer Stolz war. Die Pferde waren der einzige Luxus, den er sich gönnte. Er galt als der größte Pferdenarr im Dorf und ging aus den Rennen, die anlässlich des Mittsommerfestes veranstaltet wurden, meist als Sieger

hervor. »Ich hoffe, ich kriege euch alle über den Winter«, murmelte er und klopfte der Stute den Hals. Sie war trächtig, und er setzte große Hoffnungen auf das Fohlen. »Viel Heu haben wir nicht mehr.«

Osmund, der für diese eitle Leidenschaft keinerlei Verständnis hatte, bemerkte: »Du solltest dich lieber um deinen Bruder sorgen als um deine Gäule. Er ist blass und dünn.«

»Wer ist das nicht?«, entgegnete Candamir. »Schau dich selbst an.«

Osmund hob abwehrend die Linke. »Mir geht es prächtig. Es ist wirklich eigenartig, weißt du, meine Vorräte schrumpfen viel langsamer, als ich gedacht hätte.«

halten, als du angenomm

»Du kannst eben besser haus

en

hast.«

»Pah.« Osmund schüttelte ratlos den Kopf. Dann kam er auf Hacon zurück. »Der Junge ist träge und teilnahmslos.

Das ist kein gutes Zeichen, Candamir. Ständig hockt er mit diesem verfluchten Sachsen zusammen. Wenn du willst, rede ich mit meinem Onkel. Da er sich neuerdings ja in Großmut übt, nimmt er Hacon vielleicht für den Rest des Winters zu sich. In seiner Halle gibt es genug zu essen und keine falschen Götter.«

Candamir ließ den Huf seiner Stute los, richtete sich auf und drehte sich um. »Vielen Dank, aber ich kann meinen

Haushalt selbst versorgen.«

Osmund hob begütigend die Hände. »Das ist nicht wahr.

Das kannst du so wenig wie ich. Kein Grund, gleich aus 104

der Haut zu fahren. Die Gesundheit deines Bruders sollte mehr gelten als dein Stolz. Asta ist in Sorge um ihn.«

»Das hat sie dir gesagt, ja?«, fragte Candamir. »Wann?«

»Gestern. Eins meiner Schafe hat schon gelammt, und sie ist mit Fulc herübergekommen, um ihm das Lämmchen zu zeigen.« Er lächelte unwillkürlich. »Es ist wirklich wunderbar.«

Osmund liebte Schafe, so wie Candamir Pferde liebte.

Um seinen Freund zu ärgern, bemerkte Candamir: »Ein schöner Julbraten für euch.«

Osmund warf ihm einen strafenden Blick zu. »Eher essen wir Stroh. Außerdem haben wir das dank Olafs Großzügigkeit ja nicht nötig. Jedenfalls erwähnte Asta bei der Gelegenheit, dass Hacon ihr gar nicht gefalle in letzter Zeit. Und obwohl sie das nicht gesagt hat, weiß ich, dass sie auch um ihren Sohn besorgt ist. Wenn du Hacon zu Olaf gäbest, bliebe für den kleinen Fulc mehr zu essen übrig, Candamir. Olaf kann immer ein paar Hände gebrauchen, auch im Winter.«

Candamir schaute seiner Stute ins Maul und dachte nach.

Als Osmund ihm den Rücken zuwandte, steckte er ihr das kleine Stück Haferbrot zu, das er von seinem Frühstück für sie aufgespart hatte. »Nein«, sagte er schließlich.

Osmund hob ergeben die Schultern, fragte jedoch:

»Warum nicht?«

»Oh, ich weiß nicht … Er ist mir einfach nicht geheuer.

Jared und seine Geschwister leben in Angst und Schrecken vor ihrem Vater. Niemand spricht je darüber, aber wir alle wissen, dass es kein Unfall war, als deine Tante vorletztes Jahr im Fjord ertrunken ist. Sie hat sich das Leben genommen. Irgendetwas stimmt nicht mit dieser Familie, und ich will nicht, dass mein Bruder da hineingerät.«

105

Osmund stieß ungeduldig die Luft aus. »Mag sein, dass Olaf jähzornig ist und seine Söhne härter rannimmt als unbedingt nötig, aber dein Bruder ist nicht aus Schilf gemacht. Du verzärtelst ihn.«

»Das tu ich nicht«, protestierte Candamir entrüstet.

»Aber du hast mit einem Mal eine seltsame Zuneigung zu deinem Onkel Olaf entdeckt. Du willst um jeden Preis mit ihm in die Fremde ziehen, und damit du das ruhigen Gewissens tun kannst, redest du dir plötzlich ein, er sei ein guter Mann.«

»Er *ist* ein guter Mann«, entgegnete Osmund kaum weniger aufgebracht. »Jedenfalls besser, als viele hier glauben. Mein Vater hat mir mein Leben lang eingeredet, Olaf sei habgierig und boshaft, aber in Wirklichkeit hat er ihn nur beneidet, wie so viele hier.«

»Und warum hat Olaf deinem Vater sein Land und sein Erbe vorenthalten, wenn nicht aus Habgier und Boshaftigkeit?«, fragte Candamir.

»Weil Großvater es so bestimmt hat. Und das hatte mein Vater selbst verschuldet, niemand sonst. Anders als mein Vater denkt Olaf an die Zukunft seiner Söhne. Er will ihnen ein Land geben, wo man mehr als nur ein kärgliches Dasein fristen kann. Uns allen. Ist das etwa schlecht?«

»Nein«, musste Candamir einräumen. »Das ist es nicht.

Und obwohl ich ihm nicht weiter traue, als ich dieses Pferd hier werfen könnte, werde ich mit ihm gehen, wenn es dazu kommt. Denn ich bin es genauso satt wie du, nachts wach zu liegen und mich zu fragen, was wir nächsten Monat essen sollen.«

JULMOND

Olafs Halle war wenigstens dreimal so groß wie Candamirs, die schon nicht die kleinste in Elasund war. Kostbare Wandbehänge verdeckten die Verbretterung der langen Wände und gaben dem großen Raum Behaglichkeit. Anlässlich des hohen Festes waren Kräuter auf den Strohbelag am Boden gestreut worden, Kränze und Girlanden aus Immergrün und Eberesche hingen von den rußgeschwärzten Deckenbalken.

An beiden Längsseiten und an der hinteren Stirnseite des Langfeuers waren Tische und Bänke aufgestellt worden.

Tranlichter in silberverzierten Leuchterschalen standen auf den Tafeln und spendeten Licht, ließen die Blattgoldranken an den Pfosten von Olafs prunkvollem Hochsitz funkeln.

Der Herr des Hauses saß darauf in seinem besten, hermelinbesetzten Gewand und blickte mit einem

ungewohnt milden Lächeln auf die große Schar seiner Gäste hinab. Selbst nach den Verlusten durc h den Einfall

der Turonländer im Herbst betrug die Zahl der freien Elasunder immer noch beinah ein Dutzend Dutzend, was selbst für diese Halle zu viele waren. Dicht gedrängt saßen sie an den langen Tischen; kaum sah man einen Vater oder eine Mutter ohne ein Kind auf den Knien. Doch die Enge tat der Feierstimmung keinen Abbruch. Hacons Träume wurden von der Wirklichkeit noch weit übertroffen: Kessel groß wie Waschzuber hingen über dem Feuer, und der Duft nach geschmortem Fisch, der ihnen entstieg, hätte selbst einem gesättigten Mann das Wasser im Munde zusammenlaufen lasse .

n Draußen vor der Halle war ein

provisorisches Küchenhaus errichtet worden, wo Ochsen, Schweine und Hammel an riesigen Spießen gedreht wurden. Es gab mehr Weizen- und Roggenbrot, als selbst eine so große Gesellschaft vertilgen konnte – die Laibe erschienen Hacon riesig wie Wagenräder. An der Südwand reihten sich Fässer mit Bier und Met.

»Ich muss schon sagen«, hörte Candamir den alten Eilhard, der ihm gegenübersaß, murmeln, »üppiger kann auch die Jultafel in Walhall kaum gedeckt sein.«

»Es ist eine Schande, dass ein einzelner Mann so reich ist«, erwiderte seine Frau ebenso gedämpft.

Eilhard zog langsam die Schultern hoch. »Nun, da er uns alle heute an seinem Reichtum teilhaben lässt, solltest du dich nicht beschweren.«

Trotzdem war der Neid in vielen Blicken, die Olafs vornehmer Halle, seinen feinen Kleidern und gut genährten Kindern galten, unverkennbar.

Der Gastgeber schien das nicht zu bemerken. Er erhob sich von seinem kostbaren Hochsitz und ergriff das silberbeschlagene Trinkhorn, das Jared ihm brachte. Die Haushaltsvorstände der übrigen Familien standen ebenfalls auf, und es wurde still in der Halle.

»So lasset uns also unseren Vorfahren ein Trankopfer darbringen«, rief Olaf mit seiner tiefen, tragenden Stimme.

»Mögen sie in ihren Söhnen und unserer Erinnerung ewig weiterleben.«

Er nahm einen Schluck Met und gab das Horn dann Jared zurück, der es der Reihe nach zu den übrigen Männern brachte. Jeder gedachte kurz seiner eigenen Ahnen, ehe er trank. Candamir nutzte die Gelegenheit, seinen Vater um Verzeihung dafür zu bitten, dass er Asta wieder aufgenommen hatte, obwohl sie doch aus der Sippe verstoßen worden war.

Die Wintersonnenwende war die Zeit der Wiedergänger.

Man gedachte der Toten nicht zuletzt, um sie zu besänftigen, damit sie die dunkle Jahreszeit nicht nutzten, um die Lebenden heimzusuchen. Diesem Zweck galt auch das Trankopfer.

Eine höchst merkwürdige Auffassung von Opfern hätten sie, hatte der Sachse einmal spöttisch angemerkt, da sie die Opfertiere immer selbst verspeisten und die Trankopfer in ihren eigenen Schlund schütteten. Weder Candamir noch

Hacon hatten begriffen, was er daran erheiternd fand, denn entscheidend war doch, mit welchen Gedanken man ein Tier schlachtete oder ein Trinkhorn füllte. Ungehalten hatte Candamir seinem Knecht geraten, seine Torheiten für sich zu behalten.

Als der Pflicht genüge getan war, breitete Olaf die Arme zu einer einladenden Geste aus. »Nun schmaust und seid fröhlich, Nachbarn und Vettern!«

Das ließen sie sich nicht zweimal sagen. Der tägliche Kampf ums Überleben, der nie härter gewesen war als gerade jetzt, tat ihrer Feierlaune keinen Abbruch, stimmte sie im Gegenteil besonders ausgelassen. Die Frauen ermahnten ihre Kinder, nicht so hastig zu essen, und ihre Männer, nicht so hastig zu trinken, damit die erste anständige Mahlzeit seit Wochen ihnen auch bekam, aber alle Warnungen verhallten wirkungslos. Die Elasunder aßen ohne Maß. Der erste Ochse, der aufgetragen wurde, war ebenfalls ein Opfertier, und sie verzehrten ihn in angemessener Stille und Ehrfurcht, aber mit unfeierlicher Hast. Und Olafs Knechte mussten sich im Laufschritt bewegen, um die vielen leeren Becher wieder zu füllen, ehe die Gäste ungeduldig wurden.

Die Insel, die Olaf im westlichen Ozean entdeckt hatte, und die Möglichkeit, sie zu suchen und in Besitz zu nehmen, war das beherrschende Gesprächsthema an der 109

Jultafel. Viele der Elasunder bekamen leuchtende Augen, wenn sie davon sprachen, vor allem, aber nicht ausschließlich die jüngeren Männer. Auch viele Frauen erkannten die Vorteile eines solchen Unternehmens: Wenn sie diese Insel gewinnen könnten, wäre es vorbei mit der Furcht vor feindlichen Überfällen oder davor, dass ihre Söhne sich eines Tages im Streit um das ausgelaugte Land, das immer weniger abwarf, gegenseitig erschlügen.

Von der Insel selbst wurden inzwischen die wundersamsten Dinge erzählt: Bäume wüchsen dort, berichtete Haralds Frau Asi, die das ganze Jahr über Blüten und gleichzeitig Früchte trügen.

Groß wie Kürbisse seien diese Früchte und süß. Von der anderen Seite der Tafel hörte Candamir, in Olafsland gebe es keine Schafe, dafür aber große Herden von Ziegen und wilden Rindern und eine eigentümliche Eselrasse, deren Stuten man melken könne, und die Milch schmecke wie Met. Wieder ein anderer berichtete von Schwärmen bunt schillernder, zweiköpfiger Fische, die man in den Riffen vor der Insel fangen könne. Verwundert und it eine m

m

verstohlenen Lächeln lauschten Candamir und Osmund all diesen Gerüchten. Von den wenigsten dieser Wunderdinge hatte Olaf tatsächlich erzählt, und sie selbst hatten sich gehütet, irgendetwas zu erfinden. Ganz von selbst waren diese Märchen in die Welt gekommen, und die beiden Freunde widersprachen nicht einmal den hanebüchensten Übertreibungen. Denn sie wollten dieses Wagnis eingehen. Es schadete ja nichts, wenn i r h e Nachbarn sich

die neue Heimat ein wenig fantastischer ausmalten, als sie wirklich war – kamen sie erst einmal dorthin, würden sie alle mit dem vorlieb nehmen müssen, was sie antrafen.

Und niemand, nicht einmal Olaf, konnte sagen, was genau das sein würde.

Doch auch die Skeptiker kamen zu Wort und wurden 110

nicht als Zauderer verlacht, weil ausgerechnet der geachtete Siward diese Partei anführte. Er schüttelte düster das Haupt mit dem grauen Rauschebart. »Was wissen wir

denn über dieses Land?«, fragte er. »Auch Olaf kann uns nicht sagen, was uns wirklich do

rte

rt erwa

t. Wer mich

kennt, weiß, dass ich keinen Kampf scheue, aber ich hänge an meiner Heimat. Und ich wiederhole: Lasst uns im Frühjahr die Männer vom Fluss zur Hilfe holen, nach Turonland segeln und uns zurückholen, was uns gehört.

Lasst uns Angst und Schrecken unter unseren Feinden verbreiten, damit sie uns achten und künftig meiden. Dann lässt es sich hier ganz gut leben, meine ich. In den Hügeln hinter meinem Hof ist die Asche meiner Väter begraben.

Hier und nirgends sonst gehöre ich hin!«

Viele nickten zustimmend. Es sah so aus, als habe Siward manchem aus der Seele gesprochen, der selbst nicht gewagt hatte, seine Gedanken in Worte zu fassen.

»Er hat gut reden«, raunte Asta ihrer schlafenden Tochter zu. »Er hat gutes, fruchtbares Land, und zwar reichlich. Für seine Nachkommen ist gesorgt …«

»Aber sein Sohn Wiland würde trotzdem lieber heute als morgen lossegeln und Olafsland erobern«, bemerkte Hacon, der an ihrer Seite saß.

Asta folgte seinem Blick und sah, dass dem Freund ihres Bruders die Schamesröte ins Gesicht gestiegen war und er seinen Vater wütend anfunkelte, auch wenn er nicht wagte, ihm öffentlich zu widersprechen.

»Nun, letztlich wird jede Sippe selbst entscheiden müssen«, meinte Osmund. »Wir brauchen ja nicht alle zu gehen.«

»Aber wenn wir dieses Land erobern wollen, müssen wir zahlreich sein«, gab Candamir zu bedenken.

Ein magerer junger Kerl mit kurz geschorenen, 111

rotblonden Haaren trat mit einem großen Krug hinzu und schenkte ihnen Met nach.

Candamir brauchte einen Moment, ehe er den Sklaven erkannte, dann sagte er: »Ah, der Turonländer! Dich hab ich ja seit Monaten nicht gesehen.«

Der Gefangene stand mit gesenktem Kopf vor ihm und rührte sich nicht.

Candamir ruckte das Kinn in seine Richtung. »Und? Wie gefällt dir dein Sklavendasein, du Lump? Findest du, du hast bek m

o men, was du dafür verdienst, dass du unseren Frauen das gleiche Schicksal zugedacht hast? Wobei zu bedenken ist, dass sie Dinge erdulden müssen, die dir erspart bleiben. He? Was meinst du? Ist es gerecht, oder hätten wir dich doch besser töten sollen?«

Und weil er immer noch keine Antwort bekam, packte er den Turonländer roh am Arm und knurrte: »Mach gefälligst das Maul auf …«

»Er kann dir nicht antworten, Candamir«, bemerkte Osmund.

Candamir ließ den Sklaven los. »Warum nicht «

? , fragte

er seinen Freund verblüfft.

Osmund tunkte ein Stück Brot in die Fleischschale, die mitten auf dem Tisch stand, biss ab und erwiderte kauend:

»Er hat Olaf beleidigt. Dreimal. Und nach dem dritten Mal hat Olaf ihm die Zunge herausgeschnitten.«

»Oh.« Candamir warf dem Turonländer noch einen verächtlichen l

B ick zu und verscheuchte ihn dann mit einem Wedeln. »Verschwinde.«

Offenbar erleichtert zog der Sklave mit seinem Krug weiter.

»Er ist ein grausamer Mann, dein Oheim«, sagte Asta leise zu Osmund und schaute verstohlen zu ihrem 112

Gastgeber auf dem prunkvollen Hochsitz hinüber. Olaf hatte sich seinem Sitznachbarn zugeneigt, lauschte ihm mit einem mutwilligen Funkeln in den Augen, warf dann den Ko f

p in den Nacken und lachte schallend.

Osmund folgte Astas Blick. »Grausam …«, wiederholte er versonnen. Dann deutete er ein Schulterzucken an.

»Olaf herrscht über einen großen Haushalt mit vielen Menschen. Ein Mann in einer solchen Position muss manchmal hart sein, damit die Seinen Respekt vor ihm haben.«

»Respekt, ja«, räumte sie ein. »Aber Angst?«

Osmund winkte ungeduldig ab. »B i

e einem Feigling sind

Angst und Respekt ein und dasselbe. Und die Turonländer *sind* Feiglinge.«

Asta war nicht überzeugt. »Nun, ich bin jedenfalls froh, dass wir keinen Knecht in unserer Halle haben, der einen solchen Hass in den Augen hat wie dieser stumme Sklave.«

»Ich finde immer noch, es ist eine Schande, dass er am Leben geblieben ist«, mischte Candamir sich ein.

»Ja, du hast Recht«, stimmte Osmund zu. »Aber ich denke, er zahlt für seine Taten.«

»Was man von dir nun wirklich nicht behaupten kan «

n ,

knurrte eine Stimme hinter ihm.

Osmund fuhr fast unmerklich zusammen und wandte den Kopf. »Haflad«, grüßte er höflich, aber ohne alle Begeisterung.

»Schwiegersohn«, antwortete der Köhler mit dem übertriebenen Hohn eines Trunkenen. »Wie geht es meinem Enkel? Oder hast du den inzwischen den Wölfen zum Fraß vorgeworfen?«

Osmunds Hände ballten sich, aber er antwortete 113

unverändert ruhig: »Er ist gesund und wächst. Sei unbesorgt.«

»Wie könnte ich das? Wo ich ihn doch in deinen Händen weiß?«

Osmund starrte ins Feuer und sagte nichts mehr. Er neigte seit jeher dazu, zu verstummen, wenn er ungerecht behandelt wurde, und das konnte Candamir einfach nicht begreifen, der aus seinem Herzen niemals eine Mördergrube machte. »Du redest dummes Zeug, sobald du den Mund auftust, Haflad, und wenn du gesoffen hast, ist es ganz schlimm. Osmund trägt keine Schuld an Gislas Tod, und das weißt du ganz genau.«

»Das weiß ich, he? Wo war er denn, als diese verfluchten Schweine über sie hergefallen sind? Stand er mit dem Schwert in der Faust auf der Schwelle seines Hauses, um Frau und Sohn zu verteidigen? Nein. Meine Mutter musste es tun. Nur ihr ist zu verdanken, dass der Junge noch lebt. Weil sein Vater sich feige verkrochen hat

…«

Candamir stand auf. »Das wirst du zurücknehmen.«

Osmund hob die Linke zu einer beschwichtigenden Geste.

»Lass nur, Candamir«, murmelte er, ohne aufzusehen.

Candamir tat, als hätte er ihn nicht gehört. Er ließ den vierschrötigen Köhler nicht aus den Augen. »Du weißt genau, wo wir waren, als die Turonländer kamen. Es war ein böses Schicksal, dass sie ausgerechnet in der ersten Herbstvollmondnacht bei uns einfallen mussten. Osmund trifft keine Schuld. Also nimm es zurück!« Er machte einen drohenden Schritt auf Haflad zu, der unwillkürlich zurückwich. Candamir verschränkte die Arme vor der breiten Brust und lächelte. »Welch ein furchtloser Recke du bist, Haflad. Wo warst du denn eigentlich in jener 114

Nacht? *Wer* hat sich verkrochen, als die Turonländer kamen?«

Haflad bewegte sich bemerkenswert schnell für einen so grobschlächtigen, obendrein betrunkenen Mann. Seine Faust flog regelrecht auf Candamirs Gesicht zu, aber Candamir zog den Kopf rechtzeitig weg und wich zur Seite. Der eigene Schwung riss den Köhler beinah von den Füßen; er taumelte gegen den Tisch, und ein paar Becher gingen scheppernd zu Boden. Asta, Hacon und die Nächstsitzenden standen rasch auf, um Platz für die Schlägerei zu machen. Aber Candamir

schüttelte den Kopf. »Nicht hier«, sagte er zu Haflad und wandte sich ab.

»Lass uns hinausgehen.«

Doch noch ehe er die Tür erreicht hatte, stürzte Haflad sich von hinten auf ihn. Candamir hätte seine letzten paar lumpigen Heringe darauf verwettet, dass der Köhler genau das tun würde. Er war gewappnet, packte die Pranke, die sich um seine Kehle legte, machte einen Buckel und schleuderte Haflad über die Schulter. Der Köhler landete hart auf dem Rücken. Der Aufprall presste alle Luft aus seinen Lungen, und er blieb reglos und japsend liegen.

Candamir schaute einen Moment auf ihn hinab und nickte dann knapp. »Ich warte draußen.«

Er ging aus der warmen, verqualmten Halle hinaus in das Zwielicht des Wintertages und sog dankbar die kalte Luft ein. Dann trat er in die Mitte der Freifläche des Innenhofs.

Es dauerte nicht lange, bis Haflad kam. Eine große Zuschauerschar folgte ihm, Candamirs Geschwister waren ebenso darunter wie Osmund, Harald und die alte Brigitta.

Bis auf Osmund wirkten sie alle eher gespannt als besorgt

– ein Dorffest ohne eine ordentliche Keilerei war wie eine Hochzeit ohne Braut.

Die Kontrahenten standen einander gegenüber und ließen sich nicht aus den Augen. Dann hob Haflad beide Fäuste, rührte sich aber immer noch nicht.

Langes Vorgeplänkel war nicht Candamirs Sache –

ungeduldig wies er auf seine eigene Kinnspitze. »Komm schon, worauf wartest du?«

Wieder überraschte der Köhler ihn mit seiner Schnelligkeit. Er traf genau auf die gewiesene Stelle.

Candamir wurde in den Schnee geschleudert. Er schüttelte kurz den summenden Kopf und sprang sofort wieder auf, stürzte sich auf seinen Gegner und landete einen gut platzierten Fausthieb in dessen Magengrube. Gemeinsam, regelrecht ineinander verschlungen gingen sie zu Boden, wälzten sich ächzend im Schnee und droschen aufeinander ein, wann immer sie genug Raum hatten.

Dann löste Haflad sich plötzlich aus der Umklammerung, und noch während Candamir aufstand, rief Osmund warnend:

»Pass auf, Candamir!«

Aber Candamir hatte es längst gesehen: Der Köhler hatte ein gewaltiges Jagdmesser gezückt. Die breite Klinge schimmerte matt im rasch schwindenden Licht.

»Steck es wieder weg, Haflad«, sagte Harald der Schmied bedächtig. »Es besteht kein Anlass zum Blutvergießen.«

»Tu, was er sagt, Sohn«, befahl die alte Brigitta, doch Haflad schüttelte trotzig den Kopf und trat mit erhobener Klinge auf Candamir zu.

Candamir glitt zur Seite und riss seinen eigenen Sax aus der Scheide am Gürtel. Haflad führte einen heimtückischen Stoß auf seine Kehle, erwischte ihn aber nicht. Beim Messerkampf kam es vor allem auf Schnelligkeit und Wendigkeit an, und hier a w r Candamir

– der jüngere und beweglichere der Kontrahenten – im Vorteil. Er kämpfte umsichtig und geschickt, griff jedoch selber nicht an, versuchte lediglich, den Köhler zu entwaffnen. Ohne Erfolg. Als Haflad wieder mit gesenktem Kopf auf ihn zu preschte, wich er Candamirs Faust ebenso aus wie dem Fußtritt, der auf die Messerhand gezielt gewesen war. Candamir krümmte sich und wich zurück in dem Augenblick, als die mörderische Klinge durch sein Gewand und in das Fleisch gleich über dem Bauchnabel drang. Seine schnellen Reflexe retteten ihm das Leben; der Stich hatte ihn nur oberflächlich verletzt.

Doch er raubte ihm alle Gelassenheit. *Er will mich töten,* war der einzige klare Gedanke, dessen er noch fähig war.

Er will mich wirklich töten. Die Erkenntnis erfüllte ihn mit einem so gewaltigen Zorn, dass er alle Vorsicht und Vernunft vergaß. Mit einem Wutschrei stürzte er sich auf Haflad. Wieder rollten sie zusammen durch den Schnee; jeder das Messer in der Faust, führten sie tückische Stöße auf Kehle und Herz des Gegners, die aber alle fehlgingen.

»Osmund, tu irgendetwas«, flehte Asta tonlos. Ihre Augen waren weit aufgerissen, und sie starrte auf die roten Schlieren, die Candamirs Blut in den Schnee malte.

»Es gibt nichts, das ich tun könnte«, antwortete er scheinbar seelenruhig. Doch sein Blick verriet seine eigene Furcht.

Candamir kam auf dem Rücken zu liegen. Haflad war plötzlich rittlings über ihm, das Knie auf seinen rechten Unterarm gepresst, und hob die Waffe mit beiden Händen hoch über den Kopf. Candamir sah seine Chance, ballte die Linke und schlug sie dem Köhler auf den Kehlkopf.

Haflads Triumphschrei ging in ein eigentümliches Röcheln über, und die Klinge rutschte ihm aus den Händen, blieb zwischen Candamirs Knien im Schnee stecken, ohne weiteren Schaden anzurichten.

117

Candamir bäumte sich auf wie ein bockiges Fohlen und warf seinen Gegner ab. Haflad landete auf der Seite, blieb zusammengekrümmt liegen und rang nach Luft. Candamir kniete sich keuchend neben ihn, die Linke flach auf sein blutgetränktes Gewand gepresst. Der Kehlkopf war nicht eingedrückt, erkannte er, Haflad nicht tödlich verletzt.

Also packte er ihn am Schopf und setzte ihm den Sax an die Kehle.

Dann zögerte er. Es war ein Moment eigentümlicher Klarheit, wie er ihn nie zuvor erlebt hatte. Sein Geist schien vollkommen leer, wie ein Gefäß. Aus dem Augenwinkel sah er die alte Brigitta. Ihre Rechte war halb in den Falten des dunklen Rocks verborgen, aber Candamir erkannte, dass die Hand geballt war, nur Zeige-und kleiner Finger waren ausgestreckt. Sie würde ihn verfluchen, sobald er ihrem Sohn die Kehle durchschnitt, und Brigittas Flüche waren machtvoll. Binnen einer Woche würde er an einer Fischgräte ersticken oder sonst irgendein vorzeitiges Ende finden. Er wandte den Kopf und schaute zu seinem Bruder hinüber. Hacon war sehr bleich, seine Miene grimmig, der Blick unverwandt auf Brigittas halb versteckte Hand gerichtet. Er sah genau, was vorging, und er würde Brigitta töten, wenn sie Candamir verfluchte, es wäre seine Pflicht. Wenn Haflad starb, war Brigittas einziger lebender Verwandter der kleine Roric.

Er war gerade mal ein Jahr alt, aber der Tag würde kommen, da er Hacon töten würde, um seine Blutrache zu erfüllen. Und dann? Gewiss hatte Hacon bis dahin Söhne, die die Rache weitertrugen, und so würde es dazu kommen, dass Candamirs Neffe eines Tages e d n Sohn

seines besten Freundes erschlug. Weil ein b s e offener

Schwachkopf von einem Köhler an einem Julfest einmal eine unbedachte Bemerkung gemacht hatte.

Candamir verharrte eine lange Zeit reglos. Sein Instinkt, 118

sein Ehrgefühl, alle Regeln, die er je gelernt hatte, bewogen ihn, den Köhler zu töten, der mit zugekniffenen Augen reglos im Schnee lag und auf sein Ende wartete.

»Leb weiter, du Wurm«, sagte Candamir so leise, dass nur die Nächststehenden ihn hörten. »Aber du sollst weder diesen Tag vergessen noch, was du bist.« Er schob Haflads Gewand hoch und setzte die Spitze seines Sax auf den Bauch gleich über dem Nabel, genau an die Stelle, wo Haflads Messer ihn verletzt hatte. Der Köhler zuckte zusammen, als er den ersten, schwachen Stich spürte.

Unbeirrt fuhr Candamir fort und ritzte eine spiegelverkehrte Fehu-Rune, die e

n ben anderen schlechten

Dingen für Feigheit stand, in den feisten, weißen Bauch des Köhlers. Dann wischte er die Klinge an dessen Hosenbein ab, steckte die Waffe ein und stand unsicher auf.

Osmund trat zu ihm, ohne seinen Schwiegervater auch nur eines Blickes zu würdigen. »Lass mich die Wunde sehen, Candamir.«

Candamir winkte ab. »Ich geh nach Hause. Der Sachse kann sie versorgen. Sag deinem Onkel meinen Dank.«

»Wie du willst.«

»Ich komme mit dir«, erbot sich Hacon. Er bemühte sich, seiner Stimme Festigkeit zu verleihen, aber sie bebte ein wenig.

Candamir schüttelte den Kopf. »Du bleibst hier und isst dich satt.«

»Ich kann nicht mehr essen, Candamir.«

»Dann gib dir mehr Mühe.« Er wandte sich ab.

»Aber …«

Osmund fasste Hacon unsanft am r

A m. »Lass ihn

zufrieden und tu, was er sagt.«

119

Zweimal musste Candamir unterwegs anhalten, um sich zu übergeben. Das maßlose Essen und Trinken nach zwei Monaten knapper Rationen in Kombination mit einem aufgeschlitzten Bauch bekamen ihm nicht gut, stellte er fest. Nach dem zweiten Anfall von Übelkeit fand er sich in kalten Schweiß gebadet und war einen Moment zu schwach, um weiterzugehen. Er stand an einen Baumstamm gelehnt, betrachtete bedauernd all das gute Ochsenfleisch, das da dampfend im Schnee lag, und wartete, bis seine K

nie aufhörten zu schlottern, ehe er den Rest des Heimwegs zurücklegte.

Sein Gesinde saß am Tisch entlang des Langfeuers vor einem sehr kärglichen Julmahl. Alle hoben die Köpfe, als er eintrat, und alle entdeckten auf den ersten Blick den Blutfleck auf seinem dunkelgrauen Gewand. Heide schnalzte missbilligend mit der Zunge, Gunda zog erschrocken die Luft ein, schlug die Hand vor den Mund und wollte auf p

s ringen, aber Candamir hob abwehrend die Linke. Für ein paar Atemzüge lehnte er sich an die geschlossene Haustür, weil ihm so furchtbar schwindelig war, dann stieß er sich ab und steuerte auf möglichst geradem Kurs die Tür zum Hinterzimmer an. »Sachse«, war alles, was er sagte.

Austin erhob sich eilig und folgte ihm in die Schlafkammer.

Candamir stand blinzelnd vor dem breiten Bett, das mit seinen Laken und Felldecken ungeheuer einladend aussah, und Blut tröpfelte stetig auf den strohbedeckten Boden.

»Besser, du legst dich hin«, riet der Sklave zaghaft.

Candamir schüttelte den Kopf. »Es wird nur noch mehr bluten und die guten Decken verderben.«

»Dann setz dich«, schlug Austin vor und wies auf die 120

geschlossene Kleidertruhe an der Wand.

Nickend kam Candamir dem Vorschlag nach. Austin kniete sich vor ihn ins Stroh und schob vorsichtig das aufgeschlitzte Ober- und Untergewand auseinander. Was er darunter sah, erschreckte ihn: Die Wunde war nicht sehr tief, hatte offenbar keine Innereien verletzt, denn sonst hätte Candamir grauer im Gesicht oder schon tot sein müssen, aber sie war wenigstens einen p S ann lang. »Das

muss genäht werden, sonst wird es bis zum Frühling weiterbluten, Herr.«

»Dann nur zu.«

Der Sachse erhob sich. »Willst du etwas zu trinken?«

»Nein. Ich bin betrunken genug.«

Austin verließ die Halle, ging in den Stall und stahl der Stute ein Haar aus ihrem langen Schweif. Dann kam er wieder ins Haus, bat Gunda um ihre feinste Walknochennadel und kehrte so bewaffnet zu seinem Herrn zurück.

Candamir hatte den Oberkörper entblößt und wies auf die Kleidungsstücke, die zusammengeknüllt am Boden lagen. »Asta soll zusehen, ob sie sie sauber bekommt, und sie ausbessern. Es sind meine besten.«

»Ich sag's ihr.« Blinzelnd versuchte Aus i t n, den Faden

durchs Nadelöhr zu führen. Nach mehreren gescheiterten Anläufen fragte er sich, warum er das nicht Gunda überlassen hatte, aber ehe Candamir ernstlich ungeduldig wurde, gelang das Kunststück.

Mit triumphierend erhobener Nadel kam der Sachse zu seinem Herrn zurück, der breitbeinig auf der Truhe saß und ihm voller Argwohn entgegenblickte.

Austin kniete sich wieder vor ihn, bat Gott um eine sichere Hand und machte sich ans Werk.

121

Candamir zuckte zusammen, als die Nadel zum ersten Mal in sein Fleisch stach, aber es war nicht so schlimm, wie er

befürchtet hatte. Sie war spitz und dünn und bot wenig Widerstand – im Gegensatz zu dem rauen Pferdehaar. Obgleich der Sachse behutsam vorging, brannte es wie Feuer, e

v rhakte sich ständig und ließ sich

nur mit einem kleinen Ruck weiterziehen.

»Wie viele Stiche?«, fragte Candamir.

Der Sachse betrachtete die lange Wunde mit verengten Augen. »Ein Dutzend oben, ein Dutzend unten«, schätzte er.

Candamir fluchte leise. »Dann trödel nicht.«

»Wie so viele tapfere Männer fürchtest du die Schmerzen des Heilens weit mehr als die des Kampfes, Herr«, bemerkte Austi .

n

»Du hast Recht. Im Kampf ist man zu beschäftigt, um sie wirklich zu spüren.«

»Dann lenk dich von deinen Qualen ab, indem du mir erzählst, wie es passiert ist.«

Candamir verzog amüsiert den Mund. Mit geschlossenen Augen lehnte er den Kopf zurück gegen die Wand und fragte:

»Hast du je einen Mann getötet, Sachse?«

Austin schüttelte nachdrücklich den Kopf, obwohl sein Herr es nicht sehen konnte. »Nein. Wir Gottesmänner töten nicht, wir erretten«, erklärte er schlicht, ohne die Überheblichkeit,

die er sonst so häufig an den Tag legte, wenn er von seinem Glauben sprach.

»Mein Vater nahm mich mit auf eine Fahrt ins Land deiner Vorfahren, ein Stück die Elbe hinauf«, erzählte Candamir. »Wir hielten in einem Dorf und wollten Robbenfelle gegen Weizen tauschen. Aber die Sachsen 122

fielen über uns her und wollten die Felle stehlen. Ich erschlug zwei. Einen Graubart und einen Fettwanst. Ich weiß noch genau, wie sie aussahen … verflucht, reiß nicht so an dem Faden, du Tölpel!«

»Entschuldige, Herr.« Austin nähte unbeirrt weiter.

»Was geschah dann?«

»Wir schlugen sie und bekamen den Weizen umsonst.

Dann segelten wir den Fluss hinab zu einem größeren Dorf, wo es ein Hurenhaus gab, und mein Vater kaufte mir eine Frau. Meinen ersten Gegner erschlagen und meine erste Frau, alles … alles an einem Tag.« Damals hatte er geglaubt, er sei an dem Tag erwachsen geworden.

Inzwischen hatte er erkannt, dass das ein Irrtum gewesen, dass es so leicht nicht war.

»Wie alt warst du?«

»Fünfzehn.«

»So alt wie Hacon«, murmelte der Sachse beklommen.

»Hm.« Der Gedanke war ihm noch nie gekommen, aber es stimmte. Osmund hatte ihm vorgeworfen, er verzärtele seinen Bruder. Erst jetzt kam Candamir der Verdacht, dass

der Vorwurf vielleicht nicht ganz unberechtigt war. Aber spätestens wenn sie in Olafsland ankamen, würde auch Hacon zeigen müssen, aus welchem Holz er geschnitzt war …

»Und wen hast du heute getötet, Herr?«, unterbrach Austin seine Gedanken.

»Niemanden.« Freimütig berichtete Candamir, was beim Julfest vorgefallen war. Seine Stimme klang matt, aber er sprach ohne Stocken. Seine Lider zuckten dann und wann, wenn das Pferdehaar sich besonders störrisch zeigte, o d ch

er hielt vollkommen still.

»Du hast ihn geschont?«, fragte der Sachse ungläubig, 123

als Candamir zum Ende gekommen war.

»Das sagte ich gerade, oder? Näh weiter, Nichtsnutz.«

Kopfschüttelnd setzte Austin seine Arbeit fort. Sie war beinah vollendet. Schließlich fragte er: »Warum?«

Candamir antwortete nicht. Er wartete geduldig, bis das grausige Werk endlich getan war und der Sachse den Faden durchgebissen hatte. Dann stand er auf, ging schwankend zum Bett hinüber, legte sich vorsichtig auf die Seite und schloss die Augen.

Austin war schon an der Tür, als Candamir sagte: »Du bist ein Narr, genau wie dein Gott, Sachse. Aber wie so viele Narren sagst du hin und wieder etwas Kluges, scheint mir.«

Verblüfft blieb Austin mit der Hand am Türriegel stehen.

»Tatsächlich?«

»Wenn wir wirklich fortgehen und eine neue Heimat finden – wäre das nicht die richtige Gelegenheit für ein paar neue Gesetze?«

»Doch.« Der Sklave musste wieder an die Wanderschaft seiner eigenen Vorfahren denken. »Es ist die beste Gelegenheit dafür, mit überalterten Gesetzen zu brechen.«

»Dann sollten wir in der neuen Heimat mit dem Gesetz der Blutrache brechen.«

Es war kaum mehr als ein schläfriges Flüstern, und der Sachse fragte sich, ob er sich vielleicht verhört hatte. »Die Blutrache, Herr?«

»Ja.«

»Aber … aber hast du mir nicht ungezählte Male gesagt, dass es die Götter sind, die die Blutrache verlangen?«

»So ist es. Doch es wäre nicht das erste Mal, dass die Menschen ihnen trotzen. Die Götter sollen selbst entscheiden: Wenn ich am Leben bleibe, gelobe ich, alles

zu tun, was ich kann, um zukünftige Blutfehden zu verhindern. Wenn ich Fieber bekomme und sterbe, weißt du, was die Götter von meinem Gelübde halten.«

Damit schlief er ein, und Austin schlich auf Zehenspitzen hinaus, holte das schlichte Kruzifix aus seinem Versteck, ging damit in den Stall und kniete sich dort ins Stroh, um für Candamirs Leben zu beten.

E I S M O N D

Der Sachse vermochte später nicht zu sagen, ob es die stillschweigende Billigung der Asen oder aber die Macht seines Gottes war, die seinen Herrn am Leben erhielt, jedenfalls bekam Candamir weder Wundbrand noch Fieber und war am Tag nach dem Julfest wieder auf den Beinen. Krank wurden hingegen viele andere Elasunder. In den bitterkalten Wochen nach Mittwinter forderten Hunger und Entbehrungen ihren Tribut. Natürlich hatten die Gäste nach dem Julschmaus in Olafs Halle sämtliche Reste unter der Kleidung verschwinden lassen und nach Hause geschafft – was hätte Olaf denn auch mit all den Brotlaiben, Räucherlachsen, Hammelkeulen und Brathühnchen anfangen sollen? –, doch dieser Akt der Nachbarschaftshilfe gewährte nur einen kurzen Aufschub und machte der Hungersnot kein Ende. Allein das Tauwetter, die Rückkehr der Fischschwärme und Robbenherden und das Sprießen essbarer Pflanzen konnten das bewirken, und bis dahin würden noch viele Wochen vergehen. Bis zum Ende des Eismondes – der im Kalender des Sachsen der erste Monat des neuen Jahres war – waren ein Dutzend Menschen dem zehrenden Winterfieber erlegen und die letzten Vorräte erschöpft.

Candamir schlachtete einen seiner Wallache. Er brauchte fünf Tage, um sich zu dem Entschluss durchzuringen.

Fünf Tage, in denen seine Familie und sein Gesinde nichts zu essen hatten, sodass Hacon schließlich ein Loch in den Schnee auf der Weide grub, das hart gefrorene Gras aß und Durchfall bekam, weil er nicht wusste, dass er das Gras zuvor hätte kochen müssen. Der kleine Fulc wich 126

nicht von der Seite seiner Mutter und wimmerte unablässig, aber vergeblich. Asta hatte ihn ebenso wie seine kleine Schwester an der Brust genährt, um ihn vor dem todbringenden Fieber zu schützen, aber als der Hunger

endgültig in ihre Halle einzog, versiegte der Milchstrom. Candamir selbst wurde von Ohnmachtsanfällen geplagt. Die Verwundung und der hohe Blutverlust hatten ihn geschwächt, und der Mangel an Nahrung hatte verhindert, dass er wieder zu Kräften kam, sodass er manchmal von Schwindel übermannt wurde und plötzlich besinnungslos vom Hochsitz kippte.

Bis der Sachse ihn schließlich wieder einmal vom Boden auflas und bemerkte: »Wenn du nichts tust, Herr, wird bis zur Schneeschmelze keiner von uns mehr übrig sein, und vermutlich bist du der Erste, der diese Welt verlässt.«

Candamir hatte genickt, zu erschöpft, um den Knecht für seine ungehörigen Worte zu schelten. Und am nächsten Morgen hatte er das Pferd geschlachtet. Selten war ihm etwas schwerer gefallen. Obendrein war der Wallach mager und nicht mehr jung, sein Fleisch daher bitter und zäh. Aber es machte sie satt. Heide kochte aus den Knochen eine kräftigende Brühe, die Candamir ebenso aß wie das Fleisch. Er tat es grimmig und voller Zorn, aber u wie sein Bruder und sein

ohne zu zögern. Denn gena

Neffe, genau wie jeder Elasunder wollte er weiterleben.

Trotz der allgemeinen Mattigkeit herrschte ständiges Kommen und Gehen in den Langhäusern von Elasund.

Die Menschen hatten einander weder Nahrungsmittel noch viel Trost zu bieten, aber wenigstens Gesellschaft. Die Winterkälte hatte ihren Höhepunkt erreicht, aber es schneite kaum noch. Die Tage wurden wieder ein wenig heller, und es war windstill. Schließlich ließ sich gar die Sonne blicken, und die schneebedeckten Hügel und 127

verschneiten Tannenwälder unter dem strahlend blauen Himmel waren von solcher Schönheit, dass Candamir manches Mal auf dem Weg von einem Hof zum anderen den Skistock in den verharschten Schnee rammte und ein Weilchen verharrte, um sich blinzelnd umzuschauen und neuen Mut zu schöpfen.

Osmund hingegen fühlte sich von den klaren Nächten angezogen. Wenngleich es nach Einbruch der frühen Dämmerung so kalt wurde, dass man zu erstarren drohte, sobald man auch nur einen Fuß aus der Halle setzte, konnte er sich der Faszination der Sterne doch nie entziehen. Ihre Unerreichbarkeit, das kalte, erhabene Funkeln, das von allem irdischen Leid unberührt blieb, hatten etwas eigentümlich Tröstliches. Doch als er in einer der letzten Nächte des Eismondes wieder draußen stand, um sich ihrem Zauber zu ergeben, sah er schwarze Wolken vom Meer herankriechen, die die funkelnde Pracht nach und nach auffraßen.

»Besser, du bleibst heute Nacht hier, Candamir«, sagte er zu seinem Freund, der aus der Halle zu ihm getreten war. »Es gibt einen Sturm.«

Candamir nickte gleichmütig. »Nicht un e g wöhnlich für

die Jahreszeit«, bemerkte er.

»Nein.«

Nach einem kurzen Schweigen bemerkte Candamir versonnen: »Vielleicht ist es der letzte wirklich harte Winter, den wir erleben. Falls es wirklich stimmt, dass das Wetter in Olafsland so viel milder ist.«

»Ich bin überzeugt, es ist so. Die Insel liegt südlich des Frankenlandes, und selbst bei den Franken ist es im Winter

nicht so kalt wie hier.«

»Hm.«

Sie sahen wieder zum Himmel auf und gaben sich einen 128

Moment ihren Träumereien von fremden Gestaden hin.

Dann kreuzte Candamir die Arme und steckte die Fäuste unter die Achseln.

»Lass uns hineingehen«, schlug Osmund vor. »Es fängt ohnehin bald an zu schneien.«

Candamir erhob keine Einwände. Er folgte seinem Freund in die anheimelnd warme Halle, ließ sich auf der Gästeseite des Feuers auf der fellgepolsterten Ban k nieder

und nahm dankbar einen Becher Bier entgegen. In seinem Haus gab es seit Wochen nur noch Wasser zu trinken –

geschmolzenen Schnee –, aber Osmund hatte tatsächlich noch Bier. Candamir mutmaßte, dass Olaf es seinem Neffen geschickt hatte, aber er fragte nicht. Lieber genoss er den wunderbar herben Gerstengeschmack auf der Zunge. »Ich habe noch einmal mit Siward gesprochen«, berichtete er. »Aber es hilft nichts. Er will Elasund nicht aufgeben, und solange er dabei bleibt, werden sich auch die Zauderer nicht entschließen.«

Osmund ließ sich auf seinen Hochsitz s n i ken und nickte

versonnen. Schließlich sagte er achselzuckend: »Nun, dann werden wir notfalls eben nur mit den zehn Sippen segeln, die entschlossen sind, fortzugehen.«

Doch Candamir war skeptisch. Das hieße, Olafs Schiff und seines. Bestenfalls drei, falls Eilhards Söhne mitkämen. Das würde kaum reichen. Sie wären leichte Beute für jeden Piraten, dem sie begegneten. Und sie hätten auch nicht genug kampferfahrene Männer, um Olafsland zu erobern. Doch er wiederholte seine Bedenken nicht. Stattdessen drehte er den Becher zwischen den Händen und blickte unverwandt hinein.

»Osmund …«

»Hm?«

»Wenn wir es tun … Ich meine, wenn wir in diese neue 129

Heimat segeln …« Er brach ab und räusperte sich. Dann versuchte er es noch einmal. »Wenn wir es tun, bedeutet es, dass wir einen neuen Stamm gründen, nicht wahr? Und dann ist es wichtig, dass wir uns schnell vermehren.

Wachsen, meine ich.«

Osmund seufzte und leerte seinen Becher in einem gewaltigen Zug. Als er wieder absetzte, sagte er: »Ich fürchte, ich ahne, worauf du hinauswillst, aber …«

Abrupt hob Candamir den Kopf. »Meine Schwester und du, ihr wart einander einmal versprochen. Nicht wahr?«

Osmund hob abwehrend die Linke. »Candamir …«

Geräuschvoller als nötig stellte Candamir seinen Becher auf dem Tisch ab. »Warum nicht? Was ist nur mit euch?

Warum ist es so kompliziert? Ist sie vielleicht keine gute Frau?«

»Doch.«

»Hat sie nicht bewiesen, dass sie fruchtbar ist und gesunde Kinder zur Welt bringen kann?«

»Doch …«

Candamir breitete die Hände aus. »Also?«

Sein Freund antwortete nicht sofort. Schließlich versuchte er, es zu erklären. »Asta ist mir teuer, Candamir.

Wie eine Schwester. Das ist es, was sie immer für mich war: eine Schwester. Nicht mehr, nicht weniger. Gisla …«

Er brach ab.

»Gisla ist tot«, erinnerte Candamir ihn.

Osmunds Mundwinkel zuckten. »So ist es. Und Nils ebenfalls. Ich verstehe, dass du glaubst, es wäre das Nächstliegende, dass Asta und ich heiraten, aber für uns sind diese Dinge nicht so einfach wie für dic .

h Das kannst

du nicht verstehen. Du weißt ja nicht, wie das ist, Candamir. Aber was ich mit Gisla hatte, kann Asta nicht 130

ersetzen. Und ich will mich nicht mit weniger zufrieden geben. Ich werde erst dann wieder heiraten, wenn ich die richtige Frau finde.«

»Mächtiger Tyr, was für ein albernes Gefasel«, grollte Candamir ungeduldig. »Du brauchst eine Frau, und Roric braucht eine Mutter. Und damit Schluss!«

Osmund nickte langsam. »Wenn die rechte Zeit kommt.

Nicht vorher. Es tut mir Leid – ich will dich nicht beleidigen. Du darfst nicht denken, deine Schwester sei mir aus irgendeinem Grunde nicht gut genug. Aber sie denkt in dieser Frage genauso wie ich.«

Candamir schüttelte verständnislos den Kopf. Er versuchte, nicht gekränkt zu sein, aber ohne großen Erfolg. »Nun, ich kann sie nicht ewig durchfüttern«, erklärte er schroff. »Sie muss wieder heiraten.«

Osmund hob leicht die Schultern. »Wenn du das unbedingt willst, wird es nicht schwer sein, sie zu zwingen. Asta ist ein sanftmütiges Geschöpf. Wie Hacon.

Allen Kampfgeist, allen Mut zur Rebellion, den sie in sich hatte, hat sie gebraucht, um Nils zu heiraten. Jetzt ist nichts übrig, und sie wird tun, was du sagst. Aber ich will nicht derjenige sein, der sie unglücklich macht. Such ihr einen anderen, Candamir.«

Candamir verdrehte die Augen. »Schön. Wie du willst.«

Er war verstimmt und ein bisschen befremdet, aber das spielte keine große Rolle. Sie kannten sich ihr ganzes Leben lang – sie waren schon oft verstimmt und befremdet übereinander gewesen. »Nur erwarte nicht, dass ich das verstehe«, knurrte er.

»Nein.«

»Du bist ein Narr. Ich hoffe, das weißt du.«

»Mag sein. Aber ich habe weiter nichts zu dem Thema zu sagen, und ich wäre dir dankbar, wenn du mich in 131

Zukunft damit verschonst.«

Candamir nickte kühl und beschloss, so lange überhaupt nichts mehr zu sagen, bis seinem Freund so richtig unbehaglich wurde.

Osmunds Mägde trugen Schalen mit dünner Suppe auf, und das Gesinde setzte sich mit an den Tisch. Verstohlen betrachtete a

C ndamir Cudrun, die Amme, die Olaf

Osmund für den kleinen Roric überlassen hatte. Cudrun war nicht e

m hr jung, gewiss schon an die dreißig, und mochten ihre Brüste auch reichlich Milch haben, waren sie doch schlaff von all den eigenen Kindern, die Cudrun gesäugt hatte. Fast hätte man meinen können, Osmund habe sich die reizloseste Magd ausgesucht, die er hatte finden können. Seine zweite Sklavin war eine stille, weißhaarige Fränkin, die er schon von seinem Vater geerbt hatte.

»Iss, Candamir«, unterbrach Osmund seine Gedanken.

Candamir blickte auf die Schale hinab, die er ein Stück von sich geschoben hatte. Die Suppe hatte eine gräulich schmutzige Farbe, aber ein paar Fettaugen schwammen darauf, und am Boden der Schale erahnte er gar ein Bröckchen Fisch. Doch er schüttelte abweisend den Kopf.

»Ich esse morgen früh zu Hause, danke.«

»Du isst *jetzt*« , widersprach Osmund entschieden.

»Schau dich doch mal an.« Besorgt betrachtete er seinen Freund, das bleiche Gesicht, das durch d en kurzen

schwarzen Bart noch hohlwangiger wirkte, als es vielleicht wirklich war. Candamir sah aus, als stünde er an der Schwelle.

»Du siehst selbst nicht besser aus«, konterte Candamir.

»Kann sein. Jetzt iss endlich. Sonst hole ich mir deinen Sachsen und halte seine Füße ins Feuer, bis er mir verrät, warum mein Hund sich immer schwanzwedelnd auf ihn 132

stürzt, wenn er ihn sieht.«

Vor Schreck griff Candamir nach dem Löffel und begann zu essen. Er war überzeugt gewesen, Osmund habe nicht die leiseste Ahnung, was das Schwinden seiner Vorräte zu Beginn des Winters verlangsamt hatte, doch anscheinend hatte er die Schläue seines Freundes unterschätzt.

»Da, hört nur, wie der Wind heult«, murmelte Cudrun furchtsam.

Osmund lauschte mit zur Seite geneigtem Kopf.

Gedämpft durch die dicken, mit Erde gedämmten Wände der Halle, hörten sie die ersten Böen des herannahenden Sturms. »Ich hoffe, die Schiffe bleiben unversehrt«, sagte er.

Es wurde der schlimmste Wintersturm seit Menschengedenken. Kaum jemand in Elasund tat in dieser Nacht ein Auge zu. Schlaflos lagen die Menschen unter ihren Decken und fürchteten, der Wind werde ihnen das Dach über den Köpfen fortreißen oder die Wirtschaftsgebäude und das wenige Vieh, das sie noch hatten, vernichten. Osmund und Candamir saßen die ganze Nacht am Feuer, lauschten dem Tosen und den Brechern am Ufer, und schließlich sagte Osmund leise: »Der Stur m

heult mit Wolfsstimmen.«

Candamir nickte wortlos. Er hörte es auch.

Es kam nur höchst selten vor, dass die Wölfe im Winter den Wald verließen und an die Küste herunterkamen; zu Candamirs und Osmunds Lebzeiten war es noch nie geschehen. Die alten Frauen sagten, die Wölfe kämen, wenn sie nicht mehr genug zu fressen fänden und spürten, dass die Menschen schwach geworden und leichte Beute waren.

133

Candamir zog die Knie an und schlang die Arme darum.

Zum ersten Mal, seit die Turonländer im Herbst gekommen waren, fürchtete er wirklich um sein Leben.

Bei Tagesanbruch ließ das Toben der Elemente nach. Es wurde nicht hell, denn der Himmel hing immer noch voll schwerer Wolken, und nach wie v

or blies ein kräftiger

Wind, doch sobald das graue Zwielicht die Schrecken der Nacht vertrieben hatte, schnallten Osmund und Candamir die Skier unter und machten sich auf den Weg, um festzustellen, welche Schäden es gab.

Der Sturm hatte eine gute Elle Neuschnee gebracht, und sie mussten sich den Weg zur Dorfwiese hinab mühsam bahnen. Als sie dort eintrafen, stellten sie ohne Überraschung fest, dass fast alle Männer des Dorfes den gleichen Gedanken gehabt hatten wie sie, und genau wie ihre Nachbarn hielten die beiden Freunde auf der tief verschneiten Uferwiese an und betrachteten voller Schrecken die Botschaft, die der Sturm gebracht hatte.

Keins der Schiffe war gesunken oder sah ernsthaft beschädigt aus. Doch die Esche, der heilige Baum des Dorfes, in dessen Schatten die Menschen sich seit alters her versammelt hatten, um ihre Beratungen abzuhalten und Entscheidungen zu treffen, lag entwurzelt im Schnee.

»Oh, mächtiger Tyr«, murmelte Candamir tonlos. Mehr fand er nicht zu sagen. Er war bis ins Mark erschüttert.

Die Esche war an die vierzig Fuß hoch gewesen und hatte nahe am Ufer gestanden. Jetzt hing die nackte, fein verästelte Krone im grauen Wasser, das immer noch aufgewühlt schäumte. Es sah aus, als zerrten die Wellen an den Zweigen, versuchten ihre Beute in die Tiefe zu ziehen. Der

u

W rzelballen, der nur wenig kleiner als die Krone zu sein schien, ragte obszön in die Höhe, steckte 134

aber noch halb in der Erde. Vermutlich war der Baum nur deswegen noch nicht fortgespült worden, und beinah schien es, als führten die See und die Erde einen stummen Kampf um den Besitz der heiligen Esche.

»Mögen die Götter uns beistehen«, sagte der alte Eilhard.

»Das ist das Ende von Elasund.«

Niemand widersprach ihm. Niemand außer Brig Sie

itta.

als Einzige stand direkt an dem umgestürzten Baum, zu dem alle anderen furchtsam Abstand hielten, hatte beide Hände auf die erdverkrustete W rzel gelegt und die Augen u

geschlossen. Langsam schüttelte sie den grauen Kopf und murmelte leise vor sich hin. Candamir k n o nte nicht

verstehen, was sie sagte, aber es schien fast, als singe sie.

Sie trug keine Skier oder Schneeschuhe, und er fragte sich flüchtig, wie sie hergekommen war.

Plötzlich schlug sie die Augen auf, trat einen Schritt zurück und sagte mit ungewohnt volltönender Stimme:

»Sehet Thors Zeichen.«

Die Männer tauschten verwunderte Blicke.

»Ich sehe nur ein schlechtes Omen«, entgegnete Eilhard düster.

»Weil du ein alter Narr bist, und alte Narren werden verzagt und feige«, gab sie zurück.

Eilhards zerfurchtes Gesicht nahm eine bedenklich dunkelrote Farbe an. »Gib Acht, was du redest, altes Weib

…«

Sie beachtete ihn nicht weiter, sondern wandte sich an Osmund und Candamir. »Ihr hattet Recht, die a Z uderer

hatten Unrecht. Dieser Baum ist ein Pfeil, der uns den Weg weist.«

Candamir schüttelte langsa

m den Kopf. »Ich verstehe

nicht, wovon du sprichst.«

Brigittas Mund kräuselte sich verächtlich, aber sogleich wurde ihre Miene wieder ernst. »Nun, ich sagte, du habest Recht, aber das heißt nicht, dass du klüger bist als der alte Narr hier. Thor wirkt ein Wunder, um euch zu führen, und ihr seid zu blind, es zu sehen, obwohl es vierzig Fuß lang ist. Wohin weist die Baumkrone, Candamir Olesson, der du dich für den hellsten Kopf von Elasund hältst?«

Er musste sich überwinden, den Baum wieder anzusehen. Dann antwortete er: »Nach Südwesten.«

»Und woher kam der Sturm?«

»Südwesten«, wiederholte er. Es klang benommen, weil ihm endlich aufging, worauf sie hinauswollte.

Auch die anderen Männer begriffen, und ein verwundertes Raunen erhob sich. Natürlich! Der Baum hätte in die entgegengesetzte Richtung fallen müssen, mit dem Wind. Gewiss war es ein Omen umwälzender Veränderungen, dass das lebendige Symbol ihrer Gemeinschaft hier gefällt zu ihren Füßen lag, aber jetzt erkannten alle, dass es mehr als nur die Ankündigung ihres Untergangs sein musste, dass Thor, der Sturmgott, ihnen in der Tat ein Zeichen gesandt hatte.

»Aber … aber was hat es zu bedeuten?«, fragte Siward.

»Das liegt auf der Hand, oder?«, entgegnete Candamir.

Freudige Erregung hatte plötzlich das lähmende Entsetzen verdrängt.

Brigitta hob warnend die Hand. »Nicht so hastig.«

»Aber du hast eben selbst gesagt, der Baum weist wie ein Pfeil nach Südwesten, also genau dorthin …«

»So scheint es, und ich bin geneigt, es zu glauben. Aber wir müssen uns vergewissern. Es wird Zeit, dass w ir den

Willen der Götter erkunden.«

136

Viele neigten die Köpfe wie in Trauer. Die meisten Elasunder – jedenfalls die meisten Männer – fürchteten Orakel, fürchteten die Dinge, die sie erfahren mochten und lieber nicht gewusst hätten. Aber niemand protestierte.

Der Tod der Esche war das machtvollst e und auch

schlimmste Zeichen, das sie sich je hätten ausmalen können. Doch wenn es wirklich so sein sollte, dass sie nicht am Abgrund, sondern am Scheideweg standen, dann brauchten sie Führung. Und keiner zögerte, sich Brigitta zu fügen, denn – Hexe oder nicht – sie war die Mittlerin zwischen den Göttern und den Elasundern.

Langsam drehte die alte Frau sich um die eigene Achse, entgegen der Laufrichtung der Sonne. Sie betrachtete die Gesichter der Männer und vereinzelten Frauen, die sie umstanden.

»Du«, sagte sie zu Osmu d

n . »Du bist *Nordhr* – der

Norden.«

Er schnitt eine kleine Grimasse des Missfallens, nickte aber.

Als Nächstes wählte sie Siwards Tochter Inga für den Nordosten, Olafs Ältesten Jared für den Osten, Siward für den Südosten, Olaf für den Süden und Eilhards Enkeltochter Margild für den Südwesten aus. Dann nickte sie Candamir zu. »Hol deinen Bruder. Ihn will ich für *Vestr.* «

»Nein«, antwortete Candamir impulsiv. Als er die vorwurfsvollen, teilweise erschrockenen Blicke der Umstehenden bemerkte, verschränkte er trotzig die Arme vor der Brust. »Das kannst du dir aus dem Kopf schlagen.

Du nimmst nie die geringste Rücksicht auf deine Opfer, und mein Bruder ist halb verhungert und schwach. Nimm mich meinetwegen, aber Hacon kriegst du nicht.«

»Candamir, der Westen wird die wichtigste Position bei 137

diesem Orakel sein, denn er steht für das Fremde, für unbekannte Welten«, erklärte sie ungewohnt geduldig.

»Und ich will deinen Bruder, weil Thor sein Schutzgott ist. Ich brauche die Verbindung, verstehst du.«

r

E nickte. »Die Antwort ist trotzdem nein.«

Brigittas untypische Anwandlung von Nachsicht war auf einen Schlag vorbei, und sie wollte gerade ihr berüchtigtes Gezeter anstimmen, als Jared sagte: »Thor ist auch mein Schutzgott.«

Sie sah ihn stirnrunzelnd an und knurrte dann unwillig:

»Richtig. Na schön, meinetwegen, Candamir, dann übernimmst du den Westen. Lasst uns gehen.«

»Einer fehlt noch«, bemerkte die dreizehnjährige Inga, die Jüngste der Ausgewählten, die sich jedoch am wenigsten zu fürchten schien.

Brigitta schüttelte den Kopf. »Der Nordwesten bleibt unbesetzt.«

»Warum?«, fragte das Mädchen verblüfft. »Wie kann das Orakel sprechen, wenn die Welt unvollständig ist?«

Brigitta hob die knochigen Schultern. »Das ist sie nicht.

Aber wer immer für den Nordwesten steht, ist noch nicht bei uns.« Sie schien selbst ein wenig verwirrt, war sich ihrer Sache jedoch vollkommen sicher. »Jetzt kommt. Es gibt viel zu tun. Jeder von euch muss einen Zweig aus der Wurzel und einen aus der Krone der Esche schneiden und mitbringen. Gebt Acht, dass möglichst viel Erde an der Wurzel haften bleibt.«

Schweigend folgten sie ihren Anweisungen. Osmund borgte Inga sein Messer, um das Holz zu schneiden, und hielt ihre Taille umfasst, während sie sich gefährlich weit übers Wasser beugte, um den Zweig zu erreichen, den sie haben wollte. Als sie wieder sicher am Ufer stand, lächelte 138

sie ihm dankbar zu. Eine feine Röte hatte ihre Wangen überzogen. Osmund fiel zum ersten Mal auf, was für ein hinreißend hübsches Mädchen Inga war, und er lächelte zurück.

Candamir verabscheute Brigittas Haus und betrat es niemals freiwillig. Es war nur eine kleine Hütte, stabil gebaut, um dem Winter zu trotzen, aber eng und muffig.

Sie bestand lediglich aus einem Raum, den die Alte mit drei Raben teilte, die aus Gründen, die allein Brigitt a

kannte, Urd, Werdandi und Skuld hießen, wie die Nornen des Gestern, des Heute und des Morgen. An der linken Giebelwand des Häuschens brannte ein Herdfeuer, an den übrigen Wänden reihten und stapelten sich irdene Töpfe und Ledersäckchen auf, über deren Inhalt Candamir lieber nichts Genaueres wissen wollte. In der finstersten Ecke, die der Feuerschein nicht ausleuchtete, erahnte man eine Schlafstatt am Boden. Überall stand oder lag irgendwelches Zeug herum: Kochtöpfe aller Größen mit oder ohne Inhalt, Leinenbeutel mit Kräutern, Wurzeln oder zerstoßenen Walrosszähnen, auf einem Bord genau gegenüber der Tür standen ein Hunde- und ein Pferdeschädel und hielten Wache.

Candamir unterdrückte ein Schaudern, als er hinter seinem Freund über die Schwelle trat. Er musste den Kopf einziehen, so niedrig war der Sturz, und kaum hatte die Tür sich geschlossen, fühlte er sich schon gefangen.

Mit acht Menschen und drei Raben war der kleine Raum hoffnungslos überfüllt. Instinktiv drängten sie sich ums Feuer, nur Inga sah sich neugierig und ohne Scheu um.

Brigitta nickte ihr anerkennend zu. »Setz einen kleinen Kessel mit Wasser auf.«

Folgsam schaute Inga sich im Halbdunkel um, erspähte 139

einen gusseisernen Topf mittlerer Größe, ging vor die Tür und füllte ihn mit Schnee.

Brigitta trat derweil an eine niedrige Holztruhe am Fuß ihrer Schlafstatt und schob einen der Raben beiseite, der sich auf dem Deckel niedergelassen hatte. Er hüpfte zu Boden, hackte missgelaunt auf einen seiner Artgenossen ein, der ihm zu nahe kam, und flatterte dann ungeschickt auf, ehe er sich auf Brigittas Schulter niederließ.

Abwesend strich sie ihm m

Finger die schwarze

it einem

Brust. »Bleib nur bei mir, Skuld«, murmelte sie liebevoll.

Wie kann sie sie nur unterscheiden?, fragte Candamir sich verständnislos. Für ihn sahen alle drei völlig gleich aus: schwarz, groß und hässlich.

Brigitta klappte den Deckel der Truhe auf und holte mit beinah ehrfurchtsvoller Miene ein ordentlich gefaltetes, erdbraunes Tuch heraus. Sie drückte es Jared in die Hände. »Legt es aus.«

Jared reichte seinem Vetter Osmund ein Ende der Decke, und sie falteten sie auseinander, ehe sie sie sorgsam auf dem Boden ausbreiteten. Acht schwarze Linien gingen vom Zentrum des kreisrunden Tuches aus. Sie bildeten ein Muster, das vage an ein Spinnennetz erinnerte, und unterteilten es in acht gleich große Felder. Eine der Linien endete in einer N-Rune, und sie richteten die Decke so aus, dass diese Linie exakt nach Norden zeigte.

Derweil hatten Candamir und Siward nach Brigittas Anweisungen den Großteil der Glut des Feuers in eine gusseiserne, flache Schale geschaufelt und neues Holz aufs Feuer gelegt. Es wurde schon merklich wärmer. Inga hatte den Topf an den Haken über dem Herd gehängt, und Brigitta gab verschiedene Zutaten ins Wasser. Manchmal zischte und brodelte es unheilvoll in dem kleinen Topf.

Candamir ließ die alte Frau nicht aus den Augen und 140

versuchte zu ergründen, was sie dort braute, ob sie etwa irgendetwas Widerliches wie Froschaugen oder Hühnerblut hineingab. Doch alles, was er im Kessel verschwinden sah, waren verschiedene Pulver und etwas, das wie getrocknete Pilze aussah.

Die Zubereitung des Tranks dauerte nicht lange.

Schließlich füllte Brigitta den Inhalt des Kessels in einen großen Becher.

»Geht auf eure Plätze«, befahl sie.

Osmund kniete sich an den Rand der Decke, genau dort, wo die Rune den Norden auswies. Die anderen folgten seinem Beispiel. Siward kam als Letzter und setzte die Schale mit der Glut in die Mitte des Tuches, dort, wo die Linien sich trafen. Brigitta kniete sich davor, das Gesicht nach Norden gewandt, hob den Becher mit geschlossenen Augen und bat die Götter murmelnd um Beistand und Führung. Dann trank sie und reichte den Krug an Osmund.

Der wollte ihn Candamir geben, nachdem er einen kräftigen Zug genommen hatte, aber die Alte herrschte ihn an: »Bist du noch zu retten, du Narr, anders herum! Willst du Verderben über uns alle bringen?«

Osmund riss erschrocken die Augen auf, entschuldigte sich mit einer matten Geste und reichte der jungen Inga den Krug. Langsam machte der Trank die Runde.

Candamir, der vor der Westlinie hockte, kam als Letzter an die Reihe.

»Du musst den Becher leeren«, erklärte Brigitta.

»Oh, natürlich«, murmelte er bissig, setzte an und trank.

Das Gebräu war heiß, schmeckte bitter und erdig, aber nicht einmal unangenehm. Mit zwei großen Schlucken war der Pflicht Genüge getan. Bedächtig drehte er den Becher um und stellte ihn mit dem Boden nach oben neben sich, außerhalb des heiligen Weltenkreises, den die Decke 141

symbolisierte. Das Feuer im Herd knisterte leise, die Glut in der Schale zischte nur sacht; es war sehr still. Als der Rabe auf Brigittas Schulter unvermittelt krächzte, fuhren alle erschrocken zusammen. Inga und Jared kicherten.

Olaf bedachte seinen Sohn mit einem drohenden Stirnrunzeln, aber Brigitta schien der fehlende Ernst der jungen Leute nicht zu verärgern. Sie hatte die Augen geschlossen und wartete reglos. Ihre Lider waren runzelig und gerötet, durchzogen von feinen blauen Äderchen und so still, als befände sie sich im Tiefschlaf. Das Feuer warf rötliche Schatten auf die reglose Gestalt und ließ sie auf unbestimmte Weise erhaben erscheinen. Es wurde heiß in der dämmrigen Hütte.

»Legt eure Zweige aus der Krone der Esche in die Schale und schaut in die Glut.«

Alle folgten Brigittas Anweisung. Die Zweige waren nass und brannten langsam. Beißender grauer Qualm stieg auf.

Der Trank wirkte bei jedem unterschiedlich. Siward streifte die Schuhe ab und massierte sich gedankenverloren die Füße, so als seien sie taub oder als litte er an Krämpfen. Inga hatte die Stirn gerunzelt und drückte die Finger der Linken gegen die Schläfe. Offenbar hatte sie Kopfweh. Margild atmete schwer und stoßweise.

Osmund schien überhaupt nichts zu spüren, aber seine Pupillen hatten sich merklich geweitet. Candamir fragte sich gerade, ob das mit den seinen auch geschah und ob das der

Grund sei, warum er alles um sich herum nur noch verschwommen, wie unter Wasser sah, als ein plötzlicher, stechender Schmerz im Magen ihn zusammenzucken ließ.

Erschrocken presste er eine Hand auf den Bauch, und sogleich kam der Schmerz wieder. »Oh, du hinterhältiges, altes Miststück«, keuchte er. »Du hast mich vergiftet.«

Brigitta warf ihm einen frostigen Blick zu. »Ni m m dich

ein bisschen zusammen, Junge. Es geht gleich vorüber.«

Aber es ging nicht vorüber. Es wurde schlimmer. Er kniete an seinem Platz und hatte sich so weit zusammengekrümmt, dass er mit der Stirn beinah den Boden berührte, beide Unterarme vor den Leib gepresst.

»Vergiftet«, wiederholte er tonlos.

»Weil ich deinen feigen Taugenichts von Sohn bloßgestellt habe beim Julfest. Ich habe mich immer gefragt, wann … wann du mir das heimzahlst.« Er keuchte. Ihm wurde übel vor Schmerz, aber ganz gleich, was geschah, er wusste, er durfte nicht aufstehen.

»Dummes Geschwätz«, entgegnete sie kurz angebunden, aber nicht so schroff, wie sie sonst sprach, und sie legte eine ihrer alten, gekrümmten Hände auf seine klamme Stirn. Augenblicklich schien der Schmerz abzuebben.

Candamir entspannte sich – nur ein bisschen, denn er traute der Sache nicht. Doch die Stiche ließen bald ganz nach und kamen nicht zurück. Er richtete sich langsam auf und schaute wieder in die Glut, die seinem getrübten Blick wie ein rötlicher, köchelnder Brei erschien. Ganz allmählich

drang ein Geräusch in sein Bewusstsein – ein gleichmäßiges Rasseln, so schien es, ein Rhythmus wie ein langsamer Herzschlag. Brigitta hielt einen Beutel in der Linken. Candamir hatte nicht die geringste Ahnung, wo dieses Säckchen plötzlich hergekommen war. Es war aus dem Leder einer weißen Robbe gearbeitet und enthielt die Runenhölzer und -steine, die sie sacht klimpern ließ.

Das war das Geräusch, erkannte er. Es schien in Wellen an sein Ohr zu dringen, war einmal dumpfer, dann näher, aber immer beständig im Rhythmus. Candamir spürte, wie sein eigener Herzschlag sich darauf einstellte. Es war inzwischen mörderisch heiß geworden in der kleinen Hütte, und seine Augen brannten und tränten vom Qualm, doch er verspürte kein Bedürfnis mehr zu fliehen.

143

Schließlich verstummte der Rhythmus. Brigitta öffnete den Beutel und hielt ihn Osmund hin. »Nimm eine Rune in die linke Hand, schau sie nicht an«, sagte sie.

Osmund musste den linken Unterarm mit der Rechten führen, um die Hand in das Säckchen zu stecken, und lachte leise über seinen Mangel an Geschicklichkeit. Es war ein heiteres, unbeschwertes Lachen, wie man es nur höchst selten von ihm hörte. Dann endlich verschwand die knochige Hand im Beutel und kam als Faust wieder heraus.

Reihum zogen sie alle eine Rune, Brigitta als Letzte, und sie zog zweimal, weil die neunte Position ja unbesetzt geblieben war. Dann legte sie den Beutel sorgsam beiseite, bildete mit den Händen eine Schale und hieß die im Kreis Sitzenden ihre Runen hineinlegen. Als sie alle neun hielt, schloss sie die Hände darum und ließ die Runen wieder klimpern, aber dieses Mal schneller, es klang dringlicher als zuvor. Dann

öffnete sie die Hände, spreizte alle Finger ab und ließ die Runen auf die braune Decke jenseits der Glutschale fallen. Sie spritzten auseinander wie Wassertropfen. Candamirs Blick war eigentümlich langsam geworden, er brauchte ewig, so kam es ihm vor, um alle neun Runen wiederzufinden.

Keine sah aus wie die andere. Sie waren in längliche, flache Holzstücke unterschiedlichster Sorten geschnitzt, manche auch in Kiesel geritzt. Und alle lagen mit der Rune nach oben. Das war höchst ungewöhnlich, so viel wusste gar Candamir.

»Die Götter haben uns offenbar viel zu sagen«, murmelte Brigitta. Lange starrte s e i auf die neun Runen

vor sich, betrachtete die Winkel und Abstände, in welchen sie zueinander lagen.

Die Positionen richtig zu deuten war ebenso wichtig wie 144

die Runen selbst, denn sie bestimmten die Reihenfolge und das Verhältnis der Runen zueinander.

Schließlich wies Brigitta auf die Rune, die einzeln und der Feuerschale am nächsten lag. Sie bestand aus einem senkrechten Strich mit einem kleinen Schrägstrich durch die Mitte, eingeritzt in einen schiefergrauen, glatten Kiesel. »Nauthiz«, sagte die alte Frau mit fester Stimme.

»Sie ist der Anfang und steht für das, was ist.« In der Reihenfolge, die sie erkannt hatte, zeigte sie auf die anderen. »Berkano, Raidho, Hagalaz, Thurisaz, Kenaz, Ingwaz, Jera und Ehwaz.« Dann begann sie von vorn:

»Nauthiz, Berkano, Raidho, Hagalaz, Thurisaz, Kenaz, Ingwaz, Jera, Ehwaz.« Wieder und wieder zählte sie die

Namen auf, als sei es eine Beschwörungsformel. Bei jedem Namen wanderte ihr Finger weiter zu einer neuen Rune, und sieben Augenpaare folgten ihr. Es war inzwischen so heiß, dass es Candamir vorkam, als atme er flüssiges Feuer. Schweiß rann ihm über Brust und Rücken, nur sein Gesicht erschien ihm kühl, der Kopf klarer als sonst. Gebannt lauschte er Brigittas gleichförmiger Stimme, folgte ihrem gekrümmten Finger. Und dann hörte er eine zweite Stimme, die die ihre überlagerte, immer das Gleiche sagte wie sie, aber immer einen Hauch schneller.

Sie war sanft und wundersam melodisch – die Stimme einer jungen Frau oder eines Knaben. Was es war, vermochte er nicht zu sagen.

»Nauthiz, Berkano, Raidho, Hagalaz, Thurisaz, Kenaz, Ingwaz

, Jera, Ehwaz«, wiederholten beide Stimmen, und dann murmelten Osmund und Jared wie aus einem Munde:

»Ich höre die Stimme des Raben.«

»Gut«, sagten Brigitta und die zweite Stimme zufrieden und setzten ihre Litanei der Runennamen fort.

Rabe?, fragte Candamir sich verwirrt. Wie kann dies die Stimme eines Raben sein, so rein und schön?

Argwöhnisch beäugte er das schwarze, geflügelte Ungeheuer, das immer noch auf der Schulter der Alten hockte. Der Schnabel war geschlossen, doch die dunklen Knopfaugen erwiderten seinen Blick u v n erwandt,

schienen ihn in seiner Unwissenheit zu verhöhnen. Bei der nächsten Wiederholung war die unirdische Stimme in seinem Kopf viel lauter, aufdringlich gar, und er spürte, wie es hinter seinen Schläfen zu hämmern begann.

»Auch ich höre die Stimme des Raben«, st e i ß er hastig

hervor, und augenblicklich ließ das Hämmern nach. Na also, schien der leicht belustigte Blick des Vogels zu sagen, warum nicht gleich so? Candamir verspürte einen merkwürdigen Schwindel in seinen Kopf kriechen, wie er ihn sonst nur kannte, wenn er heillos betrunken war. Aber heute betäubte der Schwindel ihm nicht die Sinne; im Gegenteil, alle fünf schienen geschärft. Er roch das Feuer und den Rauch, spürte die Hitze und den Schweiß auf der Haut, sah eine Vielzahl flimmernder Bilder im zuckenden Feuerschein, schmeckte den fremdartigen, erdigen Trank immer noch auf der Zunge, und vor allem hörte er.

»Jetzt werft die Wurzelstücke mit der Erde in die Glut«, sagten Brigitta und die Stimme des Raben. »Dieses Mal beginnt Jared.«

Die nassen Krumen zischten, und für ein paar Augenblicke verblasste die Glut in der eisernen Schale.

Ein betäubender Geruch nach Feuchtigkeit, Moder und fruchtbarer Erde verbreitete sich in dem stickigen, kleinen Raum.

»Nauthiz«, begann Brigitta wieder, sprach aber nicht weiter.

»Das war meine Rune.« Es war nur noch die wunderbare Stimme des Raben, die Candamir hörte, aber sie schien aus Jareds Mund zu sprechen. »Sie steht für das, was ist: 146

die Not. Den Hunger des Leibes und den Hunger des Geistes.« Jared blinzelte wie eine alte Eule, als könne er einfach nicht fassen, was da aus seinem Munde kam.

»Berkano.« Brigitta wies auf die zweite Rune.

»Ist die Rune der Birkengöttin, die meine Schutzgöttin ist«, sprach der Rabe durch Olaf. »Sie zeigt, was bald sein wird: die Erneuerung, das Wachstum, den Neubeginn des Frühlings und die Befreiung.«

Brigittas Finger wanderte weiter. »Raidho.«

Lange Zeit sprach niemand, doch die Alte schien keine Eile zu haben. Sie saß so reglos wie der Vogel auf ihrer Schulter, und ihr Finger wies auf die dritte Rune.

Schließlich sprach Siward. »Ich höre die Stimme des Raben nicht, weil ich sie nicht hören wollte. Aber ich weiß, dass ich diese Rune gezogen habe. Ich habe es gefühlt.« Raidho war der einzige der Runensteine, der nahezu viereckig war, und er hatte schärfere Kanten als alle anderen. »Raidho ist der Wagen und steht für eine Reise.« Er senkte den Kopf. »Die Götter nehmen wenig Rücksicht auf eines alten Mannes Wünsche. So sei es also.«

Es herrschte ein längeres Schweigen, aber die liebliche Stimme kehrte ganz allmählich in Candamirs Kopf zurück.

Er stellte irgendwann fest, dass er sie schon eine ganze Weile flüstern gehört hatte, ehe er sie wirklich wahrnahm.

Und sie raunte den Namen der vierten Rune: Hagalaz.

»Hagalaz ist meine Rune«, sagte Margilds Mund. »Und sie kündet von Naturgewalt und Zerstörung, aber auch von Läuterung durch Prüfung.«

»Der Sturm«, deutete Brigitta, und es war nur ihre Stimme, die jetzt sprach. »Halagaz steht für den Sturm, den wir finden und überstehen müssen, um die neue Heimat zu finden.« Sie schien noch etwas sagen zu 147

wollen, überlegte es sich aber anders. Stattdessen wies sie auf die nächste Rune. »Thurisaz.«

»Ich habe sie gezogen«, hörte Candamir die fremde Stimme aus seinem eigenen Mund. Trotz der Hitze überlief es ihn eiskalt, und auf seinen Oberarmen bildete sich eine Gänsehaut. Thors Rune war der Dorn, und sie symbolisierte vor allem die Manneskraft. Er fragte sich, ob das eine Weissagung auf seine persönliche Nachkommenschaft war oder ob es bedeutete, dass ihr Stamm in der neuen Heimat fruchtbar sein werde, doch die Deutung war eine ganz andere: »Diese Rune steht für den Kampfesmut der Männer, ihre Überlegenheit in der Schlacht«, verkündete der Rabe.

Sie würden das einheimische Volk auf Olafs Insel also niederringen, wollte Thor sie wissen lassen. Nun, Candamir hatte ohnehin nicht ernsthaft daran gezweifelt.

Doch Jared, der ihm schräg gegenüber saß, sagte: »Thor ist mein Schutzgott, und aus meiner Sicht ist seine Rune verkehrt. Darum kündet sie von Bösem, von Gefahr und Lüge. Und von Zwietracht.« Seine Stimme klang dünn und mutlos, und er schaute keinem der anderen ins Gesicht. Er war sehr bleich, die Wirkung des Tranks machte ihm offenbar schwer zu schaffen. Doch die Stimme des Raben in Candamirs Kopf bestätigte Jareds Weissagung. Die Erkenntnis ängstigte Candamir, und er senkte den Kopf und schloss die Augen, um sich einen Moment zu sammeln. Das erwies sich als schwerer Fehler.

Einmal geschlossen, weigerten seine Lider sich schlicht, sich wieder zu öffnen. Gleißende Helligkeit und Schwärze wechselten im Takt seines Herzschlags, die Stimmen entfernten sich immer weiter, und er sah Bilder in einer wirren, irrsinnig schnellen Abfolge. Der Rabe sprach von der Rune Kenaz, der Fackel des Wissens, und Candamir sah seinen Sachsen mit erhobenen Armen am Rand einer 148

grasbewachsenen Klippe stehen, das Gesicht gen Himmel gewandt. Seine Miene war verklärt, aber er blutete an Händen und Füßen und an der Seite. Und schon sah er Jera, die reiche Ernte: ein Feld voll goldenem Weizen, größer als jedes Weizenfeld, das Candamir je erblickt hatte. Es lag am Rande eines finsteren Waldes mit unglaublich hohen Bäumen, und die Bäume bewegten sich, sie hatten Beine statt Stämmen und marschierten in dichten Reihen über das Feld, trampelten den goldenen Weizen nieder. Dann die letzte der neun Runen: Ehwaz, das Pferd, das für Bewegung und Veränderung stand. Er sah ein hübsches, sandfarbenes Fohlen mit dunkler Mähne und Schweif, und es galoppierte ausgelassen über ein weites, ebenes Grasland. Candamir lächelte in seinem wirren Traum, denn es war ein Bild von solch schlichter Schönheit. Aber dann erhob sich eine Stimme im Nordwesten, nicht die Stimme des Raben, sondern eine Frauenstimme, die er nie zuvor gehört hatte, und sie rief:

»Es war meine Rune, und sie ist verkehrt. Sie verheißt Zwist, Misstrauen und Verrat!« Die Stimme hatte das übermütige Fohlen erschreckt. Es war stehen geblieben, hatte den Kopf gehoben, und der Schweif fegte nervös hin achte es plötzlich kehrt und f

und her. Dann m

loh. Nein,

dachte Candamir verzweifelt, lauf nicht weg. Er setzte ihm nach, sprang scheinbar schwerelos über Stock und Stein, doch er holte es nicht ein. Die Frauenstimme rief ihm etwas nach, eine Warnung, so schien es, aber er konnte keine Worte unterscheiden. Plötzlich war es keine Wiese, sondern ein Schiffsdeck, über das er rannte. Seine Füße ließen die Planken dröhnen, und dennoch war er zu langsam, kam kaum von der Stelle, und in aufsteigender Panik sah er Osmund über Bord gehen und im schäumenden Meer versinken. An der Bordwand fiel Candamir auf die Knie, packte das gefährlich dünne Seil, 149

das seinen Freund gesichert hatte. Er zog, doch was er an die Oberfläche zerrte, war die zwölfköpfige Seeschlange.

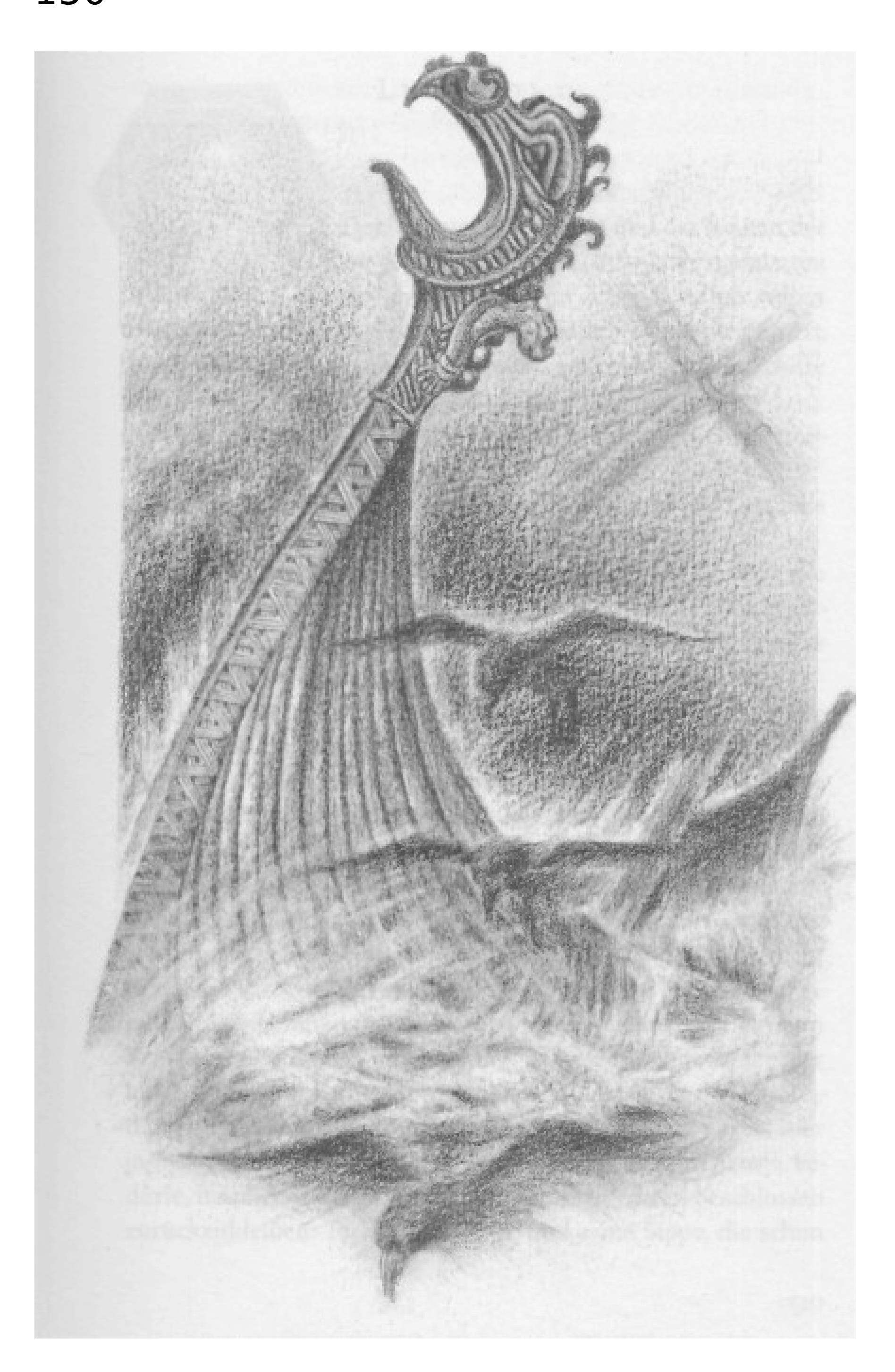
Eins der Mäuler öffnete sich und senkte sich auf ihn herab, eine schwarze Höhle mit zwei Reihen nadelspitzer Zähne.

Starr vor Schreck schaute Candamir ihr entgegen, dann schlossen die gewaltigen Kiefer ihn ein, und er war von Schwärze umfangen. Viel zu spät zog er das Schwert und stach auf den glitschigen Schlund ein, aber er wurde unaufhaltsam abwärts gesogen, verschluckt von einem Ungeheuer. Tiefer und tiefer fiel er, langsam. Er hörte einen spitzen Schrei – Ingas Stimme, erkannte er, nicht die des Raben. Dann fing er an, sich im Sturz zu überschlagen, drehte sich wieder und wieder um die eigene Achse, und immer noch war er nicht gelandet.

»Bringt ihn hinaus und legt ihn in den Schnee, eh er uns verreckt«, knurrte die alte Brigitta. Viele Hände fingen seinen Sturz ab und hoben ihn empor, trugen ihn zurück in die Welt des Lichts. Er fand sich in einem herrlich kühlen, sauberen Bett wieder, doch was er erblickte, als seine Augen sich öffneten, war kein Schnee, sondern ein riesiger Schwarm weißer Raben. Candamir war nicht überrascht.

Mit einem Lächeln schloss er die Lider wieder und glitt endgültig davon.

150



151



152

LENZMOND

Der Takt von Hämmern und das Singen

der Äxte schollen über den stillen,

spiegelglatten Fjord von Elasund. Auf allen Schiffen waren fleißige Hände am Werk: Es wurde kalfatert und gezimmert, Segel und Lieken wurden geprüft und ausgebessert, die Schiffe für die weite Reise flott gemacht.

»Morge

n früh«, sagte Osmund halb ungläubig, halb träumerisch.

»Ja. Wenn wir bis dahin eine Mütze Wind kriegen. Und falls Berse rechtzeitig eintrifft«, schränkte Candamir ein.

Osmund setzte sich neben ihn auf eine der acht Ruderbänke achtern und nahm mit einem dankbaren Nicken den Krug entgegen, den Candamir ihm reichte.

»Oh, das wird er. Wer wollte diesen großen Tag versäumen?«

Wer, in der Tat? Nach dem Tod der Esche und dem Orakel war die endgültige Entscheidung rasch gefallen, sich auf die Suche nach Olafsland zu machen. Siward erklärte, er sei zu alt, um sich gegen den Willen der Götter aufzulehnen, und sein wohl begründeter Sinneswandel hatte auch die übrigen Skeptiker umgestimmt. Mehr als zwei Dutzend Sippen wollten am nächsten Tag mit neun Schiffen in See stechen. Und es waren nicht nur Elasunder. Auch aus den Weilern am Fluss hatten sich ihnen einige Familien angeschlossen, Thorbjörn und Haldir zum Beispiel, Eilhards Söhne. Und auch Berse der Schiffsbauer, der bislang mit den Seinen fern jeder Siedlung an der Flussmündung gelebt hatte, wollte mit in 153

die Fremde ziehen, zumal hier ja nun bald niemand mehr sein werde, der seiner Dienste bedürfe, hatte er angeführt.

Nur vier Familien hatten beschlossen zurückzubleiben: Torke der Fischer und seine Sippe, die schon seit jeher ein eigentümliches Völkchen gewesen waren und immer für sich blieben, zwei Familien, die zu wenig junge Männer, zu viele Alte und kleine Kinder hatten, um sich in ein solches Abenteuer zu stürzen, und die Sippe eines Kauffahrers, der letzten Herbst nicht heimgekommen war.

Sie hatten die Hoffnung aber noch nicht aufgegeben und wollten nicht ohne ihn fort. Candamir sorgte sich um die Menschen, die hier blieben, weit mehr als um jene, die mit ihm in See stachen. Wie sollte eine so kleine Gemeinschaft sich verteidigen, wenn die Turonländer wiederkamen? Oder andere, nicht minder räuberische Piraten?

sch

Das Herz wurde ihm

wer, wenn er über ihr

Schicksal nachsann, aber er konnte sie schließlich nicht fesseln und knebeln und gegen ihren Willen an Bord des *Falken* bringen.

Osmund nahm einen tiefen Zug aus dem Krug. Sie tranken nach wie vor Wasser, denn noch war nichts gewachsen, woraus sich Bier brauen ließ, doch die Hungersnot war vorüber. Seit der Frühling begonnen hatte, waren Fische und Robben in großen Schwärmen zurückgekehrt, und die Elasunder hatten alles Vieh geschlachtet, das sie nicht mit auf die große Fahrt nehmen konnten.

Sobald das Wetter es zuließ, hatten auch die Arbeiten an den Schiffen begonnen. Da alle bis auf Olafs *Seedrache* bislang nur zur Küstenschifffahrt verwendet worden waren, waren die Laderäume zwischen den hohen Halbdecks vorn und achtern offen. Darin hatten sie auf den Kauffahrten in der Vergangenheit viel Ware unterbringen können, doch konnte man sich mit einem 154

solcherart offenen Schiff in keinen Sturm auf hoher See wagen, denn es würde voll laufen und sinken wie ein Stein. Also hatten sie Balken und Planken eingezogen und die Laderäume geschlossen. Die Schiffe hatten nun ein durchgehendes Deck, sodass für die Reisenden ausreichend Platz vorhanden war. Man erreichte den Laderaum durch zwei Luken, von denen die vordere groß genug war, dass das Vieh hindurchpasste.

»Wir werden niemals Platz genug für all das Zeug haben, das jeder mitnehmen will«, bemerkte Candamir seufzend.

Osmund nickte versonnen. »Nun, jeder muss sich strikt an die Abmachung halten. Im Grunde brauchen wir doch nicht viel außer Proviant, Schafen und Saatgut. Alles andere gibt es auf Olafs Insel.«

»Ja, ja. Aber du glaubst nicht im Ernst, dass ich meine Pferde hier lasse, oder?«, fragte Candamir grinsend, ignorierte Osmunds Seufzen und legte den Kopf in den Nacken. Mit einem langen, schlanken Zeigefinger wies er auf die Wolken, die von Westen heransegelten und von denen nicht wenige wie Drachenköpfe aussahen. »Schau nur. Wir bekommen Wind. Die Götter wollen offenbar auch, dass wir morgen in See stechen.«

Berse der Schiffsbauer hatte sich selbst übertroffen. Viele Elasunder fanden sich am Hafen ein und sahen das neue Schiff einlaufen: ein flachkieliges, klinkergebautes Plankenschiff it kunst

m

voll geschnitzten Wolfsköpfen an

Bug- und Achtersteven und stolz geblähtem, in leuchtendem Rot und Gelb gestreiftem Segel. Es glitt erhaben über das ruhige, stahlblaue Wasser des Fjords, scheinbar schwerelos, so als hätte es Flügel.

Bewunderndes Raunen erhob sich, und allerhand 155

Kommentare waren zu vernehmen.

»Wie stark es aussieht«, murmelte die junge Inga tief beeindruckt. »Als könne es niemals sinken.«

» *Jedes* Schiff kann sinken«, widersprach Candamir, und gleich darauf bereute er seine unbedachte, wenn auch zweifellos zutreffende Bemerkung, denn was sie mindestens so dringend brauchten wie gute Schiffe, war Zuversicht. »Aber du hast Recht«, beeilte er sich hinzuzufügen. »Es ist ein wahrer Wellenwolf.«

»Heißt es so?«, fragte Hacon interessiert und wies auf die Figuren an den Steven.

Candamir nickte.

Inga fröstelte in der kühlen Brise und zog die Schultern hoch. »Ob wir nicht mit Berse segeln können? Auf dem Schiff hätte ich keine Furcht.«

»Vielleicht fragst du Berse mal«, schlug Candamir ein wenig verdrossen vor. Es war längst abgemacht, dass Siwards Sippe auf dem *Falken* segeln sollte, und er schätzte es überhaupt nicht, dass Inga sein schönes Schiff verschmähen wollte. »Wenn du ihm einen Kuss versprichst, nimmt er dich sicher an Bord.«

Inga schnitt angewidert eine Grimasse, und ihr Bruder Wiland und Hacon lachten flegelhaft. Berse war ein hervorragender Handwerker und Seemann, aber ein gnomenhaft kleiner, buckliger Mann. Er stamme von den Zwergen ab, hatte er einmal erklärt, und seither nannte Brigitta ihn selten anders als »Durins Enkel«.

Der *Wellenwolf* näherte sich dem Ufer, und die Söhne des Schiffsbauers holten das Segel ein und warfen den Anker. Dann kam die kleine Mannschaft von Bord. Berse ging voraus und watete o-beinig an Land.

Olaf trat ihm entgegen, doch Berse beachtete ihn nicht.

156

Er blieb vor Candamir stehen, der ihn über den Winter regelmäßig besucht hatte, um ihn und die Seinen für das große Wagnis zu gewinnen. Der Rumpf des Seglers war schon im Herbst fertig gewesen, und nach Einsetzen des Tauwetters hatten der Schiffsbauer und seine Söhne ihn den

Erfordernissen einer Reise auf hoher See entsprechend fertig gestellt. Wiederum hatte Candamir Berse häufig aufgesucht, um sich fachkundigen Rat für den Umbau der Elasunder Schiffe zu holen und die Baufortschritte des *Wellenwolfs* zu bewundern.

»Wenn ihr nur noch auf mich gewartet habt, dann können wir aufbrechen«, sagte der Schiffsbauer bedächtig.

Seine Stimme war rau und unmelodisch – sie hätte kaum besser zu seinem Äußeren passen können.

Candamir spürte einen Schauer, der halb von Furcht, halb von freudiger Erwartung rührte. Er schaute kurz auf die See hinaus und antwortete scheinbar gelassen:

»Morgen früh. Brigitta hat nochmals die Runen befragt, und sie sagen, morgen sei ein guter Tag.«

Berse senkte die Stimme. »Bist du sicher, dass sie die Wahrheit sagt? Vielleicht hat sie die Runen befragt, um den besten Tag festzulegen, uns ins Verderben zu schicken. Nichts für ungut, Osmund, ich weiß, sie gehört zur Sippe deiner Frau, aber d es

i er alten Hexe ist einfach

alles zuzutrauen.«

Osmund nickte. »Da sie aber selbst mitfährt, ist es unwahrscheinlich, dass sie die Flotte ins Verderben schicken will.«

Der Schiffsbauer machte große Augen und warf einen blitzschnellen Blick auf die alte, hagere Frau im schwarzen Umhang. Sie stand wenigstens dreißig Schritte entfernt,

aber sie erwiderte seinen Blick mit einem boshaften, amüsierten Funkeln in den Augen, als höre sie 157

jedes Wort, das die Männer flüsterten. »Sie kommt mit?

Was will ein so alter, vertrockneter Baum in neuer Erde?«

Berse schien ehrlich entsetzt.

Osmund hob die massigen Schultern. »Ihr Sohn wollte hier bleiben. Aber sie hat ihn gezwungen.« Brigitta hatte niemandem gesagt, was genau sie beim Orakel gehört und gesehen hatte oder wie sie es deutete. Sie hatte lediglich erklärt, dass den Zorn der Götter riskiere, wer sich vor diesem Wagnis drücken wolle, und sie hatte ihrem Sohn mächtig zugesetzt. Der tumbe, trunksüchtige Haflad hatte seiner Mutter natürlich nichts entgegenzusetzen gehabt.

Berse brummte: »Auf mein Schiff wird sie keinen Fuß setzen, ich schwör's.«

»Olaf nimmt sie an Bord«, beschied Candamir knapp. Er war das Thema satt. Es gab Wichtigeres zu bereden. »In zwei Stunden treffen wir uns mit ihm und den anderen Kapitänen, um die Route festzulegen. Bis dahin sollten wir uns um das Beladen der Schiffe kümmern.«

Es war eine schwierige Aufgabe. Längst waren die Regeln festgelegt, wer w

elche Mengen an Vorräten und

wie viel Stück Vieh mitnehmen konnte, aber jeder hatte ein Fass Heringe oder einen Sack Korn mehr, jeder glaubte, in seinem Fall könne man doch gewiss eine Ausnahme machen.

Trotz der sorgfältigen Planung brach am Hafen ein wildes Durcheinander aus. Alles bis auf Mensch und Vieh musste heute verstaut werden. Auf der Wiese stapelten sich Vorrät ,

e Waffen, Werkzeuge und unverzichtbare, wenn auch nutzlose Kleinode. Schwer bepackt gingen die Leute an Bord des Schiffes, dem sie zugeteilt waren, kamen einander in die Quere, und wenn sie zusammenstießen und ins Wasser fielen, lachten sie. Es herrschte eine aufgeregte Stimmung, in die sich jedoch so 158

viel freudige Erwartung mischte, dass man kleine Missgeschicke mit einem Augenzwinkern abtat. Alle wussten, dass sie ins Ungewisse zogen, dass unzählige Gefahren auf sie lauerten. Aber die Abenteuerlust und vor allem das Ziel – eine neue Heimat in einem fruchtbaren Land, eine Zukunft h

o ne Hungersnöte und Landknappheit

– machte sie alle ein wenig trunken. Nicht einmal Siward war dagegen gefeit.

Osmund, Candamir und Olaf hatten unermüdlich geplant und nichts dem Zufall überlassen. Jede Familie wusste nicht nur genau, auf welches Schiff sie gehörte, sondern auch, welcher Bereich des begrenzten Laderaums ihr zugeteilt war und welcher Platz an Deck. Da Candamirs und Osmunds Haushalte vergleichsweise klein waren, sollten noch zwei weitere Sippen an Bord des *Falken* reisen: Siward mit seiner blutjungen neuen Frau, die er letzten Monat in einem der Weiler am Fluss gefunden hatte, seinen zwei Söhnen, zwei Töchtern, je einem Schwiegersohn und einer Schwiegertochter und drei Enkeln sowie einem runden Dutzend Sklaven bildeten die größte Gruppe. Auch Harald

der Schmied hatte um einen Platz auf Candamirs Schiff gebeten. Er brachte Frau und Sohn sowie fünf Sklaven mit.

»Wir fahren erst einmal zu den Kalten Inseln nordöstlich vom Schottenland«, begann Olaf, als sie sich in seiner Halle um das Langfeuer scharten und ein letztes Mal die Route erörterten. »Das dauert fünf Tage. Dort haben Leute unseres Volkes gesiedelt, und wir können die Wasservorräte auffüllen. Aber wir sollten uns nicht unnötig aufhalten, denn wir müssen uns beeilen, wenn wir dieses Jahr in der neuen Heimat noch etwas säen wollen.«

Die anderen nickten, selbst der Schiffsbauer, der für den eitlen, reichen Kauffahrer nichts übrig hatte.

»Dann nordwestlich um Britannien herum. In Irland könnten wir noch mal festmachen und Waren tauschen, aber ich bin dagegen, denn man weiß nie, in welcher Stimmung man die Menschen dort antrifft. Heute begrüßen sie dich wie einen Bruder, morgen ziehen sie das Schwert gegen dich. Von dort schnurgerade nach Süden, etwa zwei Tage, bis wir das westliche Horn des fränkischen Lan e

d s sichten. Da verlassen wir die Küste und halten nach Südwesten.«

Genau wie sein Vater vor ihm kannte Candamir nichts anderes als Küstenschifffahrt, und er schämte sich nicht zu fragen: »Wie findet man einen Kurs ohne Küste?«

»Nach der Sonne«, hatte der Schiffsbauer gehört.

»Manche segeln gar nachts nach den Sternen.«

Olaf nickte. »Und selbst wenn keine Sonne zu sehen ist, gibt es genügend Zeichen, die uns den Weg weisen: die Zugrichtung der Vögel, der Wale und Delfine zum Beispiel. Und Felsenriffe oder kleine Inseln. Den Südwestkurs halten wir etwa vier Tage. Dann sollten wir auf den Sturm treffen.«

»Und wenn nicht?«, fragte Berse.

»Dann werfen wir Anker und warten auf ihn.«

»Und du bist sicher, dass er kommt?«, hakte der Schiffsbauer skeptisch nach.

Olaf nickte. »Ich habe ihn zweimal dort gefunden.«

»Aber bist nur einmal auf diese Insel gelangt. Wenn überhaupt!«

»Ich denke, das reicht, Berse«, sagte Candamir ungeduldig.

»Olaf hat nie behauptet, den genauen Weg zu kennen.

Wüsste irgendwer, wo es liegt, wäre dieses Land längst von irgendwelchen Stämmen unseres Volkes in Besitz 160

genommen. Seine ungewisse Lage ist unsere größte Hoffnung und gleichzeitig unsere Gefahr. Darüber waren wir uns alle im Klaren.«

Thorbjörn, einer von Eilhards Söhnen, nickte nachdrücklich. »Für deine Bedenken ist es ein bisschen zu spät, Schiffsbauer.«

Ein unwilliges Grunzen bekundete Berses Einlenken.

»Wir sollten in der Formation segeln, in welcher die Gänse ziehen«, fuhr Olaf fort. »Der beste Weg, um zu vermeiden, dass wir uns gegenseitig den Wind aus dem Segel nehmen

oder kollidieren. Nachts vertäuen wir alle Schiffe miteinander. Dann driften wir weniger und laufen nicht Gefahr, uns zu verlieren.«

»Und wer wird diesen Gänseschwarm anführen?«, fragte Berse halb kämpferisch, halb belustigt.

Olaf sah ihm in die Augen. »Ich. Ich bin der erfahrenste Seemann von uns allen und der Einzige, der sich je von den Küsten entfernt hat.«

Berse war anzusehen, dass ihm das nicht gefiel. Auch Candamir tat sich schwer damit, Olafs Führungsanspruch widerspruchslos anzuerkennen, denn sich unterzuordnen war ihm noch nie leicht gefallen. Aber natürlich hatte Olaf vollkommen Recht: Nur wenn sie sich ihm anvertrauten, konnten sie hoffen, ihr Ziel zu erreichen. Wem indessen in der neuen Heimat welche Rolle in der Gemeinschaft zufiel, darum konnten sie immer noch ringen, wenn sie dort ankamen, fand Candamir. *Falls* sie dort ankamen …

Die Halle sah schon verwaist aus: Kein Geschirr mehr auf den Regalen, keine Behänge mehr an den Wänden, keine Robbenfelle auf den Bänken, kein Kessel über dem Feuer. Alles war verkauft, verschenkt, verpackt oder bereits verstaut. Auch der Hochsitz war abgebaut, die Pfosten mit Lederriemen zusammengeschnürt und an Bord 161

gebracht worden. Der Herr der Halle war ohnehin nicht da. Candamir verbrachte, genau wie alle anderen Kapitäne, die letzte Nacht vor dem Aufbruch auf seinem Schiff.

Hacon saß mit Asta, dem Sachsen und dem übrigen Gesinde auf der nackten Bank am Feuer und hatte die Schultern hochgezogen. Die lange Stille flößte ihm Unbehagen ein.

»Ich dachte, Osmund wollte mit den Seinen herüberkommen?«, bemerkte der Junge schließlich. Er zuckte zusammen, weil seine Stimme in dem leeren Raum unheimlich hallte.

»Hast du nicht gesagt, sie wollten die Halle heute Abend schon schließen und die Nacht hier verbringen, Asta?«

Seine Schwester nickte. »Vermutlich dauert alles ein wenig länger als geplant«, entgegnete sie leichthin. Vor allem der Abschied, fügte sie in Gedanken hinzu. Zweimal hatte sie Osmund in den letzten Tagen an dem kleinen Erdhügel hinter seinem Haus stehen sehen, der immer noch frisch aufgeschüttet wirkte und unter dem Gislas Asche begraben lag. Er hatte gar einen Runenstein darauf gesetzt, einen kleinen Findling, den er in wochenlanger Arbeit geglättet und beschriftet hatte: *Osmund setzte diesen Stein seinem Weib Gisla, die die Mutter seines Sohnes war und von den Turonländern getötet wurde, als diese im Herbst kamen. Sie war eine gute Frau.*

Nicht ohne Neid hatte Asta gedacht, wie gern sie Nils einen solchen Stein gesetzt hätte.

Der Sachse schien ihre Gedanken zu erraten.

»Manchmal ist es gut, an einen fremden Ort zu gehen und neu anzufangen. Es kann einem helfen, das zu vergessen, was unwiederbringlich dahin ist.«

Genau wie Osmund hatte Asta über den Winter die bittere Erfahrung machen müssen, dass Trauer diejenigen, die sie mit ansehen mussten, nach kurzer Zeit ungeduldig stimmte. Sie fühlte sich angegriffen und erwiderte hitzig:

»Das sagt sich so leicht. Vor allem für einen Mann, der sein Leben gänzlich irgendeinem Gott geweiht hat und auf die Nähe zu Menschen verzichtet. Das ist wunderbar einfach, nicht wahr? Einen Gott kann man schließlich nicht verlieren.« Es klang schärfer, als sie beabsichtigt hatte, und auch ihre Stimme hallte unangenehm nach.

Doch Austin war weder eingeschüchtert noch gekränkt.

Er lächelte ein wenig wehmütig. »Doch, Asta. Auch seinen Gott kann man schon einmal verlieren. Zum Beispiel dann, wenn er einen von den Eltern und dem Bruder fortreißt, die man geliebt hat.«

Sie hob die Linke zu einer matten Geste der Entschuldigung. »Es tut mir Leid. Hör nicht auf das, was ich rede. Ich werde immer unleidlich, wenn ich mich vor etwas fürchte. Wie dieser Reise etwa.«

Der Mönch nickte. Nach einem nachdenklichen Schweigen sagte er: »Nun, du hattest nicht einmal so Unrecht. Ich habe meinen Gott wiedergefunden. Und er gibt mir eine Sicherheit und Zuversicht, die keiner von euch kennt.«

Niemand widersprach. Angesichts der großen Ungewissheit, in die sie am nächsten Tag bei Sonnenaufgang aufbrechen würden, hatte ein jeder von ihnen mit Furcht und Zweifeln zu kämpfen, und keiner war so gelassen wie der Sachse.

Der stand auf und nickte Hacon zu. »Lass uns tun, was der Herr gesagt hat, und die Tiere von der Weide holen.«

Der Junge erhob sich willig.

An der Tür blieb Austin noch einmal kurz stehen und 163

schaute zu Asta. »Bis wir zurückkommen, ist es vermutlich schon fast dunkel. Wenn du willst, begleite ich dich nach Elbingdal. Niemand dort wird uns sehen, und du kannst unbehelligt das Grab deines Mannes besuchen.«

Ihr Ko f

p ruckte hoch. »Das … würdest du tun?«

Er nickte. »Nur sorg dafür, dass dein Bruder nichts davon hört.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, folgte er Hacon in den klaren Frühlingsabend hinaus. Es dämmerte bereits, und der Himmel über den Tannenwäldern war von einem tiefen Waidblau. Eine leichte Brise zerzauste Hacons dunklen Schopf, als er neben dem Knecht über den Hof und auf die Weiden hinausstapfte.

Auch den zweiten Wallach hatte Candamir vor einigen Wochen noch schlachten müssen; der junge Hengst und die trächtige Stute waren die einzigen seiner Pferde, die den Hungerwinter überlebt hatten. Hacon und Austin brachten zuerst sie in den Stall hinunter, dann das knappe Dutzend Schafe, das it ihnen auf die Reise gehen sollte.

m

Sie verrichteten ihre Arbeit schweigend, und Hacons Miene war nachdenklich, beinah verschlossen. Austin ließ ihn zufrieden. Er wusste aus Erfahrung, dass der Junge ihm sagen würde, was ihn bewegte, wenn er so weit war.

Nicht vorher. Hacon war empfindsam und ein ewiger Zweifler, ganz anders als sein Bruder. Aber Austin hatte die Erfahrung gemacht, dass der Junge ebenso aufbrausend und schroff wie Candamir werden konnte, wenn man ihn

ermutigte, in sich hineinzuhorchen und sein Herz zu erforschen, ihn, wie Hacon es ausdrückte, »wie ein Mädchen behandelte«. Schließlich war er in dem Alter, da jeder Knabe seine Männlichkeit unter Beweis stellen wollte – selbst solche, die nicht von ihrem älteren Bruder erzogen wurden. Candamir erfüllte diese Aufgabe zwar nach bestem Wissen und Gewissen, musste der Sachse 164

ihm zugestehen, aber selten mit Geduld oder gar Feingefühl. Seit ihrer Rückkehr nach Elasund hatte Asta sich bemüht, ihrem jüngeren Bruder ein wenig von der Nestwärme zu geben, die er sein ganzes Leben entbehrt hatte, doch sie war zu scheu, um Candamir die Stirn zu bieten, wenn er den Jungen ungerecht behandelte.

Außerdem war Hacon für ihre mütterliehe Fürsorge nun doch schon zu alt. Der Junge hatte es wahrhaftig nicht leicht, wusste Austin.

Als sie über den Hof zurückkamen, hielt Hacon am Brunnen, ließ den ledernen Eimer in den Schacht hinab und schöpfte, um einen Schluck zu trinken. Dann hielt er Austin den Eimer einladend hin.

»Danke.«

Hacon setzte sich auf den Brunnenrand und wartete, bis der Sklave absetzte, ehe er unvermittelt fragte: »Sehnst du dich oft nach deiner Heimat?«

Austin war überrascht. »Wie kommst du ausgerechnet heute darauf?«

Der Junge hob kurz die mageren Schultern. »Wegen eben. Du sagtest etwas von Eltern und einem Bruder. Du hast noch nie von ihnen gesprochen.«

»Nein.« Austin zeigte ein flüchtiges Lächeln und setzte sich zu ihm. »Besser so. Es war Gottes W

ille, dass ich sie

verlor. Oder genauer gesagt, sie mich. Und inzwischen ist mir klar geworden, warum. Dass ich meine Familie und alles, was mir vertraut und kostbar war, verlassen musste.

Dass ich ganz leer werden musste, um Gottes Gefäß zu werden und sein Wort in die Welt zu tragen.«

»Du meinst also, dein mächtiger Gott, der hundert Dinge gleichzeitig tun kann, verfolgt mit allem eine Absicht?

Alles, was mit den Seinen passiert, hat einen Sinn?«

»So ist es. Nichts geschieht ohne Gottes illen. Und

W

sein Wille folgt immer seinem göttlichen Plan. Natürlich fehlt uns oft die Weitsicht, um den Sinn zu erkennen. Aber er ist immer da.«

»Also ist auch unsere Fahrt in die neue Heimat sein Wille?«

Austin sah ihm in die Augen. »Zumindest unser Aufbruch ist es. Alles Weitere bleibt abzuwarten, würde ich sagen. Es mag sehr wohl sein, dass er uns diese Reise als Prüfung auferlegt. Dass wir nur dann den Weg ins Gelobte Land finden, wenn wir uns in irgendeiner Weise bewähren.«

Hacon nickte versonnen. Es war lange still. Austin spürte deutlich, dass der Junge mit sich rang, dass er irgendeinen inneren Kampf ausfocht, aber es traf ihn dennoch

unvorbereitet, als Hacon schließlich fragte: »Was muss ich zu ihm sagen, wenn ich ihn bitten will, uns den Weg zu zeigen?«

Der Sklave saß wie erstarrt. »Hacon … du willst zu meinem Gott beten?«

Der Junge winkte verlegen ab. »Kein Grund, einen Ochsen zu schlachten. Ich hab mir nur überlegt, es kann nicht schaden, zu allen Göttern zu beten, die ich kenne.

Desto größer die Chance, dass einer mich hört.«

»Und erhört«, fügte der Sachse lächelnd hinzu. »Es ist ganz einfach. Du kannst mit ihm sprechen, wie du mit mir sprichst. Er wird dich verstehen, ganz gleich, in welcher Sprache oder mit welchen Worten du dich an ihn wendest.«

Der Junge nickte und lächelte scheu. »Gut. Aber sag's nicht weiter, hörst du.«

Austin schüttelte feierlich den Kopf. Sorgsam verbarg er seine Erregung, aber insgeheim jubilierte er. Es war vielleicht nur ein kleiner Schritt auf dem langen Weg 166

seiner Missionsarbeit, doch nach all den Jahren fruchtlosen Bemühens ein großer Sieg. Er hatte immer geahnt, dass dieser gescheite Knabe, der so jung an Jahren war, dass man seinen Geist noch formen konnte, seine größte Hoffnung darstellte. Hier tat sich der erste Riss in der Mauer des Unglaubens auf, und der Mönch beschloss, diesen Riss stetig mit dem Wort Gottes zu beträufeln wie mit Wasser, auf dass die Mauer eines Tages bersten möge.

Immer vorausgesetzt, dass Candamir ihm nicht zuvor den Schädel einschlug, wenn er merkte, welchen Einfluss er auf Hacon ausübte …

Er legte dem Jungen kurz die Hand auf die Schulter. »Du hast mein Wort. Komm, leg dich schlafen. Morgen ist ein großer Tag.«

Willig folgte Hacon ihm zur Halle zurück. An der Tür blieb der Junge noch einmal kurz stehen und blickte auf das Dorf, den Hafen und den Fjord hinab.

»Wird es dir fehlen?«, fragte der Sachse leise.

Hacon dachte einen Moment nach und schüttelte dann den Kopf. »Elasund war schon lange kein guter Ort mehr.

Zu wenig Land, zu viele Überfälle, zu viel Not, zu kalte Winter. Aber es ist das Einzige, was ich kenne. Das Unbekannte …« Macht mir Angst, hätte er beinah gesagt, aber es war undenkbar, das einzugestehen.

Die Sonne war gerade erst hinter Elasund aufgegangen und vertrieb die Grautöne der Dämmerung, als die neun Schiffe in See stachen.

Candamir stand am Helm, den Blick unverwandt auf den stahlblauen Fjord gerichtet. Das rotweiße Segel des *Falken* blähte sich stolz in der Morgenbrise, die es den ä M nnern

auf den sechzehn Ruderbänken – je acht vorn und achtern

– gestattete, die Hände in den Schoß zu legen.

Osmund, der an der Seite seines Freundes stand, wollte sich umwenden, aber Candamir legte ihm hastig die Hand auf den Arm. »Nicht. Mein Vater sagte immer, das bringe Unglück.«

Osmund widerstand der Versuchung, einen letzten Blick auf Elasund – auf die Vergangenheit und all die guten Erinnerungen – zu werfen. Er verschränkte die Arme vor der Brust und sah mit verengten Augen zum *Seedrachen* hinüber, der backbord vor ihnen über die sachten Wellen glitt. Das Schiff seines Onkels war nicht größer als der *Falke,* aber eindrucksvoller: Die Drachenköpfe an den Steven waren in leuchtenden Farben bemalt, und das quadratische Segel war aus sattgrünem Tuch, noch ungeflickt und auch nicht ausgebleicht, und seine Lieken waren aus einem leuchtend gelben Material gearbeitet, das beinah golden schimmerte. Auf einer Höhe mit dem *Falken* segelte hinter Olaf Berses neuer *Wellenwolf,* dann folgten die übrigen sechs Schiffe.

Ehe sie den Wellenbrecher umschifften und Elasund endgültig den Blicken entzogen wurde, schaute der Sachse verstohlen zurück, vielleicht um vornehmlich sich selbst zu beweisen, dass er über den Aberglauben dieser Heiden erhaben war. Friedlich lag das Dorf mit den großzügigen Langhäusern in der Morgensonne. Nur weni e g Elasunder

standen am Ufer, um ihnen nachzusehen, denn über die vergangenen Wochen hatte sich eine spürbare Kluft zwischen den Auswanderern und den Zurückbleibenden aufgetan. Jede Gruppe glaubte, die andere sei dem Untergang geweiht, und sie hatten sich voneinander fern gehalten, als fürchteten sie, sich am vermeintlich unabwendbaren Unglück anzustecken wie an einem Fieber.

Dann passierten sie die Felszunge, folgten dem *Seedrachen* nach Westen, und Elasund war verschwunden.

Vor ihnen lag das weite Meer. Die Kronen der flachen Wellen funkelten im klaren Morgenlicht, und der Himmel war weit und blau.

Candamir atmete tief durch, so als sei er aus einem bedrückenden, stickigen Raum ins Freie getreten.

»Wir liegen tiefer im Wasser als der *Wolf* und der *Drache*« , bemerkte Osmund. »Denkst du, wir sind überladen?«

Candamir nickte. »Ich schätze, alle Schiffe sind überladen. Und weil wir den Schmied mit seinen Materialvorräten an Bord haben, ist es bei uns ein bisschen schlimmer als bei den anderen. Aber mach dir keine Sorgen. Wenn mein Vater von seinen Fahrten heimkehrte, lag dieses Schiff manchmal so tief im Wasser, dass die Falkenköpfe bei jeder Welle nasse Schnäbel bekamen.«

»Ich mache mir keine Sorgen«, stellte Osmund klar. »Ich frage mich nur, ob Olaf uns nicht davonsegeln wird.«

Candamir zuckte unbekümmert mit den Schultern.

»Notfalls müssen wir rudern. Übernimm das Steuer einen Moment, sei so gut. Ich will mich vergewissern, dass die Ladung sicher vertäut ist.« Osmund ergriff den Helm des Ruders, das hinten an der rechten Seite des langen Schiffsrumpfes angebracht war – die deswegen Steuerbord genannt wurde –, und Candamir trat an die hintere Ladeluke. Im Vorbeigehen wies er den Sachsen an: »Sag den Frauen, sie sollen Frühstück machen.«

Austin schaute auf. Er hielt einen kruden Holzknüppel in Händen, an welchem er mit seinem Speisemesser – die einzige Klinge, die ein Sklave tragen durfte –

herumschnitzte. »Gleich, Herr.«

»Nicht gleich, sondern jetzt. Was machst du da?«

»Einen Kalender.« Der Sachse hielt ihm de n Holzstock

hin.

»Siehst du? Heute ist der einundzwanzigste Tag des Lenzmondes. Oder März, wie man in meinem Land sagen würde. Für jeden Tag unserer Reise ritze ich eine Kerbe in diesen Stecken. Wenn wir ankommen, werden wir wissen, wie lange wir unterwegs waren, und ausrechnen können, welches Datum der Tag unserer Landung hat. Damit wir auch weiterhin einen Kalender führen können wie zivilisierte Menschen.« Und ich ausrechnen kann, wann Ostern und Pfingsten sind, fügte er in Gedanken hinzu.

Candamir nickte, wider Willen beeindruckt. »Nicht schlecht. Dann gib nur Acht, dass du deinen Stecken nicht verlierst, wenn wir in unseren Sturm geraten.« Er lachte über die verschreckte Miene seines S l k aven und setzte

seinen Weg fort.

Die Falltür der hinteren Luke führte zu einer kurzen Trittleiter in den Laderaum, der den gesamten Schiffsbauch einnahm. Scharfer Mistgeruch und jammervolles Blöken drangen Candamir entgegen. Die Schafe lagen mit gebundenen Beinen auf der Seite, was ihnen nicht behagte, aber der einzig sichere Weg war, um Vieh zu transportieren. Die einzigen Tiere, die Candamir an Deck duldete, waren Osmunds und Siwards Hunde, denn sie waren klug und geschickt genug, um nicht bei der ersten ernsthaften Welle über Bord zu gehen.

Jede Sippe hatte genau wie er etwa ein Dutzend Schafe mitgenommen, aber keine Rinder. Olaf hatte berichtet, auf der Insel gebe es herrlich fette Rinder einer langhaarigen, braunen Rasse, die sich gewiss zähmen ließen. Es wäre also unsinnig, die großen, schweren und obendrein anfälligen Tiere mit auf die Reise zu nehmen.

Candamir kontrollierte die Stricke seiner zwei Pferd , e

die ebenso verschnürt auf der Seite lagen wie die Schafe, aber wesentlich heftigere Befreiungsversuche unternahmen. Sie waren nervös und unglücklich, das 170

konnte man mühelos sehen, und er hatte ein schlechtes Gewissen. Als die Stute mit rollenden Augen nach seiner Hand schnappte, strich er ihr den schlanken Hals und murmelte beruhigend. Dann stand er auf und überprüfte die Taue, mit denen Fässer, Körbe und Säcke gesichert waren. Andächtig schaute er sich um. Was für ein Sammelsurium an Vorräten und Gegenständen. Siward hatte gar eine Kiste mit schlichten hölzernen Trinkbechern an Bord geschmuggelt, Harald der Schmied ein abgeschabtes, streng riechendes Robbenfell unbekannten Zwecks. Überflüssiges Zeug. Aber vermutlich versuchte ein jeder auf seine Weise, ein Stück der alten Heimat mitzunehmen, mutmaßte Candamir.

Der Wind blies den ganzen Tag stetig und legte sich bei Dämmerung. Sie holten die Segel ein und vertäuten wie verabredet die Schiffe miteinander, o z gen sie so eng

zusammen, dass man mit einem Schritt von einem zum anderen gelangen konnte. Doch selbst auf dieser schwimmenden Insel gestattete keiner der Kapitäne ein Kochfeuer an Bord seines Schiffes. Das sei zu gefährlich, erklärte Osmund den Nörglern geduldig, denn Schiffe waren bekanntlich aus Holz, und Holz brannte nun einmal.

Die Frauen bereiteten, so gut es ging, eine Mahlzeit aus kaltem Räucherfisch und Schafskäse. Inga kostete todesmutig und gab, noch während sie kaute, undeutliche Protestlaute von sich. »Oh, das schmeckt wirklich abscheulich«, beklagte sie lachend, als sie geschluckt hatte.

»Wenn es nach mir ginge, dürfte es noch viel abscheulicher schmecken«, brummte Asi, die Frau des Schmieds. »Dann würde dein Osmund seine Meinung vielleicht ändern, was die Kochfeuer angeht.«

Inga errötete. »Er ist nicht *mein* Osmund.«

171

Asi füllte das kalte Fischgericht in Schalen und warf ihr einen kurzen Blick zu. »Aber das hättest du doch gern, nicht wahr?«

Asta erkannte das Unbehagen der jungen Inga. »Nun, ich bin überzeugt, wir alle werden uns an diese Kost gewöhnen. Schließlich haben wir so gut wie nichts anderes an Proviant«, sagte sie, um das Thema zu wechseln.

Die anderen nickten seufzend. Da niemand in Elasund am Ende des Winters mehr Getr i

e de besessen hatte bis auf

das bisschen Saatgut, hatten sie nicht einmal die harten, lang haltbaren Brotfladen backen können, die man gewöhnlich mit auf lange Reisen nahm.

Einige der Männer waren in den Laderaum hinabgestiegen und hatte

n nach den Tieren gesehen. Nach

Candamirs Anweisungen hatten Hacon und Austin die Pferde und diejenigen der Schafe, die besonders rastlos waren, eine Weile von ihren Fesseln befreit und sie aufstehen lassen, damit das Blut in ihre Glieder zurückkehren konnte. Als alles erledigt war, kamen sie wieder an Deck und stürzten sich hungrig, wenn auch ohne große Begeisterung auf ihr Nachtmahl. Nach dem Essen spazierten die Reisenden von Schiff zu Schiff, setzten sich hier und da zu e

inem Schwätzchen auf eine

Decke und tauschten die Erfahrungen dieses ersten Tages aus. Kurz darauf rollte sich ein jeder an seinem Platz in eine Felldecke, und es wurde still. Manch einer schaute noch eine Weile zu dem überwältigenden Sternenzelt auf, vor allem jene, die noch nie zur See gefahren waren und den Anblick nicht kannten. Doch es dauerte nicht lange, bis das sachte Schaukeln alle in den Schlaf gewiegt hatte.

Bei gutem Wind kamen sie am Vormittag des fünften Tages zu den Kalten Inseln. Sie steuerten die Hauptinsel an, denn dort, hatte Olaf berichtet, lag das größte Dorf und 172

ließen sich die besten Geschäfte machen. Aber er hatte sie gewarnt: Cnut, der sich der König der Kalten Inseln nannte, sei ein raffgieriger und verschlagener Mann, der jeden übers Ohr haue, der das zuließ.

»Sprechen die Menschen hier unsere Sprache?«, fragte Hacon, der an der Bordwand stand und auf die fremde Küste schaute.

Osmund nickte. »Sie gehören zu unserem Volk; ihre Ahnen stammten aus einer Gegend unweit von Turonland.«

Sie segelten in eine lang gezogene Bucht, an deren felsigem Strand sich ein großes Dorf erhob. Die Häuser waren kleiner

und standen viel enger beisammen als in Elasund. Man sah Werkstätten und Lager, aber keine Scheunen. Die Menschen dieser Inseln lebten vom Handel und Fischfang allein, hatte Olaf ihnen erklärt, sie hielten kaum Vieh und bestellten keine Felder.

In Strandnähe warfen sie Anker. »Wir sollten nicht alle an Land gehen«, meinte Candamir. »Es kann nicht schaden, wenn genug Männer an Bord bleiben, um unsere Habe zu bewachen.«

Osmund gab ihm Recht. »Ich gehe mit Olaf und stelle fest, ob man uns hier freundlich gesinnt ist.«

»Bitte, nimm mich mit«, bat Hacon mit leuc htenden

Augen.

»Na schön«, willigte Osmund ein. »Aber halt den Mund, wenn ich mit den Fremden rede, hörst du? Man kann nie wissen, was …«

Er brach ab, weil an Deck des *Seedrachen* ein kleiner Tumult ausgebrochen war. Olaf und seine beiden älteren Söhne, Jared und Lars, standen um den Turonländer herum, der aufgeregt mit den Armen fuchtelte und unartikulierte, wütende Laute ausstieß. Schließlich nahm 173

Olaf die Peitsche zur Hand und begann, auf seinen unglückseligen Sklaven einzudreschen, der schützend die Arme um den Kopf legte. Bald fiel er auf die Knie, doch Olaf schlug ihn erbarmungslos weiter.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Hacon beklommen.

»Ich nehme an, Olaf will seinen Turonländer nicht mit an Land nehmen, denn die Leute hier sind praktis h c

dessen Vettern, und der Turonländer könnte auf die Idee kommen, davonzulaufen und sich bei ihnen zu verbergen«, mutmaßte Osmund.

»Was ja offenbar seine Absicht war, sonst wäre er nicht so bockig.«

Die Söhne beschwichtigten den erbosten Olaf schließlich, banden den blutenden Turonländer und schafften ihn unter Deck.

»Dieser Olaf ist ein Ungeheuer«, murmelte der Sachse.

Candamir betrachtete seinen Knecht versonnen. »Aber nicht dumm. Vielleicht sollte ich dich lieber auch in den Laderaum sperren. Es ist nicht weit von den Kalten Inseln zum Schottenland, nicht wahr? Und südlich des Schottenlandes liegt deine Heimat. Warum siehst du mich nicht an, Sachse? Hast du dich etwa auch mit Fluchtgedanken getragen?«

Austin hob den Kopf und schaute ihm in die Augen.

»Wäre ich kein Narr, hätte ich es nicht getan?«

»Doch«, räumte Candamir ein. »Also, nach unten mit dir zu meinen restlichen Schafen.« Er machte eine auffordernde Geste Richtung Luke.

»Nein, Candamir, tu das nicht«, bat sein Bruder. »Lass ihn beim Blut seines Gottes schwören, dass er dir nicht davonläuft, dann kannst du ihn getrost an Land gehen lassen. Sperr ihn nicht da unten ein, es ist so grässlich.«

Das war es in der Tat. Schafe rochen schon übel genug, wenn sie in großen Pferchen oder unter freiem Himmel

gehalten wurden, aber der Gestank im Laderaum war erbärmlich. Candamir gab nach. »Na schön. Also schwöre, Sachse.«

Der Mönch legte die linke Hand aufs Herz und hob die Rechte. »Ich schwöre beim Blute Jesu Christi, dir nicht davonzulaufen, solange wir auf e

d n Kalten Inseln sind,

Herr.«

»Dann geh mit Osmund und Hacon. Halt die Augen auf.

Unmöglich zu sagen, wie wir hier empfangen werden.

Und denk ja nicht, c

i h hätte nicht gehört, dass du deinen Schwur eingeschränkt hast.«

Osmund, Olaf und Berse waren vorerst die Einzigen, die mit ihrem Gefolge an Land gingen, und sie berieten eingehend, was sie sagen wollten, ehe sie sich zu Cnut, dem selbst ernannten König der Kalten Inseln, begaben.

Cnut residierte in einer großen Halle mit prächtigen Wandbehängen. Entgegen Elasunder Sitten stand sein Hochsitz an der Stirnseite des Langfeuers und war so breit, dass auch seine Gemahlin darauf Platz gehabt hätte, die jedoch nicht anwesend war, um die Gäste zu empfangen.

Sie sei nicht wohl, erklärte König Cnut bedauernd.

»Nehmt Platz und trinkt mit uns, Brüder aus der alten Heimat«, lud er sie ein. Er war ein vielleicht fünfzigjähriger Mann, der nicht das Haar, dafür aber den Bart geflochten

trug. Ein schmaler, wunderbar gearbeiteter Goldreif zierte seine gefurchte Stirn. Wie auch seine Männer trug er farbenfrohe Kleidung; grüne, blaue und gar rote Gewänder sah man hier, welche die Elasunder, die sich vorz g

u sweise in Schwarz und Erdtönen kleideten, als grell empfanden. Auch die Sprache der Inselbewohner 175

klang fremdartig, denn es war viele Generationen her, dass ihre Vorfahren das Festland verlassen hatten, doch sie erinnerte tatsächlich an den Singsang der Turonländer.

Die Gäste nahmen an der Tafel links des Langfeuers Platz, Cnuts Getreuen gegenüber, und Olaf ergriff das Wort. »Habt Dank für Eure Gastfreundschaft, edler König.

Die Dinge stehen gut auf den Kalten Inseln, hoffe ich?«

»Besser als seit Jahren«, erwiderte der Inselkönig. Er berichtete ausführlich von den Kriegen, die sie gegen die wilden Schotten geführt hatten. Die Gäste lauschten höflich und beglückwünschten ihn zu seinen Siegen.

»Und was mag euch herführen?«, fragte Cnut schließlich.

»Eine Flotte von neun Schiffen mit Frauen und Kindern an Bord, berichtet man mir. Dergleichen haben wir lange nicht gesehen.« Er bemühte sich ohne großen Erfolg, seine Besorgnis zu verbergen. Osmund konnte sich denken, was in ihm vorging: Cnut wollte nicht ungastlich erscheinen, aber er hatte keinen Platz für solch eine große Siedlergruppe.

»Die Zeiten sind finster in der alten Heimat«, berichtete Osmund ernst. Und er erzählte von den wiederholten Überfällen und dem Hungerwinter, freilich ohne die r

Turonlände namentlich zu erwähnen, denn das hätte Cnut beleidigt. »Es blieb uns nichts übrig, als fortzugehen«, schloss er. »Wir hoffen, in Irland eine neue Heimat zu finden. Sollte sich das als unmöglich erweisen, werden wir uns im Süden Britanniens Land zu erobern versuchen.«

Osmund spürte Hacons erstaunten Blick und war selbst ein wenig befremdet, wie leicht ihm diese Lügen über die Lippen kamen. Aber Olaf hatte sie eindringlich gewarnt, Cnut ihr wahres Ziel zu verraten, und Osmund wusste, sein Onkel hatte Recht.

Cnut hob sein Trinkhorn und nahm einen kräftigen Zug.

»Das wird gewiss nicht einfach«, erwiderte er. »Aber was ich tun kann, um eure Reise zu erleichtern, soll geschehen.«

Osmund neigte beinah unmerklich den Kopf zum Zeichen seiner Dankbarkeit und trank ebenfalls. Es war das erste Bier seit Monaten, herb und würzig. Selten hatte ihm etwas köstlicher geschmeckt.

»Wir wollen keine Almosen«, stellte Berse klar. »Wir würden gern unsere Wasservorräte auffüllen und weiteren Proviant an Bord nehmen. Aber wir haben Silber, um dafür zu bezahlen.«

Die Männer an der gegenüberliegenden Tafel betrachteten die Fremden mit neuem Interesse. Einige tauschten verstohlene Blicke, und Osmund fragte sich unbehaglich, ob Berse einen Fehler gemacht hatte, ob diese Leute die Gesetze der Gastfreundschaft missachten und die Schiffe angreifen würden.

Doch der König sagte: »Wir sind nur zu gern bereit, mit euch zu handeln. Wir haben hier etwas, das ihr vermutlich noch nicht kennt. Wir nennen es Dörrfleisch. Es eignet sich hervorragend für längere Reisen, denn es verdirbt nicht. Sicher hätten wir einige Fässer übrig, die euch die Reise erleichtern könnten, aber es ist nicht Silber, das wir brauchen.«

Der weit gereiste Olaf kannte die Kalten Inseln gut genug, um zu wissen, worauf Cnut anspielte. Gelassen drehte er seinen Becher zwischen den Händen und sagte ohne besonderen Nachdruck: »Wir haben reichlich Wolle.

Niemand wird hier im nächsten Winter frieren müssen, ganz gleich, wie kalt eure Inseln sind.

e

W nn wir uns einig

werden.«

Cnut entspannte sich. Olaf hatte ins Schwarze getroffen,

erkannte Osmund. Diese Inseln hier taugten nicht zur Schafzucht, und Wolle war ein begehrtes Handelsgut. Er wurde zuversichtlich. Wolle war tatsächlich das Einzige, was sie im Überfluss besaßen, denn man konnte sie nicht essen.

Cnut machte einem seiner Knechte ein Zeichen, der die Halle eilig verließ und wenig später mit einem Zinnteller zurückkehrte, auf dem sich etwas türmte, das wie Schuhleder aussah.

Nicht wesentlich anders schmeckt es auch, dachte Hacon, als er mühsam auf dem Stück herumkaute, das man ihm

gereicht hatte. Doch König Cnut wusste seine Ware anzupreisen.

»Man wird niemals krank davon, nicht wie von rohem Fisch oder Hammelfleisch«, erklärt er ernst. »Man muss es nicht kochen. Und es hält sich monatelang, auch in großer Hitze. Es ist vielleicht keine besondere Gaumenfreude, aber es wird euch bei Kräften halten, bis ihr nach Irland kommt oder wohin es euch auch immer verschlagen mag.«

Osmund spülte sein Stück mit einem großen Schluck Bier hinunter und tauschte einen Blick mit Olaf und Berse.

Sie verständigten sich mit einem Nicken. Das Zeug schmeckte fürchterlich, aber es war genau das, was sie brauchten.

»Vorausgesetzt, wir würden es kaufen, wie viele Fässer könntet ihr erübrigen?«, fragte Olaf scheinbar desinteressiert.

Der König wechselte leise ein paar Worte mit seinem Verwalter, ehe er sich den Gästen wieder zuwandte.

»Neun. Für jedes eurer Schiffe eins. Es wird euch wochenlang ernähren.«

»Und dafür wollt ihr?«, fragte Osmund.

»Achtzehn Dutzend Vliese«, erklärte der König prompt.

»Zwei Dutzend für jedes Fass.«

Osmund und Olaf wechselten wiederum einen Blick, ehe Olaf entgegnete: »So viel können wir nicht entbehren. Ein

Dutzend Vliese pro Fass ist das Äußerste.«

Cnut und seine Männer lachten. »Zwei Dutzend Vliese«, wiederholte der Inselkönig beharrlich. »Feilschen ist unter meiner Würde.«

Die Besucher erhoben sich, und die Verbeugung vor dem Hochsitz fiel deutlich sparsamer aus. »Ich fürchte, in dem Fall werden wir auf euer Dörrfleisch verzichten müssen, so köstlich es auch sein mag«, erklärte Olaf höflich. Er nickte den anderen zu, und sie begaben sich zur Tür. Doch ehe sie sie erreichten, verstellten die Wachen ihnen den Weg, standen plötzlich Schulter an Schulter. Sie machten keine drohenden Gebärden, doch keinem der Besucher entgingen die Streitäxte, die Cnuts Männer am Gürtel trugen.

»Wir brauchen eure Wolle«, erklärte Cnut in scheinbar begütigendem Tonfall, aber selbst Hacon verstand, dass er ihnen drohte, dass er eigentlich meinte: Und wir werden sie uns nehmen, wenn ihr sie nicht freiwillig hergebt.

Verstohlen legten Berse und sein Sohn die Hand ans Schwert. Austin glitt schützend vor Hacon und betete stumm. Ein paar Herzschläge lang rührte sich niemand, und es war so still in der Halle, dass man das Knistern der dicken Scheite im Feuer hörte. Dann wandte Olaf sich langsam wieder zum Hochsitz um. Seine Miene war unbewegt. Wenn er sich fürchtete, so war es ihm zumindest nicht anzumerken. Osmund hingegen spürte Schweiß auf Brust und Rücken. Er bewunderte die kaltblütige Gelassenheit seines Onkels.

»Wenn das so ist, macht uns ein besseres Angebot«, verlangte Olaf entschieden, aber nicht unhöflich.

»Achtzehn Dutzend Vliese für neun Fässer Dörrfleisch und was noch?«

Cnut strich sich versonnen den geflochtenen Bart und beriet sich flüsternd mit seinem Verwalter und einigen seiner Männer, die von der Bank aufgestanden und zu ihm getreten waren.

»Was braucht ihr denn?«, fragte der Verwalter, ein dünnes Männlein mit einem spärlichen, mausbraunen Bart.

Die Reisenden tauschten ratlose Blicke. Mehl hätten sie gut gebrauchen können, aber es war undenkbar, ein oder gar zwei Tage damit zu verschwenden, hier zu bleiben und Brot zu backen. Mit ihren Vorräten an Fisch, Käse und dem Dörrfleisch würden sie gut versorgt sein. Für zusätzliches Vieh hatten sie keinen Platz. Was also sollten sie verlangen?

Der Sachse hatte eine Eingebung und raunte Osmund etwas zu. Der nickte erleichtert. »Ihr könnt nicht zufällig ein paar Fässer Met erübrigen?«, fragte er Cnut.

Der König wirkte verblüfft und lachte dann dröhnend.

»Wenn ihr nichts Besseres zu tun habt, als euch unterwegs zu besaufen …«

Osmund lächelte höflich und verzichtete darauf, Cnut zu erklären, dass Met nicht nur berauschte, sondern auch ausgesprochen nahrhaft war.

»Doch, ich denke, so können wir uns einig werden«, beschied der König. »Wir haben e

b i den Schotten jede

Menge Honig erbeutet und mehr Met, als wir selbst verkraften können.«

Die Einzelheiten waren schnell ausgehandelt. Wie von Zauberhand war die bedrohliche Atmosphäre plötzlich verflogen, der König und die Seinen wurden wieder leutselig und luden Osmund, Olaf und alle Elasunder, die 180

an Land kommen wollten, für den Abend zu einem Fest.

Candamir überwachte den Austausch der Waren und das Auffüllen der Wasserfässer. Wie die meisten Männer an Bord des *Falken* zog er es vor, dem Fest fernzubleiben. Er traute diesem Inselvolk nicht, und was Osmund, Hacon und der Sachse von ihrer Begegnung mit dem merkwürdigen König erzählt hatten, schien seinen Argwohn zu bestätigen.

Nur gerade so viele Männer kehrten bei Einbruch der Dämmerung in die große Halle zurück, dass Cnut keinen Anlass hatte, beleidigt zu sein, darunter auch jene, die vormittags mit ihm verhandelt hatten. Dieses Mal hielt Candamir seinen Bruder jedoch an Bord und teilte ihn mit dem jungen Wiland zusammen für die erste Wache e in.

»Und wenn einer von euch einschläft, kann er was erleben«, versprach er grimmig.

»Ich werde todsicher nicht einschlafen«, erwiderte Hacon.

»Und mein Herz wird erst wieder leichter sein

, wenn wir

morgen in See stechen und diese Inseln hinter dem Horizont verschwinden.«

Candamir klopfte ihm lächelnd die Schulter. »Dann geht es dir wie mir.«

Er ermahnte alle an Bord zu erhöhter Wachsamkeit und riet ihnen, sich möglichst ruhig zu verhalten und die Waffen nicht abzulegen, wenn sie sich in ihre Decken rollten. Früh kehrte an Deck des *Falken* und der anderen Schiffe Ruhe ein. Hacon und Wiland patrouillierten jeder an einer Seite des Schiffs, lautlos und wachsam, sie machten ihre Sache gut.

181

Als der Mond aufgegangen war, kamen Osmund und die Übrigen vom Fest zurück – sternhagelvoll. Sie torkelten in die Brandung und hatten offensichtlich Mühe, zu den Schiffen zu gelangen. Berse blieb auf halbem Wege stehen, legte den Kopf in den Nacken – vielleicht um die Sterne zu bewundern – und fiel dann hintenüber. Mit einem satten Platschen ging er unter.

Einer seiner Söhne sprang ins Wasser und fischte den alten Schiffsbauer heraus. Auch Candamir ging von Bord, schwamm ein paar Züge und watete Osmund entgegen.

»Komm«, sagte er. »Lass dir helfen.« Sorgsam hielt er jeden Vorwurf aus seiner Stimme, denn es hatte ja überhaupt keinen Sinn, einem Betrunkenen Vorhaltungen zu machen, wie er von sich selbst nur zu gut wusste. Aber er war verärgert. Wie in aller Welt hatten sie sich hier bei diesen Fremden so voll laufen lassen können? Wie konnten sie nur so unvorsichtig sein?

»Zu gütig«, lallte Osmund. »Vor der Halle des Königs hab ich einen dreiköpfigen Hund gesehen, ob du’s glaubst oder nicht.«

»Natürlich«, brummte Candamir. »Seite an Seite mit einem grünschuppigen Drachen, nehme ich an.«

»Du glaubst mir nicht?«, fragte Osmund entrüstet.

»Jedes Wort.«

Osmund befreite sich mit erstaunlicher Kraft und stieß ihn weg. »Wer bist du überhaupt?«

Candamir starrte ihn fassungslos an. Es war oft genug vorgekommen, dass Osmund vor allem nach dem Genuss von Met wundersame Dinge und Kreaturen sah. Das hier hatte es hingegen noch nie gegeben. »Candamir. Dein Ziehbruder. Na?

e

Dämm rt’s?«

Osmund wirkte kränklich bleich im Mondlicht, und seine Miene war verschlossen. Sein Atem hatte sich 182

beschleunigt, als wäre er gerannt. »Ich schwöre, ich habe dich noch nie im Leben gesehen!«

Candamirs Kehle wurde eng. Er war gekränkt, aber vor allem war ihm unheimlich. Doch ausnahmsweise war er einmal derjenige, der die Ruhe bewahrte. »Dennoch bin ich dein Freund, sei versichert. Komm mit an Bord und ruh dich aus. Wir reden morgen weiter.«

»Meinetwegen …«, knurrte Osmund, immer noch voller Misstrauen. Candamir hatte seine liebe Mühe, ihn an Bord zu hieven, Osmund schien keinerlei Gleichgewichtssinn mehr zu besitzen. Als sie endlich beide tropfend an Deck standen, sackte Osmund plötzlich in sich zusammen und ging

besinnungslos zu Boden. Nicht gerade sanft schleifte Candamir ihn zu seinem Schlafplatz hinüber. »Ich hoffe, morgen früh platzt dir der Schädel«, raunte er ihm zu.

Cudrun die Amme, die mit dem kleinen Roric im Arm gleich neben dessen Vater schlief, wachte auf, sah mit bangen Blicken von Osmund zu Candamir und wieder zurück, deckte ihren Herrn sorgsam zu und drehte sich auf die andere Seite. Osmund schlief wie ein Toter.

Candamir legte sich ebenfalls hin. Gunda schlief schon, und er rückte ganz nahe an sie heran, um sich zu wärmen.

Sie wachte nicht auf. Behutsam legte er die Hand auf ihren gewölbten Leib und drückte die Nase in h i re blonden

Locken, doch er fand keinen Schlaf. Rastlos drehte er sich schließlich auf den Rücken und starrte zum Firmament. Er wünschte, sie hätten diese unwirtlichen Inseln schon weit hinter sich gelassen. Er wünschte, sie wären bereits am Ziel. Seit sie den Entschluss gefasst hatten, war er von einer großen Sehnsucht nach dieser neuen Heimat in dem fruchtbaren Land erfüllt, einem Land, das nicht sein Feind war, das vielmehr seinen Fleiß mit einer gesicherten Existenz belohnen würde. Er malte sich aus, was für ein Haus er sich dort bauen wollte: eine Halle mit Blick auf 183

die See. Auf der Kuppe eines sachten, grasbewachsenen Hügels. Über diese Träumereien konnte er sonst meistens wunderbar einschlummern, nicht so heute. Kein Windhauch regte sich; die Nacht war eigentümlich still, und der beißende Geruch von Schafdung schien durch sämtliche Ritzen zwischen den Planken zu kriechen.

Candamir atmete so flach wie möglich und versuchte, sich die milde, würzige Seebrise vorzustellen, die eines Tages durch die Tür seiner neuen Halle hereinwehen würde …

Als Hacon von der Wache kam, brauchte er seinen Bruder nicht zu wecken. Lautlos erhob sich Candamir, wies dem Jüngeren großzügig seinen warmen Schlafplatz und entfernte sich, um seine Wache aufzunehmen. Der zunehmende Mond erhellte die Nacht, aber Candamir merkte schnell, dass zwei Mann nicht genug waren, um das Schiff zu sichern. Man konnte nicht ungehindert auf und ab gehen, weil man dabei über die Schlafenden und ihre Siebensachen hinwegsteigen musste. Das dauerte viel zu lange. Also weckte er den Sachsen und Siwards Schwiegersohn und übertrug ihnen die Wache für die Bughälfte des Schiffes. Als er nach achtern zurückkehrte, trat er plötzlich ins Leere. Einen Augenblick schwankte er, aber sein Körper war jung und agil. Bereits im Fall, gelang es ihm, sich zurückzuwerfen, und er hielt mit Mühe das Gleichgewicht. Er fluchte lästerlich, wenn auch gedämpft.

Irgendein achtloser Trottel hatte die Ladeluke offen gelassen, sodass ein ahnungsloser Wächter sich hier ohne weiteres den Hals hätte brechen können und der Mistgeruch ungehindert herausdringen konnte. Candamir bückte sich, um die Luke zu schließen, dann zögerte er.

Schließlich zückte er sein langes Mes e s r und stieg lautlos

die kurze Leiter hinab.

Unten im Laderaum war es fast völlig finster. Doch er bewegte sich sicher und ohne ein Geräusch zu 184

verursachen, denn er wusste genau, welcher Teil der Ladung sich wo befand. Langsam drang er tiefer in die Dunkelheit vor und konzentrierte sich auf sein Gehör. Die Tiere waren still, aber er hörte sie atmen. Er hatte die Mitte, die breiteste Stelle des Laderaums, fast erreicht, als er einen Luftzug an der linken Wange spürte. Gleichzeitig riss er den Oberkörper

zurück und ließ die Faust vorschnellen. Sie traf etwas Nachgiebiges, und er hörte ein leises Stöhnen, wie hinter zusammengebissenen Zähnen hervorgestoßen.

Candamir bekam einen Arm zu fassen und riss ihn näher heran. »Wer bist du?« Er erhielt keine Antwort. Doch jetzt erahnte er eine menschliche Gestalt und setzte ihr den Dolch an die Kehle. »Besser, du antwortest«, zischte er tonlos.

»Töte mich nicht«, antwortete eine ebenso leise Stimme.

»Ich helfe dir, wenn du mir hilfst.«

Vor Verblüffung ließ er den Dolch fallen. Dann lockerte er den eisernen Klammergriff ein wenig, mit dem er seinen Gefangenen am Arm gepackt hielt, und zerrte ihn zur Luke zurück, um im schwachen Mondlicht zu begutachten, wen er hier gestellt hatte. Er hatte sich nicht getäuscht: Es war eine Frau.

»Wer … bist du?«, wiederholte er verwirrt.

»Siglind. Cnuts Frau.« Sie sah ihm in die Augen. Es war zu finster, um die Farbe der ihren zu erkennen, aber er erahnte gleichmäßige Züge, glatte, junge Haut und eine silbrig schimmernde Haarflut.

»Cnuts Frau …«, wiederholte Candamir benommen. Ihm schwante ganz und gar nichts Gutes.

Sie nickte. »Bist du Osmund? Der Anführer dieses Schiffes?« Ihr Tonfall war eigentümlich gebieterisch, als wolle sie sagen, dass es unter ihrer Würde sei, mit 185

irgendjemand anderem zu verhandeln.

Ziemlich unverschämt für ein Weibsbild, das sich wie eine entflohene Sklavin zwischen seinen Proviantfässern verborgen hatte, fand Candamir. Er verschränkte die Arme. »Mein a

N me ist Candamir Olesson, und ich bin der Kapitän dieses Schiffes«, eröffnete er ihr und ärgerte sich gleich darauf, weil es so großspurig geklungen hatte.

Er ahnte mehr als er sah

, dass sie verächtlich die Lippen

kräuselte. »Alsdann, Kapitän Candamir. Wie ich sagte: Ich helfe dir, wenn du mir hilfst.«

»Ich glaube wirklich nicht, dass wir deiner Hilfe bedürfen, und ich rate dir, in das Bett deines Königs zurückzukehren, wohin du gehörst, ehe er dich vermisst.

Tust du es nicht, werde ich dich morgen früh zu ihm zurückbringen müssen. Wir haben Handel mit ihm getrieben und in seiner Halle getrunken und …«

»Morgen früh bist du tot, wenn du mich n c i ht anhörst«,

fiel sie ihm ins Wort.

Betroffen starrte er in ihr Gesicht, von dem er aber immer noch nicht viel erkennen konnte. Vermutlich hätte er sie ausgelacht, wäre nicht diese unerklärliche Unruhe gewesen, die ihn schon den ganzen Abend geplagt hatte.

Unruhe war kaum das richtige Wort, gestand er sich ein.

Furcht traf es eher. »Ich höre.«

Siglind atmete tief durch. »Sie haben allen, die heute Abend in Cnuts Halle waren, Bilsenkraut ins Bier gemischt

«

… , begann sie und unterbrach sich gleich wieder, weil Candamir einen unterdrückten Laut des Entsetzens ausstieß und sich zur Leiter wenden wollte.

»Oh, bei allen Göttern, Osmund …«

Siglind legte ihm federleicht die Hand auf den Arm.

»Warte. Es war nicht genug, um sie umzubringen, denn Cnut fürchtete, den Zorn der Götter auf sich zu ziehen, 186

wenn er Gäste in seiner Halle ermordet. Aber keiner deiner Freunde wird vor morgen Mittag aufwachen. Das Gleiche gilt für alle, die von dem Met getrunken haben, den ihr Cnut abgekauft habt. Hast *du* davon getrunken?«

Candamir schüttelte den Kopf. »Niemand hier an Bord.«

Die Versuchung war groß gewesen, doch sie hatten Vernunft walten lassen und beschlossen, den Met vorläufig aufzusparen.

»Aber ich kann nicht sagen, wie es auf den anderen Schiffen steht. Und was hat dein edler Gemahl weiter vor?«

»Er war enttäuscht, dass nicht mehr von euch zum Fest kamen, berichtete man mir, aber er hält euch für ausreichend geschwächt, dass selbst ein Feigling wie er es wagen kann, euch bei Morgengrauen anzugreifen, euch niederzumachen und eure Wolle und Schiffe zu erbeuten.«

»Verstehe«, murmelte Candamir bitter. »Ich danke dir für deine Warnung, Siglind, du bist eine Frau von Ehre.

Aber ich muss dich bitten, jetzt von Bord zu gehen, denn wir müssen sofort hier verschwinden.«

Sie schüttelte den Kopf. »Warte bis Mitternacht. Sie haben Pfeile mit brennbaren Spitzen vorbereitet, um eure Schiffe in Brand zu schießen, solltet ihr zu fliehen versuchen. Ihr müsst warten, bis sie sich schlafen e g legt

haben. Und der Preis für meine Warnung, Kapitän Candamir, ist, dass du mich mitnimmst.«

Er hatte es ja geahnt. Unsicher beäugte er sie aus dem Augenwinkel. Er wusste nicht, was er tun sollte. Sein erster Gedanke war, sich mit Osmund zu beraten, doch nichts würde seinen Freund jetzt aus dem vergifteten Schlaf wecken.

Ratlos ließ er sich auf ein Fass sin e k n und fragte

schließlich:

»Wird Cnut sich nicht wundern, wo du steckst?«

»Nein. Ich habe schon heute früh, als eure Schiffe in die Bucht kamen, Unwohlsein vorgeschützt. Cnut glaubt, ich sei endlich guter Hoffnung, und wird meiner Kammer fernbleiben.«

»Wieso verlässt du ihn nicht einfach? Ich meine, warum kehrst du nicht zu deiner Familie zurück, statt dich Fremden anzuvertrauen?«

Sie gab ein leises Schnauben von sich, das vielleicht ein unfrohes Lachen war. »Hier gelten nicht die Gesetze der alten Heimat, weißt du. Er lässt mich nicht fort. Er hat mich auch nie gefragt, ob ich seine Frau werden will. Er hat mich einfach aus dem Haus meines Vaters geholt und meine Familie umgebracht.«

Candamir war erschüttert. Einen Moment saß er kraftlos da, den Kopf gesenkt und die Hände auf den Knien. Dann schaute er sie wieder an. »Das tut mir Leid.«

Sie rührte sich nicht. »Also? Wirst du mich mitnehmen?«

Er zögerte nicht länger. Die Gastfreundschaft war offenbar nicht das einzige altehrwürdige Gesetz, das auf den Kalten Inseln mit Füßen getreten wurde, und diese Frau hatte ein Anrecht auf seine Hilfe, selbst wenn sie, wie er befürchtete, ein hochmütiges Miststück war …

»Ich werde dich mitnehmen«, antwortete er. »Aber vielleicht solltest du zuerst hören, wohin wir fahren.«

»Also?«

»W

unbe

ir wollen uns auf die Suche nach einem kannten

Land machen. Einer der Unseren hat es zufällig gefunden, aber … man muss durch einen Sturm, um es zu erreichen.

Durch einen ziemlich schweren Sturm.«

Sie lachte unwillkürlich. Es war ein schönes, silberhelles 188

Lachen, doch es brach abrupt ab. »Das … Das meinst du nicht ernst, oder?«, fragte sie tonlos.

»O doch.« Und er berichtete ihr von den Überfällen der Turonländer und der Hungersnot daheim, von Olafs unfreiwilliger Landung auf der unbekannten Insel, i r h en

wenig wehrhaften Bewohnern und all der Herrlichkeit, die er dort gesehen hatte. Und von dem Sturm, auf den sie ihre gesamten Hoffnungen setzten.

Siglind antwortete nicht gleich, als er geendet hatte.

Schließlich sagte sie leise: »So etwas kann auch nur mir passieren. Endlich bietet sich eine Möglichkeit zur Flucht, und es stellt sich heraus, dass meine Flucht ins sichere Verderben führt. So war es immer schon mit mir und dem Glück. Die Götter hassen mich.«

»Das kann ich kaum glauben«, hörte Candamir sich sagen.

»Vielleicht belohnen sie deinen Mut, und dein Glück wendet sich.«

»Möglicherweise«, räumte sie ein. »Und wie de auch m

sei, selbst eure verrückte Fahrt ist besser als das Leben hier.«

Candamir stand von seinem Fass auf. »Dann sei guten Mutes.« Er streckte ihr die Hand entgegen. »Komm. Du brauchst dich nicht länger hier unten zu verbergen.«

Nach einem winzigen Zögern ergriff sie seine Hand. Die ihre war warm, trocken und rau. Keine arbeitsscheue Hand, schloss Candamir.

Er brachte Siglind an Deck. Sofort kauerte sie sich hin, weil sie fürchtete, irgendwer an Land könne sie entdecken und erkennen, doch sie sog dankbar die klare Nachtluft ein.

»Wie lange bis Mitternacht?«, fragte sie.

Candamir verschloss die Luke und schaute dann zum Mond. »Eine Stunde. Ich werde jetzt zu den anderen Schiffen schwimmen und sehen, wer si h c noch aufwecken

lässt. Und in einer Stunde werden wir ganz lautlos aus der Bucht rudern.«

Jedenfalls hoffte er das. Er pfiff leise durch die Zähne.

»Sachse, komm her.«

Der schmächtige Sklave kletterte behände über die reglosen Schläfer am Boden und trat näher. »Ja, Herr? Oh

…« Erschrocken beäugte er die Fremde.

Im Mondlicht konnte man ein bisschen mehr von Siglind erkennen. Das Haar, das ihr in zahllosen Flechten bis auf die Hüften hing, war blond, stellte Candamir ohne Überraschung fest, auch wenn er den genauen Ton noch nicht bestimmen konnte. Sie war gewiss nicht älter als siebzehn und schön genug, um die Götter zu entzücken.

Candamir wandte sich hastig an seinen Knecht. »Dies ist Siglind. Sie wird dir berichten, was geschehen ist. Oder geschehen soll. Kümmere dich um sie. Sei höflich und erfülle ihre Wünsche, hörst du?«

»Natürlich, Herr«, versprach Austin verdattert.

Candamir nickte. »Besser, ich höre keine Klagen über dich. Weck meinen Bruder und alle anderen Männer, die sich wecken lassen. Ich bin zurück, sobald es geht.«

Und mit diesen Worten streifte er die Schuhe, Waffen und das knielange Obergewand ab, schwang erst das linke Bein über die Bordwand, dann das rechte, und ließ sich ins schwarze Wasser gleiten.

Olaf schlief den vergifteten Schlaf genau wie Osmund, aber Jared wachte auf, sobald Candamir ihn an der Schulter rüttelte.

»Was ist los?«, fragte der junge Mann schlaftrunken.

»Eure Wachen taugen nichts, Jared, ich bin an Bord gekommen, ohne dass sie mich bemerkt haben«, wisperte Candamir.

Dann berichtete er von dem bevorstehenden Angriff.

Jared war schlagartig hellwach. »Woher weißt du das?«, fragte er angstvoll.

Candamir wusste, wenn er von der Fremden erzählte, würde es lange Debatten geben, ob ihr zu trauen sei oder nicht. Er legte alle Autorität, derer er mächtig war, in seine Stimme. »Ich weiß es eben. Jetzt komm auf die Füße!«

Es funktionierte. Jared war nur drei Jahre jünger als er, aber er war es gewohnt, Befehle zu befolgen. Es gab ihm Sicherheit.

Er kämpfte sich hastig aus seiner flauschigen Felldecke und sprang auf. »Ich muss meinen Vater wecken.«

»Spar dir die Mühe. Wir müssen uns beeilen. Wie viele Männer von euch waren heute Abend an Land?«

Jared überlegte kurz. »Vier außer meinem Vater.«

»Und hat irgendwer von dem Met getrunken?«

»Nein. Vater hat befohlen, ihn für die Reise aufzusparen.«

»Gut. Weck eure Leute. Als Erstes müsst ihr die Ankerkette mit Tuch und Decken umwickeln, damit sie nicht klirrt. Auch den Teil unter Wasser, hast du verstanden?«

»Ja.«

»Dann besetz die Ruder. Und niemand darf einen Laut verursachen, Jared, das ist das Allerwichtigste. Wenn wir Cnut und die Seinen aufwecken, endet unsere Reise hier, ist das klar?«

191

»Ja, Candamir. Ich mache alles so, wie du sagst.«

Candamir klopfte ihm kurz die Schulter, verließ das Schiff und schwamm zum *Wellenwolf.*

Ein geisterhafter Gänseschwarm setzte sich um Mitternacht in Bewegung. Langsam. Kein Schiff hatte mehr als acht Ruderpaare, denn sie waren als Segler konstruiert und gebaut – die Ruder wurden für gewöhnlich nur zum An- und Ablegen benutzt. Die Männer mussten sich mächtig in die Riemen legen, damit die großen Schiffe sich überhaupt rührten. Candamir hatte Hacon ans Steuer gestellt und selbst eines der Ruder übernommen.

Niemand schlug einen Takt, sie fanden den Rhythmus, indem sie alle versuchten, Candamirs Bewegungen zu folgen wie Schatten. Langsam. Langsam tauchten die Ruderblätter ein, wurden mit gleichmäßiger Kraft durchgezogen und ebenso langsam wieder aus dem nachtschwarzen Wasser gehoben. Kein noch so leises Plätschern durften sie verursachen. Die Ruderer wagten kaum zu atmen und begannen zu schwitzen, ehe sie ihre Schiffe auch nur einen Steinwurf weit bewegt hatten.

Viele von ihnen waren unerfahren, und ein jeder fürchtete, den verhängnisvollen Fehler zu machen. Die perfekte Gänseformation löste sich bald auf, doch das war ohne Belang.

Fast hatten sie schon das offene Meer erreicht, als Lichter am Ufer erschienen und rufende Stimmen sich erhoben.

»Pullt!«, scholl Candamirs Stimme über die Bucht.

»Pullt, was das Zeug hält, und macht so viel Lärm, wie ihr wollt. Zugleich!« Er erhöhte den Takt, stemmte die nackten Füße gegen die schräge Rückwand der Ruderbank vor sich und bot all seine Kraft auf. Die übrigen Ruderer 192

taten es ihm gleich, und die trägen Schiffe gewannen an Fahrt.

Aus den Fackeln am Strand wurden kleine Lichtpunkte, die bald über den Himmel in ihre Richtung flogen.

»Oh, wackerer Tyr, verlass mich nicht«, betete Candamir tonlos. Ein jeder rief seinen persönlichen Schutzgott an, und Austin ersuchte den Beistand des heiligen Petrus. Irgendwer erhörte sie. Einer der feurigen Pfeile traf das Segel des *Seeadlers,* der das Schlusslicht bildete, doch das feste Tuch brannte nur lustlos, konnte eingeholt u

nd gelöscht werden, ehe größerer Schaden entstand. Dann waren sie außer Reichweite.

»Setzt das Segel!«, hörten sie den jungen Jared vorn auf dem *Drachen* rufen.

Doch Candamir brummte: »Das wird uns viel nützen, Junge. Kein Lüftchen regt sich in dieser verfluchten Nacht.«

»Aber was wollen wir tun?«, fragte Hacon angstvoll.

»Glaubst du nicht, sie folgen uns?«

»O doch«, erwiderte sein Bruder trocken. »Spätestens wenn sie merken, dass ihnen ihre Königin abhanden gekommen ist. Aber sie haben nicht mehr i

W nd als wir,

Hacon. Und ich habe in ihrem Hafen kein Schiff gesehen, das mehr Riemenpaare hat als unseres. Die einzige Frage ist demnach, wer besser rudert.«

Also pullten sie u ihr Leben, und Candamir sorgte m

dafür, dass die Ruderer oft ausgewechselt wurden, damit ihnen nicht die Kräfte schwanden und sie zu langsam wurden.

Bei Tagesanbruch kam ein östliches Windchen auf, vor dem sich trefflich segeln ließ. Vorerst ruderten sie trotzdem weiter. Das Meer hinter ihnen war wie leer gefegt, keine Anzeichen von Verfolgung zu entdecken.

Doch sie wollten so viel A s

b tand wie möglich zwischen

sich und die Kalten Inseln bringen.

Erst als die Sonne hoch stand, gestattete Candamir auch sich selbst eine Pause. »Sachse, bring mir einen Eimer Meerwasser, und dann lös mich ab.«

»Ja, Herr.«

Candamir nickte Harald auf der Bank backbord ihm gegenüber zu. Gleichzeitig zogen sie die Riemen ein. Der Kapitän des *Falken* nahm die Hände vom blank gewetzten, hölzernen Schaft und betrachtete sie zufrieden.

Sie taten weh, aber sie bluteten nicht. Er ließ einmal kurz die Schultern kreisen u

nd wischte sich mit dem Unterarm

über die Stirn.

Als er aufsah, entdeckte er zu seiner Verblüffung, dass es Siglind war, die ihm den Eimer Wasser brachte. »Hier.

Erfrische dich.«

Ein wenig verlegen stand er von der Bank auf und nahm ihr den schweren Eimer ab. Während Austin und einer von Siwards Knechten auf die verwaisten Bänke gingen, trat Candamir ein paar Schritte xurück und schüttete sich das Wasser über den Kopf. Es war so eiskalt, dass seine Haut schlagartig zu prickeln begann. Er prustete.

Nachdem er sich ausgiebig geschüttelt hatte wie ein Hund, gab er Siglind den Eimer mit einem Lächeln zurück. »Danke. Eine wahre Wohltat.«

Sie erwiderte das Lächeln, und das machte seine ohnehin schon wackligen Knie noch ein bisschen weicher. Siglinds Augen waren blau – wie hätte es anders sein können –, blau und groß, umgeben von langen, goldenen Wimpern.

Das Lächeln verlieh diesen Augen ein Funkeln, dass sie aussahen wie das Meer an einem goldenen Herbstnachmittag. Und ihr Haar! Es war einfach unmöglich, den Ton zu bestimmen. Manche Strähnen 194

waren hell wie reifer Weizen, andere dunkel wie Waldhonig. Candamir hatte nie zuvor solches Haar gesehen. Ihr Trägerrock hatte die gleiche tiefrote Farbe wie der Wein aus den heißen Ländern des Südens, den man in den großen Häfen kaufen konnte, und die Spangen, welche die Träger hielten, waren aus leuchtendem Gold und mit Rubinen besetzt. Siglind sah wahrhaftig königlich aus.

Als ihm bewusst wurde, dass er sie vermutlich schon eine ganze Weile anstarrte, wandte Candamir den Blick hastig ab.

»Gunda, ich bin hungrig«, sagte er schroffer, als es sonst seine Art war.

Wortlos und offensichtlich gekränkt nickte die schwangere Sklavin und wollte sich abwenden, doch er hielt sie am Ellbogen zurück und sagte umgänglicher:

»Bring allen, die gerudert haben, eine Extraration. Die andere

n Mädchen sollen dir helfen.«

»Ja, Herr.«

»Und ich sollte nach Osmund und den Übrigen sehe , n

die das Gift getrunken haben. Weiß irgendwer, was man gegen die Folgen von Bilsenkraut tun kann?«

Er hatte die Frage an Austin gerichtet, doch es war Siglind, die antwortete: »Warten, dass es vorbeigeht. Und den Göttern danken, dass man mit dem Leben davongekommen ist.«

Osmund schlief nicht mehr so unnatürlich tief wie noch am frühen Morgen. Als Candamir ihn zaghaft an der Schulter rüttelte, regte er sich, stöhnte leise und schlug die Augen auf. Seine Pupillen waren riesig.

»Osmund.«

»Was … was ist mit mir?«

»Sie haben dich und die anderen vergiftet. Aber jetzt sind wir in Sicherheit. In ein paar Stunden geht es dir besser. Alles wird gut.«

»Das … kann ich kaum glauben.« Er krümmte sich in einem plötzlichen Krampf und kniff die Augen zu.

Candamir nahm seine Hand und fühlte ihm die Stirn. Sie glühte. Als ihm bewusst wurde, dass die Ruderer, Hacon und Siglind sie beobachteten, wurde er ärgerlich.

»Hacon«, herrschte er seinen Bruder an. »Bau mir ein Zelt auf. Beeil dich. Und komm mir nicht damit, dass du nicht weißt, wie das geht.«

Hacon vertraute Siward das Steuer an und machte sich mit hölzernen Zeltscheren und Querstangen und den zusammengerollten Zeltbahnen zu schaffen, die bislang

unbenutzt an ihrem Lagerplatz gelegen hatten. Erstaunlich geschickt und in kürzester Zeit hatte er ein kleines Tuchhaus errichtet, kaum mehr als ein Dach. Ohne auch nur einen der bangen Blicke zu erwidern, schaffte Candamir seinen Freund in das winzige Zelt, wo er wenigstens ein Mindestmaß an Abgeschiedenheit hatte, blieb bei ihm, kühlte ihm die fiebrige Stirn und flößte ihm dann und wann einen Schluck Wasser ein.

Allen, die am Abend zuvor in Cnuts Halle gewesen waren, erging es an diesem Tag schlecht. Manche litten an Lähmungserscheinungen und Sehstörungen, andere wie Osmund an Fieber und Muskelkrämpfen. Diese waren furchtbar mit anzusehen, krümmten und schüttelten seinen Leib und ließen ihn matt und atemlos zurück, wenn sie abebbten. Candamir wich nicht von seiner Seite. Doch als sie die Schiffe für die Nacht vertäuten, wurde es allmählich besser, und als die Sonne aufging, war der ganze Spuk vorbei.

196

Candamir erwachte aus einem tiefen Erschöpfungsschlaf und fand sich an der Seite seines Freundes in dem engen Zelt wieder. Im ersten Moment war er verwirrt und nicht wenig verlegen, doch dann fiel ihm alles wieder ein.

Besorgt stützte er sich auf einen Ellbogen und beugte sich über Osmund. Die Augen waren geöffnet, ihr Blick klar und wach. Mit Candamirs Hilfe richtete Osmund sich weit genug auf, um ein paar Schlucke zu trinken. Dann berichtete er matt: »Ich habe von einem dreiköpfigen Hund geträumt.«

»Hm. Du hast mir von ihm erzählt.«

»Und von einer schönen Frau«, fuhr s O mund fort. »Mit

Haaren, wie ich sie nie zuvor gesehen habe. Jeder Ton von Blond, den du dir denken kannst. Und ein rotes Kleid.«

Candamir nickte lächelnd. »Das war kein Traumbild. Sie war die Königin der Kalten Inseln und ist jetzt hier an Bord.«

Osmund ließ sich zurücksinken und legte einen Arm über die Augen. »Dann mögen die Götter uns beistehen.«

Niemand schlug auch nur vor, in Irland Halt zu machen.

Die Begrüßung dort hätte kaum tückischer sein können als auf den Kalten Inseln, aber da sie Cnut weisgemacht hatten, die Grüne Insel sei ihr Ziel, konnten sie nicht wagen, hier vor Anker zu gehen.

Das Leben an Bord hatte sich eingespielt, und Siglind fand sich ohne große Mühe in die Gemeinschaft ein. Sie war eine Fremde und damit eine Attraktion, und wäre s ie

als Fremde nach Elasund gekommen, hätte es Jahre gedauert – wäre es tatsächlich vielleicht nie gelungen –, Aufnahme in die Gemeinschaft zu finden. Doch Elasund war nicht mehr. Diese Reise, der Alltag an Bord, all das 197

war so neu und ungewohnt, dass ein weiteres fremdes Element kaum ins Gewicht zu fallen schien. Alle Männer begegneten Siglind mit großer Freundlichkeit, doch sie hielt den Blick meist gesenkt und redete nicht viel, tat nichts, um die Eifersucht der Frauen an Bord des *Falken* zu erregen, und schlief mit Asta und Inga und den übrigen unverheirateten Mädchen im Bug. Wenn sie abends Halt machten und die Schiffe vertäuten, half sie bei der Zubereitung der Mahlzeiten. Mal aß sie mit Siwards Sippe, mal mit Haralds, doch meistens mit Osmund, Candamir und den Ihren. Mit keinem Wort erwähnte sie die Vergangenheit, ihr Leben als Cnuts Gemahlin. Doch als Olaf sie mit Osmund, a

C ndamir und den übrigen

Kapitänen eines Abends auf den *Seedrachen* einlud, behandelte er sie wahrlich wie eine Königin, nahm sie bei der Hand und führte sie an eine schmale Tafel, die provisorisch errichtet worden war.

Voller Neid und Erstaunen sahen die Passagiere des *Seedrachen* und der nächstliegenden Schiffe, was Olaf auftischen ließ: dunkles, deftiges Brot, das er offenbar bei einer Bäckersfrau auf den Kalten Inseln erstanden hatte und das inzwischen schon ein wenig altbacken war, aber keiner der Elasunder hatte seit dem Julfest Brot gegessen.

Gänseschmalz und Räucheraal in feinsten Kräutern und …

Bier. Ein hörbares Raunen ging durch die Reihen, als es in die Krüge schäumte, und manche Zunge fuhr über aufgesprungene Lippen.

Candamir fühlte sich furchtbar. Er aß und trank, weil er unfähig war, der Verlockung zu widerstehen, aber gleichzeitig schämte er sich, vor den Augen der neidischen Zaungäste all diese Köstlichkeiten zu genießen. Er sprach kaum ein Wort. Stattdessen warf er ihrem Gastgeber aus dem Augenwinkel finstere Blicke zu. Olaf schien kein Unbehagen zu verspüren. Lässig saß er in seinen feinen, 198

rehbraunen Gewändern am Tisch, und seine Augen leuchteten, wenn er die Königin der Kalten Inseln anschaute. Er scherzte und plauderte unbeschwert mit ihr, sprach von fremden Meeren und großen Häfen, die Candamir nie gesehen hatte, und erwähnte irgendwann ganz beiläufig, dass seine Gemahlin im Herbst vor zwei Jahren gestorben sei.

Siglind nahm seine Aufmerksa keiten

m

mit höflicher

Zurückhaltung, geradezu routiniert hin. Natürlich war sie dergleichen gewohnt. Aber sie lachte über Olafs geistreiche Bemerkungen, und als sie ihm zum Abschied dankte und die Hand reichte, gestattete sie ihm, diese für einen Moment an seine Stirn zu führen.

Candamir hatte nicht übel Lust, Olaf sein kostbares Bier wieder vor die Füße zu spucken. Er verstand kaum, was ihn am Verlauf dieses Abends so quälte. Er war ein junger Habenichts ohne große Erfahrung, Olaf hingegen ein kluger, weltgewandter Mann in den besten Jahren, der eine Frau vermutlich von Kopf bis Fuß mit Gold und Geschmeide behängen konnte, wenn er sich dazu entschloss, ihr jedenfalls ein Leben in Wohlstand und ohne Sorgen bieten konnte, ganz gleich, wohin es sie verschlug. Es war nur natürlich, dass Siglind von ihm so beeindruckt war, dass sie Candamir und Osmund den ganzen Abend kaum eines Blickes würdigte. Candamir wusste, er hätte damit rechnen sollen. Aber tr t o zdem

schmerzte es ihn auf eigentümliche Weise.

Als er auf sein eigenes Schiff zurückkam, war er so grimmiger Stimmung, dass weder seine Geschwister noch Austin oder Gunda das Wort an ihn zu richten wagten.

Bei ruhiger See zogen sie in Sichtweite der irischen Küste südwärts. Seit sie die Kalten Inseln verlassen hatten, war

der Wind launisch gewesen, doch am Mittag des fünften Tages verließ er sie vollends, und sie mussten die Ruder wieder besetzen. Dieses Mal wies Candamir neben seinen

Knechten auch Hacon und die anderen Jungen seines Alters auf die Ruderbänke, und die halbwüchsigen Knaben hatten ihre erste Bewährungsprobe auf dieser Reise zu bestehen.

Die ersten zwei Stunden fand Hacon es ganz leicht. Er war schwere Arbeit schließlich gewohnt, und seine Hände waren hart und schwielig. Doch dann begann er ein eigentümliches Ziehen in Schultern und Nacken zu verspüren, das sich nach einer weiteren Stunde anfühlte, als trage er ein eisernes Joch.

Sein Ruder war das letzte auf der Steuerbordseite, und er wusste, das war kein Zufall. Candamir stand nur ein paar Schritte von ihm entfernt am Helm, das Gesicht der See zugewandt, doch er musste nur ein wenig den Kopf drehen, um ihn im Auge zu haben. Hacon war sich völlig darüber im Klaren, was sein Bruder von ihm erwartete, auch wenn sie nie ein Wort darüber verloren hatten: Er musste länger durchhalten und besser sein als seine Altersgenossen, denen er ein Vorbild zu sein hatte. Also ruderte er. Und als ihm schwindelig wurde und er glaubte, er könne nicht mehr weiter, schloss er die Augen und zählte die Ruderschläge. Er zählte immer von eins bis zwölf, ehe er wieder von vorn begann, denn Zählen und Rechnen war nicht seine Stärke. Doch es erfüllte seinen Zweck. Nicht er sank ohnmächtig von der Bank, sondern Wiland und dann Haralds Sohn Godwin, der doch über ein Jahr älter war als er. Und wenig später gab Olaf das Signal zum Anhalten.

Candamir übergab das Steuer Osmund und trat zu seinem Bruder. »Gut gemacht«, sagte er leise.

Hacon lächelte. Es kam nicht besonders häufig vor, dass

er von Candamir ein Lob erntete. Der ergriff seine Rechte und begutachtete kritisch die Handfläche. »Keine Blasen«,

bemerkte er zufrieden.

Unwillig befreite Hacon seine Hand. »Ich bin kein Milchbart mehr, Candamir.«

»Nein, ich weiß. Trotzdem wirst du morgen mit dem Sachsen die Plätze tauschen, damit deine Arme und Hände gleichmäßig beansprucht werden.«

»Wie du willst.«

Siglind trat zu ihnen und reichte Hacon und auch Austin, der backbord auf der Nachbarbank saß, eine kleine Schale mit einer Hand voll frischer Krabben, die sie morgens aus dem Meer geholt hatten. »Hier, gegen den ärgsten Hunger.«

Wie jeder der Knaben an Bord des *Falken* war Hacon so rettungslos in Siglind verliebt, dass ihm das Blut in den Kopf schoss und die Kehle eng wurde. Sein Dank war ein unwürdiges Gestammel.

Siglind schien es nicht zu bemerken. Für einen Herzschlag legte sie ihm die Hand auf den Arm. »Sollten wir diese Insel je erreichen, wirst du in die Lieder eingehen, die dort gedichtet werden: der tapfere Hacon, der sein Volk mit seiner Hände Kraft ins gelobte Land brachte.«

Hacon war sicher, sie machte sich über ihn lustig.

Der Sachse hob ruckartig den Kopf. »Sagtest du, das

›Gelobte Land‹?«

Sie wandte sich ab, ohne ihn zu beachten. Doch als er auf seine Schale hinabblickte, sah er, dass sie wesentlich weniger Krabben enthielt als Hacons, dafür lagen daneben

zwei kurze, rote Wollfäden. Man brauchte nicht viel Fantasie, um zu erkennen, was sie darstellten: Es war ein 201

Kreuz.

Ein schwacher, böiger Wind erhob sich um die Mittagsstunde des nächsten Tages. Sie ließen die Ruder weiter besetzt, denn solange sie in Küstennähe blieben, mussten sie mit Verfolgung von den Kalten Inseln rechnen.

Hacon litt am schlimmsten Muskelkater seines Lebens.

Nach ein, zwei Stunden lockerten sich die Glieder, und es wurde ein wenig besser, aber er war dankbar für die merkliche Unterstützung durch das Windchen.

Austin saß auf seiner Ruderb n

a k, hob und senkte die

Arme wie ein Schlafwandler, den Blick unverwandt nach rechts gerichtet, auf die walisische Küste. Er litt Höllenqualen. Vielleicht eine Viertelmeile waren die zerklüfteten, schwarzen Klippen entfernt. Es sah beinah so aus, als brauchte er nur die Hand auszustrecken, u sie zu m

berühren. Keine Distanz für einen guten Schwimmer. Und das war er, auch wenn er diese Tatsache vor den Elasundern bislang immer zu verheimlichen gewusst hatte, denn er stammte von der Küste in Sussex und hatte die Sommer seiner Kindheit großteils im Meer verbracht.

Möglicherweise schwamm er gar schneller als Osmund und Candamir, die sich doch für unschlagbar hielten. Es wäre auf jeden Fall einen Versuch wert. Da vorn lag Wales. Kein angelsächsisches Land, aber dünn besiedelt, und der christliche Glaube war auch dort schon weit verbreitet. Es

war gewiss nicht schwierig, es zu durchqueren. Und dann ein, zwei Tage, und er wäre bei seiner Familie. Ein Tag mehr bis zu dem Kloster, von dem er vor so langer Zeit so voller Tatendrang und hochfliegender Pläne aufgebrochen war. Die Heimat. Da lag sie, zum Greifen nah. Er brauchte nur mit einem plötzlichen Satz über Bord zu springen. Er wusste, er hatte 202

gute Chancen, es zu schaffen. Die Tage der Knechtschaft wären vorbei, einfach so. Er wäre wieder ein angesehener Mann, Sohn eines angelsächsischen Thane, ein geachteter Gelehrter. Und eines war klar: Dies war seine letzte Gelegenheit, Vater, Mutter und Geschwister wiederzusehen. Und den Abt, der ihn Lesen und Schreiben gelehrt hatte. Morgen würden sie das Horn des Frankenlandes sichten und die Küste verlassen, und er würde mit diesen Wilden ins Ungewisse segeln. Eine neue Welt finden oder, was weitaus wahrscheinlicher war, ein feuchtes Grab. Es hieß jetzt oder nie. Er konnte kaum fassen, dass er zögerte. Es machte ihn wütend. Er wollte *frei* sein. Aber Gott hatte es so gefügt, dass die jahrelangen vergeblichen Bemühungen ausgerechnet jetzt erste Früchte hervorzubringen schienen. Der junge Hacon war beinah so weit. Er hatte sich der Botschaft geöffnet – der Acker in ihm war bereitet. Und nun auch noch diese Frau.

Ausgerechnet eine Frau!

Wieder schaute er zur Küste hinüber. Die Sehnsucht nach der Freiheit und den vertrauten Menschen zerrte an ihm und machte sein Herz bleischwer. Seine Hände wurden feucht und der Kopf federleicht bei dem Gedanken, welche Seligkeit ihn erwartete, wenn er nur sprang. Es wäre so einfach. Er brauchte es bloß zu tun.

Doch er wusste, dass das nicht der Weg war, den Gott für ihn vorgesehen hatte. Oh, Gott hatte große Pläne mit ihm, das war gewiss. »Da, wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen«, hatte er gesagt. Es schien fast, er hätte es nur deshalb gesagt, weil er vorausgesehen hatte, dass eines Tages ein angelsächsischer Mönch auf einer Ruderbank sitzen und mit den Versuchungen der Freiheit ringen würde.

Hier hatten sich zwei oder drei in seinem Namen versam e

m lt, hier auf diesem Schiff. Und das war natürlich 203

kein Zufall. Der Wille des Herrn hatte sich selten klarer offenbart: Hier ist dein Platz, sagte er, trage mein Wort in die neue Welt dieser Menschen und führe sie in den Schoß der Kirche.

Er verstand die Botschaft durchaus. Allein, er wollte nicht. Und so kam es, dass er dort auf der Ruderbank saß und mit Gott haderte.

»Pass doch auf, du bist aus dem Takt, Sachse«, fuhr Candamir ihn an, dem niemals entging, wenn einer der Ruderer in seinem Eifer nachließ.

Bedächtig, so schien es, zog der Gescholtene sein Ruder ein, stand auf und trat auf ihn zu.

»Würdest du mir vielleicht verraten, was das werden soll?«, fragte Candamir.

Osmund sah kurz von i

e nem zum anderen, glitt dann auf

die verwaiste Bank und packte das Ruder. Nach zwei Schlägen hatte er sich in den Rhythmus gefunden.

Mit hängenden Armen und gesenktem Kopf stand Austin vor seinem weltlichen Herrn. »Lass mich gehen«, bat er tonlos.

Er ruckte das Kinn nach links. »Da liegt meine Heimat.

Ich halt das nicht aus. Lass mich gehen.«

Candamir wandte den Blick ab und sah blinzelnd auf die See hinaus, gab vor, seinen Kurs sorgsam korrigieren zu müssen. Die verzweifelte Bitte ließ ihn nicht unberührt.

Dieser Mann hatte drei Jahre lang treu und willig für ihn gearbeitet. Oft sehr hart und immer klaglos. Er hatte eine Belohnung verdient, wusste Candamir. Und es war ein hartes Los, fern der Heimat in Knechtschaft zu leben. Es wäre richtig, ihn gehen zu lassen, raunte ihm sein Gewissen zu.

»Sag mir, Sachse, kannst du schwimmen?«

»Ja, Herr.«

»Gut genug, um die Küste zu erreichen?«

Der Kopf des Sachsen ruckte hoch. Tränen rannen über sein Gesicht. Er nickte wortlos.

»Warum bist du dann nicht gesprungen?«, fragte Candamir. Es klang wütend. »Warum kommst du her und bittest mich?«

»Ich … kann nicht einfach so … ohne Abschied. Das bringe ich nicht fertig.«

Candamir schüttelte fassungslos den Kopf. Er wusste nicht, was er sagen sollte, und starrte auf den Horizont, als läge dort die Antwort.

»Candamir …«, begann Hacon zögernd, aber sein Bruder wollte nichts hören. »Du bist still«, herrschte er den Jüngeren an. Dann sah er wieder zu dem Sachsen, der wie ein Häuflein Elend vor ihm stand, und beschied:

»Nein, ich lasse dich nicht gehen. Ich kann nicht. Wir werden dich brauchen.«

»Wozu?«, fragte der Sklave erstickt.

Candamir hatte nicht die geringste Ahnung. Er erinnerte sich nur bruchstückhaft an a

d s, was er während des

Runenorakels gehört und gesehen hatte. Aber ihm war, als hätte es irgendetwas mit dem Sachsen zu tun gehabt. »Ich habe so ein Gefühl, als wüsstest du das besser als ich«, entgegnete er und wiederholte mit mehr Entschlossenheit:

»Nein, ich lasse dich nicht gehen.«

Der Sachse senkte den Kopf. Seine Schultern bebten.

Hin- und hergerissen zwischen Verachtung und Mitgefühl, schaute Candamir auf ihn hinab. »Du bist ein Narr, Sachse. Du selbst hast dein Schicksal besiegelt, weil du mich gefragt hast, statt zu springen. Das weißt du, oder?«

Austin nickte. Es stimmte, musste er erkennen, er war ein Narr. Er hatte Gott eine letzte Gelegenheit eingeräumt, den

Kelch an ihm vorübergehen zu lassen. Als ob Gott das je täte …

»Das ist bitter, Herr«, sagte er. »Ein endgültiger Abschied. Ich habe einen Bruder, der so alt ist wie Hacon.

Er war elf, als ich ihn zuletzt gesehen habe. Jetzt ist er fast schon ein Mann. Und ich soll ihn nicht Wiedersehen. Das

… das hab ich nicht verdient«, schloss er trotzig, mehr an Gott denn an Candamir gewandt.

»Nein, das hast du nicht verdient«, räumte Candamir freimütig ein. »Aber wie ich schon sagte, du selbst trägst die Schuld. Nun wird dir nichts anderes übrig bleiben, als Hacon an deines Bruders statt anzunehmen. Was du ja längst getan hast«, ging ihm auf.

Austin nickte wortlos.

»Osmund, könntest du das Steuer übernehmen?«, bat Candamir.

Der Angesprochene zog das Ruder wieder ein, trat zu ihnen, ohne den Sachsen, der reglos dastand und stumm vor sich hin weinte wie ein altes Weib, auch nur eines Blickes zu würdigen, und nahm den Helm.

Candamir brachte seinen unglücklichen Knecht zurück an seinen Platz und fesselte ihn ans Ruder. »Du lässt mir keine Wahl«, knurrte er, und weil sein Gewissen ihn nach wie vor plagte, fügte er hinzu: »Nur, bis wir die Küste verlassen.«

Der Sachse tauchte vorübergehend aus seiner Düsternis auf, um sich zu erkundigen: »Und was ist, wenn ich pinkeln muss?«

Candamir musste grinsen. »Dann mach ich dich los und behalte dich im Auge.«

206

Am zwölften Tag ihrer Reise sichteten sie die Spitze jener großen Landzunge, die Olaf »das Horn des Frankenlandes« nannte, die aber, so wusste Austin, in Wirklichkeit das kleine Land der Bretonen war. Dort kehrten sie der Küste endlich den Rücken, und er war froh.

Nicht nur, weil Candamir wie versprochen seine Fesseln löste, sobald das Land hinter dem Horizont verschwunden war, sondern weil es seine Seelenqualen linderte. Die Flotte hatte die bekannte Welt verlassen und fuhr aufs offene Meer hinaus. Jetzt stand sein Weg endgültig fest, und obwohl er um die geliebten Menschen daheim trauerte, als wären sie gestorben, stellten sich mit dem Blick auf das weite Meer auch Abenteuerlust und Neugier ein. Mit neuer, vermutlich ungerechtfertigter Zuversicht blickte er nach vorn, und er war nicht der Einz g i e.

Der Wind frischte merklich auf, und kurz nach Mittag zogen sie die Ruder ein. Pfeilschnell, so schien es, schossen die neun großen Schiffe übers Wasser, sodass die Gischt zischend am Bug aufschäumte und diejenigen der Reisenden, die dort vorn ihre Plätze hatten, manches Mal wie ein eisiger Regenguss traf.

Am späten Nachmittag gab Olaf das Signal zum Anhalten. Der Wellengang hatte sich verstärkt, und als sie keine Fahrt mehr machten, schaukelten die Schiffe heftig.

Die ersten Fälle von Seekrankheit traten auf. An Bord des *Falken* traf es Gunda und Siwards junge Schwiegertochter Hylda am schlimmsten, die beide schwanger waren, aber auch der wackere Harald und fast alle Kinder litten daran.

Die Kapitäne trafen sich zu einer Lagebesprechung an Bord des *Seedrachen.*

»Wir müssen schneller werden«, eröffnete Olaf den anderen Männern. »Schon allein wegen unserer Vorräte.

Ich schlage vor, dass wir fortan nachts nicht mehr anhalten, sondern segeln, wann immer wir Wind haben.

Teilt die Ruderer in drei Schichten ein, lasst die Sklaven zwei Schichten rudern und …«

»Das hält kein Mann aus«, protestierte Berse. »Schon gar nicht, wenn wir die Portionen rationieren müssen.«

Olaf runzelte missfällig die Stirn. Er schätzte es nicht, unterbrochen zu werden. »Es gibt ein einfaches Mittel, die Unwilligen zu ermuntern.«

»Nicht auf meinem Schiff«, erklärte Candamir kategorisch.

»Wir brauchen gesunde, kräftige Männer, wenn wir ankommen, keine geschundenen Siech n e , die uns

womöglich noch wegsterben.«

Die Mehrheit war auf seiner Seite.

»Na schön«, grollte Olaf. »Aber sagt nicht, ihr wäret nicht gewarnt gewesen, wenn wir den Sturm verpassen.«

Doch zumindest diese Sorge war unbegründet. Drei Tage und drei Nächte segelten sie bei stetigem, frischem Wind auf südwestlichem Kurs. Und am Vormittag des vierten Tages, genau wie auf Olafs legendärer Fahrt, fanden sie den Sturm.

Man musste kein erfahrener Seemann sein, um ihn kommen zu sehen. Dicke, schwarze Wolken trieben von Norden heran und verschluckten die Sonne. Das Meer nahm eine bleigraue Farbe an und wurde verdächtig still, das Tageslicht verdüsterte sich zu einem kränklichen Gelbton.

»Also los, jeder von euch weiß, was er zu tun hat!«, rief Osmund. »Frauen und Kinder unter Deck. Nehmt die Hunde und eure Siebensachen mit. Was ihr vergesst, seht 208

ihr vermutlich nie wieder.«

Ungezählte Male hatten sie diesen Moment besprochen und geplant. Alles verlief reibungslos. Siglind öffnete die hintere Ladeluke, Asta die am Bug. Dann halfen sie den Kindern die kurzen Trittleitern hinab, hielten einen Säugling oder ein Bündel Decken, um sie dann nach unten zu reichen, stützten die Alten und Seekranken und verschwanden schließlich selbst im Laderaum. Derweil verteilten Osmund und Siward die vorbereiteten Taue an alle, die an Deck blieben. Die Vorsichtigen seilten sich an, diejenigen, die glaubten, ihren Heldenmut unter Beweis stellen zu müssen, hingen sich ihre Seilrolle vorerst über die Schulter, darunter auch Hacon.

»Geh an deinen Platz und seil dich an«, befahl Candamir.

»Aber Candamir …«, protestierte der Junge.

Mit erschütternder Plötzlichkeit heulte der Wind auf und blähte das Segel mit einem Knall so laut wie ein Donnerschlag.

Candamir ohrfeigte seinen Bruder, hatte aber sogleich wieder beide Hände am Helm. »Du machst es dir zur Gewohnheit, mir zu widersprechen, Hacon. Das ist nicht ratsam. Jetzt tu, was ich sage.« Dann hob er die Stimme.

Er musste schon brüllen, um sich Gehör zu verschaffen:

»Das gilt für euch alle! Seilt euch an! Wer über Bord geht, ist rettungslos verloren!«

Kaum hatte er ausgesprochen, fing es an zu schütten, und der Wind legte zu. Schleunigst leisteten d ie Männer

seinem Befehl Folge, schlangen sich ein Seilende um den Leib und knoteten das andere an die dafü r vorgesehenen

Ringe in der Bordwand oder die fest verschraubten Ruderbänke.

Der Wind heulte mit Furienstimmen, und der alte Mast 209

knarrte warnend.

»Was ist mit dem Segel, Candamir?«, fragte Siward.

»Wir holen das Segel nicht eher ein als Olaf«, beschied Candamir und wischte sich die triefenden schwarzen Haare aus dem Gesicht.

»Aber …«

»Das Segel bleibt oben, sag ich! Hab keine Furcht, Siward. Der Sturm treibt uns genau in die Richtung, in die wir wollen. Und du weißt doch, was das Orakel gesagt hat: Die Götter haben uns diesen Sturm geschickt. Wenn er uns den Mast nehmen will, von mir aus, aber bis dahin segeln wir!« Ein eigentümliches Leuchten lag in seinen Augen, das Siward alles andere als beruhigend fand.

Kaum einen Unterschied gab es zwischen Tag und Nacht bei diesem Höllenwetter. Doch als die vollkommene Schwärze der Nacht zu bräunlicher Dunkelheit zerfloss, schloss Austin,

dass irgendwo an einem glücklicheren Ort der Welt die Sonne aufgegangen sein musste. Mit zitternden Händen zog er den Stecken und das Speisemesser aus seinem Beutel und machte die siebzehnte Kerbe. Noch mehr als zehn mussten folgen, so wusste er, bis sie hoffen konnten, die Insel zu erreichen.

Aber er vermochte sich beim besten Willen nicht vorzustellen, wie er jenen fernen Tag erleben sollte. Er war schon jetzt vollkommen erschöpft. Ihm war sterbenselend, und obwohl er nichts mehr in sich hatte, das er noch hätte ausspucken können, musste er ständig würgen. Vielen der Männer erging es so. Bis auf die Haut durchnässt, hockten sie auf den Planken, krallten sich an ihre Sicherungsleinen und froren bitterlich. Manche beteten. Manche stierten vor sich hin. Allein Candamir und Osmund schienen noch auf den Beinen zu sein. Im Laufe der Nacht hatte der Sachse mal den einen, mal den 210

anderen am Steuer gesehen, wenn ein plötzlicher Blitz die Dunkelheit zerriss. Jetzt im gespenstischen Morgengrauen war es Osmund, der am Helm stand. Und Candamir ging breitbeinig und vornüber gebeugt zum Mast. Austin kam es vor, als hätte der Sturm mit dem Morgen neue Kräfte gewonnen, das Schiff wurde herumgeschleudert wie ein Blättchen auf einem reißenden Strom, und allenthalben schlugen gewaltige Brecher auf das Deck. Aber Candamir fand bei jedem Schritt einen Halt, schlang hier einen Fuß unter eine Ruderbank, bekam dort ein Tau zu fassen. So erreichte er sein Ziel.

Das Segel hatte die Nacht erstaunlicherweise überstanden. Auch die Wanten und Stage, die aus Seehundsleder und verhältnismäßig neu waren, würden es wohl noch ein Weilchen machen. Mehr Sorgen bereitete ihm der Mast selbst, dessen Fuß in einem Kielschwein steckte, wodurch es

möglich war, ihn im Bedarfsfalle umzulegen. Mastfuß und Kielschwein waren alt, der Mast hatte zu viel Spiel, wusste Candamir, er würde vermutlich nicht brechen, sondern irgendwann einfach umfallen, wenn sie den Fuß weiterhin den Kräften des Sturms aussetzten. Er klammerte sich an die Wanten und versuchte, das graue Licht und den dichten Regen zu durchdringen. Die Wellen türmten sich drei Mann hoch, und Candamir musste lange in dieselbe Richtung starren, um irgendwann in einem der Täler eines der anderen Schiffe zu entdecken. Aber sie waren alle noch da, t s ellte

er erleichtert fest. Weiter auseinander gezogen, aber noch in Sicht. Und sie alle waren noch unter Segel.

Er versetzte dem Mast einen ermunternden Klaps mit der flachen Hand. »Lass mich nicht im Stich.«

Dann ließ er die sicheren Wanten los, arbeitete sich ebenso bedächtig weiter zum Bug vor und kletterte durch die Luke in den Laderaum, um sich das Kielschwein 211

genauer anzusehen. Finster war es hier unten, viel zu voll, und es stank nach Erbrochenem und der Angst von Mensch und Tier. Nur sehr wenig trübes Licht fiel durch die offene Luke, aber nach ein paar Herzschlägen konnte Candamir doch Umrisse erkennen und setzte seinen Weg langsam fort.

i

W e oben die Männer hockten hier die Frauen mit starren Gesichtern am Boden, hielten ihre Kinder umklammert und wurden nass geregnet, denn das Wasser der Brecher kam nicht nur durch die Luken, sondern rann ebenso durch die Fugen der Deckplanken.

»Hier, Hylda, diese Kornsäcke müsst ihr umstapeln, sonst liegen sie gleich im Wasser.« Er wies auf die Säcke mit Saatgut, die von ihren Plätzen oben auf den dicken Vorratsfässern gerutscht waren. Hylda nickte matt, biss sichtlich die Zähne zusammen und kam schwankend auf die Füße. Ein paar weitere Frauen folgten ihrem Beispiel.

»Seht zu, dass ihr sie besser sichert«, ermahnte Candamir sie. »Ich weiß, der Sturm scheint einem die Glieder zu lähmen, aber ihr müsst euch zusammennehmen und auf die Ladung achten. Wenn wir ankommen, wollen wir etwas zu säen haben, nicht wahr?«

»Glaubst du im Ernst noch daran?«, fragte Inga. Sie hatte eine tiefe, blutige Schramme auf der Stirn, und ihre Augen waren riesig vor Furcht.

Er zwinkerte ihr zu. »Natürlich glaube ich das. Komm schon, Inga, es ist nur ein bisschen Wind.«

Sie lächelte matt. Eine tückische Seitenbö ließ das Schiff fürchterlich schlingern, sodass einige der Frauen entsetzt aufschrien und Inga umgerissen wurde. Aber sie stand sogleich wieder auf, ignorierte Candamirs hilfreich ausgestreckte Hand und griff nach dem ersten Kornsack.

Candamir wandte sich ab, stieg mit sehr wechselhaftem Geschick über Mensch und Tier hinweg und sah nach 212

seinen Pferden. Um sie sorgte er sich mehr als um die duldsamen Schafe und seine zweibeinigen Passagiere. Die Stute lag im eiskalten Wasser, sie schwitzte und rollte mit den Augen – zu Tode verängstigt. Er wusste wirklich nicht, was passieren würde, wenn sie jetzt fohlte. Noch unruhiger war der junge Hengst, der wieder begonnen hatte, gegen seine Fesseln zu kämpfen. Candamir hielt sich einen Moment bei ihnen auf, um beruhigend auf sie einzureden.

Sie spitzten die Ohren, als sie die vertraute Stimme hörten, aber ihre Furcht blieb.

Er spürte einen Schatten neben sich und hob den Kopf.

»Herrliche Tiere«, sagte Siglind und legte der Stute die Hand auf die Nüstern. »Aber ich weiß nicht, wie lange sie das noch durchhalten.«

Candamir nickte besorgt. »Ich habe es nicht übers Herz gebracht, sie in Elasund zurückzulassen. Aber jetzt erkenne ich, dass es unüberlegt und grausam war, sie mit auf diese Reise zu nehmen.«

Siglind hob überrascht den Kopf, als fände sie das freimütige Eingeständnis

t für sie das

eigenartig. »Gilt nich

Gleiche wie für euch? Wenn sie lebend ans Ziel kommen, werden sie ein besseres Leben haben als vorher.«

»Nur hatten sie keine Wahl«, entgegnete er mit einem reumütigen Lächeln.

Genau wie eure Frauen, Kinder und Sklaven, fuhr es ihr durch den Kopf, aber sie hob lediglich die Schultern.

Verstohlen betrachtete Candamir sie. Ihr blondes Haar war nass, und sie hatte die Flechten zu einem Zopf gebunden, damit sie ihr nicht im Wege waren. Auch der kostbare rote Rock triefte, aber sie wirkte seltsam unberührt von allen Schrecken und Unannehmlichkeiten dieses Sturms. Vielleicht war es die Beherrschung, die man als Königin lernte, fuhr es ihm durch den Kopf.

Jedenfalls war ihre Ruhe offenbar nicht gespielt, denn sie schien sich auf die Pferde zu übertragen, die sich nie etwas vormachen ließen. Die Stute rieb den Kopf an Siglinds Arm und atmete nicht mehr so stoßweise.

»Würdest du bei ihnen bleiben?«, bat Candamir. »Du tust ihnen gut.«

Siglind nickte bereitwillig, und ein wenig getröstet setzte Candamir seinen Weg durch den Laderaum fort. Er war zweimal gestürzt, ehe er seine Schwester erreichte.

»Man muss sich wundern, dass du noch nicht sämtliche Knochen gebrochen hast«, bemerkte sie. Sie hielt ein kleines Kind in den Armen, und auf den zweiten Blick erkannte Candamir, dass es Osmunds Sohn Roric war.

»Alles in Ordnung?«, fragte er.

Asta warf ihm einen ungläubigen Blick zu, nickte dann aber und wies auf Roric, der sie mit weit aufgerissenen Augen anstarrte. Es waren Osmunds Augen. »Seiner Amme ist so elend, dass sie sich nicht um ihn kümmern kann. Wir müssen sehen, wie wir ihn satt kriegen. Ich habe selbst kaum Milch genug für meine Hergild.«

»Irgendwann lässt die Seekrankheit bei jedem nach«, antwortete Candamir zuversichtlich.

Ja, nur bei manchen dauert es Wochen, hätte seine Schwest r

e einwenden können, tat es aber nicht.

Stattdessen tauchte sie den Becher, den sie in der freien Hand hielt, in ein doppelt und dreifach vertäutes Fass und streckte ihn ihm dann entgegen.

»Hier. Trink schnell, ehe alles verschüttet ist.«

Er nahm das Wasser mit einem dankbaren Nicken, kippte jedoch die Hälfte zurück ins Fass, ehe er trank. Von all den lebenswichtigen Gütern an Bord war Wasser das kostbarste und knappste. Er klappte den Fassdeckel zu und 214

sicherte ihn. »Lass es niemals offen.«

»Aber es ist mehr als halb leer. Es kann nichts mehr herausschwappen.«

»Verlass dich nicht darauf.«

Sie sah ihn forschend an und schien sich zu fragen, ob er irgendetwas über diesen Sturm wusste, das er ihr verschwieg. Schützend legte sie dem kleinen Jungen die Hand um den Kopf. »Das eindringende Wasser steigt und steigt. Alle sitzen im Feuchten und werden vermutlich krank.«

»Daran ist nichts zu ändern. Trotzdem, du hast Recht, wir müssen schöpfen. Wir sind ohnehin überladen, und Wasser ist schwer. Ich schicke euch ein paar Männer runter, die euch helfen sollen. Bildet Ketten.«

Sie nickte. Er wollte sich abwenden, doch sie hielt ihn zurück. »Candamir …«

»Was?«

»Wenn du noch einen Augenblick Zeit hast, sei so gut und schau nach Gunda.«

Er runzelte unwillig die Stirn. »Gunda? Was ist mit ihr?«

»Sie ist gestürzt, als das Schiff sich auf die Seite legte, und ein loses Fass ist auf sie gefallen. Jetzt blutet sie.«

»Oh, mächtiger Tyr …«, murmelte Candamir. »Wo ist sie?«

Asta wies auf die Stelle, und Candamir kämpfte sich ohne ein weiteres Wort dorthin vor.

Gunda lag auf zwei durchnässten Decken, und selbst im Halbdunkel konnte man sehen, dass sich das knöchelhohe Wasser um ihren Unterleib rot verfärbt hatte. Die Frau des Schmieds hockte an ihrer Seite, schien weder das gewaltige Schaukeln des Schiffes, noch Wasser oder Kälte zu bemerken und versuchte ohne großen Erfolg, Gunda 215

den Inhalt eines Bechers einzuflößen.

Candamir kniete sich an Gundas andere Seite und nahm ihre Hand.

Das Mädchen wandte den Kopf und sah blinzelnd zu ihm auf. »Das Kind, Candamir. Ich hab solche Angst, es zu verlieren. Ich wollte dir so gern einen Sohn schenken.«

Er wechselte einen Blick mit Asi, die langsam die Schultern hob. »Wir müssen abwarten. Aber es sieht nicht gut aus.«

Candamir legte die freie Hand auf Gundas Gesicht und wischte mit dem Daumen eine Träne weg. Wieder schlingerte das Schiff und hätte ihn um ein Haar auf sie geschleudert. Im letzten Moment fing er sich an der gewölbten Bordwand ab.

»Verschwinde, ehe du auf sie fällst und ihr den Rest gibst«, riet Asi nicht unfreundlich. »Geh schon, Candamir.

Ich tue, was ich kann.«

Er richtete sich auf. »Wir müssen zusehen, dass sie an einen trockeneren Platz kommt«, sagte er zaghaft. Es gab keine wesentlich trockeneren Plätze.

Asi schüttelte den Kopf. »Das kalte Wasser stillt die Blutung. Irgendwann.«

Candamir strich Gunda noch einmal kurz über den Schopf.

»Halt durch. Du wirst noch ein Dutzend Kinder kriegen, du wirst sehen.«

Sie schloss die Augen und nickte.

Bekümmert und entmutigt setzte er seinen Weg fort, legte überall mit Hand an, um die Ladung zu sichern, und erklärte den Frauen und größeren Kindern, dass sie mit Bechern und Krügen das Wasser schöpfen sollten und in Eimer füllen, die eine Kette an Deck befördern musste.

Wieder oben, löste er Osmund am Steuer ab. »Asta hütet deinen Sohn. Er ist wohlauf. Aber wir müssen das Wasser aus dem Laderaum kriegen, sonst saufen wir ab.«

Osmund nickte und kämpfte sich zu den übrigen Männern vor. »Zehn von euch kommen mit mir nach unten, Wasser schöpfen. Und etwas essen, wenn ihr könnt.

In einer St n

u de lösen die nächsten zehn uns ab.«

Hacon, der nicht an Seekrankhei

t litt, war dankbar, dass

er eine Aufgabe bekam. Voller Tatendrang sprang er auf die Füße, und in diesem Moment neigte das Schiff sich so weit nach backbord, dass selbst Osmund glaubte, es sei das Ende, und Hacon ging mit einem gellenden Schrei des Entsetzens über Bord.

Candamir verstieß gegen sein eigenes Gesetz, ließ das Ruder los und stürzte zur Bordwand. Osmund und der Sachse hatten die Sicherungsleine schon gepackt. Sie war so straff gespannt, dass kleine Wasserfontänen von ihr wegspritzten

.

»Vorsichtig!« Candamirs Stimme war heiser vor Furcht.

»Ganz vorsichtig. Sie kann reißen wie ein Wollfaden

…«

Er lehnte sich unvernünftig weit über die Bordwand.

Von seinem Bruder sah er nichts. Mit beiden Händen nahm er die Rettungsleine, und dann zögerte er. Lass los, raunte eine drängende Stimme in seinem Kopf. Lass ihn ertrinken. Wenn du ihn hochziehst, wird er sich in die zwölfköpfige

S

eeschlange verwandeln und dich

vernichten. Du wirst zermalmt und vom schwarzen Schlund verschlungen …

Der Gedanke war ebenso absurd wie übermächtig. Für einen Herzschlag erschlaffte Candamirs Griff, sodass ihm das Seil

um ein Haar entglitten wäre.

Osmund hielt Candamir mit einer Hand am Oberarm, 217

mit der anderen an der Sicherungsleine fest und fragte ruhig:

»Worauf wartest du?«

Austin betete zu seinem Gott und allen Heiligen, deren Namen ihm einfielen, und rief zwischendurch: »So beeil dich doch, Herr! Er wird ertrinken!«

Candamir schüttelte den Kopf, um sich von der lähmenden Vision zu befreien. Dann nahm er sich zusammen. Den linken Fuß fest unter eine Ruderbank geklemmt, zog er Stück um Stück, und als der nächste Brecher über sie hinwegrollte und das Schiff sich wieder neigte, sahen sie für einen Moment Hacons dunklen Schopf auf dem Wasser treiben. Keine Spur von einem Seeungeheuer.

»Jetzt kommt her und fasst mit an!«, brüllte Candamir über die Schulter.

Austin kroch auf Händen und Füßen neben ihn, packte das Seil mit beiden Händen und zog mit aller Kraft, die seine Furcht ihm verlieh. Osmund hielt jetzt Candamirs Beine umklammert, damit der nächste Brecher nicht auch ihn von Bord spülte.

Sie zogen Hacons Oberkörper aus dem Wasser.

Candamir beugte sich so weit vor, wie Osmund zuließ, reckte den linken Arm mit einem wü e t nden Knurren und

bekam Hacons Gewand am Halsausschnitt zu fassen.

»Zieh, Sachse!«, befahl er, und der Knecht stemmte sich mit den Füßen gegen die Bordwand und zerrte.

Dann endlich konnte Candamir den Arm um den Brustkorb seines Bruders schlingen und ihn zurück über die Bordwand hieven.

Keuchend und triefend nass lagen sie auf Deck.

Candamir hielt Hacon in den Armen und strich ihm mit der Linken über den Schopf. Unablässig prasselte der 218

Regen auf sie nieder, mit solcher Gewalt, dass jeder Tropfen sich wie ein spitzer Kiesel anfühlte. Hacon hatte die Augen geschlossen und rührte sich nicht.

»Lebt er?«, fragte Osmund. Er musste brüllen. Es war unfassbar, welch ein Getöse die See angestimmt hatte.

»Keine Ahnung«, keuchte Candamir. »Nimm das Steuer, Osmund.«

Osmund nickte und verschwand.

Candamir kniff die Augen zu. *Lasst ihn mir,* flehte er die Götter an. Nehmt, was ihr wollt, nehmt mein Schiff, aber lasst mir meinen Bruder …

Hacons Leib krümmte sich plötzlich. Der Junge hustete erstickt und schlug panisch um sich, noch ehe er die Augen öffnete.

Candamir hielt ihn noch ein bisschen fester. »Schsch«, machte er. »Es ist gut. Alles ist gut, Hacon. Du bist in Sicherheit.«

Hacon hörte auf, sich zu sträuben. Einen Moment starrte er Candamir mit schockgeweiteten Augen an, dann vergrub er das Gesicht an dessen Brust.

So verharrten sie ein paar Atemzüge lang. Schließlich richtete Candamir sich auf und nahm das Gesicht des Jungen in beide Hände. »Alles in Ordnung?«

Hacon nickte langsam. »Ich … ich war sicher, ich würde sterben. Es war, als hätte ein Seeungeheuer mich verschluckt.«

Candamir schauderte. Er fand nichts zu sagen. Es geschah nicht oft, dass die Zuversicht ihn im Stich ließ, aber die Furcht wollte einfach nicht weichen, und er fragte sich zum ersten Mal, ob sie nicht alle ins Verderben segelten, ob es nicht doch weiser gewesen wäre, in Elasund zu bleiben und sich mit dem zu begnügen, was 219

die Götter ihnen dort beschieden hatten.

Acht Tage und Nächte trieb der Sturm sein grausames Spiel mit ihnen. Candamir konnte sich später nur bruchstückhaft an diese Zeit erinnern. Es waren finstere Tage und Nächte. Alle an Bord des *Falken* und der übrigen Schiffe waren ständig bis auf die Haut durchnässt und völlig übermüdet; sie froren und litten Durst, weil sie das Wasser so eisern rationieren mussten. Candamir fühlte sich hoffnungslos überfordert. Alle auf seinem Schiff schienen erwartungs- und auch vorwurfsvoll auf ihn zu schauen, als müsse er ihnen sagen, wie sie ihren Durst stillen, ihrer Erschöpfung Herr werden oder ihrer Todesangst begegnen sollten. Er wusste es auch nicht. Er litt nicht weniger als sie, und die Zweifel an diesem ganzen Unterfangen wogen von Tag zu Tag schwerer.

Ohne Osmund, der nie so große Ansprüche an das Wohlwollen der Götter stellte wie er, hätte Candamir

vielleicht nicht durchgehalten, dachte er später oft.

Osmunds Ruhe und grimmige Entschlossenheit beschämten ihn, sodass er Reserven mobilisierte, von deren x

E istenz er nichts geahnt hatte. Dennoch war Candamir manches Mal versucht, die Sicherungsleine zu kappen und sich von ei e

n m der Brecher davonspülen zu

lassen, damit all dies ein Ende nähme.

Aber auf dem *Falken* ging niemand über Bord oder starb auf andere Art. Als der Mast am fünften Tag endlich umknickte, traf er einen von Osmunds Knechten und brach ihm das Bein. Der Verletzte stahl ein Messer und versuchte, sich die Kehle durchzuschneiden, um sich von seinen Schmerzen zu erlösen, doch Osmund war schneller.

Trotz der tosenden See gelang es ihnen schließlich, den Bruch zu richten und das Bein zu schienen.

Alle an Bord wurden hohlwangig und bleich. Schon als 220

der Mast umfiel, glaubten die meisten, sie seien am Ende und obendrein allein und verlassen auf der tosenden See.

Doch Olaf war ihr Mastbruch nicht entgangen, und endlich gab er das vereinbarte Signal an die Flotte, die Segel einzuholen. Und mitten in der achten Nacht hörte der Sturm einfach auf.

Die Stille war ohrenbetäubend. Die Männer an Deck verharrten wie erstarrt. Es dauerte lange, bis der Erste wagte, den Kopf zu heben. Noch war die Nacht so finster, dass man die Hand vor Augen nicht sehen konnte, und

immer noch prasselte der Regen, aber nach einer Weile riss die schwarze Wolkendecke auf. Ein halber, abnehmender Mond kam zum Vorschein und hier und da ein paar blasse Sterne. Ungläubig richteten sie sich auf, viele traten an die Bordwand und spähten auf die See hinaus. Sie war unverändert aufgewühlt; kurze, tückische Wellen rüttelten das Schiff durch, aber der Wind hatte sich vollständig gelegt, und verglichen mit dem Tosen der vergangenen Tage und Nächte kam ihnen das Rütteln wie ein sanftes Wiegen vor.

»Soll das heißen, es ist vorbei?«, fragte Hacon. Seine Stimme klang ebenso fassungslos wie argwöhnisch. Er traute dem plötzlichen Frieden nicht.

Niemand antwortete ihm. Nach und nach kamen die Frauen und Kinder an Deck, zögernd, manche ängstlich, und sie at e

m ten die frische Nachtluft in tiefen Zügen.

Männer und Frauen, die sich acht Tage lang kaum gesehen hatten, schlossen einander erleichtert in die Arme.

Osmund saß mit dem Rücken an die Bordwand gelehnt, hielt seinen Sohn auf den Knien und wollte ihn gar nicht wieder hergeben. Tjorv und Nori, Candamirs Knechte, trugen Gunda aus dem Laderaum nach oben. Candamir trat hinzu und stellte erleichtert fest, dass sie offenbar 221

weder ihr Kind verloren noch Fieber bekommen hatte. Sie schlief erschöpft und wachte auch nicht auf, als die Sklaven sie behutsam auf ihre Decke legten, aber sie wirkte nicht krank. Candamir setzte sich zu ihr, verschränkte die Arme und betrachtete ihren gewölbten Leib. All das ging in beinah vollkommener Stille vonstatten. Und das ehrfürchtige Schweigen hielt an, während die Leute ihre vertrauten Plätze einnahmen, als fürchteten sie, den Zauber der

plötzlichen Ruhe zu brechen, wenn sie laut redeten. So dauerte es nicht lange, bis die völlig erschöpften Reisenden eingeschlafen waren.

Das zartrosa Licht des Sonnenaufgangs weckte sie. Die salzige Luft war still, die See ruhig und tiefblau. Die Menschen erhoben sich von ihren feuchten Lagern und blickten aufs Meer. Weit entfernt, aber immer noch erkennbar sahen sie vor sich den *Seedrachen* und den *Wettenwolf*. Steuerbord erkannte man noch zwei weitere Punkte, die möglicherweise zwei der anderen Schiffe waren. Ansonsten sahen sie nur das weite blaue Meer, von Horizont zu Horizont. Aber kein Land, so weit das Auge reichte.

»Fünf sind noch da«, murmelte Osmund. »Mehr, als ich zu hoffen gewagt habe.«

Candamir hob kurz die Schultern. »Wer weiß, vielleicht sind die Übrigen auch noch irgendwo in der Nähe.«

»Wenn alle etwas gegessen haben, sollten wir die Ruder besetzen und versuchen, zum *Drachen* aufzuschließen.

Wir müssen uns beraten.«

»Oh, darauf bin ich gespannt«, bemerkte Siward verdrossen.

Osmund warf ihm einen unwilligen Blick zu, aber Siward, dessen Zweifel an dieser Reise nie größer 222

gewesen waren als in diesem Moment, fuhr unbeirrt fort:

»Wir können beraten, bis uns die Luft ausgeht, aber das ändert nichts an den Tatsachen. Der Sturm ist vorbei, und wir haben Olafsland nicht gefunden.«

Bleierne Stille folgte dieser nüchternen Feststellung.

Dann brachen zwei Kinder in Tränen aus, und es dauerte nicht lange, bis die anderen ihrem Beispiel folgten.

»Großartig, Siward«, knurrte Candamir. »Ich hoffe, du bist zufrieden.«

Mütter und Väter waren bemüht, ihre Brut zu beruhigen, dabei sahen ihre Gesichter eher so aus, als seien sie selbst geneigt, in Wehklagen auszubrechen.

Osmund hielt es für das Klügste, für jeden eine sinnvolle Beschäftigung zu finden, und das war alles andere als schwierig. Mastfuß und Kielschwein mussten untersucht und – falls möglich – repariert werden. Das e z rfetzte Segel

war nicht mehr zu retten, ein neues musste angeschlagen werden. Es gab hundert verschiedene Dinge zu tun.

Candamir trat zu Siglind, die an der Backbordwand stand, die Arme auf die Reling gestützt, und nach Süden blickte.

»Alles heil überstanden?«, fragte er.

Sie wandte den Kopf und nickte, ohne zu lächeln.

»Deine Pferde leben noch. Aber nur so gerade eben. Sie müssen dringend ans Licht, die Glieder bewegen und trocknen.«

»Ich weiß. Sobald wir den *Drachen* und den *Wolf* erreicht und die Schiffe vertäut haben. Hab Dank für deine Fürsorge.«

Sie winkte ab. »Ich konnte ja gar nichts tun. Sie sind einfach widerstandsfähig. Ein Wunder, nach dem harten Winter, den ihr hattet.«

Candamir beschloss, ihr lieber nicht zu gestehen, dass er manches Mal gehungert hatte, um vor allem der Stute den einen oder anderen Leckerbissen zukommen zu lassen, und beschränkte sich auf ein Achselzucken. »Und die Schafe?«

Siglind schüttelte langsam den Kopf. »Einige sind verendet.«

»Dann sollten wir die Kadaver schleu i n gst über Bord

werfen.«

Sobald die Sonne am makellos blauen Himmel zu steigen begann, wurde es heiß.

Osmund zog sich das Obergewand über den Kopf und ließ sich die warme Sonne auf den Pelz brennen. Es war ein geradezu köstliches Gefühl, endlich wieder einmal trocken zu sein. Seine Haut hatte eine ungesunde gräuliche Farbe, wo sie nicht von einem roten Ausschlag bedeckt war, und sie fühlte sich seltsam schwammig an. Als die anderen Männer seinem Beispiel folgten, sah er, dass es ihnen allen gleich erging. Zu viel Salz und zu viel Wasser, nahm er an.

Nach einer kargen Mahlzeit aus Dörrfleisch und einem Schluck Wasser für jeden besetzten sie die Ruder, doch Candamir ermahnte die Männer, sich nicht zu verausgaben, denn ganz gleich, wie groß ihr Durst sein würde, niemand konnte auf mehr als einen halben Becher Wasser am Abend hoffen. Nicht zum ersten Mal warnte er alle eindringlich vor der verhängnisvollen Versuchung, Salzwasser zu trinken.

Bedächtig, mit grimmiger Entschlossenheit legten die Männer sich in die Riemen. Es wurde weder gelacht noch gesungen. Auch die Frauen und Kinder waren kleinlaut und still. Sie alle waren dankbar, dem Sturm entronnen zu 224

sein, aber die endlose Weite des Meeres ängstigte sie. Sie hatten nicht die geringste Vorstellung, w o sie sich

befanden. Möglich, dass sie Olafsland in einer der finsteren Sturmnächte passiert hatten, ohne es zu bemerken. Vielleicht steuerten sie geradewegs auf den Rand der Welt zu, fürchteten manche, und nicht einmal die Götter wussten, welche Schrecken sie dort erwarteten.

Gegen Mittag waren aus den beiden Punkten steuerbords zwei Schiffe geworden, und nach und nach kamen auch die übrigen in Sicht. »Die Götter können uns nicht verlassen haben«, sagte Candamir leise zu Osmund. »Alle Schiffe haben den Sturm überstanden. Und wir haben uns wiedergefunden. Kein kleines Wunder, würde ich sagen.«

Osmund nickte und sparte sich die Bemerkung, dass es keinen großen Unterschied machte, ob sie alle zusammen verdursteten oder jeder für sich.

Bald hatten sie den *Wolf* und den *Drachen* eingeholt. Sie vertäuten die Schiffe, um auf die anderen zu warten, die im Laufe des Nachmittags eintrafen. Schließlich glich die kleine Flotte wieder einer hölzernen Insel, die sacht dümpelnd auf dem ruhigen Meer dahintrieb. Die Leute gingen von Schiff zu Schiff und berichteten sich gegenseitig von ihren Erlebnissen während des Sturms.

Vierzehn Menschen waren ums Leben gekommen, über Bord gespült worden oder an Erschöpfung gestorben. Auf dem *Seeadler* war ein Fieber ausgebrochen, das beinah alle an Bord erwischt und ein halbes Dutzend getötet hatte, ausschließlich Kinder. Alle waren ratlos, ausgezehrt und durstig, aber auf dem *Seeadler* war die Verzweiflung am schlim s

m ten.

Gemeinsam mit Siward und Harald begaben sich Osmund und Candamir auf den *Seedrachen* zu einer Beratung.

Olafs einst so prachtvolles Schiff sah genauso mitgenommen aus wie die anderen. Der stolze Drachenkopf am

Achtersteven fehlte.

»Wir haben ihn in der dritten Nacht verloren«, berichtete Jared. Seine Augen waren blutunterlaufen, und er sprach eigentümlich schleppend.

»Bist du krank?«, fragte Osmund seinen Vetter.

Jared schüttelte den Kopf. »Nur müde.«

»Wo ist dein Vater?«, schnauzte Siward. Es klang so barsch, als habe er die Frage schon einmal gestellt und keine Antwort bekommen.

Jared ruckte das Kinn zu dem kleinen Zelt, das am Bug errichtet worden war. »Er schläft. Ich glaube, er schläft zum ersten Mal seit acht Tagen.«

»Nun, dann weck ihn auf. Wir haben ein paar dringende Fragen an ihn«, verkündete Siward grimmig.

Jared schaute ihn kläglich an. »Es ist nicht seine Schuld.

Er hat niemanden gezwungen, mit ihm zu segeln.« Bis auf meine Geschwister und mich, hätte er hinzufügen können, aber das behielt er für sich.

Siward schnaubte verächtlich, und auch Berse der Schiffsbauer war anderer Ansicht. »Verführt hat er uns mit seinen Märchen von der fruchtbaren Insel! Er hat uns verleitet, diese Fahrt ins ngewisse zu wagen, und nun?

U

«

Er breitete wütend die Arme aus und wies zu beiden Seiten auf das leere, öde Meer. »Wir werden alle verrecken, weil wir

auf ihn gehört haben! Er hat …«

»Das reicht«, fiel die alte Brigitta ihm schroff ins Wort.

»Es war der Wille der Götter.«

Doch der Schiffsbauer ließ sich nicht den Mund verbieten. Mit erhobenem Zeigefinger trat er einen Schritt auf sie zu.

»Das sagst du.«

»Das sagt das Orakel«, warf Osmund ein.

Berse beachtete ihn nicht, sprach weiter an Brigitta gewandt. »Vielleicht ist es so, und die Götter wollten, das s

wir zu dieser Fahrt aufbrechen. Aber i s e scheinen nicht zu

wollen, dass wir dieses fremde Land auch erreichen.«

»Gut möglich«, räumte die Alte ungerührt ein. »Aber das wissen wir noch nicht. Spart u

e ch euer Wehgeschrei

für den Moment unseres Untergangs auf, ihr Jammerlappen.« Und weil es eine ihrer liebsten Gewohnheiten war, Öl ins Feuer zu gießen, füge sie hinzu:

»Durin wäre heute gewiss nicht sehr stolz auf seinen Enkel.«

Der Schiffsbauer kniff einen Moment die Augen zu. Die fassrunde Brust hob und senkte sich sichtbar. »Ansgar …

mein Sohn. Er ist ertrunken«, brachte er tonlos hervor.

Niemand wusste etwas zu sagen. Alle senkten die Köpfe, um ihren Respekt für den Toten und die Trauer des Vaters zu bekunden. Hat Berse auch im tobenden Sturm auf den Planken an der Bordwand gekniet?, fragte sich Candamir.

Hat er die dünne Sicherungsleine seines Sohnes in Händen gehalten, starr von Furcht vor dem brüllenden Meer, und die Götter angefleht?

Als Berse sich gefasst hatte, fuhr er leise fort: »Wir haben keinen Tropfen Wasser mehr auf dem *Wellenwolf.*

Wir sind am Ende. Und ich will, dass Olaf mir Rede und Antwort steht.«

»Aber was soll das nützen?«, erkundigte sich Osmund ruhig.

»Nichts, was Olaf uns sagen könnte, wird irgendetwas an der Lage ändern. Wir sollten lieber versuchen …«

»Wer hat dich gefragt«, fuhr Haflad, sein 227

Schwiegervater, ihm über den Mund. »Olaf ist dein Oheim und hat dich durch den Winter gefüttert. Du würdest ihm auch noch die Stiefel lecken, wenn er uns alle an den Rand der Welt führte! Und wenn du mich fragst …«

Der Rest blieb Osmund erspart, denn plötzlich erkundigte sich eine ruhige Stimme hinter ihnen: »Du hast mir etwas zu sagen, Köhler? Oder du, Schiffsbauer?«

Alle fuhren herum. Olaf stand da wie aus dem Boden gestampft. Dunkle Schatten lagen unter seinen Augen, und seine Kleider waren ein wenig ausgefranst, fadenscheiniger als vor der Reise. Doch er wirkte gelassen und eine Spur überheblich wie üblich, schien vollkommen Herr der Lage.

»Ganz recht«, antwortete Haflad. »Ich habe dir etwas zu sagen: Du hast uns in die Irre geführt! Töricht waren wir, deinen Versprechungen zu glauben. Und wir alle werden unsere Dummheit mit dem Leben bezahlen.«

Olaf blieb ungerührt. »Ich habe euch nichts versprochen bis auf die Chance, eine neue Heimat zu finden. Alles andere liegt bei den Göttern.«

»Und nun haben die Götter dich verlassen«, stellte Berse fest.

Jeder, der ihn hörte, schauderte. Es klang so sicher und endgültig. Wie ein Urteil.

Olaf runzelte ärgerlich die Stirn, und seine blauen Augen schienen sich um eine Schattierung zu verdunkeln. »Dich vielleicht, falls sie je mit dir waren, Schiffsbauer. Nach meiner Erfahrung helfen die Götter dem, der sich selbst zu helfen weiß. Der Sturm hat zu früh nachgelassen. Darum müssen wir aus dieser Flaute rudern und einen neuen finden. Ich schlage vor, wir rasten noch zwei Stunden, dann besetzen wir die Ruder.«

Der Schiffsbauer warf die Arme hoch, eine Geste, die 228

gleichermaßen Zorn wie Verzweiflung ausdrückte. »Hast du nicht gehört, was ich sage? Meine Leute können nicht rudern. Sie *verdursten*!«

Ohne ihn aus den Augen zu lassen, sagte Olaf: »Jared.«

Sein Sohn trat zu ihm. »Ja, Vater?«

»Teile unsere Wasservorräte auf. Der *Wellenwolf* und alle anderen Schiffe, die kein Wasser mehr haben, bekommen einen gleichen Anteil.«

»Du hast noch Wasser?«, entfuhr es Candamir.

»Gewiss«, antwortete der erfahrene Seemann. »Während des ganzen Sturms haben wir mit einer Zeltplane Regenwasser aufgefangen und in Fässern gesammelt.

Zwei sind randvoll.« Er wandte sich wieder an den Schiffsbauer und den Köhler. »Ob die Götter mich verlassen haben oder nicht, wird sich herausstellen. Aber heute oder morgen wird keiner von uns an Durst sterben, das steht fest.«

Die See war glatt wie ein Bronzespiegel. Und genau wie ein Spiegel warf sie das Licht der Sonne, die vom blauen Himmel brannte, gleißend zurück.

»Ich wusste nicht, dass es so eine Hitze geben kann«, murmelte Hacon und schnürte die Kordel am Halsausschnitt seines Gewands auf, um es auszuziehen.

Doch Candamir, der am Helm stand, verbat es mit einer Geste. »Lass es an, sonst verbrennt die Sonne dir die Haut.«

Hacon schnitt eine rebellische Grimasse, aber er protestierte nicht. Er saß wieder einmal auf der Ruderbank, die sein Bruder am besten im Auge behalten konnte. Das Rudern bereitete ihm keine großen Schwierigkeiten mehr, aber der Durst quälte ihn. Trotz 229

Olafs Spende hatten sie das Wasser weiterhin eisern rationiert, denn niemand vermochte zu sagen, wie lange es reichen musste. Austin hatte Hacon einen kleinen, runden Kiesel zum Lutschen gegeben. Hacon konnte keine große Linderung feststellen, aber vielleicht, überlegte er, wäre der Durst ohne den Stein noch schlimmer.

Osmund war mit seinen Knechten und einigen anderen Männern unter Deck, um den Mastfuß wenigstens notdürftig zu reparieren. Das dumpfe, tröstliche Geräusch von Hammer auf Holz scholl herauf. Und angesichts der vollkommenen Windstille hatte Candamir angeordnet, die verbliebenen Schafe und seine Pferde für ein paar Stunden an Deck zu holen, damit sie sich bewegen und die Sonne wieder einmal sehen konnten. Zuerst boten die Tiere einen erbarmungswürdigen Anblick. Einige der Schafe waren nicht ohne Hilfe die Rampe hinaufgekommen, und sie torkelten umher, als hätten sie das Laufen verlernt. Doch inzwischen glich das Deck beinah einer Viehweide im Sommer, und der Sachse überlegte, ob er Hacon eigentlich schon die Geschichte von Noah und der Arche erzählt hatte.

Inga und einige weitere junge Mädchen und Knaben gaben jedem der halb verdursteten, abgemagerten Tiere einen halben Becher Wasser.

Siglind saß achtern auf den Planken, hatte einen Arm um die angezogenen Knie geschlungen und ließ sich von der allgemeinen Geschäftigkeit nicht anstecken. Sie schien durchaus zufrieden damit, einfach gar nichts zu tun.

Blinzelnd schaute sie aufs glitzernde Wasser hinaus und fragte Candamir: »Du kennst dich aus mit der südlichen Sonne?«

Er hob die Schultern. »Ich bin mit meinem Vater einmal bis zu dem Land gesegelt, das Aquitanien heißt und das im Sommer so braun und verdorrt ist, dass man glaubt, dort

könne niemals wieder etwas wachsen. Aber es war immer windig, darum merkte man gar nicht, wie die Sonne stach.

Meines Vaters Vetter verbrannte sich so schlimm, dass die Haut sich abschälte. Dann bekam er Fieber und starb.«

Siglind nickte. »Aquitanien …«, murmelte sie beinah verträumt. »Ich habe einmal Seide gekauft, die daher stammte.«

Candamirs ohnehin schon ausgedörrte Kehle wurde noch ein bisschen trockener, als er sie sich in einem Seidenkleid vorstellte. Im letzten Moment hielt er sich davon ab, sie nach der Farbe zu fragen. Stattdessen sagte er: »Wir haben auch Seide dort gekauft. Und Wein. Hauptsächlich getauscht, für Pelze. Die Leute da unten sind ganz versessen auf Hermelin und Biber. Seltsam, wo es dort doch so warm ist.« Seide und Wein hatten sie auf dem Heimweg in den großen Häfen wieder verkauft.

»Wo sonst bist du gewesen?«, fragte sie neugierig.

Aber er schüttelte den Kopf. »Das war meine einzige weite Fahrt. Meist ließ Vater mich daheim, um Haus und Hof zu hüten.« Er sagte es leichthin und bemühte sich um eine ausdruckslose Miene.

Aber Siglind durchschaute ihn. »Ich könnte mir vorstellen, dass dir das nicht gefallen hat.«

Ein wehmütiges kleines Lächeln stahl sich in Candamirs Züge. Jedes Frühjahr, seit er alt genug gewesen war, um mit in die Fremde zu segeln, hatte er sich einen wüsten Streit mit seinem Vater geliefert, der sich oft tagelang hinzog, aber immer mit dem gleichen Ergebnis endete.

»Mein Vater hatte seine unfehlbaren Methoden, mich von der Weisheit seiner Entschlüsse zu überzeugen«, bemerkte er trocken.

Siglind erwiderte das Lächeln. »So wie alle Väter.«

»Oder Brüder«, murmelte Hacon vor sich hin. Candamir 231

sah ihn scharf an. »Wie war das?«

»Oh, nichts, gar nichts«, versicherte Hacon mit unschwer durchschaubarer Unschuldsmiene, und Candamir dachte flüchtig, dass aus seinem einst so fügsamen kleinen Bruder allmählich ein Flegel wurde.

Am frühen Nachmittag war der Mast des *Falken* wieder aufgerichtet, aber das nützte ihnen wenig, denn immer noch regte sich kein Lüftchen. Allein mit Hilfe der acht Riemenpaare bewegten sie das Schiff, und Candamir ließ die Ruderer alle zwei Stunden ablösen, denn es war Knochenarbeit, noch dazu in der Hitze und ohne ausreichend Wasser. Sie kamen langsamer als Schnecken voran, so schien es ihnen, und als die Sonne tief im Westen stand, war das Meer noch genauso leer wie am Morgen. Der Himmel bewölkte sich, und die Hitze wurde feucht und drückend. Immer noch kein Windhauch.

Schließlich begann ein lautloser, sachter Regen zu fallen.

Sie folgten Olafs Beispiel, spannt n e die größte Zeltplane,

die sie hatten, um das Wasser aufzufangen und in einem Fass zu sammeln. Viel war jedoch noch nicht zusammengekommen, als der Regen nachließ und schließlich ganz aufhörte.

Siward starrte allenthalben in die Ferne und wurde immer grimmiger und wortkarger. Seine jüngeren Kinder, Inga und Wiland, gingen ihm wohlweislich aus dem Wege, doch seine neue Frau, die kaum älter als Inga war, kannte die warnenden Anzeichen noch nicht gut genug, um sie zu

deuten, und handelte sich ein paar Ohrfeigen und eine schroffe Abfuhr ein, als sie sich mit einer bangen Frage an ihn wandte.

Dergleichen war hier ebenso üblich wie in seiner Heimat, wusste Austin, aber es galt als Anzeichen 232

mangelnder Beherrschung, eheliche Handgreiflichkeiten in der Öffentlichkeit auszutragen. Nun, dachte der Sachse seufzend, seit sie zu dieser Reise aufgebrochen waren, gab es praktisch nichts, was nicht öffentlich stattfand. Und doch empfand er Siwards Ausbruch als bedrohlich, und er sorgte sich um die allgemeine Stimmung.

»Dann sind wir schon zwei«, antwortete Candamir leise, als der Knecht ihm sein Unbehagen anvertraute. »Aber es gibt absolut nichts, das wir tun könnten.« Er schaute zu Siward hinüber, der mit seinem älteren Sohn und Schwiegersohn zusammenstand und leise redete. Als der Schmied sich zu der kleinen Gruppe gesellte, fand Candamir sich eigentümlich erleichtert. »Harald wird ihnen Vernunft beibringen«, sagte er zuversichtlich.

»Zumindest wird er es versuchen«, schränkte der Sachse ein.

Candamir hob kurz die Schultern. »Siward ist seit jeher ein Griesgram, und mit dem Alter wird er fei e g . Aber die

Überzahl der Männer hat mehr Verstand. Nur ein Narr konnte glauben, dass diese Reise ohne Rückschläge und Verluste vonstatten gehen würde.«

Der Sachse schwieg einen Moment, ehe er fragte:

»Glaubst du wirklich, Olaf ist so zuversichtlich, wie er sich gibt? Denkst du, er weiß tatsächlich noch, wo wir uns

befinden?«

»Nein und nein«, antwortete Candamir unverblümt.

Als sie bei Einbruch der Dämmerung Halt machten, begaben Siward und die Seinen sich umgehend an Bord des *Wellenwolf.* Candamir und Osmund riefen ein paar Knechte zu sich und brachten mit ihnen die Tiere wieder unter Deck. Die Stute machte die größten Schwierigkeiten.

Als sie merkte, wohin die Reise gehen sollte, wurde sie 233

bockig, legte die Ohren an und begann zu schwitzen. Nori zog ihr mit einem Seilende eins über, um sie gefügig zu machen, worauf Candamir ihm das Seil entriss und seinerseits dem Knecht damit eins überzog, hart genug, dass Nori aufschrie. Candamir schenkte ihm keine weitere Beachtung und sprach beschwichtigend auf das verängstigte Tier ein, bis es ihm vertrauensvoll die Rampe hinabfolgte. Er blieb länger bei ihr und den anderen Tier n e

unter Deck, als nötig gewesen wäre. Er schämte sich seiner Unbeherrschtheit.

»Komm mit nach oben, Candamir«, forderte Osmund ihn auf, der nach der übrigen Ladung gesehen hatte. »Die Hitze lässt gewiss bald nach.«

»Ich bin nicht besser als Siward und Berse«, bekam er zur Antwort. »Ich suche einen Sündenbock für meine Furcht.«

»Ja, na und? Das tun wir alle. Nori hat sich den Gaul ausgesucht, du ihn. So ist die Ordnung der Welt.«

Candamir brummte unzufrieden.

Osmund lehnte sich an den Mast und betrachtete seinen Freund mit zur Seite geneigtem Kopf. »Weißt du, manchmal habe ich den Verdacht, du hörst zu viel auf das Geschwätz deines Sachsen. Immerzu grübelst du. Das sieht dir nicht ähnlich, und es ist schlecht für die Gesundheit.«

»Ja, du musst es wissen«, gab Candamir bissig zurück.

»Wer verstünde mehr vom Grübeln als du?«

Mit einem nachsichtigen Lächeln klopfte Osmund ihm auf die Schulter, und sie gingen wieder an Deck.

Dort trafen sie zu ihrer Verwunderung au f die alte

Brigitta.

»Ich habe mir deine kleine Friesin angeschaut«, erklärte 234

sie Candamir, obwohl er sich die Frage, was sie an Bord seines Schiffes zu suchen habe, mühsam verkniffen hatte.

»Denn von Schwangerschaften versteht dein Sachse, den du für so heilkundig hältst, nun wirklich nichts. Er wird ja schon rot, wenn man das Wort nur erwähnt. Sie hat Glück gehabt, deine Gunda, weißt du. Du solltest den Göttern danken, dass sie dein Balg nicht verloren hat und verblutet ist.«

Er nickte knapp, sagte jedoch: »Ich spare mir meinen Dank an die Götter bis zu der Stunde, da Gunda mitsamt Balg und alle an Bord meines Schiffes wieder festen Boden unter den Füßen haben.«

Sie lächelte humorlos. »Das kann schneller geschehen, als du glaubst.«

»Du meinst den Meeresboden«, tippte Candamir.

Brigitta gackerte anerkennend. »Manchmal bist du doch ein heller Kopf. Aber sieh nicht so schwarz, wir haben genug hasenherzige Schwarzseher unter uns.«

Candamir konnte ebenso scharfzüngig sein wie Brigitta, wenn er sich dazu entschloss. »Deinen Sohn Haflad etwa«, bemerkte er.

Die alte Frau war nicht beleidigt. »Nur zu wahr. Komm mit hinüber auf den *Drachen.* u D auch, Osmund. Bringt

den Schmied mit. Olaf will sich mit euch beraten, aber ohne Siward und Berse.«

Olaf bat sie unter Deck. »Es ist eng und dunkel, und es riecht fürchterlich«, warnte er sie vor. »Aber dort hört nicht jeder, was wir besprechen.«

Er postierte Jared an der vorderen, den stummen Turonländer an der hinteren Luke, um zu verhindern, dass irgendwer ihnen nachschlich.

235

»Du traust diesem verfluchten *Turonländer?* « , fragte Candamir ungläubig.

Olaf zuckte mit einem kleinen Lächeln die Achseln.

»Nun, zumindest ist er der verschwiegenste meiner Knechte. Mit Abstand. Aber wäre ich töricht genug, je einem Sklaven zu trauen – etwa so wie du, Candamir –, dann käme der Turonländer am ehesten in Frage, ob du’s glaubst oder nicht. Er ist mir inzwischen sehr ergeben.«

Das sah auf den Kalten Inseln aber noch ganz anders aus, dachte Candamir gallig, doch er schluckte es hinunter.

»Ich sage euch offen, wie die Dinge stehen«, begann Olaf gedämpft, als sie in der breiten Mitte des Laderaums stehen geblieben waren. »Die Gewässer, in denen wir uns im Augenblick befinden, sind auch mir unbekannt. Ich weiß nicht, wo wir sind.«

Harald der Schmied verschränkte seine keulengleichen Arme. Seine Miene war sehr ernst, aber nicht feindselig.

Und das war verwunderlich, fuhr es Candamir durch den Kopf, denn der Streit zwischen Harald und Olaf um das angeblich schadhafte Schwert war nie wirklich beigelegt worden. Welch ein weiser Mann der Schmied war, dass er den alten Groll in dieser Stunde der Not außer Acht lassen konnte.

Osmund lehnte mit der Schulter an der Bordwand. Sein Gesicht gab absolut nichts preis.

E

» s bleibt uns nichts anderes übrig, als weiterzurudern, bis wir wieder Wind bekommen«, meinte Candamir. »Der Sturm hat nicht lange genug angedauert, wie du gesagt hast. Aber wir sind auf dem richtigen Kurs, also müssen wir früher oder später zu deiner Insel kommen.«

Olaf deutete ein Kopfschütteln an. »Die Wahrheit ist, ich weiß nicht, ob wir noch auf dem richtigen Kurs sind.

Möglicherweise ja. Ebenso gut kann es sein, dass der 236

Sturm uns zu weit nach Süden abgetrieben hat und die Insel jetzt nordöstlich von uns liegt. Ich weiß es einfach nicht«, wiederholte er.

Olafs Stimme klang ruhig, keine Spur von Verzweiflung lag darin. Aber als Candamir die Tragweite dieses Eingeständnisses bewusst wurde, spürte er Furcht wie einen nadelspitzen Eiszapfen im Bauch. Sie hatten sich also verirrt auf dem weiten, endlosen Meer. Sie konnten nicht zurück, weil niemand wusste, wo genau »zurück«

lag, aber wenn sie weiter in südwestlicher Richtung ruderten oder segelten, konnten sie alle verdurstet sein, ehe sie auf irgendein Land stießen. »Also sind wir verloren?«, fragte er. Er war dankbar, dass es ihm gelang, so nüchtern zu klingen.

Olaf sagte weder ja noch nein. »Nun, es gibt vielleicht einen Weg, unsere Insel noch zu finden, wenn wir nicht allzu weit von ihr entfernt sind.« Er brach ab, machte aus seinen Zweifeln keinen Hehl mehr. Höchst ungewöhnlich für Olaf, der sonst immer so darauf bedacht ist, seine Stellung zu wahren, dachte Candamir unbehaglich.

»Willst du nicht weitersprechen, Onkel?«, fragte Osmund höflich. »Was für eine Möglichkeit ist das?«

»Die Raben«, antwortete Olaf.

Brigitta schwante nichts Gutes. »Raben?«

Olaf nickte. »Dir muss ich nicht erklären, welch kl g u e

Vögel es sind, nicht wahr? Sie können Land finden. Wir müssen deine Raben aussenden, Brigitta. Einen nach Südwesten, falls wir noch auf dem richtigen Kurs sind –

was ich glaube. Einen nach Nordwesten, falls wir die Insel östlich passiert haben; einen nach Nordosten, falls wir im Westen an ihr vorbeigetrieben sind. Die Raben, die kein Land finden, werden zurückkommen. Dem, der nicht zurückkehrt, müssen wir folgen.«

»Und was ist, wenn keiner zurückkommt?«, fragte die alte Frau. Ihre Stimme klang ungewohnt schrill.

Olaf breitete kurz die Hände aus. »Damit sollten wir uns erst befassen, wenn es geschieht.« Was wohl hieß, dass er dann endgültig am Ende seiner Weisheit wäre, mutmaßte Candamir.

Brigitta antwortete nicht gleich. Sie glitt einen Schritt zurück, sodass die Männer den Ausdruck ihres mageren, zerfurchten Gesichts nicht mehr richtig erkennen konnten.

»Brigitta«, hob der Schmied behutsam an. »Jedem hier ist bewusst, wie du an deinen Raben hängst …«

»Was willst du damit sagen, ich *hänge* an ihnen?«

,

unterbrach sie ihn schneidend. »Sie sind weise. Sie sind Odins Vögel. Sie …« Sie brach unvermittelt ab.

»Sie sind dir heilig, ich weiß«, fuhr Harald für sie fort.

»Aber wir brauchen sie. Es sei denn, du denkst, dass ein Orakel uns weiterhelfen kann.«

Sie kam wieder näher und schüttelte ohne zu zögern den Kopf. »Ein Orakel würde nichts nützen. Wir wüssten ja nicht einmal, welche Fragen wir stellen sollten.«

Alle schwiegen. Schließlich nickte die alte Frau. »Geht weg. Wartet oben. Ich bringe sie euch, ehe es hell wird.«

Sie umfasste die Ellbogen mit den Händen und starrte stur zu Boden, schaute auch nicht auf, als die Männer betreten

zur Luke schlichen.

Die Nacht war kühl, aber seltsam stickig. Mit brennenden Augen schaute Candamir zum Mond auf, der milchig durch eine dünne Wolkenschicht schien. Er war müde, aber er wusste, dass er keinen Schlaf finden würde.

Unruhig schlug er die Decke zurück, die er mit Gunda teilte, drehte sich auf die Seite und betrachtete seine 238

friesische Sklavin. Sie schlief selig, eine Hand unter der Wange, die Lippen leicht geöffnet. Nur zu gern hätte er sie geweckt. D s

a hatte er oft getan auf dieser Reise, meist zu später Stunde, wenn alles an Bord schlief. Andere Paare waren nicht so zurückhaltend, trieben alles Mögliche im unzureichenden Schutz ihrer Decken, sobald es auch nur halbwegs dunkel war. Candamir war untypisch schamhaft geworden, seit Siglind an Bord war, wenngleich gerade ihre Anwesenheit es war, die ihn nötigte, Gunda um den Schlaf zu bringen. Doch Brigitta hatte ihm unverblümt gesagt, er müsse die kleine Friesin fortan zufrieden lassen, wenn er das Kind wolle. Also war ihm dieser gewohnte, einfache Weg, seinem Geist mitsamt seinem Körper Erleichterung zu verschaffen, vorerst versperrt. Das ärgerte ihn, erfüllte ihn mit einem dumpfen, unbestimmten Zorn auf Gunda, wenngleich ihm klar war, dass sie überhaupt nichts dafür konnte. Verdrossen wälzte er sich auf die andere Seite und entdeckte Osmunds hoch aufgerichtete Gestalt achtern an der Backbordwand. Leise stand er auf und gesellte sich zu ihm.

»Ich bin also nicht der Einzige, den der Schlaf flieht«, bemerkte er.

Osmund wandte ohne Eile den Kopf. »Und wir sind nicht allein«, antwortete er ebenso gedämpft und trat einen

Schritt beiseite. Erst jetzt entdeckte Candamir Siglind, die neben Osmund stand, die Arme auf die Reling gestützt.

»Oh, tut mir Leid«, murmelte Candamir. Er war verlegen und spürte gleichzeitig einen unmissverständlichen Stich, der ihn nicht wenig beunruhigte.

Siglind wies nach Osten. »Dort klart es auf. Wir haben die Sterne angesehen«, berichtete sie. Wenn sie bemerkte, wie unbehaglich den beiden Freunden plötzlich war, ließ sie es sich jedenfalls nicht anmerken.

Candamir nickte, tauschte einen Blick mit Osmund und lächelte fast wider Willen. »Deine Spezialität. Die Sterne, meine ich.«

Osmund winkte bescheiden ab. »Siglind kennt mehr mit Namen als ich.«

»Das hat mein Vater mir beigebracht«, erklärte sie. »Er war ein großer Seefahrer. Er wusste alles über die Sterne.

Trotzdem stach er nie ohne zwei oder drei Raben in See.

Sie haben ihm mehr als einmal aus der Klemme geholfen.«

»Du weißt es also«, stellte Candamir fest.

Siglind nickte. »Dass wir den Kurs verloren haben? Ja.«

»Ich habe es ihr gesagt«, erklärte Osmund, und er schien untypisch erpicht a

d rauf, diese Indiskretion zu

rechtfertigen.

Doch ehe Candamir noch entschieden hatte, was er darauf erwidern sollte, sagte sie: »Nun, damit war zu rechnen, nicht wahr?

a

W s sonst soll man erwarten, wenn

man sich einem Sturm anvertraut?«

»Und doch bist du mit uns gekommen«, bemerkte Candamir.

Es war einen Moment still, ehe sie mit einem kleinen Seufzer erklärte: »Alles schien besser, als zu bleiben, wo ich war. Ich muss allerdings gestehen, dass mir heute Nacht gewisse Zweifel an der Weisheit meiner Entscheidung kommen.«

Die beiden Männer lachten leise. »Dein Vater ist also zur See gefahren?«, fragte Osmund dann. »War er Kauffahrer?«

Sie schüttelte den Kopf. »Cnut unterhält eine Flotte, die auf Raubzüge gegen die Schotten und die Angelsachsen zieht. Kriegsschiffe mit zwanzig Ruderpaaren.«

»Gut, dass sie nicht im Hafen lagen, als wir dorthin kamen«, bemerkte Candamir. »Sie hätten uns mühelos eingeholt.«

»Sie liegen auf der anderen Seite im Westen der Insel«, erklärte Siglind.

Natürlich, ging ihnen auf: die Seite, die Britannien zugewandt lag.

»Die Könige von Schottland und Northumbria würden es sich gewiss etwas kosten lassen, wenn jeman d ihnen

diese ständige Bedrohung vom Hals schaffen könnte«, fuhr Siglind scheinbar leichthin fort.

»Du meinst, wir sollten umkehren?«, fragte Osmund erstaunt.

Sie nickte. »Ihr solltet es zumindest erwägen. Auch wenn wir nicht wissen, wo wir sind, müssten wi r doch

irgendwann in bekannte Gewässer kommen, wenn wir von hier aus nach Nordosten segeln. Vielleicht wäre das die bessere Lösung, als hier umherzuirren und eine Insel zu suchen, von der niemand weiß, wo genau sie liegt.«

»Vielleicht«, stimmte Candamir kühl zu. »Aber vielleicht bist du auch nur auf der Suche nach ein paar Narren, die du zum Werkzeug deiner Rache an deinem Gemahl machen kannst.«

Osmund bedachte ihn mit einem missfälligen Blick, aber Siglind hob lediglich die Schultern, schaute wieder aufs Meer und murmelte: »Wer weiß. Womöglich ist es so.«

Bei Morgengrauen standen sie immer noch zu dritt an der Reling und wurden Zeugen, wie Brigitta und Olaf die drei Vögel auf den Weg schickten. Unter empörtem Gekrächze flog ein jeder davon, und bald waren die schwarzen, geflügelten Gestalten mit der bleigrauen Dämmerung verschmolzen. Beklommen schauten sie ihnen nach.

Kurz darauf erwachten die Reisenden an Bord der neun Schiffe, aber nicht alle erhoben sich und begannen das Ritual des neuen Tages. Viele waren so matt vor Durst, dass sie einfach auf ihren Decken liegen blieben und der aufgehenden Sonne entgegenblinzelten.

Osmund und Candamir gingen von Gruppe zu Gruppe und erklärten, dass sie heute hier rasten würden.

»Rasten?«, fragte Siward argwöhnisch. »Wieso rasten?«

Candamir antwortete nicht, sondern s ah auf Siwards

junge Frau hinab, deren Namen er sich einfach nicht merken konnte. Sie warf sich stöhnend auf ihrer verschwitzten Decke hin und her. Ganz offensichtlich litt sie an Fieber, und sie hatte sich erbrochen. »Was ist mit ihr?«, fragte Candamir.

Siward hob beide Hände. Mitgefühl und eine Art dumpfer Verzweiflung lagen in seinem Blick, als er seine Frau anschaute. »Salzwasser«, erklärte er. »Sie hat Salzwasser getrunken.«

Wortlos legte Candamir ihm die Hand auf den Arm, aber Siward schüttelte sie wütend ab. »Das ist die zweite Frau binnen sechs Monaten, die ich verliere, Candamir. Und beide Male trägt dieser Schuft Olaf die Schuld daran!«

»Siward, das ist einfach nicht wahr …« Candamir entdeckte seine Schwester in der Nähe und winkte sie zu sich. »Asta, hol den Sachsen her. Schnell.« Als sie davongeeilt war, fuhr er an Siward gewandt fort: »Ich bedaure dein Unglück. Aber es ist sinnlos, einen Schuldigen finden zu wollen. Und verantwortungslos …«

» *Er* hat damals verhindert, dass wir den Turonländern folgen«, unterbrach der ältere Mann mit unterdrückter Heftigkeit.

»Und jet t

z hat *er* uns in diese aussichtslose Lage gebracht.«

Candamir wusste, es war zwecklos, weiter auf ihn einzureden. So war er aus mehr als einem Grund erleichtert, als der Sachse zu ihnen trat, ehrerbietig das Haupt vor Siward neigte und sich neben dessen Frau kniete. Er nahm ihre Hand und legte ihr die Linke auf die Stirn. »Britta, kannst du mich hören?«

Britta, natürlich, dachte Candamir. Wenn der Sachse, der doch durch Frauen im Allgemeinen hindurchzuschauen schien, ihren Namen wusste, warum dann er nicht?

Sie reagierte nicht, schien höchstens noch unruhiger zu werden.

Austin schaute mit gerunzelter Stirn zu Candamir auf.

»Wir können nicht viel tun, Herr. Das Einzige, was sie retten könnte, wäre Wasser. Und zwar viel Wasser. Aber auch dann ist keinesfalls sicher, dass sie es schafft.«

Candamir dachte kurz nach und wies ihn dann an: »Stell fest, wie viel Wasser wir noch haben und wie viel jeder heute noch bekommen könnte. Dann frage, wer bereit ist, Britta seinen Anteil abzutreten. Bring her, was du zusammenbekommst, mit meiner Ration kannst du anfangen. Dann gehst du auf die anderen Schiffe und fragst dort.«

Der Sachse nickte und eilte davon.

Siward hatte beschämt den Kopf gesenkt. »Danke, Candamir.«

Der junge Kapitän winkte ab. »Lass uns abwarten, ob es etwas hilft. Aber wenn du mir deinen Dank bekunden willst,

Siward, dann trag das Deine dazu bei, böses Blut zu vermeiden.«

Doch Siward war zu verzweifelt, um Einsicht zu zeigen.

Er blieb in der Nähe seiner kranken Frau, schaute abwechselnd auf sie hinab und dann nach Nordosten und sprach halblaut von Elasund, der Schönheit seiner Wälder
243

und Wiesen, von Robbenherden und Fischschwärmen und allem, was sie aufgegeben hatten. Viele, die ihn hörten, glaubten die Torheit ihres Aufbruchs nun zu erkennen.

Austin bettelte eine ansehnliche Menge Wasser zusammen

– ob es der Großherzigkeit der Elasunder oder der Wortgewandtheit seines Sklaven zu verdanken war, vermochte Candamir nicht zu entscheiden –, doch am Mittag war Brittas Zustand unverändert.

Binnen einer Stunde während der heißesten, drückendsten Zeit des Tages kehrten zwei der Raben zurück. Einzig Brigitta war beglückt, sie zu sehen. Alle anderen verfolgten ihre Ankunft teils mit bangen, teils mit finsteren Blicken. Und als bei Einbruch der Dämmerung auch der dritte zurückkam, Skuld, der nach der Norne der Zukunft benannt war und den Olaf zuversichtlich nach Südwesten geschickt hatte, erhob sich ein bedrohliches Raunen auf den Schiffen, die rund um den *Seedrachen* festgemacht hatten, und angeführt von Berse und Siward zogen die Männer und eine Hand voll Frauen zu Olaf, um ihrem Unmut und ihrer Angst Luft zu machen.

Candamir fühlte sich wie betäubt. Unverwandt starrte er auf den großen, hässlichen Vogel, der auf Brigittas knochiger Schulter saß und mit erhobenem Kopf und geschwellter

Brust aufgeregt krächzte, als habe er etwas Großartiges zu verkünden. Doch allein seine Rückkehr bewies, dass er seine Mission nicht erfüllt hatte. Keiner der Raben hatte Land gefunden. Candamir senkte den Kopf. Seine Arme, all seine Glieder kamen ihm bleischwer vor. Er wollte niemanden ansehen, vor allem seinen Bruder und seine Schwester nicht. Er hatte sie ins Verderben geführt, musste er erkennen, und die Einsicht lahmte ihn.

244

Osmund legte ihm eine Hand auf den Arm und rüttelte ihn unsanft. »Komm, Candamir.«

Unwillig schaute er auf. Er musste blinzeln. Das trübe Abendlicht erschien ihm eigentümlich grell. »Wohin?«

»Zum *Drachen.* «

»Aber …«

»Komm schon«, unterbrach Osmund drängend, hob Candamirs Waffen vom Boden auf, wo sie seit Tagen unbeachtet nahe seines Lagers gelegen hatten, und streckte sie ihm entgegen. Langsam, mit mechanischen Bewegungen legte Candamir seinen Schwertgürtel an und folgte Osmund zu Olafs Schiff hinüber.

»Gib wenigstens zu, dass du am Ende bist!«, verlangte der gnomenhafte Schiffsbauer.

Olaf stand am Helm, obgleich das Schiff derzeit keines Steuermanns bedurfte. »Da ich hier stehe und atme, bin ich noch nicht am Ende, Berse«, entgegnete er.

»Aber du weißt nicht, wie es weitergehen soll«, konterte Haflad.

»Wenn ihr i

m r eine Stunde Ruhe ließet, um darüber nachzudenken, würde mir vielleicht etwas einfallen.«

Wie furchtlos er ist, dachte Candamir. Er hatte Olaf nie sonderlich gemocht, hatte nie das Gefühl abschütteln können, dass sich unter den feinen Kleidern und der gelassenen Überheblichkeit irgendetwas Finsteres verbarg, ganz gleich, was Osmund sagte. Aber jetzt kam er nicht umhin, die Unerschrockenheit dieses Mannes zu bewundern. Denn es war nicht zu übersehen, dass die aufgebrachten, verzweifelten Männer gefährlich waren.

»Es gibt nichts zu bedenken«, entgegnete Siward kategorisch. »Unsere einzige Hoffnung ist umzukehren.«

Olaf verzog verächtlich einen Mundwinkel. »Das ist ein großartiger Vorschlag. Der Wind, falls er je wiederkommt, würde uns genau ins Gesicht blasen. Und wir alle würden verdursten, lange bevor wir irgendeine Küste erreichen.«

»Du hast Recht«, murmelte Berse. »Wir alle werden verdursten, so oder so. Und ich würde zu gern hören, wie du den Ahnen erklären willst, dass du deine Sippe, deine Nachbarn, ja, dein ganzes Dorf auf dem Gewissen hast.«

»Auch das werde ich mir erst dann überlegen, wenn es so weit ist«, beschied Olaf mit einem spöttischen Lächeln, das ein zorniges Gemurmel hervorrief. Die Gesichter wurden finster. Vielleicht dreißig Männer hatten sich von den anderen Schiffen hier eingefunden, eine Schar verhärmter, geschwächter Menschen, und dennoch wirkten sie bedrohlich.

Siward trat noch einen Schritt näher auf Olaf zu. »Meine Frau ist bereits so gut wie tot. Und wie lange sollen wir anderen noch durchhalten? Ohne Wasser und verloren auf dem Meer? Wir alle werden sterben. Und weil wir das allein dir zu verdanken haben, gebührt dir die Ehre, der Erste zu sein …« Er legte die Rechte an das Heft seines Schwertes.

Osmund und Jared bewegten sich gleichzeitig, und noch ehe Siward und der Schiffsbauer ihre Klingen gezogen hatten, standen sie Schulter an Schulter mit Olaf.

»Bevor i

hr ihn bekommt, werdet ihr uns erschlagen müssen«, erklärte Osmund ruhig.

Berse hob die Waffe und ließ einmal die Schultern kreisen.

»Das täte mir Leid, aber es wird mich nicht abhalten.«

Berses überlebender Sohn und der widerwärtige Köhler standen plötzlich links und rechts von ihm, die Schwerter in Händen.

Candamir betrachtete die Szene fassungslos. Dies waren Menschen, die er sein ganzes Leben lang kannte. Und immer hatten sie eine Gemeinschaft gebildet. Sie hatten sich gestritten, oft genug auch geprügelt, aber wenn es darauf ankam, hatten sie immer zusammengestanden. Jetzt spalteten sie sich in zwei Lager, und ihm wurde ganz schwindelig bei dem Gedanken, wie viele Blutfehden daraus entstehen würden, wenn sie mit gezückten Klingen aufeinander losgingen. Nicht, dass das noch eine Rolle spielte. Niemand würde lange genug leben, um diese Fehden auszutragen. Und mit diesem Gedanken trat er an

Osmunds Seite. Fast gleichzeitig schloss der Schmied sich ihnen an. Aber sie waren nur fünf gegen beinah drei Dutzend.

»Besser, ihr tretet beiseite«, riet der Schiffsbauer Osmund und Candamir, und es klang wie die Stimme der Vernunft.

»Dieser Schurke ist es nicht wert, dass ihr ihn schützt.«

Nein, da hast du vermutlich Recht, fuhr es Candamir durch den Kopf, aber er sagte nichts, sondern zog sein Schwert. Siward zückte seinen Dolch und trat noch einen Schritt näher.

»Es tut mir Leid«, bekannte er und schaute erst Harald, dann Osmund und schließlich Candamir in die Augen.

»Aber er hat uns in eine Lage ohne Hoffnung geführt.

Auch deinen Sohn, Osmund, deine Geschwister, Candamir. Es ist nicht recht, dass ihr euch auf seine Seite stellt.«

»Doch. Es ist recht«, widersprach Osmund bedächtig.

»Denn Candamir und ich haben ebenso für diese Fahrt geworben wie Olaf. Unrecht ist hingegen, was ihr tut, denn ihr alle seid aus freien Stücken mitgekommen und kanntet das Risiko.«

Fünf weitere Männer traten mit gezückten Waffen hinzu.

Mit einem grimmigen Lächeln nickte Berse der Verstärkung zu und räumte Osmund, Candamir und Harald dann eine allerletzte Chance ein: »Entscheidet euch. Entweder ihr seid für uns oder gegen uns. Also?«

Candamir zog den Sax mit der Linken, hielt nun in jeder Hand eine Waffe. Er vernahm ein vertrautes Rauschen in seinem Kopf, das sich immer einstellte, wenn er vor einem Kampf auf Leben und To

d stand. Vermutlich war es sein

eigenes Blut, das er in den Adern hörte, mutmaßte er, und das bald über die ausgebleichten Planken des Achterdecks fließen würde. Aber es war gut so. Ein schnelles Ende.

Ehrenhaft. Wenn irgendwer übrig blieb, um davon zu berichten, würde vielleicht gar ein Lied darüber gedichtet werden. So oder so, es war besser, als elend zu verdursten.

Er schenkte Berse ein entwaffnendes Lächeln. »Was würdest du sagen, wonach sieht es aus?«

Berse verengte die Augen und hob das Schwert mit beiden Händen.

»Oh, bei Freyjas großen Mutterbrüsten …«, rief Brigitta plötzlich. Ihre Stimme war so durchdringend, dass alle zu ihr herumfuhren. Sie hatte den linken Arm ausgestreckt und wies nach Nordosten. Der Rabe Skuld hockte reglos auf ihrer Schulter und starrte in dieselbe Richtung. »Da, seht doch!«, stieß die alte Frau hervor. »Es ist noch nicht vorbei!«

Alle Blicke wandten sich in die Richtung, die sie ihnen wies.

»Ah.« Olaf lachte leise. »Da ist er ja wieder, mein Stur .«

m

Selbst die Unerfahrensten unter ihnen sahen auf einen Blick, dass das Unwetter, welches da herangerast kam,

etwas bislang Unbekanntes war, etwas, das den achttägigen Sturm wie eine sanfte Brise aussehen lassen würde.

Candamir steckte seine Waffen ein und drängte sich durch die Phalanx der Männer, die ihn gerade noch hatten töten wollen. »Los, los, bewegt euch! Jeder auf sein Schiff! Kappt die Taue, wir müssen die Schiffe auseinander bringen, sonst zerschmettern wir uns gegenseitig.«

Leichtfüßig sprang Osmund auf den *Falken* hinüber.

»Frauen und Kinder unter Deck. Siglind, Asta, gebt den anderen ein Beispiel und macht den Anfang.«

Alle an Deck des *Seedrachen* stoben auseinander, kehrten überstürzt auf ihre Schiffe zurück und trafen ein paar hastige Vorbereitungen, ihr Blutdurst war völlig vergessen.

Nur Olaf rührte sich nicht. Unbewegt sah er den Wolkentürmen entgegen, und als Jared das S

teuer nahm,

sagte er leise:

»Spar dir die Mühe, Sohn. Bring dich in Sicherheit. Jetzt sind wir wahrhaftig in der Hand der Götter.«

Das merkten sehr bald auch die anderen. Obwohl eben noch Nachmittag gewesen war, wurde es innerhalb von und dieses Mal waren der

kürzester Zeit schwarze Nacht,

Sturm, die Blitze und die Brecher so grauenhaft, dass selbst die Standhaftesten sich auf die Planken kauerten, die Köpfe senkten und sich irgendwo festklammerten.

Candamir wusste nicht, wie viele Stunden auf diese Weise vergangen waren, als wieder einer dieser Brecher über sie hinwegrollte, das Schiff sich im nächsten Moment einmal um die eigene Achse drehte und dann so weit nach Backbord neigte, dass die Bordwand untertauchte. Zwei 249

Mann verloren den Halt und gingen schreiend über Bord.

Ihre Sicherungsleinen rissen wie Spinnenfäden. Endlos lang, so kam es Candamir vor, blieb das Schiff auf der Seite liegen, so als könne es sich einfach nicht entscheiden, ob es kentern sollte oder nicht. Dann richtete es sich langsam und schaudernd wieder auf.

»Candamir!«, brüllte Osmund.

»Was?«

»Wir werden absaufen!«

Candamir antwortete nicht. Osmund hatte wahrscheinlich Recht, aber ihm fiel nichts ein, das sie hätten tun können. Wieder machte das Schiff eine dieser Übelkeit erregenden Pirouetten, und dann war es plötzlich, als schreie es auf. Ein Kreischen füllte Candamirs Ohren, dann das unverwechselbare Geräusch von berstendem Holz.

»Das … das war ein Riff«, flüsterte er vor sich hin.

Er setzte sich in Bewegung und kroch in die Richtung, aus der eben Osmunds Stimme gekommen war. Als er seinem Freund so nahe war, dass er ihn ertastete, konnten sie sich schemenhaft erkennen.

»Wir sind leckgeschlagen. Ich habe keine Ahnung, wie viel Zeit uns bleibt, aber wir müssen alle von Bord schaffen, Osmund. Sofort.«

Bereitwillig kämpfte Osmund sich mit ihm zur Luke hinüber, fragte aber: »Wozu die Mühe? Warum nicht hier auf den Tod warten?«

»Weil er uns hier sicher ist. Aber wenn wir schwimmen

…«

»Schwimmen *wohin,* Candamir?«, ächzte Osmund.

»Das war ein Riff. Und wo ein Riff ist, ist Land meist nicht weit. Mit etwas Glück …«

Osmund betete, dass das Glück seinen Freund nicht ausgerechnet jetzt verlassen möge.

Er ließ sich in den Laderaum hinabgleiten, dicht gefolgt von Candamir. Wasser strömte durch das Leck in der Backbordwand herein. Eine Panik war ausgebrochen, Menschen schrien verzweifelt, drängten zu den Luken, purzelten beim wilden Schlingern des Schiffes durcheinander und gingen im rasch ansteigenden Wasser unter.

Candamir und Osmund fischten die Gestrauchelten aus dem Wasser und halfen den Frauen und Kindern die kleine Leiter hinauf, so gut sie es vermochten. »Nehmt ein Fass, eine Planke, was ihr finden könnt, und bindet es an euch fest. Dann springt«, befahl Candamir. Alle angstvollen Fragen und Einwände ignorierte er. »Los, beeilt euch. Wer hier unten bleibt, ertrinkt. Ja, Hamo, so ist’s recht, mach das Fass leer und binde dich daran fest. Hier, nimm deine kleine Schwester mit und gib auf sie Acht.«

Siglind hatte Roric, der wie am Spieß brüllte, mit einem Seil an ein Bündel Holzstangen gebunden, die sie nun Osmund in die Hände drückte. »Hier, knote das lose Ende um dein Handgelenk. Viel Glück.«

Die meisten waren draußen. Candamir versetzte Osmund einen Stoß. »Nichts wie raus hier. Verschwinde, ret e t

deinen Sohn.«

»Was ist mit dir?«

»Ja, ja, ich komme. Jetzt geh endlich. Du auch, Siglind.«

Osmund verschwand durch die Luke, und Candamir half den Nachzüglern nach oben. Dann wollte er sich auf den Weg zur Mitte des Laderaums machen, aber plötzlich hielt eine Hand ihn am Ellbogen zurück. »Nein, Candamir, komm jetzt. Es wird höchste Zeit«, drängte Siglind.

Er riss sich los. »Meine Pferde …«

»Sie sind tot. Alle Tiere, die gebunden waren, sind verendet. Das Wasser hier unten steigt seit Stunden.

Vielleicht ratsamer, du würdest dich um deinen Bruder kümmern.«

»Vielleicht ratsamer, du würdest dich um deine Angelegenheiten kümmern«, erwiderte er schroff, packte sie unsanft am Arm und schob sie die Leiter hoch. Aber er folgte ihr sogleich und wollte sich tatsächlich auf die Suche nach Hacon begeben, als ein Brecher ihn wie ein Keulenschlag in den Rücken traf und über Bord spülte.

Kopfüber landete er im tosenden schwarzen Wasser, und weil er ein erfahrener Schwimmer war, konzentrierte er sich auf nichts als allein darauf, nicht zu vergessen, wo oben und wo unten war. Er blieb so lange wie möglich unter Wasser in der Hoffnung, dass die Strömung ihn von dem felsigen Riff und d m

e Schiffswrack forttreiben

würde. Dann begann er mit langen, gleichmäßigen Zügen zur Oberfläche zu schwimmen.

Osmund wusste nicht, wie lange er mit dem Sturm um sein und das Leben seines Sohnes gekämpft hatte. Es kam ihm vor wie Stunden, aber er mochte sich täuschen, denn Erschöpfung und Furcht ließen die Zeit oft länger erscheinen.

Er wusste auch nicht, ob Roric noch lebte. Unmöglich

,

bei diesem Getöse zu hören, ob der Kleine noch schrie oder hustete. Das dürftige Floß, an welches Siglind ihn so geistesgegenwärtig gebunden hatte, machte das Schwimmen beschwerlich und hemmte Osmunds Züge.

Dennoch schwamm er unbeirrt weiter, selbst wenn er nicht wusste, wohin. Auch er vertraute sich instinktiv der Strömung an, und schließlich geschah das Unfassbare: Er spürte einen weichen, aber festen Halt unter den Füßen.

Sand. Er krallte die Zehen hinein, als könne er die 252

mächtigen Wellen so daran hindern, ihn wieder fortzureißen. Ihm blieben höchstens zwei Herzschläge, den Untergrund zu erkunden. Er stellte sich auf die Zehenspitzen, schob Rorics

Floß mit beiden Händen vor sich und tastete mit dem linken Fuß vor. Dort lag der Sandgrund schon ein wenig höher, stellte er fest und wagte den Schritt. Die Welle kam, und er tauchte, um den kostbaren Halt nicht wieder zu verlieren. Unter Wasser machte er zwei kräftige Schwimmstöße, und als er die Füße das nächste Mal auf den Boden stellte, ragten seine Schultern schon aus dem Wasser.

Land, dachte er jubilierend. Ich bin an Land. Er packte das Floß und rannte, rannte gegen das Wasser an, bis es nur noch um seine Knöchel aufspritzte, un d weiter aus der

Brandung. Schließlich spürte er, dass der Sand unter seinen Füßen sich veränderte. Er war immer noch nass, aber körniger; nicht glatt gestrichen von der Brandung, sondern pockennarbig vom Regen. Dann trat er auf etwas, das ein feuchtes Grasbüschel sein musste.

Keuchend fiel Osmund auf die Knie und ertastete seinen Sohn. »Roric … Roric, lebst du noch …« Er hob das Kind mitsamt seinem Floß hoch und ertastete den kleinen Körper mit den Lippen. Eine winzige Hand packte ihn an der Nase, und ein äußerst lebendiges Gebrüll erhob sich.

Osmund lachte selig. Genau genommen lachte er, als hätte er den Verstand verloren. Er konnte nicht das Geringste sehen, aber er befühlte das Seil, das seinen armen Sohn an die Holzstangen fesselte, und löste geduldig die Knoten. Dann schloss er Roric behutsam in die Arme und drückte ihn an seine Brust.

»Schsch. Sicher ist dir kalt. Aber hab keine Furcht mehr, mein Sohn. Wir sind in Sicherheit. Wir sind …« Er hatte nicht die geringste Ahnung, wo sie sich befanden.

Vielleicht war es ein ödes Eiland, auf dem weder Mensch

noch Tier zu überleben vermochte. Aber er spürte den weichen Sand unter den Füßen. Das struppige Gras, das darauf wuchs und ihn an den Zehen kitzelte. Und er roch Bäume. Sie konnten nicht fern sein. »Ich glaube, wir sind am Ziel«, vertraute er Roric an.

Der Sturm tobte die ganze Nacht hindurch mit unverminderter Kraft, und einer der vielen gleißenden Blitze traf einen nahen Baum.

Osmund zog das Obergewand aus und wickelte Roric hinein, denn auch wenn es nass war, bot es doch mehr Schutz als Rorics nackte Haut. Dann legte er seinen schlafenden Sohn behutsam in den Sand und erkundete im Feuerschein des Baumes die unmittelbare Umgebung. Viel war nicht zu erkennen. Eine Wand aus Bäumen, davor ein weißer Strand, dann das gierige, tosende Meer. Osmund wandte ihm den Rücken zu.

In unmittelbarer Nähe des brennenden Baumes sah er totes Holz am Boden liegen. Er trug es zwei Schritte von Roric entfernt zusammen, schichtete es auf und holte dann einen brennenden, herabgestürzten Ast. Ohne große Mühe bekam er sein Feuer in Gang, stellte sich daneben und schwang unermüdlich den brennenden Ast. Er hoffte inständig, dass er und Roric nicht die einzigen Überlebenden des *Falken* waren. Und wenn weitere hier angespült worden waren, dann wollte er sie herbeilocken.

Seine Mühen trugen bald Früchte.

Das Riff, welches den Untergang des *Falken* verursacht hatte, lag nur eine Viertelmeile vor der Küste, und die Strömung war mit ihnen gewesen. Egal ob sie dagegen schwammen oder sich ihr überließen, alle waren schließlich hier gelandet. Nur drei Unglückselige waren –

das Land schon zum Greifen nahe – ertrunken. Die Übrigen sahen irgendwann das Feuer und machten sich 254

auf den Weg dorthin.

Es war fast ein bisschen unheimlich, die geisterhaften Gestalten aus der windgepeitschten Finsternis auftauchen zu sehen. Asta kam als Erste, zusammen mit Hacon und dem Sachsen, die jeder eins von Astas Kindern im Arm hielten, und ihnen folgte zu Osmunds unbändiger Freude sein treuer Hund. Wenig später erschien Inga mit ihrem Vater. Siglind und Candamir hatten sich schon in der Brandung wiedergetroffen und kamen zusammen.

Kurz vor Tagesanbruch schwächte der Sturm sich ab, und als die Sonne aufging, legte er i s ch ganz. Der

Wellenwolf und der *Seeadler* lagen schief, wie trunken auf dem Strand, und als es aufhörte zu regnen und zu stürmen, kamen die Leute nach und nach von Bord.

Schweigend und staunend st nden die Schiffbrüchigen a

um das ersterbende Feuer und schauten, wohin es sie verschlagen hatte. Sie befanden sich in einer lang gezogenen, sichelförmigen Bucht, die an beiden Seiten von schroffen, aber wunderbar geformten Felsen begrenzt war, welche von zahllosen Höhlen durchlöchert zu sein schienen. Der Strand war an die hundert Schritte tief, und dahinter begann ein Wald, in dem sich ein wahres Heer von Vogelstimmen erhoben hatte. Die salzige, würzige Seeluft vermischte sich mit dem satten, erdigen Duft des Waldes. Eine Schar Möwen hatte sich einen Steinwurf abseits am Strand versammelt und beäugte die Ankömmlinge voller Argwohn.

Inga sank erschöpft auf die Knie, strich mit beiden Händen über den feuchten, hellen Sand und murmelte:

»Wie wunderschön es hier ist …«

Sie hat Recht, erkannte Candamir. Nochmals blickte er sich um und kam zu dem Schluss, dass dies wohl der schönste Flecken Erde war, den er in seinem Leben je 255

gesehen hatte.

Hacon hatte keinen Sinn für den reizvollen Kontrast zwischen Strand und Felsen, für das tiefe Blau der See oder das satte Grün der Bäume. »Ja, wirklich hübsch«, lobte er ungeduldig. »Aber mich interessiert im Moment nur, ob es in diesem Wald da vorn eine Quelle gibt.« Er wollte in die Richtung davongehen, aber Candamir packte seinen Oberarm.

»Halt. Niemand geht allein, erst recht nicht unbewaffnet in diesen Wald.« Er legte die Rechte an seine linke Seite.

Das Schwert war fort. Er fluchte leise und sah an sich hinab. Wenigstens seinen Sax besaß er noch. Er zog ihn aus der Scheide am Gürtel. Osmund, Harald und einige andere Männer folgten seinem Beispiel.

»Wir suchen Wasser und kommen so schnell wie möglich zurück«, versprach Osmund. »Lebt deine Frau noch, Siward?«

Der ältere Mann nickte und wies auf ein regloses Bündel im Sand, welches man erst auf den zweiten Blick als menschliches Wesen identifizieren konnte. »Zumindest atmet sie noch.«

»Geht zurück an Bord und schafft an Gefäßen herbei, was ihr finden könnt«, befahl der Schiffsbauer seinen Leuten. Dann folgte er Candamir und Osmund in den Schatten der Bäume.

Sie brauchten nicht lange zu suchen. Schon nach wenigen Schritten hörten sie das Murmeln von Wasser und folgten dem Geräusch zu einem schmalen, klaren Bachlauf. Die Sonne schien durchs frühlingshelle Laub der Bäume, die das Flüsschen säumten, und ließ die glatte Oberfläche glitzern.

Beim Anblick des Wassers wurde der Durst eine solch unerträgliche Qual, dass Candamir sich verwundert fragte,

wie er ihn bis zu diesem Moment hatte aushalten können.

Genau wie die anderen Männer fiel er auf die Knie, schöpfte mit beiden Händen und trank in gierigen, großen Schlucken, wenngleich er wusste, wie unvernünftig das war. Prompt setzten stechende Kopfschmerzen hinter der Stirn ein, und sein Magen verkrampfte sich warnend, aber er behielt das Wasser bei sich. Gleichzeitig mit Osmund richtete er sich auf, und sie tauschten ein Lächeln purer Freude.

»Kein Bier oder Met war je besser«, behauptete Candamir mit einem zufriedenen Seufzen.

Osmund kam auf die Füße und schaute sich mit verspäteter Wachsamkeit um. »Jeder Inselbewohner hätte sich anschleichen und uns die Kehle durchschneiden können«, bemerkte er betreten.

Candamir nickte, entgegnete aber: »Kein Anzeichen vo n

Menschen weit und breit. Keine Pfade, keine Rodungen, nichts.«

»Wir sind vielleicht hundert Schritte tief in den Wald gegangen«, gab Harald zu bedenken. »Es wäre ein Zufall, wenn wir ausgerechnet hier auf Anzeichen der Bewohner träfen. Sie sind nicht zahlreich, und die Insel ist groß, sagt Olaf.«

»Falls dies überhaupt Olafsland ist«, fügte der Schiffsbauer hinzu.

Candamir hob gleichmütig die Schultern. »Nun, es ist Land. Es gibt Wasser und gewiss reichlich Fische, um uns vor Hunger zu schützen. Das reicht mir fürs Erste.«

»Lasst uns zurückgehen«, mahnte Harald. »Alle sind durstig, und Siwards junge Frau ist mehr tot als lebendig.«

Candamir tauchte ein letztes Mal die Hände in das herrlich süße, klare Wasser und benetzte sein Ge i s cht.

Dann folgte er den anderen zurück zum Strand.

Fässer, lederne Eimer und Schläuche waren inzwischen von den Schiffen geholt worden, und begleitet von einer bewaffneten Eskorte gingen die Knechte und jungen Burschen Wasser schöpfen. Als alle getrunken hatten, hob die Stimmung sich merklich. Bald hörte man hier und da ein Lachen, die Kinder spielten Haschen und scheuchten die Möwen auf, die Knechte holten die halb verdursteten Schafe von den Schiffen und trieben sie zum Fluss, und die Elasunder setzten sich in den Sand, ließen sich von der warmen Sonne die Kleider trocknen und schwelgten in dem Gefühl, nach zwei Stürmen und der Ungewissheit und Todesangst auf See endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Candamir spähte aufs Meer hinaus. Nach einer Weile entdeckte er den Felsen, an dem der *Falke* leckgeschlagen war. Schwarz funkelnd lugte er aus dem Wasser. Die jetzt recht zahmen Wellen brachen sich daran, sodass ihr weißer Schaum darüber leckte. Von dem Schiff war nichts mehr zu sehen.

Candamir fühlte sich erschöpfter als je zuvor in seinem Leben, aber er wusste, dass er die Suche nach dem Wrack nicht aufschieben durfte. »Vielleicht liegt der *Falke* nur ein paar Ellen unter der Oberfläche und wir können wenigstens ein paar unserer Schätze retten. Werkzeuge, Wolle und so weiter. Ich schwimme hinaus und sehe es mir an, ehe die Strömung alles fortspült.«

»Ich komme mit dir, Herr«, erbot sich der Sachse und legte den Beutel aus Seehundfell ab, der seine Bibel, sein Kreuz und den »Kalender« enthielt und den er durch beide Stürme hindurch gerettet hatte. Der Beutel war erstaunlich dicht, und der Mönch war zuversichtlich, dass das Wort Gottes einigermaßen unbeschadet in dieser neuen Welt angekommen war.

Candamir nickte dankbar. »Dann komm. Lass sehen, wie 258

gut du wirklich schwimmen kannst.«

Gänsehaut bildete sich auf ihren nackten Armen, als sie ins Meer hinauswateten, denn es war kalt. Der sandige Untergrund fiel steil ab, und bald reichte ihnen das Wasser bis zur Brust. Sie tauchten unter, ehe eine Welle über sie hinwegrollte, und schwammen zügig zum Riff hinaus.

Doch ihre Tauchgänge nahe des Felsens bestätigten, was sie aufgrund der dunkelblauen Farbe des Meeres schon befürchtet hatten: Das Wasser war bodenlos tief. Entlang des Felsens tastete Candamir sich abwärts, bis seine Ohren

zu schmerzen begannen, und noch immer stieß er nicht auf den Grund, noch immer sah er unter sich nichts als Schwärze.

Seine Lungen schrien nach Luft, als er endlich wieder auftauchte. Keuchend klammerte er sich neben seinem Knecht an den Felsen und schüttelte den Kopf. »Nichts.«

Austin bestätigte dies mit einem traurigen Nicken. Auch er war so weit hinabgetaucht, wie er wagte und konnte.

Eine Unzahl kleiner und großer Fische hatte er dabei gesehen, und er schauderte bei der Vorstellung, welche namenlosen Kreaturen dort unten in der Schwärze lauern mochten. »Lass uns hier nicht unsere Zeit vertun, Herr.

Der *Falke* ist dahin, daran ist nichts zu ändern. Wir hingegen sind einigermaßen unbeschadet in diesem unbekannten Land angekommen, und ich möchte nicht gleich am ersten Tag von einem Seeungeheuer verschlungen werden.«

Während Candamir und Austin zum Riff hinausgeschwommen waren, hatten Osmund, Harald und Hacon die Felsen erklommen, welche die Bucht im Westen begrenzten. Die Klippen waren hoch und steil, aber zerklüftet und abgestuft, sodass es nicht sonderlich schwierig gewesen war, auf ihren Kamm zu klettern.

Die Kundschafter brachten gute Neuigkeiten. »Jenseits der Felsen liegt eine weitere Bucht, etwas größer als diese hier«, berichtete der Schmied. »Der *Seedrache* und drei weitere unserer Schiffe sind dort gelandet. Einigermaßen unbeschadet.«

»Ist noch jemand an Bord?«, fragte Candamir, als er hinzutrat.

Harald nickte. »Wir konnten sie nicht genau erkennen, aber sie haben uns winken sehen und dann die Ruder besetzt. Jetzt sind sie auf dem Weg hierher.«

»Und was habt ihr sonst entdeckt?«, fragte Candamir weiter.

»Das bewaldete Land steigt nach Süden hin an, sodass wir nicht weiter als drei oder vier Meilen sehen konnten«, erklärte Harald. »Zwischen den Bäumen funkelt etwas, das ein breiter Fluss sein könnte. Das Laub der Bäume ist dicht; man kann kaum erkennen, was sich darunter verbirgt. Jedenfalls gibt es kaum Nadelbäume, der Wald ist völlig anders als zu Hause …«

»Ein grünes Dach«, fiel Hacon aufgeregt ein. »Keine Lichtung, so weit das Auge reicht. Keine Siedlungen, keine Boote oder Schiffe am Strand, und …« Er brach ab, als er Candamirs finsteren Blick auffing.

»Entschuldige die Unhöflichkeit meines Bruders, Harald«, bat Candamir.

Der Schmied winkte nachsichtig ab. »Er hat Recht. Man könnte glauben, wir seien ganz allein hier, aber natürlich ist es für solche Schlüsse noch viel zu früh. Wir müssen hören, was Olaf sagt. Aber ganz gleich, ob es die Insel ist, die er entdeckt hat, oder nicht: Es ist ein grünes Land mit reichlich Wasser.« Er war zu alt und weise, um so enthusiastisch zu sein wie Hacon, aber auch in den Augen des Schmieds stand Hoffnung.

Mit einem Lächeln wandte Candamir sich an seinen Freund und schloss ihn kurz in die Arme. »Nun, wo immer wir auch gelandet sein mögen, die Götter haben dich gesegnet, Osmund«, sagte er. »Du warst der Erste von uns allen, der dieses neue Land betreten hat.«

Osmund wirkte ein wenig verlegen, aber er nickte zufrieden. Es ist wahr, dachte er voller Staunen, ich war der Erste. Und nicht nur das: Als er es bei Tageslicht betrachtete, hatte er festgestellt, dass das Bündel Holzstangen, welches Roric als Floß gedient hatte, in Wahrheit der Hochsitz seiner Väter war. Das war gewiss ein gutes Omen. Sein Geschlecht würde fortbestehen in dieser neuen Heimat. Doch er sagte nichts davon, sondern fragte lediglich: »Was ist mit dem *Falken*?«

Candamir senkte kurz den Blick und schüttelte den Kopf.

Osmund hatte nichts anderes erwartet. »Es tut mir Leid um dein Schiff, Candamir. Ein schwerer Verlust.«

Das war es. Das Schiff, das Vieh, sein Schwert, nicht zuletzt der Hochsitz seiner Vorfahren – vieles, das er und die anderen Menschen, die an Bord des *Falken* gewesen waren, schmerzlich vermissen würden. Aber Candamir musste feststellen, dass er einzig den Verlust der beiden Pferde wirklich betrauerte. Er hatte diese Tiere geliebt, und er war überzeugt, dass sie seine Zuneigung erwidert hatten. Er hatte Opfer gebracht, um sie durch den Winter zu bringen, und er hatte große Pläne mit ihnen gehabt. Sie würden ihm fehlen. Alles andere konnte er besser entbehren, als er für möglich gehalten hätte. Das Saatgut würde ihnen fehlen, das war gewiss, und die Werkzeuge.

Aber sie waren in einem neuen Land. Ihr altes Leben existierte nicht mehr. Vieles von dem, was mit dem *Falken*

untergegangen war, kam ihm jetzt wie überflüssiger Ballast aus diesem alten Leben vor. Der 261

Verlust war gleichzeitig eine Befreiung, erkannte er, die Chance auf einen wirklichen Neuanfang. Und er hatte nicht vergessen, was er zu den Göttern gesagt hatte, als Hacon im Sturm über Bord gegangen war. Er legte seinem bleichen, mageren Bruder den Arm um die Schultern und sagte zu Osmund: »Ich habe bekommen, worum ich gebeten habe.«

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe der *Seedrache* und die drei anderen Schiffe in die Bucht gerudert kamen, denn die Ebbe hatte eingesetzt, und die Strömung war wiederum sehr stark. Alle, die vom Strand aus e

b obachteten, wie die Ruderer sich abmühen mussten, dachten dasselbe: Wären sie bei Ebbe hier angekommen, hätten sie niemals landen können, und jeder an Bord des *Falken* wäre ertrunken. Während sie auf Olafs Schiff warteten, entzündeten sie das Feuer wieder, und aus den Resten des Proviants kochten die Frauen die erste warme Mahlzeit seit den Kalten Inseln. Sie bestand nur aus Dörrfleisch und ein paar frühen Wildkräutern, die Asta und Siglind am Waldrand gefunden hatten, doch der improvisierte Eintopf kam ihnen köstlich genug vor, um ihn einem König vorzusetzen.

Das Sonnenlicht hatte schon den Kupferton e d s

Spätnachmittags angenommen, als der *Seedrache* endlich in der Bucht festmachte. Eines der drei Schiffe, die ihm folgten, war das der beiden Brüder aus Elbingdal, stellten die Elasunder erleichtert fest, welches auch den weißbärtigen, allseits beliebten Eilhard an Bord hatte. Von den letzten beiden Schiffen jedoch fehlte jede Spur. Auch

die Kundschafter, die die Felsen am Ostrand der Bucht erklommen hatten, hatten sie nicht entdecken können.

Candamir hatte Hacon, dessen Freund Wiland und ein paar weitere Jungen angewiesen, oben auf der Kuppe der 262

Felsklippe ein Feuer zu entzünden, das den verlorenen Schiffen den Weg weisen sollte.

Wie eine riesige Goldmünze hing die Sonne über dem westlichen Horizont und färbte den wolkenverschleierten Himmel glutrot, als Olaf und die Seinen an Land kamen.

Osmund trat ihnen entgegen und reichte seinem Oheim einen Becher Wasser. »Ich hoffe, alle an Bord des *Drachen* sind wohl, Onkel?«

Olaf legte ihm für einen Moment die Linke auf die Schulter, ehe er den Becher mit beiden Händen ergriff und in einem Zug leerte. Dann nickte er. »Alle sind am Leben.« Er schaute sich gründlich um, ließ den Blick über die vom Seewind geformten Felsen, den Wald und den weißen Strand gl i

e ten. Die scharfen, blauen Augen

leuchteten.

»Und?«, brach Can a

d mir schließlich die gespannte

Stille.

»Ist e

s das Land? Erkennst du es wieder?«

Doch Olaf schüttelte langsam den Kopf. »Gut möglich, dass es dieselbe Insel ist. Aber hier bin ich nie zuvor gewesen. Ich bin damals viel weiter östlich gelandet.« Er ruckte das Kinn vielsagend auf die untergehende Sonne zu.

Mit der Hilfe ihres Sohnes kam Brigitta an Land, einen Raben auf jeder Schulter, den dritten auf dem linken Unterarm. Als die junge Inga auch ihr einen Becher Wasser brachte, scheuchte die Alte ihre Vögel mit einem beinah zärtlichen Wink fort, um ungehindert trinken zu können. Die drei schwarzen, gefiederten Gesellen flatterten unter misstönendem Gekrächz auf, flogen ohne jede Grazie einen engen Kreis, ließen sich dann im Sand nieder und sträubten die Federn.

Mit einem Mal erwachte der Wald zu Leben. Ein 263

Rauschen zahlloser Schwingen hob an, und ein Vogelschwarm stieg auf, so riesig, dass es den Menschen am Strand vorkam, als verdunkele sich der Himmel. Für ein paar Herzschläge fanden sie sich in eine Woge aus Bewegung und Flügelschlägen eingehüllt. Ein paar Kinder schrien angstvoll auf, warfen sich zu Boden und legten schützend die Arme um die Köpfe. Dann landeten die Vögel, als folgten sie einem äußeren Befehl, dicht an dicht, sodass sie beinah eine geschlossene Fläche bildeten.

Der Sand war hell, doch diese Vögel ließen ihn geradezu schmutzig gelb erscheinen, denn ihr Gefieder war so weiß wie Schnee.

Die Elasunder starrten sie reglos an, wie gebannt. Raben, sagte Candamirs Verstand. Es sind weiße Raben. Der ganze Strand war voll weißer Raben, er sah es mit eigenen Augen: Beinah in exakter Kreisform hatten sie sich um ihre schwarzen Artgenossen geschart und beäugten sie

schweigend, scheinbar ebenso starr vor Schreck wie die Menschen. Doch Candamir konnte nicht so recht glauben, was er s h

a , denn es war unmöglich. Ihm wurde ein wenig schwindelig von diesem Widerstreit zwischen Augen und Verstand.

»Tanuris Vögel«, murmelte Asta irgendwo hinter seiner Schulter, und ihre Stimme klang seltsam tief und fremd.

»Winterraben«, rief der alte Eilhard beinah im selben Moment. »Winterraben … Oh, Vater der Götter …«

Hier und da wurde der Ruf aufgenommen: Winterraben.

Als habe jemand einen Stein in ein stilles Gewässer geworfen, ebbte das Raunen von innen nach außen, wurde in kleinen Wellen weitergetragen.

Einige weniger Beherzte – Männer wie Frauen – warfen sich zu Boden und bedeckten die Augen. Sie alle, die sie in dieser Bucht gelandet waren, hatten furchtbare Wochen 264

und Monate hinter sich, geprägt vom ewigen Hunger und dem Kampf gegen die übermächtige See. Sie waren ausgelaugt und am Ende ihrer Kräfte, nicht bereit für ein so gewaltiges Omen. Manche weinten vor Angst.

»Fürchtet euch nicht«, sagte die alte Brigitta ruhig. Auch ihre Stimme war kaum zu erkennen. Sie klang weicher, kräftiger, vor allem jünger als gewöhnlich. Sie legte Inga, die weinend neben ihr kniete, die Hand auf den gesenkten Kopf.

»Fürchtet euch nicht.«

»Brigitta, was hat das zu bedeuten?«, fragte Harald.

Selbst er schien beunruhigt und verwirrt.

»Es bedeutet, wir sind nicht in Olafs Land gelandet, sondern in Odins.«

Das Raunen verstummte ebenso abrupt wie das leise Schluchzen hier und da.

»Das … das ist unmöglich«, brachte Olaf schließlich hervor.

Sie warf ihm einen geradezu ehrfurchtgebietenden Blick zu. »Du beleidigst die Götter, Olaf.«

»Aber … aber das Land, von dem du sprichst, ist entrückt! Kein sterblicher Mensch kann es betreten.«

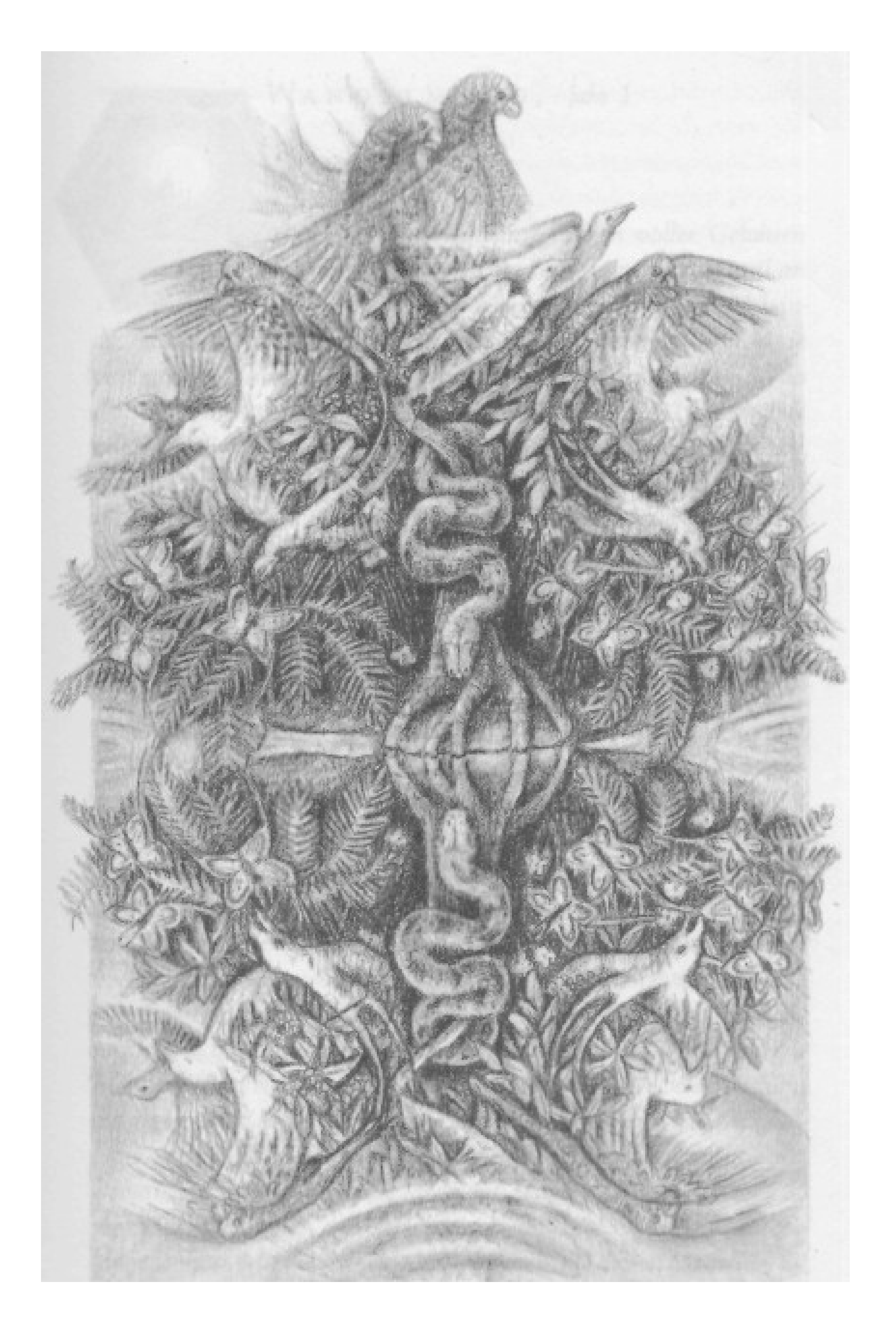
»Und dennoch sind wir hier.« Ein Leuchten lag in Brigittas Augen, das niemand je zuvor gesehen hatte. Es verlieh ihrem zerfurchten Gesicht einen Glanz, etwas Altersloses, das beinah schön war. Langsam streckte sie dem Schwarm weißer Raben die Linke entgegen, den Arm lang ausgestreckt. Ihre Hand bebte nicht einmal. Einer der großen Vögel flatterte auf – ebenso ungeschickt wie seine schwarzen Brüder –, ließ sich auf ihrem Handgelenk nieder und streckte die Brust ihrem liebkosenden, gekrümmten Finger entgegen.

Brigitta breitete die Arme aus und legte für einen Moment den Kopf in den Nacken. Es sah aus, als strecke sie Arme und Gesicht dem Himmel entgegen, doch als ein zweiter weißer Vogel auf ihrem rechten Handgelenk landete, wandte sie das Gesicht wieder den Menschen am Strand zu. »Fürchtet euch nicht«, wiederholte sie. »Dazu besteht kein Grund. Entrückt mag diese Insel einmal gewesen sein, aber aus Gründen, die

zu begreifen wir niemals hoffen können, hat Odin uns dennoch hierher geführt.«

» *Wohin* geführt?«, fragte Candamir. Er starrte sie unverwandt an, und es kam ihm beinah so vor, als sehe er sie heute zum ersten Mal. Sie war immer noch eine alte Frau mit eisgrauem Haar und einem Gesicht, das zerfurcht war wie verwitterter Granit. Aber plötzlich erkannte er, was mancher Elasunder schon immer behauptet hatte: Brigitta war den Göttern näher als irgendein anderer von ihnen.

»Auf Tanuris Insel«, antwortete sie. »Wir sind in Catan.«





WANDELMOND, Jahr 1

Nach fünfundzwanzig Tagen voller Gefahren und Entbehrungen landeten wir am 15. April an der Nordwestküste eines offenbar fruchtbaren Landes, welches die Heiden Catan nennen. Nie zuvor habe ich sie von solcher Ehrfurcht ergriffen gesehen wie in dem Augenblick, da die Hexe ihnen verkündete, sie seien auf der Insel ihres Göttervaters gelandet. Viele warfen sich zu Boden, um ihm auf Knien zu danken, was bei diesen stolzen, halsstarrigen Menschen nicht üblich ist. Manche küssten gar die sandige Erde. Wahrlich, so muss es gewesen sein, als die Kinder Israels ins Gelobte Land kamen.

Ohne alle Furcht oder Besonnenheit zogen ein Dutzend Männer in den Wald, wenngleich es schon dunkelte, und wenig später kehrte der, welcher sich Osmund nennt, mit einem jungen Stier an einem Strick zurück. Der Stier war zutraulich und fügsam, denn er hatte wohl nie zuvor Menschen gesehen. Ehe er Argwohn lernen konnte, schlachteten sie ihn, brieten ihn und op e f rten ihn ihren

Göttern, was bei diesem Volk bedeutet, dass sie ihn selbst aßen.

Wir erkundeten die Höhlen in den Felsen der Bucht mit Fackeln, verscheuchten eine große Schar Fledermäuse, fanden die Felsenkammern ansonsten jedoch unbewohnt und geeignet, uns Obdach zu bieten. Zwei Tage und Nächte rasteten wir in dieser Bucht. Allmählich überwinden die Menschen die Schrecken der Reise und das ehrfürchtige Staunen, in welches dieser Ort sie versetzt hat, wenngleich sie nichts tun, ohne zuvor den Rat der Hexe einzuholen. Am gestrigen Morgen lief der 269

Meerespfeil *in die Bucht ein, eins jener beiden Schiffe, die als verloren galten. Er ist schwer beschädigt, aber bis auf ein halbes Dutzend haben alle an Bord überlebt. Auch in dieser nicht mehr erwarteten Rettung sehen die Leute ein Zeichen des Wohlwollens ihrer Götter. Doch von dem zweiten verschollenen Schiff fehlt weiterhin jede Spur. Mit der Schicksalsergebenheit, die diesen Menschen zu Eigen ist, haben sie es aufgegeben. Der Verlust vertrauter Freunde bekümmert sie, scheint ihrer Freude indes keinen Abbruch zu tun. Sie sind wie trunken von diesem Land …*

»Austin, was machst du da?«

Schuldbewusst ließ der Sachse die Feder los, sodass ein hässlicher Klecks Tinte auf das gelbe Pergament tropfte.

Dann atmete er auf. »Ach, du bist es, Herrin. Ich schreibe eine Chronik.«

»Du tust *was*?«, fragte Siglind verständnislos.

Er wies auf die Bibel in seinem Schoß, und sie kniete sich neben ihn, strich sich die Haare hinters Ohr und beugte sich neugierig über das Buch. Die letzten Pergamentseiten waren leer. Austin a h tte schon lange

vorgehabt, dort aufzuschreiben, was er bei diesem Volk erlebte, doch er war nie dazu gekommen, zumal er immer befürchten musste, dass Candamir ihm die Bibel wegnahm und sie verbrannte, wenn er ihn damit erwischte. Doch der Aufbruch in die neue Heimat hatte den Sachsen bewogen, das Vorhaben endlich in die Tat umzusetzen, u d n schon

letzten Winter hatte er in aller Heimlichkeit ein wenig Schlehentinte hergestellt. Sie war inzwischen natürlich eingetrocknet, und er hatte sie mit Wasser statt Wein aufrühren müssen, sodass die Schrift irgendwann verblassen würde, aber unter den gegebenen Umständen ging es eben nicht besser.

»Ist das das heilige Buch deines Gottes?«, fragte Siglind 270

neugierig.

»Ja.«

»Und du darfst einfach irgendwelche Runen hineinmalen?«

Er lächelte. »Nein, eigentlich nicht.« Er erklärte ihr, was er tat und warum.

Sie nickte, doch die begonnene Chronik, die Austin mit solcher Erregung erfüllte, interessierte sie offenbar bei weitem nicht so sehr wie die Bibel selbst. »Alles, was darin steht, kommt von deinem Gott?«, wollte sie wissen.

»So ist es.«

»Aber nur seine Priester können diese Runen lesen, nicht wahr?«

»Nun, jeder kann es lernen. Es ist kein Mysterium. Aber in der Regel verstehen sich nur Geistliche darauf, du hast

Recht.«

»Lies mir etwas vor«, bat sie.

»Du würdest es nicht verstehen, Herrin. Es ist Lateinisch.«

»Die Sprache deines Gottes?«

Er überlegte einen Augenblick. »Gott kennt alle Sprachen, denn er hat sie alle gemacht. Es ist die Sprache seiner Priester.«

»Vers e

t he.« Zögernd hob sie die Rechte. »Darf ich …

darf ich dein Buch einmal berühren?«

»Gewiss.« Bereitwillig hielt er ihr die Bibel hin, und sie legte behutsam die Hand darauf. Lange. Als das dicke Buch ihm schließlich zu schwer wurde, legte er es zwischen ihnen auf den trockenen Fels. Er hatte sich vor den Eingang der Höhle gesetzt, die Candamir und sein Haushalt vorerst bezogen hatten, denn es war schon fast dunkel, und hier brannte immer ein Feuer, um die 271

Fledermäuse und sonstiges Getier fern zu halten. Es war ein guter Platz. Man konnte weit über a

W ld, Strand und

Meer blicken, und die Abendbrise wehte einem sanft um die Nase. Von hier oben konnte man die Schönheit dieses Ortes in all ihrer Vielfalt würdigen.

»Und diese Runen erzählen die Geschichte von dem Zimmermann, der der Sohn deines Gottes war?«, fragte Siglind weiter.

Austin nickte. »Auch. Ich merke, du weißt schon allerhand darüber, Herrin. Wo e

h r?«

»Oh …« Das selbstvergessene Lächeln verschwand, und sie ließ die Hand sinken. »Cnut plündert gern britannische Klöster, weil es dort so viel Gold gibt. Die jüngeren, kräftigeren Mönche brachte er immer als Sklaven mit heim. Manchmal schenkte er mir einen, und sie haben mir davon erzählt. Aber die meisten starben an der Schwindsucht. Oder an sonst irgendetwas. Sie waren nicht sehr zäh.«

Austin wandte das Gesicht ab und zog eine schmerzliche Grimasse. »Und die Geschichten, die sie dir erzählten, haben dir gefallen?«, fragte er.

»Ja. Sie haben mir Hoffnung gemacht.«

»Hoffnung worauf?«

Siglind dachte einen Moment nach. »Vielleicht auf etwas, das die Leere in meinem Innern ausfüllen kann.

Hoffnung auf ein besseres Leben, vermutlich, entweder in dieser oder in der nächsten Welt. Das ist es doch, was er den Seinen verheißt, dieser Zimmermannsgott, nicht wahr? Er ist nicht grausam und selbstsüchtig wie unsere Götter.«

Austin verschränkte die Hände auf den angezogenen Knien und schaute einen Moment versonnen auf die aufgeschlagene Bibel hinab. Lange hatte er vergeblich auf

einen unter diesen Wilden gewartet, den es nach spiritueller Erfüllung verlangte. Nun hatte Gott sein Flehen erhört, aber auf einmal war der Mönch unsicher, wie er dieser Suchenden

den Weg weisen sollte. Er folgte seinem Instinkt, nicht dem Rat seines Abtes, als er sich entschloss, sich strikt an die Wahrheit zu halten. »Doch, auch der Gott der Christen ist grausam, Siglind. Oft unerbittlich. Aber es stimmt, er ist anders als die Götter, die dein Volk verehrt. Seine Macht ist unendlich viel größer. Und er hat einen Bund mit den Menschen geschlossen, um sie zu erretten. Die Menschen, die in diesem Bund mit Gott stehen, sind in einer Gemeinschaft vereint, die Kirche heißt. Diese Kirche ist Gottes Macht auf Erden, die sichere Heimstatt seiner Gläubigen.«

»Und jeder kann Aufnahme in dieser Gemeinschaft finden?«

»O ja.«

»Erzähl mir mehr darüber.«

»Das werde ich gern tun, Herrin …«

»Eben hast du mich Siglind genannt.«

»Tatsächlich? Wie ungehörig von mir. Ich hoffe, du kannst mir vergeben.«

Sie lächelte scheu, und das Strahlen ihrer tiefblauen Augen ließ nicht einmal einen Asketen wie ihn unberührt.

»Mir wäre lieber, du bliebest dabei«, gestand sie.

»Nein, das geht nicht«, entgegnete er bedauernd.

»Aber du wirst Wort halten, nicht wahr? Mir von deinem Gott erzählen?«

»So viel du willst. Aber sag mir eines: Wieso bist du hier und nicht dort unten am Strand, um mit deinem Volk dem

Göttervater zu huldigen? Seit zwei Tagen sind wir nun hier, und sie haben kaum etwas anderes getan, als ihm zu 273

opfern und ihn zu preisen. Solch religiösen Eifer legen sie sonst nicht einmal zum Julfest an den Tag. Glaubst denn du nicht wie alle anderen, dass Odin euch erwählt hat, seine entrückte Insel zu finden und zu besiedeln?«

»Doch«, antwortete sie ohne das geringste Zögern. »Nur er kann uns nach Catan geführt haben, denn nur er weiß, wo es liegt. Aber ganz gleich, was Odin tut, es dient immer nur seinen eigenen Absichten. So gnädig er uns im Augenblick sein mag, kann er sich morgen schon wieder von uns abwenden.«

Sie schwieg e

inen Moment, als müsse sie ihre Gedanken ordnen, ehe sie fortfuhr: »Vielleicht wird das Leben hier leichter sein als in der alten Heimat – meiner wie ihrer –, weil das Land besser ist. Aber wenn es wirklich ein *besseres* Leben sein soll, dann brauchen wir etwas …

Neues. Denn das größte Elend bereiten die Menschen sich immer selbst, scheint mir; nicht Missernten oder Viehseuchen sind an ihrem Unglück schuld.«

Austin blickte sie verwundert an. Dann neigte er den Kopf zur Seite. »Darf ich fragen, wie alt du bist, Herrin?«

»Oh … ich glaube

, das kommende Mittsommerfest ist

mein siebzehntes.«

»Dann bist du weise für deine Jahre.«

Sie hob die Schultern. »Ich habe viel erlebt für meine Jahre.«

»Wir haben keine Zeit zu verlieren«, erklärte Olaf eindringlich.

»In ungefähr zwei Wochen ist schon Thorsnacht.

Natürlich ist es gut möglich, dass das Korn hier schneller wächst als in Elasund, aber wenn wir nicht bald säen, werden wir dieses Jahr gewiss nichts mehr ernten.«

Alle, die sich mit ihm um das Feuer am Strand versammelt hatten, nickten zustimmend.

»Doch ehe wir säen können, müssen wir roden«, gab Siward zu bedenken. »Wie sollen wir das in so kurzer Zeit bewerkstelligen? Es wird uns nichts übrig bleiben, als vorläufig von dem zu leben, was Wald und Meer hergeben, und im Herbst zu säen.«

»Oh, großartig«, murmelte Candamir. »Und was machen wir im Winter? Hungern, nehme ich an. Da werden wir uns ganz heimisch fühlen …«

Hier und da wurde gelacht, aber Siward entgegnete aufgebracht: »Hast du vielleicht einen besseren Vorschlag? Die Legende sagt, es gibt keinen Schnee in Catan. Also was haben wir zu befürchten?«

Das Feuer warf unruhige schwarze Schatten auf sein Gesicht und ließ es zerfurchter wirken, als es in Wahrheit war. Nachdem sie erkannt hatten, wo sie gelandet waren, hatte selbst Siward endgültig einräumen müssen, dass ihre Fahrt dem Willen der Götter entsprach. Und wie zur Belohnung für diese Einsicht hatte seine junge, zierliche Frau Britta das

Fieber überwunden, und sowohl der Sachse als auch Brigitta waren zuversichtlich, dass sie überleben würde. Trotzdem wirkte Siward missmutig und verdrossen wie üblich. Wie er so dahockte mit seinem Rauschebart und den hängenden Sc u

h ltern, hatte er mehr

von einem Zwerg als Berse, fand Candamir.

»Die Legende sagt auch, es gebe keine gefährlichen Tiere in Catan, und doch bin ich heute früh im Wald beinah einem Bären in die Arme gelaufen«, wandte er ungehalten ein. Ihm war vor Schreck fast das Herz stehen geblieben. Er war zu einem der vielen Bäche gewandert, die den Wald durchzogen, und hatte ein ausgiebiges Bad genommen. Als er nackt und darum unbewaffnet im 275

Ufergras gesessen hatte, um sich von der herrlich warmen Morgensonne trocknen zu lassen, war am anderen Ufer plötzlich dieses zottige Ungetüm erschienen, größer als jeder Bär, den er je gesehen hatte. Da die Brise vom Meer wehte, hatte das Tier den Eindringling sofort gewittert.

Zum Glück hatte es sich darauf beschränkt, ihm einen neugierigen Blick zuzuwerfen, ehe es die Schnauze ins Wasser steckte. Nachdem es sich satt gesoffen hatte, war es wieder im Gehölz verschwunden. Aber Candamir war gewarnt.

»Er hat Recht«, beschied Brigitta. »Die Legende ist alt.

Sie mag sich mit der Überlieferung verändert haben, oder aber dieses Land hat sich verändert. So oder so, wir wissen zu wenig über Cat n

a , um uns auf irgendetwas zu

verlassen.«

Zweimal hatte sie ihnen das ganze Lied von der entrückten Insel vorgesungen. Es war viel länger als die Version, die Asta erzählt, länger auch als die, welche ihre Großmutter gekannt hatte. Aber über die Lage und Beschaffenheit der Insel sagte das Lied nicht viel aus, erzählte hingegen in aller Ausführlichkeit von Odin und der Albentochter Tanuri. Es war traurig und sehr schön anzuhören, doch die meisten ihrer Fragen ließ es offen.

Olaf drehte versonnen den kostbaren Ring an seinem kleinen Finger, hob schließlich den Kopf und nickte Siward zu. »Es ist richtig, dass wir roden müssen, um Ackerland zu gewinnen. Aber nicht unbedingt, ehe wir zum ersten Mal säen.«

Osmund lag im warmen Sand auf einen Ellbogen gestützt und bewunderte wieder einmal die Sterne. Jetzt richtete er sich auf. »Wie meinst du das, Onkel?«

»Ich bin einmal auf einer Insel im südlichen Meer gewesen, wo gerade eine neue Siedlung entstanden war.

Und die Leute dort – es waren Langobarden, wenn ich mich recht entsinne – hatten nach ihrer Landung erst einmal nur das Unterholz gerodet und die Saat einfach zwischen den Bäumen ausgebracht.«

Verblüfftes Schweigen folgte. Dann sagte Siward: »Aber zwischen Bäumen kann man weder pflügen noch eggen.«

Er brachte es immer noch nicht fertig, Olaf in die Augen zu sehen. Auch wenn der so tat, als sei nichts gescheh n e ,

hatte doch keiner vergessen, dass Siward zu denen gehört hatte, die den reichen Kaufmann vor nur drei Tagen hatten töten wollen.

»Der Waldboden war so locker, dass sie nicht pflügen mussten, und das ist er auch hier«, entgegnete Olaf.

»Natürlich kann man nicht in ordentlichen Reihen säen, wie wir es gewohnt sind, und weil das Korn im Schatten der Bäume wächst, gedeiht es auch nicht so gut, aber es *geht.* Es ist besser als nichts.«

»Allerdings«, stimmte Candamir zu. Er war ganz und gar dafür, so bald wie möglich zu säen. Vor allem Gerste.

Auf Brot konnte er verzichten, aber es wurde Zeit, dass sie wieder Bier brauten.

Olaf breitete kur

z die Hände aus. »Dann bleibt nur die Frage, wo wir es tun wollen.«

Es folgte eine lange, hitzige Debatte. Siward, Eilhard und viele andere der älteren Generation wollten hier in dieser Bucht bleiben, in welche Odin sie geführt hatte, denn sie hatten seit Menschengedenken in Sichtweite des Meeres gelebt und wollten mit der Tradition nicht brechen. Doch Brigitta war dagegen. Sie hatte im Orakel einen Ort am Ufer eines Flusses gesehen, in dessen eiligen Fluten sich eine schmale Insel erhob. Dort müssten sie siedeln, behauptete sie. Und die Jüngeren stimmten ihr zu; sie wollten die Insel erkunden, um festzustellen, ob sich 277

nicht im Innern eine Stelle fand, die viel besser für eine Siedlung geeignet war. Sie wollten neue Wege beschreiten.

Als Candamir sich schließlich anschickte, zu der Höhle hinaufzuklettern, die er und die Seinen bewohnten, war er euphorischer Stimmung. Lange nachdem alle anderen schlafen gegangen waren, hatte er noch mit Osmund zusammen am Strand gesessen, und sie hatten Pläne geschmiedet. Am nächsten Morgen sollten sie nach Süden aufbrechen, um das Landesinnere zu erkunden. Berse wollte derweil mit dem *Wellenwolf* – dem Schiff, welches am wenigsten beschädigt war – die Insel umrunden. Erst nach ihrer Rückkehr sollte die endgültige Entscheidung über den Standort ihres neuen Dorfes fallen. Darauf hatte die Versammlung sich geeinigt, und Candamir konnte den Morgen kaum erwarten. Als er allerdings die beiden Schatten erkannte, die am Feuer vor dem Eingang der Höhle kauerten, verfinsterte sich seine Miene.

»Hab ich dir nicht gesagt, du sollst neues Holz sammeln gehen, Nichtsnutz?« Ein ziemlich unsanfter Tritt traf Austin in die Rippen.

Candamirs Stimme ließ auch Siglind leicht zusammenfahren. Zufall oder nicht: Als sie sich regte, fiel ihr weinroter Rock über das aufgeschlagene Buch am Boden und verdeckte es vollständig.

Austin wies auf den Höhleneingang. »Es liegt dort drinnen, Herr. Im Trockenen.«

»Hm.« Candamir brummte missfällig. »Und hast du mir Schuhe besorgt?«

»Noch nicht«, gestand der Sklave. »Es tut mir Leid – ich habe es vergessen.«

»Dann rate ich dir, es jetzt zu tun.«

Austin stand auf, wandte jedoch ein: »Aber die meisten

haben sich schon schlafen gelegt.«

Candamir hob ungeduldig die Schultern. »Mir ist gleich, wenn du dir Schläge einhandelst, weil du die Leute wecken musst. Wie üblich hast du sie dir redlich verdient.

Ich will morgen früh mit Osmund aufbrechen, um die Insel zu erkunden, und dafür brauche ich Schuhe.« Wie fast alle, die auf dem *Falken* gesegelt waren, hatte er seine Stiefel beim Kampf mit den Fluten eingebüßt. »Und besorg dir auch gleich welche, denn du wirst mich begleiten.«

Der Sachse merkte sehr wohl, dass Candamir wütend auf ihn war, und auch wenn er den Grund nicht verstand, machte er sich wortlos auf die Suche nach einem großzügigen Spender.

Candamir lehnte sich an die Felswand neben dem Höhleneingang. »Es ist spät geworden«, sagte er leise.

»Und zu finster, um hier gefahrlos herumzuklettern. Das Beste wird sein, du bleibst hier.« Der Nachthimmel hatte sich zugezogen, und der halbe Mond war nur noch ein milchiger Fleck über den Wolken.

»Vielen Dank«, erwiderte Siglind kühl. »Aber ich kan n

im Dunkeln ebenso gut sehen wie du, und ich werde meine Schlafstatt schon finden, ohne mir den Hals zu brechen.« Sie hatte darauf bestanden, eine kleine Höhle für sich allein zu bekommen, die ein gutes Stück weiter oben am Hang lag.

Candamir konnte sich überhaupt nicht vorstellen, womit er sie verärgert hatte. Doch es bedeutete ganz und gar keine neue Erkenntnis für ihn, dass Frauen oft schwer zu begreifen waren. Er lächelte reumütig. »Wie du willst.

Dann erlaube mir wenigstens, hier zu warten, bis du sicher da oben angekommen bist.«

»Wenn es dich nicht stört, würde ich gern noch einen 279

Moment hier am Feuer sitzen bleiben.« Sie konnte nicht aufstehen, ohne zu riskieren, dass er die Bibel entdeckte.

Er machte eine einladende Geste und kreuzte die Füße.

Offenbar gedachte er, ihr Gesellschaft zu leisten. Siglind unterdrückte ein Seufzen. »Ihr wollt also gehen, um den geeigneten Platz für ein neues Dorf zu suchen?«

»Ja. Und um festzustellen, wie dieses Land beschaffen ist. Welche Tiere es im Wald gibt und all diese Dinge.«

»Ihr solltet ein paar Frauen mitnehmen«, riet sie. »Der Ort für ein neues Dorf will mit Bedacht und Sorgfalt ausgewählt sein. Frauen sehen die Welt mit anderen Augen als Männer und bedenken Dinge, die Männern vielleicht gar nicht in den Sinn kämen.«

Das Gleiche hatte Brigitta auch gesagt. »Inga und Asi werden mit uns gehen«, erklärte er eilig. »Sie kennen sich mit Wurzeln und Kräutern und all diesem Zeug aus. Nicht so gut wie Brigitta, aber die ist zu alt, den Göttern sei Dank.«

Siglind ging auf die flegelhafte Bemerkung nicht ein, sondern erwiderte: »Ich werde ebenfalls mitkommen.«

Kein »wenn ihr nichts dagegen habt« oder »falls ich von Nutzen sein kann«.

Candamir senkte den Blick und nickte. Ihm wäre lieber gewesen, sie wäre hier geblieben. Sie machte ihm zu schaffen, die Königin der Kalten Inseln. In seiner Vorstellung

gab es drei Sorten von Frauen: Es gab junge, unverheiratete Mädchen wie Inga etwa. Manche waren im Umgang mit Männern scheu und hielten den Blick stets gesenkt, andere waren mutiger und vielleicht gar ein bisschen keck, aber wenn man nicht die Absicht hatte, sie zur Frau zu nehmen, war man gut beraten, auf Abstand zu ihnen zu bleiben. Dann gab es die Verheirateten und Witwen. Je nach Alter und Stellung begegnete m n a diesen

Frauen mit Respekt oder tändelte ein wenig mit ihnen, wobei die Frage, wie weit man dabei gehen konnte, ganz von der Reaktion abhing. Und zu guter Letzt gab es die Sklavinnen. Mit denen waren die Dinge am einfachsten.

Man konnte sie sich nehmen, wann immer man wollte, ohne dass sie irgendwelche Gegenforderungen stellen konnten. Gewiss, die Vertrautheit oder gar Freundschaft, die man manchmal bei Verheirateten beobachtete, die, wenn er sich recht entsann, auch seine Eltern verbunden hatte, konnte es mit einer Sklavin natürlich niemals geben.

Aber wenn man solch ein Glück hatte wie er mit seiner Gunda und ein bisschen nett zu ihnen war, dann versüßten sie einem das Leben.

Siglind hingegen gehörte zu keiner dieser Gruppen.

Vermutlich war sie ungefähr so etwas wie eine Witwe, nahm er an, doch im Gegensatz zu allen anderen Witwen hatte sie es anscheinend überhaupt nicht eilig, einen neuen Mann zu finden, und es gab auch keinen Schwiegervater oder Onkel, der sie dazu drängte. Das verstimmte Candamir; es widersprach seiner Vorstellung von Anstand und Ordnung. Doch sie umgab sich mit ihrer Fremdartigkeit und ihrem Hochmut wie mit einem Kettenpanzer. Vielleicht war es nur

das. Vielleicht war es die Herausforderung, diesen Panzer zu durchbrechen, die ihn so reizte und die dazu führte, dass er manchmal so rastlos war und keinen Schlaf fand, weil er über diese Frau nachgrübeln musste. Jedenfalls machte sie ihm zu schaffen. Und Osmund ging es ebenso, das war nicht zu übersehen. Es war dieser letzte Punkt, der Candamir wirklich beunruhigte.

Verstohlen betrachtete er sie. Sie saß reglos am Feuer, das ihre blonden Haare mit einem matten, rötlichen Glanz überzog. Ihre Miene war nachdenklich, vielleicht sogar eine Spur bekümmert. Wie schön sie war. Immer, wenn er 281

zu dieser Erkenntnis kam, verspürte er ein eigentümliches Ziehen in der Brust. Das Gefühl war ihm unheimlich, denn es machte ihn seltsam schwach. Doch gleichzeitig war er süchtig danach.

Plötzlich hob sie den Kopf ein wenig und schaute ihn an, so als spüre sie seinen Blick. »Und was hältst du davon, dass es uns ausgerechnet auf diese Insel verschlagen hat?«, fragte sie.

»Ich denke, es ist ein großer Glücksfall«, antwortete er wahrheitsgemäß. »Ganz gleich, was wir im Landesinnern vorfinden; man spürt schon hier an der Küste, dass es milder ist als in der alten Heimat. Die Erde ist fetter. Es gibt reichlich Wasser. Dieses Land ist nicht der Feind der Menschen, man muss ihm nicht jeden Halm mühsam abringen.«

»Das ist sicher so«, gab sie ihm Recht. »Aber befürchtest du nicht, dass Odin irgendeinen Preis dafür fordern wird?

Fragst du dich nicht, warum er uns hergeführt hat?«

Er lächelte auf sie hinab. »Vielleicht, weil du zu uns gestoßen bist. Vermutlich sah er in dir Tanuris Ebenbild.«

Hastig, beinah erschrocken schlug sie die Augen nieder.

Sein Lächeln wurde noch ein wenig breiter, und er streckte sich ausgiebig. »Nun, morgen bei Sonnenaufgang brechen wir auf, und es wird gewiss ein langer Tag. Da du offenbar beschlossen hast, auf dem albernen Buch meines Sachsen hocken zu bleiben wie die Henne auf dem Ei, werde ich jetzt schlafen gehen. Gute Nacht.«

Sie richtete sich kerzengerade auf und runzelte missfällig die königliche Stirn. Mit einem äußerst kühlen Blick wünschte sie ihm eine gute Nacht, erho b i

s ch graziös vom

felsigen Boden und machte sich ohne i E le auf den steilen

Weg zu ihrer Höhle. Candamir verbarg sich ein paar Atemzüge lang im Schatten des Höhleneingangs, und als

er sicher war, dass sie sich weit genug entfernt hatte, trat er wieder hinaus und verfolgte ihren Aufstieg. Sie kletterte schnell und behände, geriet trotz der Finsternis keinmal ins Zaudern. Candamir wartete, bis das leise Scharren ihrer Füße auf dem Fels verstummt war. Noch während er in die Stille horchte, spürte er die ersten, sachten Tropfen im Gesicht. Einen Moment erwog er, das Buch des Sachsen dem Regen zu überlassen. Wenn es nur ordentlich durchtränkt würde, verschwänden gewiss all die törichten und gefährlichen Geschichten darin. Aber er brachte es doch nicht übers Herz, denn er hatte so eine Ahnung, dass es diese seltsamen Runen waren, aus denen sein Knecht all

seine Kraft und Duldsamkeit schöpfte. Also überwand er seine Furcht vor diesem e gentüm

i

lichen Gottesgeschenk,

hob es mit spitzen Fingern an den Kanten des hölzernen Einbands hoch und trug es in die Höhle.

Das Feuer am Eingang warf ein wenig flackerndes Licht in den beinah runden Raum. Die Mägde waren hier nicht untätig gewesen während der letzten zwei Tage: Mit Farn und Zweigen, die aus dem Wald herbeigeschafft worden waren, hatten sie für jeden ein weiches Lager hergerichtet und gar einen Wandschirm geflochten, der ihrem Herrn die ihm zustehende Abgeschiedenheit bot. Viele Leute hatten den Schiffbrüchigen des *Falken* großzügig Decken und Felle gespendet, sodass niemand die Nachtkühle fürchten musste. Es war beinah behaglich. Candamir erahnte reglose Gestalten entlang der gewölbten Wand: Hacon, Asta mit Fulc und der winzigen Hergild, das Gesinde im hinteren Teil der Höhle, wo die Decke niedrig und die Luft ein wenig stickig war. Nur das Lager des Sachsen war verwaist.

Geräuschlos trat er hinter den Wandschirm, streifte sich in vollkommener Finsternis die Kleider ab und legte sich hin. Es raschelte leise, als Gunda beiseite rückte.

283

»Du schläfst nicht?«, flüsterte er.

»Es tritt so sehr heute Nacht. Ich glaube, es will bald heraus.«

»Gut«, murmelte er. »Für mich kann es gar nicht schnell genug kommen.«

Gunda lächelte in die Dunkelheit. Sie wusste, Candamir wartete ungeduldig darauf, das

s sie das Kind gebar, damit

ihr Schoß endlich wieder ihm gehörte, wie er es ausdrückte. Es schmeichelte ihr, dass er sie so sehr wollte.

»Ich hoffe, es wird ein Sohn«, sagte er unerwartet. »Wir sind ein kleines Volk in einem neuen Land und müssen schnell wa h

c sen. Ich hoffe, es wird ein Sohn, Gunda.«

»Das hoffe ich auch.« Tatsächlich flehte sie tagtäglich die Götter an, das Kind möge ein Junge werden. Sie wusste genau, dass das den entscheidenden Unterschied machen, dass es ihre ganze Zukunft bedeuten könnte.

Es waren acht, die bei Tagesanbruch a s u zogen. Eine

gute Zahl, die dem Anlass angemessen sei, meinte Brigitta, als sie sie im dichten Morgennebel am Waldrand verabschiedete. Olaf hatte bestimmt, dass Jared die Kundschafter begleiten sollte, und auch Harald der Schmied war mit von der Partie, denn er wollte sehen, ob er irgendetwas entdeckte, das auf ein Erzvorkommen hindeutete. Er hoffte es inständig. Viele lebensnotwendige Werkzeuge und Waffen, obendrein seine Hammer, sein Amboss und Material waren mit dem *Falken* in der Tiefe versunken. Niemand außer ihm schien sich bislang klar gemacht zu haben, was das bedeutete, und er hatt e

niemandem seine Sorgen anvertraut. Aber wenn sie kein Eisenerz fanden, würde spätestens die nächste Generation der Siedler von Catan keine Äxte zum Roden der Wälder, keine Pflugscharen zum Bestellen der Felder mehr haben.

Denn Eisen rostete, wenn es untätig lag, und nutzte sich
284

ab, wenn es gebraucht wurde. Eisen schwand.

Candamir stand mit Osmund, dem Sachsen, Hacon und Asta zusammen und wackelte mit den Zehen, um den Sitz der gespendeten Schuhe zu erproben. »Gut«, urteilte er und klopfte Austin auf die Schulter, sodass der schmächtige Mönch beinah zu Boden ging. »Für manche Dinge bist du wirklich zu gebrauchen.«

»Es wärmt mein Herz, dass du meine Dienste zu schätzen weißt, Herr«, gab der Sachse ein wenig gallig zurück. In weiser Voraussicht hatte er auch für Siglind Schuhwerk besorgt, und seine Mission hatte die halbe Nacht gedauert. Wie Candamir vorausgesehen hatte, hatte sie Austin harsche Worte und den einen oder anderen Tritt eingebracht. Großzügigkeit, so wusste der Sachse schon lange, war eine der schönsten Gaben, die diese Menschen auszeichnete, und viele, die noch besaßen, was sie aus der alten Heimat mitgebracht hatten, teilten bereitwillig mit denen, die an Bord des *Falken* gesegelt waren. Aber ebenso weit verbreitet wie Großmut war der Jähzorn, der besonders leicht entflammte, wenn man die immer noch erschöpften Auswanderer aus dem Schlaf riss.

»Candamir, kann ich nicht doch mitkommen?«, bettelte Hacon wenigstens zum zehnten Mal.

Sein Bruder schüttelte den Kopf. »Du bleibst hier und hilfst deiner Schwester. Thorbjörn hat sich bereit erklärt, dich mit

zum Fischen rauszunehmen, damit ihr genug zu essen habt, während der Sachse und ich fort sind. Das ist jetzt deine Aufgabe, Hacon, und ich möc t h e, dass du

endlich aufhörst, dich zu beklagen, und sie mit Gewissenhaftigkeit erfüllst. Ist das klar?«

Hacon schlug die Augen nieder. »Ja.«

»Gut. Und tu, was Asta dir sagt. Sie ist in meiner Abwesenheit das Oberhaupt des Haushalts. Besser, ich 285

höre keine Klagen über dich.«

»Nun lass ihn«, bat Asta mit einem nachsichtigen Lächeln.

»Er wird mir eine große Hilfe sein, ich bin sicher.« Sie reichte ihrem Bruder sein Bündel: ein paar Stücke Dörrfleisch in einem Lederbeutel, eingerollt in eine Decke. Das war alles, was er mitnehmen wollte, bis auf seinen Sax. »Hier, Bruder.« Asta stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn auf die Wange.

»Sieh dich vor. Osmund, Austin, das gilt auch für euch.«

Für den Freund ihres Bruders und den Sklaven hatte sie zwei gleiche magere Reisebündel vorbereitet, die sie dankend entgegennahmen.

»Es wird Zeit«, mahnte der Schmied. »Lasst uns aufbrechen.«

Brigitta hatte für jeden der Kundschafter eine weiße Rabenfeder an einer dünnen Schnur aus Seehundleder.

Einer nach dem anderen beugte das Haupt vor ihr, und sie hängte ihnen den eigentümlichen Schmuck um. »Auf dass

Odins Stärke und Weisheit euch auf eurem Weg begleiten mögen«, erklärte sie und scheuchte sie dann mit einem schroffen, wenig feierlichen Wink in den Wald.

Voller Neugier und Tatendurst brachen sie auf. In südöstlicher Richtung bahnten sie sich einen Weg durch die Bäume. Der dunkle Waldboden war von dem federnden Gras bedeckt, das sie schon kannten, und das Unterholz war zumindest vorerst nicht sonderlich dicht, sodass sie gut vorankamen. Osmund und Jared gingen voraus. Ihnen folgten Inga und Siglind, dann der Schmied und seine Frau, und Candamir bildete mit seinem Sachsen die Nachhut.

Als Austin seine Schritte beschleunigte, um weiter nach 286

vorn aufzuschließen, fasste Candamir ihn am Arm und hielt ihn zurück. »Hier geblieben«, raunte er. »Wo willst du denn hin?«

Austin hob verwundert die Brauen, antwortete aber willig:

»Zu Inga, Herr. Wir haben verabredet, zusammen nach Erdrauch Ausschau zu halten.«

»Nach was?«

»Erdrauch. Eine Heilpflanze, die gegen die Gallenbeschwerden ihres Vaters helfen könnte. Sie ist ziemlich selten, aber wenn wir Glück haben, blüht sie hier schon …«

Der Griff um seinen Arm fühlte sich plötzlich an wie eine Eisenschelle. »Für wie beschränkt hältst du mich eigentlich?«, fragte Candamir. Die meergrauen Augen funkelten gefährlich.

»Herr?« Austin war hoffnungslos verwirrt.

»Oder denkst du vielleicht, ich bin blind? Es ist nicht Inga, in deren Nähe es dich zieht, sondern *sie*.« Beinah verstohlen wies Candamir mit dem Daumen auf Siglind, die vor ihnen über einen umgestürzten Baum kletterte und sowohl Osmunds als auch Jareds hilfreich ausgestreckte Hand dabei geflissentlich ignorierte. »Ich habe überhaupt nichts dagegen, dass du dir eine Frau nimmst«, fuhr Candamir leise fort, »aber sieh dich gefälligst unter denen deines Standes um. Lass dich nicht noch mal in ihrer Nähe erwischen, hast du verstanden?«

Austin ging endlich ein Licht auf. Er seufzte verstohlen.

»Herr, ich habe schon Dutzende Male v r e sucht, dir zu

erklären, dass mir der Umgang mit Frauen untersagt ist.

Mein Gelübde …«

»Du bist ihr doch fast unter den Rock gekrochen«, 287

unterbrach Candamir. »Und wenn ich dich je wieder dabei ertappe, dann wirst du mich von einer Seite kennen lernen, die du lieber unentdeckt lassen solltest.«

Es war eine sehr ernst gemeinte Drohung, und das entging dem Sachsen keineswegs. Erstaunt und ein wenig erschrocken sah er Candamir von der Seite an, erwiderte aber scheinbar unbeeindruckt: »Du hast die Situation vollkommen missverstanden.«

»Sie war eindeutig!«

»Nein, Herr. Ich …«

»Schluss jetzt«, zischte Candamir. »Du hast gehört, was ich gesagt habe.«

»Klar und deutlich.«

Candamir nickte einmal kurz. »Dann vergiss es nicht.«

Für einen Moment erwog der Sachse, Candamir zu erklären, was es war, das Siglind bei ihm suchte. Aber das durfte er nicht riskieren, erkannte er dann, denn es war unmöglich, einzuschätzen, wie Candamir darauf reagieren würde. Womöglich würde er erst recht zornig werden und seinem Sklaven jeden Umgang mit der Königin der Kalten Inseln verbieten.

Candamir beachtete seinen Knecht nicht weiter und schloss zu Osmund und Jared auf. Austin blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten, bis Siglind sich dem Schmied und dessen Gemahlin anschloss, ehe er sich zu Inga gesellen und sein Versprechen einlösen konnte. Abe r

Erdrauch fanden sie an diesem Morgen nicht.

Den ganzen Vormittag über stieg das Gelände an, änderte sich aber kaum. Sie befanden sich in einem alten Mischwald. Eichen einer ihnen unbekannten Art herrschten vor, aber sie sahen auch vertraute Nadelbäume und zu ihrer großen Freude gar Eschen. Obwohl noch so 288

früh im Jahr, war das Erwachen der Natur hier schon weit fortgeschritten, und sie entdeckten eine Vielzahl von Blumen im langen Gras, die ihnen zum größten Teil fremd waren. Austin kannte einige aus seiner Heimat, aber bei den meisten konnte auch er nur die Achseln zucken. Der Himmel blieb unverändert blau, und als die Sonne zu steigen begann, ließ sie das junge Laub der Bäume leuchten und a

m lte ein wundervolles Tupfenmuster aus Licht und Schatten auf die Erde. Es wurde warm im Wald, und die Kundschafter erfreuten sich in beinah andächtigem Schweigen seiner

Schönheit. Überall um sie herum raschelte und summte es. Dieser Wald war voller Leben. Austin war vor seinem Eintritt ins Kloster als Knabe zum letzten Mal zur Jagd geritten und erinnerte sich nicht mehr an alles, was sein Vater ihn gelehrt hatte, aber er entdeckte Fährten von Rot-, Schwarz- und allerlei Kleinwild und dann die Abdrücke von Hufen, deren Größe ihn beängstigte, da sie gewiss nicht von einem so kleinen Rind stammen konnten, wie Osmund es am ersten Abend auf Catan aus dem Wald geholt hatte. Ein Wisent? Oder gar ein Auerochse? Der Sachse wusste es nicht, aber er behielt seine Befürchtungen für sich. So oder so hatten die Männer die Waffen griffbereit und spähten wachsam ins schattige Dickicht. Obwohl keine erfahrenen Jäger, spürten sie doch, dass sie von Leben förmlich umzingelt waren, und sie kamen nicht umhin, an den Bären zu denken, dem Candamir tags zuvor begegnet war.

Doch sie sichteten nichts Gefährlicheres als Eichhörnchen – manche schwarz, manche rot – und eine Vielzahl an Vögeln.

Kurz vor Mittag stießen si

e auf einen Bach, der ungefähr

in ihre Richtung führte, und beschlossen, ihm zu folgen, denn im knöchelhohen Wasser kamen sie viel schneller 289

voran. Inga, Asi und Siglind gingen in Ufernähe, blieben allenthalben stehen und beugten sich über eine Pflanze oder irgendein unscheinbares Gesträuch, das dort wuchs.

Nicht selten brachen sie in Entzücken aus, denn es schien, dass Inga und die Frau des Schmieds hier allerlei wirksame Wurzeln entdeckten und Kräuter, die entweder den Gaumen erfreuten oder Fieber, Gelenkschmerzen und Ähnliches kurierten. Siglind hingegen verstand sich auf Pflanzen, aus deren Blättern oder Beeren man die Farbstoffe für die

bunten Kleider gewann, welche sich auf den Kalten Inseln so großer Beliebtheit erfreuten, und sie versprach, dass vor dem Winter jeder der Auswanderer ein Gewand besitzen werde, das so rot war wie das ihre.

»Danke, aber das muss wirklich nicht sein«, wehrte Candamir ab.

Inga und Siglind lachten über seine entsetzte Miene.

»Warum denn nicht?«, fragte Inga. »Wir haben eine neue Heimat, was spricht gegen neue Sitten? Wenn wir alles weiterhin so machen wollen wie früher, hätten wir auch in Elasund bleiben können.«

»Ich habe Elasund verlassen, weil ich eine Zukunft wollte, keine roten Kleider«, beschied Osmund, fügte aber mit einem schwachen Lächeln hinzu: »Gewiss wäre es eine Bereicherung, wenn ihr Frauen euch alle in so hübschen Farben kleiden würdet. Aber ich denke, an unsere

n Sitten sollten wir festhalten, Inga. Damit wir nicht vergessen, wer wir sind.«

Na ja, vielleicht nicht an allen, fuhr es Candamir durch den Kopf. Aber das wollte er bald einmal in Ruhe mit Osmund besprechen, wenn sie allein waren.

Der Schmied hatte den jüngeren Männern bislang willig die Führung der Gruppe wie auch das Wort überlassen.

Doch jetzt mahnte er: »Wir sollten zusehen, dass wir 290

weiterkommen. Mehr als fünf Meilen haben wir sicher noch nicht geschafft.«

Alle nickten zustimmend, und sie setzten ihren Weg fort.

Vielleicht eine Stunde vor Einbruch der Dämmerung verließen sie den Bachlauf, erklommen einen steilen Hügel und kamen auf dessen Kuppe zum ersten Mal seit ihrem Aufbruch auf eine größere Lichtung. In ihrer Mitte ragte eine einzelne Eiche auf, die höher zu sein schien als alle anderen Bäume.

»Lasst uns hier für die Nacht rasten«, schlug Candamir vor, und alle stimmten zu, dass es ein geeigneter Lagerplatz sei. Keiner erwähnte es ausdrücklich, aber niemand war besonders erpicht darauf, die Nacht im Schatten des Waldes zu verbringen.

Während die Frauen und der Sachse sich daranmachten, eine flache Feuergrube auszuheben, und Jared und Harald totes Holz sammelten, traten Osmund und Candamir näher an den allein stehenden Baum und sahen daran hoch.

»Du oder ich?«, fragte C n

a damir.

Osmund riss zwei Grashalme aus. »Wer den kürzeren zieht.« Er steckte die Hände hinter den Rücken, arrangierte seine Halme, und als er Candamir die Linke entgegenstreckte, ragten zwei etwa gleich lange grüne Spitzen aus der knochigen Faust. Ohne lange zu zögern, zog Candamir die vordere. Osmund öffnete die Hand. Der Halm, der darin lag, war der längere. »Es ist deine Ehre.«

Er ging ein wenig in die Knie u

nd verschränkte die

Hände ineinander.

Candamir stellte den linken Fuß darauf, stützte sich an dem dicken, borkigen Stamm ab und hievte sich mit Osmunds Hilfe so weit in die Höhe, dass er einen Ast zu fassen bekam. Von da an war es einfach. Ohne Mühe stemmte er sich hoch und verschwand schnell und 291

geschickt wie eine Katze im dichten Laub.

Es war ein mächtiger, altehrwürdiger Baum, der bis hoch oben in die Krone dicke Äste hatte. Schließlich wurden sie aber doch zu schmal, also bewegte Candamir sich seitwärts, und als er den Kopf durch die Blätter steckte, befand er sich gewiss zehn Klafter über dem Boden und ein gutes Stück oberhalb der restlichen Wipfel. Bedächtig sah er sich um.

Der Nachmittag war immer noch klar und wolkenlos, die Fernsicht ungetrübt. Nur im Norden über dem blauen Meer, das schon weit weg schien, schwebte ein schwacher Dunst.

Die Aussicht, die sich Candamir bot, war von solcher Schönheit und Vielfalt, dass er sich mit weit aufgerissenen Augen umschaute. Der Wald war riesig. Offenbar hatten sie den höchsten Punkt erreicht – von hier aus fi l e der

Boden in alle Richtungen ab, sodass die Entfernungen nicht leicht zu schätzen waren, aber Candamir nahm an, dass der Waldrand im Osten an die zwanzig Meilen entfernt lag. Jenseits davon erstreckte sich ein flaches Grasland zum Fuß eines grauen Gebirgszuges hin. Ein mächtiger Strom, der ein Stück weiter südlich aus diesen Bergen zu kommen schien, durchschnitt mit seinem breiten Bett das Grasland, ehe er in den a

W ld eintauchte.

Candamirs Herzschlag beschleunigte sich. Das ist unser Fluss, dachte er. Wenn wir uns an seinem Ufer niederlassen,

wird es uns gewiss nie an Wasser mangeln.

Mit leuchtenden Augen schaute er auf das breite, blaugraue Band und erspähte dann zu seiner unbändigen Freude dort in der Flussebene eine Tierherde, die er an der geschmeidigen, unverwechselbaren Art ihrer Bewegungen erkannte: Es waren Pferde.

Er wandte den Blick weiter nach Südwesten. Auch in 292

diese Richtung erstreckte sich der Wald bis tief ins Innere der Insel. Und dort, wo er aufhörte, schien auch alles Leben zu enden. Candamir blinzelte. Er hatte scharfe Augen, aber die eigentümliche schwarzbraune Fläche, die er dort erahnte, war zu weit fort, um sie wirklich zu erkennen. Angestrengt starrte er hinüber, und dann sah er etwas, worüber er so erschrak, dass er den Halt verlor und ins Rutschen geriet.

Sehr viel schneller als beabsichtigt legte er die erste Hälfte seines Abstiegs zurück, doch er fing sich an einem Ast ab, ehe er ernstlichen Schaden nahm, und kletterte mit untypischer Vorsicht weiter hinab. Schließlich landete er wieder auf dem Ast, den er mit Osmunds Hilfe erklommen hatte, ließ sich daran herunter, pendelte einen Moment und sprang die letzten vier oder fünf Fuß.

Die anderen erwarteten ihn gespannt.

»Und?«, fragte Inga atemlos. »Was hast du gesehen?«

»Bist du abgestürzt? Es hat so seltsam geraschelt«, bekundete Siglind kritisch.

»Gibt es hier irgendwo Berge?«, wollte der Schmied wissen.

»Anzeichen von Siedlungen?«, fiel Jared ihm ins Wort.

Candamir hob die Rechte. »Ich bin nicht gestürzt, und was ich gesehen habe, war gut. Jedenfalls zum größten Teil.«

Er ließ sie stehen, r

t at ans Feuer und setzte sich auf seine Decke. Obwohl sie sich auf einer Lichtung befanden, war es hier unten doch schon merklich dunkler als über den Bäumen. Es dämmerte, und sie hatten bereits festgestellt, dass die Dunkelheit hier sehr viel schneller hereinbrach als in Elasund.

»Lasst uns essen, solange wir noch etwas sehen 293

können«, schlug der Sachse vor, der aus Erfahrung wusste, dass Candamir mitteilsamer wurde, wenn man ihn fütterte.

Die anderen versammelten sich ebenfalls um das kleine Feuer, und Inga verteilte die mageren Portionen Dörrfleisch.

»Ja, es gibt Berge, Harald«, begann Candamir schließlich seinen Bericht. Er wies nach Osten. »Eine ganze Kette, so scheint es, aber ziemlich weit entfernt.« Er erzählte auch von seinen übrigen Beobachtungen. »Ich habe keinerlei Anzeichen menschlicher Siedlungen entdecken können, b

a er diese Insel ist sehr groß. Außer der Küste im Nordwesten habe ich kein Meer sehen können. Am Südrand des Waldes liegt ein Land, das zumindest auf die Entfernung seltsam leer zu sein scheint.

Kein Baum, nichts Grünes. Nur der Berg, von dem das Lied erzählt.«

»Ein feuriger Berg?«, entfuhr es Jared. »Bist du sicher?«

Candamir runzelte unwill g

i die Stirn. »Nein, das hab ich

mir nur so ausgedacht …«

Einen Moment herrschte unbehagliches Schweigen.

»Nun, es ist im Grunde keine Überraschung«, sagte der Schmied schließlich bedächtig. »Wir haben alles andere so vorgefunden, wie das Lied es berichtet. Jedenfalls beinahe.

Die w i

e ßen Raben. Die fruchtbare Erde. Die Vielfalt an schönen Vögeln und Pflanzen. Also war damit zu rechnen, dass auch der Berg hier sein würde, den Odin mit dem Speer aufgerissen hat, nicht wahr?«

Alle nickten.

»Und war es viel Feuer, das du gesehen hast?«, fragte Harald Candamir. »Hat er feurige Kugeln in die Luft geschleudert, oder ergoss sich ein brennender Fluss?«

Der jüngere Mann schüttelte langsam den Kopf. »Ich 294

glaube nicht. Wie gesagt, er war sehr, sehr weit weg.

Inmitten des leeren Landes. Aber alles, was ich sehen konnte, war ein schwaches rötliches Glühen.«

Es sollte beruhigend klingen, doch der feurige Berg flößte ihnen allen ein wenig Unbehagen ein. Sie wussten aus den Erzählungen der Seefahrer, dass solche Berge Erdbeben hervorriefen und giftige Dämpfe aus den Eingeweiden der Erde heraufschleudern konnten – nur zu leicht wurden sie zum Werkzeug göttlichen Zorns. Sie standen in einem beunruhigenden Widerspruch zur Unwandelbarkeit von

Land und Meer. Der Sachse hatte gar einmal gelesen, diese Berge, die die Gelehrten *Vulcani* nannten, seien ein Übergang zwischen den Welten, ein ewig gähnendes Tor zur Hölle. Da seine Gefährten aber überzeugt waren, dieser Feuerberg sei Odins Schöpfung, entschied er, sein Wissen lieber für sich zu behalten.

Candamir warf einen Zweig ins Feuer. »Tja, wie auch immer. Wir haben keine Veranlassung, so weit zu wandern oder überhaupt nach Südwesten zu ziehen.

Vielleicht steigt einer von euch morgen früh noch einmal hinauf und schaut sich um, aber ich meine, un e s re

Hoffnung liegt im Süden, am Ufer des breiten Flusses.«

Osmund schüttelte den Kopf. »Mir reicht es vollkommen, wenn du es gesehen hast.«

Es war eine schlichte Feststellung, doch als Vertrauensbeweis kaum zu überbieten. Candamir war einen Augenblick untypisch verlegen, schmuggelte seinem Freund aber ein dankbares Lächeln zu.

Jared schien zu erwägen, sich selbst ein Bild von der Beschaffenheit des Landes und dem feurigen Berg zu machen, vermutlich weil er wusste, dass sein Vater dies von ihm erwartete.

Doch Siglind kam ihm zuvor. »Wir sollten auf jeden Fall 295

zu diesen Bergen ziehen«, erklärte sie. Sie schien nichts dabei zu finden, sich ungebeten in eine Beratung von Männern einzumischen, was sich sonst höchstens Gevatterinnen wie Brigitta erlaubten, die so alt waren, dass jeder ihnen Respekt erweisen musste, ob es ihm nun gefiel oder nicht. Jared warf der jungen Fremden einen halb

verdutzten, halb missfälligen Blick zu, den sie entweder nicht bemerkte oder herablassend ignorierte. Sie nickte dem Schmied zu. »Ich nehme an, du sprichst nicht davon, weil du vorerst niemanden in vielleicht unnötige Unruhe versetzen willst. Aber es ist doch richtig, dass wir mit unserer Siedlung nicht weit kommen werden, wenn wir kein Eisen finden, nicht wahr?«

Der Schmied machte große Augen. »Woher weißt du das?«

Siglind machte eine unbestimmte Geste. Sie hatte oft zugehört, wenn Cnut sich mit seinem Verwalter beriet, und dabei allerhand gelernt. Zum Beispiel auch, wie verwundbar es die Kalten Inseln machte, kein eigenes Erz zu haben. Eisen war ein wichtiger Schlüssel zu Wohlstand und Macht, wusste sie. »Ich habe die Ladung des *Falken* gesehen«, antwortete sie. »Ist es etwa nicht so, dass all deine Vorräte und Werkzeuge mit dem Schiff untergegangen sind?«

Harald hob kurz die ausladenden Schultern und nickte dann. »Du hast völlig Recht.« Und endlich gestand er ihnen seine Sorgen.

Candamir und Osmund schauten sich voller Schrecken an. Daran hatten sie überhaupt noch nicht gedacht. In Elasund hatte der Schmied sich einmal im Jahr auf den Weg in die Berge gemacht, wo er bei den Bauern, die dort ein paar steinige Äcker bestellten, aber hauptsächlich vom Erzabbau lebten, seinen Jahresvorrat an Roheisen gekauft hatte. Eisen war immer eine Selbstverständlichkeit 296

gewesen, weil daran nie Knappheit bestanden hatte.

Darum waren sie bislang einfach noch nicht darauf gekommen, dass es ein Problem darstellen könnte.

Bedrücktes Schweigen hatte sich herabgesenkt, als die Dunkelheit hereinbrach.

»Aber Harald, was … was wird aus uns, wenn wir in Catan kein Eisenerz finden?«, fragte Inga schließlich leise.

Die Furcht in ihrer Stimme war unüberhörbar, und Jared rückte ein wenig näher an sie heran und legte ihr fürsorglich seine Decke um die Schultern. Sie schien es kaum zu bemerken.

Über die Glut lächelte der Schmied ihr zu. »Das kann ich kaum glauben, mein Kind. Erinnere dich an das Lied. Die Riesen und auch Odin, die dieses Land gemeinsam erdacht und erschaffen haben, lieben wohl nichts so sehr i w e

schöne Waffen. Und es heißt, sie hätten die Berge reichlich mit Gold und Erz gesegnet. Die Frage ist nur, *wo* sie es vergraben haben …«

Man konnte Ingas Miene ansehen, dass sie ei n wenig

getröstet war, und Candamir stellte fest, dass es ihm ebenso erging. Als er sich wenig später am ersterbenden Feuer in seine Decke rollte, schlief er bald ein, und er träumte von den Wildpferden, die er im Grasland gesehen hatte.

Am nächsten Morgen beschlossen sie, Candamirs Vorschlag zu folgen und sich möglichst gerade nach Süden zu halten, um an das Ufer des Flusses zu gelangen, galt ihre Suche doch in erster Linie einem geeigneten Siedlungsort. Im Laufe des Tages änderte sich das Land allmählich. Der Wald wurde älter, je weiter sie sich vom Meer entfernten, der Boden feuchter. Allenthalben stießen sie auf Tümpel und kleine, stille Seen und begannen sich 297

bald zu sorgen, das Gelände könne sumpfig werden.

Dichtes Unterholz aus Holunder, Brombeeren und unbekanntem Gestrüpp erschwerte das Fortkommen zusätzlich, und Schwärme von Mücken umschwirrten ihre Köpfe und störten in der Nacht ihren Schlaf. Es war ein beschwerlicher Tag, aber niemand beklagte sich.

Ihr magerer Proviant ging zur Neige, doch Hunger brauchten sie vorläufig nicht zu fürchten, denn sowohl Candamir als auch Osmund und der junge Jared waren geschickt im Speerfischen, und in den Bächen des Waldes wimmelte es von Forellen. Innerhalb kürzester Zeit hatten sie genügend gefangen, dass alle sich nach Herzenslust daran satt essen konnten. Es war eine willkommene Abwechslung von dem verhassten Dörrfleisch.

Am Nachmittag des dritten Tages endlich stießen sie auf den Fluss, den Candamir von seinem Baum aus gesehen hatte. Weil sie ein bisschen zu weit nach Westen geraten waren, folgten sie seinem Verlauf stromaufwärts, bis er eine sachte Biegung machte und der Wald sich schließlich lichtete. Kleine Gruppen junger Kiefern und Birken bildeten den A s

b chluss und dünnten immer weiter aus.

Den Wald im Rücken und den Fluss zu ihrer Rechten, hielten sie schließlich an und blickten über das Hügelland.

Weit im Osten erahnten sie am Horizont einen Schleier bläulichen Nebels.

»Sind das die Berge?«, fragte Inga.

»Ich nehme es an«, antwortete der Schmied. »Wie weit ist es bis dort, was denkst du, Osmund?«

Osmund hob vage die Hand. »Drei Tage. Vielleicht vier.« Er schaute auf den Fluss, der vielleicht eine halbe Meile

stromabwärts von einer bewaldeten Insel zerteilt wurde, die wie ein Schiff geformt war. Dann sah er über die weite Ebene und sachten Hügel, die sich zwischen dem 298

Waldrand und dem Fuß der Berge erstreckten. Ein

»Grasland« hatte er sich anders vorgestellt. Der Boden bestand offenbar aus einem hellen Kalkgestein, das allenthalben durch die dünne Erdschicht schimmerte.

Dunkles, langhalmiges Gras wuchs darauf in unregelmäßigen Büscheln. Osmund beugte sich vor und befühlte einen Halm zwischen den Fingern.

Candamir war selbst enttäuscht. »Aus der Ferne sah es besser aus«, erklärte er seufzend. »Hier wird bestimmt kein Korn wachsen.«

Osmund schüttelte den Kopf. »Im Wald ist der Boden hingegen hervorragend. Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als Ackerflächen zu roden. Komm schon, Candamir, mach kein solches Gesicht. Im Grunde haben wir doch damit gerechnet, dass wir unsere Felder dem Wald abringen müssen.«

»Wenn wir hier siedeln, haben wir zumindest Weideland für das Vieh«, warf Jared ein. »Wir könnten von hier aus anfangen zu roden und mit dem Holz gleich am Fluss unsere Häuser bauen.«

»Nicht zu dicht am Fluss«, warnte Siglind. »Falls es im Winter doch Schnee auf diesen Bergen gibt, wird der Fluss im Frühjahr über die Ufer treten und unsere Speicherhäuser fluten, wenn wir ihm zu nahe sind.«

Candamir betrachtete sie verstohlen aus dem Augenwinkel. Sie stand kerzengerade und beschattete die Augen mit der

schmalen Linken. Ihre Finger waren lang, die Haut beinah weiß. Ein paar Strähnen hatten sich aus dem blonden Zopf gestohlen und wurden ihr von der sachten Brise ins Gesicht geweht. Ungeduldig strich sie sie mit der rechten Hand zurück.

»Am anderen Ufer sieht das Gras grüner aus«, bemerkte sie.

299

»Das ist immer so«, erwiderte Osmund trocken. »Aber es spricht nichts dagegen, uns am anderen Ufer umzuschauen. Ich denke, ich schwimme hinüber und seh es mir an.«

Er streifte die geborgten Stiefel ab. Candamir folgte seinem Beispiel. »Ich komme mit.«

Zusammen traten sie ans seichte Ufer und schauten einen Moment versonnen auf den Fluss hinaus, der hier etwa eine achtel Meile breit war.

»Mein Vater pflegte immer zu sagen: Fremde Flüsse überquert man am be

it einem Floß«, be

sten m

merkte

Candamir. Sein Vater hatte einen großen Schatz an Spruchweisheiten besessen, und diese hatte er besonders gern zum Besten gegeben, vor allem immer dann, wenn er seinen leichtsinnigen S hn zur Vorsicht m o

ahnen wollte.

Osmund nickte. »Dein Vater war ein weiser Mann. In fremden Flüssen kann man leicht ertrinken.«

»Hm.«

Sie sahen sich an, lachten und liefen ins Wasser.

Die anderen erkundeten derweil das Ufer und den Waldrand. Im Schilf nisteten viele Vögel, und Inga und Siglind sammelten ein paar Eier.

»Nichts gegen Forellen«, bemerkte Siglind, »sie sind Dörrfleisch allemal vorzuziehen. Aber kann es etwas Köstlicheres geben als ein Ei?« Sie nahm eines, durchstach behutsam mit der Spitze des kleinen Fi g n ers

die dünne Schale und schlürfte es genüsslich aus. »Hm!

Wunderbar. Du musst eins probieren, Inga.« Einladend streckte sie dem jungen Mädchen ein kleines, grün gesprenkeltes Ei irgendeines Wasservogels entgegen, aber Inga schaute gar nicht hin. Ihr Blick war auf den Flus s

300

gerichtet, die Augen verengt, so als suche sie etwas am anderen Ufer. Dann atmete sie erleichtert auf. »Ich sehe sie. Alle beide.« Sie zeigte mit dem Finger.

Siglind schaute ebenfalls hinüber und entdeckte zwei Gestalten, die sich anscheinend über irgendetwas beugten, das sie im Gras entdeckt hatten Sie waren zu weit fort, um

.

sie wirklich zu erkennen, aber ein Schopf war schwarz, der andere weizenblond. »Und? Welchen von beiden willst du?«,

fragte sie Inga neugierig.

Das Mädchen errötete ein wenig, gab jedoch bereitwillig Auskunft. »Osmund.« Sie schaute immer noch zu ihm hinüber, und ihre hübschen blauen Augen leuchteten.

Doch dann wandte sie den Blick seufzend ab. »Ich f ürchte

nur, daraus wird nichts.«

»Wieso glaubst du das?«

»Seine Frau ist schon seit einem halben Jahr tot. Zeit genug, meinen Vater zu fragen, wenn er mich wollte. Aber er sieht mich noch nicht einmal.«

»Was man Jared nicht nachsagen kann«, bemerkte die Ältere trocken.

Inga nickte, nahm endlich das Ei, das Siglind ihr hinhielt, und strich mit dem Finger über die raue, hauchdünne Schale.

»Tja, so ist das eben. Jared will mich, ich will Osmund, und Osmund will dich. Ich bin sicher, die Götter lachen Tränen.«

Siglind ließ sich von der scheinbaren Gelassenheit nicht täuschen. Es war noch nicht besonders lange her, dass sie selbst vierzehn gewesen war und von einem blauäugigen Helden mit starken Armen und sanftem Herzen geträumt hatte. Und auch wenn ihr Traum sich nicht erfüllt, sich eher in einen Albdruck verwandelt hatte, wusste sie doch noch genau, wie schutzlos, wie leicht verwundbar man in 301

diesem Alter war. Sie nahm Ingas freie Hand und drückte sie kurz. »Von mir hast du nichts zu befürchten. Ich habe kein Interesse an deinem Osmund.«

Inga sah sie an, als wolle sie ergründen, ob Siglind die Wahrheit sagte, und lächelte dann erleichtert. »Also Candamir?«

Doch die Königin der Kalten Inseln schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Ich will keinen Mann mehr.«

Inga schwieg einen Moment betroffen, ehe sie fragte:

»Aber … warum nicht?«

Siglind verzog einen Mundwinkel. Es sollte amüsiert aussehen, aber Inga schien es eher, als drücke es so etwas wie Verbitterung aus. Und weil sie keine Antwort bekam, setzte sie nach: »Denkst du nicht, alle Unverheirateten unter uns sind verpflichtet, so schnell wie möglich einen Mann zu finden und Kinder zu bekommen? Wir sind nur so wenige in einem so groß n

e , fremden Land. Unser Volk

muss schnellstmöglich wachsen.«

»Ja, das ist wohl so. Aber ich gehöre nicht zu eurem Volk, Inga.« Außerdem hatte Cnut sich so lange erfolglos bemüht, sie zu schwängern, dass sie inzwischen überzeugt war, sie könne ohnehin nichts zum Wachstum dieses Volkes beitragen.

»Wenn du glaubst, wir seien nicht gut genug für dich, warum bist du dann mit uns gekommen?«, fragte Inga. Es klang weder gekränkt noch schnippisch, nur verwundert.

Siglind schüttelte den Kopf. »Wie könnte ich das glauben? Sei versichert, ich wäre stolzer gewesen, die Frau eines guten Fischers zu sein, als die eines schlechten Königs. Nein, nein, damit hat es nichts zu tun.« Sie wusste nicht, wie sie

Inga ihre Beweggründe erklären sollte, ohne dem armen Kind Angst vor der Ehe zu machen. »Ich …

ich war vier Jahre verheiratet und habe herausgefunden,
302

dass das nicht das richtige Leben für mich ist. Es ist ja nicht so, als wäre ich die Einzige. Auch bei euch gibt es gewiss dann und wann Witwen, die nicht wieder heiraten, nicht a

w hr?«

Inga wiegte den Kopf hin und her. »Selten. Aber du hast Recht, es kommt vor.«

»Da siehst du's.«

»Aber was willst du stattdessen?«

»Ich weiß es nicht«, gestand Siglind. »Ich denke, es muss noch irgendetwas anderes geben. Das kann doch nicht alles sein, oder?«

»Melde?«, fragte Jared den Sachsen verständnislos. »Was soll das sein, Melde?«

Sie waren in den Schutz der Bäume zurückgekehrt, denn es sah nach Regen aus. Nahe des Waldrands hatten sie in einer geschützten Mulde Feuer gemacht, und Austin und die Frauen untersuchten, was hier wuchs.

»Melde ist ungefähr so etwas wie Kohl«, antwortete der Sachse. Aber das traf es nicht ganz. Er überlegte einen Moment, wie er es erklären konnte. »Wenn die Erbsen-und Bohnenernte schlecht ist, essen die Leute manchmal gekochte Brennnesseln, nicht wahr?«

Jared schnitt eine vielsagende Grimasse, nickte jedoch.

»Damit lässt Melde sich noch am ehesten vergleichen, nur schmeckt sie besser. Die Pflanze wird mannshoch, und sie wächst immer wieder nach, bis der Frost kommt.«

»Man kann von ein und derselben Pflanze mehrfach ernten?«, fragte Inga, nicht sicher, ob sie ihn recht verstanden hatte.

Austin nickte. »Wenn man denn will«, schränkte er ein.

»Denn *so* köstlich ist sie nun auch wieder nicht.«

303

Asi war interessiert näher getreten, betrachtete die Pflanze, vor der die jungen Leute standen, und beschied energisch:

»Das spielt keine Rolle. Jedenfalls würde es bedeuten, dass wir etwas haben, woran wir uns satt essen können, bis wir das erste Getreide ernten.«

»Tja.« Austin, der am Boden gehockt und die Blätter befühlt hatte, richtete sich wieder auf. »Falls dies wirklich Melde ist.«

»Ich dachte, du sagtest, du kennst diese Pflanze aus deiner Heimat. Ihr Sklaven aus der Fremde seid doch wirklich alle gleich«, versetzte sie. »Erst spielt ihr euch wer weiß wie auf, und dann wisst ihr doch nichts.«

Asi, wusste der Sachse, war im Grunde eine gute Seele.

Aber vermutlich ängstigten sie dieses neue Land und all die Ungewissheiten, die damit verbunden waren, und sie nahm ihm übel, dass er ihr erst Hoffnung auf ein wenig Sicherheit

gemacht hatte, um diese dann gleich wieder in Frage zu stellen. Er lächelte reumütig und erklärte: »Es gibt viele verschiedene Arten dieser Pflanze, weißt du, und ich bin nicht ganz sicher, ob die hier dazu zählt. Und das Dumme ist, es gibt ein Gewächs, das ebensolche dreieckigen Blätter hat, und das ist ziemlich giftig.«

»Nun, es gibt einen ganz einfachen Weg, herauszufinden, welche von beiden es ist. Wir müssen sie nur kosten«, meinte Jared und machte eine auffordernde Geste in Austins Richtung.

»Es ist doch immer praktisch, einen Sklaven dabeizuhaben. Man weiß nie, wozu man ihn brauchen kann.«

Er hatte es nicht ernst gemeint, und alle lachten, doch Austin stimmte nicht mit ein. Mit einem plötzlichen Satz sprang er auf Jared zu, riss ihm den kurzen Speer aus der
304

lockeren Faust und stieß den jungen Mann so grob, dass er zu Boden stürzte. Das alles ging so schnell, dass niemand den Sachsen hindern konnte, ehe er die Waffe über die rechte Schulter hob und mit erstaunlicher Kraft von sich schleuderte. Siglind zog erschrocken die Luft ein, In a g

stieß einen halb unterdrückten Schrei aus. Doch nicht Jared lag tödlich getroffen im Gras, sondern eine große schwarze Wildsau. Der Speer steckte in ihrer breiten Brust, und mit der beängstigenden Kraft, die diesen Tieren zu Eigen war, schaffte sie es noch, sich auf die Seite zu wälzen. Alle wichen furchtsam zurück, als sie Anstalten machte, auf die Beine zu kommen. Doch dann wurden die kleinen, dunklen Augen starr und glasig, und sie lag still.

Austin stieß einen zu lang angehaltenen Atem aus und reichte Jared die Hand. »Entschuldige. Aber du s tandest

mit dem Rücken zu ihr, und sie kam so plötzlich und mit solcher Schnelligkeit aus dem Unterholz, dass mir keine Zeit blieb, dich zu warnen.«

Jared ignorierte die Hand und sprang auf die Füße. Sein Gesicht hatte sich gerötet, und er warf einen schnellen Blick auf Inga und Siglind, die jedoch nur Augen für das erlegte Ungetüm hatten.

»Bei allen Göttern, wie *groß* sie ist«, murmelte Inga schaudernd. »Und wie hässlich.«

Siglind gab ihr Recht. »Wo in aller Welt ist sie so plötzlich hergekommen?«

Austin wies auf die Bäume. »Gewiss hat sie Frischlinge hier in der Nähe und fühlte sich von uns bedroht. Wenn sie Junge haben, sind sie wirklich gefährlich, denn …« Er brach ab, weil mit einem Mal eine Hand auf seine Schulter fiel und ihn herumschleuderte. Ehe er irgendetwas sagen oder tun konnte, schlug Jared ihm die Faust in den Magen.

Keuchend brach der Mönch in die Knie, krümmte sich und

hustete erstickt.

»Was fällt dir ein, mir die Waffe zu entreißen, du unverschämter Wicht?«, grollte Jared und trat ihn in die Seite.

»Jared«, mahnte der Schmied. »Lass ihn zufrieden. Er hat dir vermutlich das Leben gerettet, du dummer Bengel.«

Die Anrede stimmte Jared nicht versöhnlicher, und er kannte keinen anderen Umgang mit Unfreien als den, welchen sein Vater ihn gelehrt hatte. Noch einmal trat er mit

ungehemmter Kraft zu, und der Sachse wurde zu Boden geschleudert und landete mit dem Gesicht auf einem der vielen Felsbrocken, die hier verstreut lagen.

»Gib gefälligst Antwort!« Jared machte einen Schritt auf ihn zu, als habe er immer noch nicht genug, doch dann packte ihn jemand hart am Ellbogen und ris s ihn zurück.

»Das kann er ja nicht, solange er keine Luft bekommt, nicht wahr?«, sagte Candamir. Triefend nass stand er plötzlich da, wie aus dem Boden gestampft.

Jar d

e riss sich wütend los. »Dein Sklave ist anmaßend und respektlos, Candamir! Er hat keine Manieren, Vater hat Recht!«

Candamir bedachte ihn mit einem verächtlichen Blick.

»Ja, ich bin überzeugt, jeder eurer Sklaven hätte respektvoll zugeschaut, wie die Sau dich niedertrampelt.«

Jared wies einen anklagenden Finger auf die reglose Gestalt am Boden. »Er hat Hand an mich gelegt! Ich verlange, dass er die Hand verliert.«

»Du bist ja von Sinnen …« Candamir wandte sich angewidert ab.

Jared starrte auf seinen Rücken, dann auf den Sklaven am Boden, und seine Hand verirrte sich an das Heft seines 306

Sax.

»Jared!«, fuhr Osmund ihn scharf an, der ebenso tropfnass wie Candamir an dessen Seite stand. »Ich glaube, du bist

derjenige, der es an Respekt mangeln lässt.«

Sein junger Vetter stieß wütend die Luft aus, ließ die Hand aber sinken. »Du kannst sicher sein, dass mein Vater hiervon erfährt, Candamir«, drohte er leise.

»Oh, natürlich. Und er wird bestimmt stolz darauf sein, welche Tapferkeit du hier heute bewiesen hast«, entgegnete Candamir, beugte sich dann über den Sachsen und drehte ihn auf den Rücken. »Ach, du meine Güte.«

Der Sklave hatte sich die Nase aufgeschlagen, die wie ein Wasserfall blutete. »Wird's denn gehen?«

Eher mit adligem Hochmut als mönchischer Duldsamkeit schüttelte Austin die wohlmeinende Hand von der Schulter, kam unsicher auf die Füße und ging torkelnd Richtung Fluss.

»Fall nicht ins Wasser!«, rief Candamir ihm nach, denn die Dämmerung war hereingebrochen, und das Ufer war an manchen Stellen tückisch.

Er bekam keine Antwort.

Candamir seufzte leise, schaute dann auf die tote Wildsau hinab und sagte mit einem Achselzucken:

»Zumindest wissen wir jetzt, wovon wir heute und morgen satt werden.« Er zog sich das nasse Obergewand aus und hängte es sorgsam über einen Ast. Es war fadenscheinig und löchrig, aber das einzige, das er besaß. »Na los, fasst mit an. Wir müssen sie wenigstens ausnehmen, ehe es dunkel wird.«

Er erwischte Siglind bei einem halb faszinierten, halb angewiderten Blick, mit dem sie die lange Narbe über seinem Bauchnabel anstarrte. Er strich verlegen mit der

flachen Hand darüber und bemerkte grinsend: »Ich hab noch ein paar. Soll ich sie dir zeigen?«

Ertappt zuckte sie zusammen, lächelte nicht minder verlegen und trat dann entschlossen auf die tote Sau zu.

Inga folgte ihr. »Die armen Ferkelchen«, murmelte sie.

Die Männer lachten sie aus. »Sie heißen Frischlinge«, klärte Osmund sie bereitwillig auf. »Und wenn wir Glück haben, kommen sie her und suchen ihre Mutter. Dann können wir sie einfangen und mit zurücknehmen. Was glaubst du, wie die Leute sich über *so* einen zarten Braten freuen würden.«

Sie sah ihn vorwurfsvoll an. »Wie herzlos du bist.«

Er schüttelte den Kopf. »Sie würden so oder so nicht überleben. Sie sind auf eine Mutter angewiesen.«

Asi war dabei, in ihrem Bündel zu wühlen, das größer war als alle anderen und die unglaublichsten Schätze enthielt.

»Das ist bei Menschenkindern nicht viel anders, Osmund, mein Junge«, murmelte sie. Dann förderte sie mit einem triumphierenden Lächeln zu Tage, wonach sie gesucht hatte: ein stabiles Seil aus Robbenleder. Damit banden sie der Wildsau die Hinterbeine zusammen, schlangen es über einen stabilen Ast und zogen sie hoch.

Harald, Candamir und Osmund mussten gemeinsam ziehen. Das Tier war viel größer und schwerer als jedes Schwein, das je einer von ihnen besessen hatte.

»Jared, hör auf zu grollen, komm her und hilf uns«, befahl Osmund ungehalten.

Schweigend gehorchte sein junger Vetter. Da auf dem Hof seines Vaters mehr geschlachtet worden war als bei jedem anderen, verfügte er über die meiste Erfahrung und übernahm die Aufgabe, dem Tier zum Ausbluten Kehle 308

und Bauch aufzuschlitzen. Das erforderte einiges Geschick, wenn man dabei nicht in Blut baden wollte.

Jared meisterte es mit geradezu eleganter Mühelosigkeit, was ihm ein beifälliges Murmeln der drei Frauen eintrug.

Das besserte seine Stimmung, aber er blieb den ganzen Abend stiller als gewöhnlich.

Sie verbrannten die Eingeweide bis auf Leber und Nieren. Auch das Herz legte Candamir auf einer Schicht frischer Eichenblätter beiseite, denn es gebührte dem Sachsen, falls er es wollte. Als das getan war, war es längst finster, und sie beschlossen, die weiteren Arbeiten auf den nächsten Tag zu schieben. Mit seinem Sax säbelte Harald so lange an dem Kadaver herum, bis er zwei Haxen herausgelöst hatte, die sie über dem Feuer brieten.

Und währenddessen berichteten Osmund und Candamir, was sie am anderen Ufer vorgefunden hatten.

»Du hattest Recht, Siglind«, eröffnete Osmund ihr. »Das Gras ist dort drüben tatsächlich grüner, weil es dichter und fetter ist. Das liegt wohl daran, dass die Krume dort besser ist.«

»Nicht wirklich gut«, schränkte Candam ir ein. »Ich bin

nicht sicher, ob die Schicht auf dem Gestein hoch genu g

ist, dass man sie umpflügen kann. Außerdem haben wir keine Zugtiere. Aber wir könnten versuchen, dort etwas zu säen. Ich schätze, die Ernte wäre zumi d n est besser, als

wenn wir es so machten wie diese Langobarden und im Schatten der Bäume versuchten, Getreide zu ziehen.«

»Aber wenn wir es tun und der Versuch scheitert, verlieren wir unser kostbares Saatgut«, wandte Asi ein.

Candamir nickte. »Ich weiß. Olaf und Siward müssen sich das Land anschauen. Sie haben von uns allen die meiste Erfahrung im Getreideanbau.«

Eine Weile wägten sie Für und Wider ab, bis die Haxen 309

schließlich knusprig braun gebraten waren. Asi schnitt das Fleisch vom Knochen, gab jedem ein Stück und legte eins für den Sachsen beiseite, der immer noch nicht zurückgekehrt war. Sie aßen schweigend, schenkten ihre ganze Aufmerksamkeit dem würzigen Wildgeschmack.

Schließlich leckte Harald sich genüsslich die Finger und sagte: »Das Gras ist auf dieser Seite gut genug, um das Vieh zu weiden, auf der anderen Seite allemal. Wir haben den Fluss, der uns mit Wasser und Nahrung versorgt, den Wald für Bauholz und für unsere zukünftigen Ackerflächen. Und falls es in diesen Bergen Eisenerz gibt, ist es auch dorthin nicht weit. Ich schätze, wir haben den Platz für unser neues Dorf gefunden«, schloss er, und es klang beinah ein bisschen feierlich.

Alle nickten, nur Candamir wandte ein: »Es wird Berse und vielen anderen nicht gefallen, dass der Ort zweieinhalb Tagesmärsche vom Meer entfernt liegt. Und sie haben ja auch Recht.

Bislang haben wir immer von dem gelebt, was das Meer uns zu geben hatte. Sicher können wir im Fluss fischen, aber was ist mit Kabeljau und Dorsch? Vor allem mit Heringen? Und was ist mi

t Robben? Wie sollen wir auf all

das verzichten?«

Zum ersten Mal seit Stunden ergriff Jared das Wort.

»Wir müssen damit rechnen, dass es hier gar keine Robben gibt, hat Vater gesagt, denn sie lieben die kalten Gewässer der nördlichen Meere. Dafür werden wir mehr Getreide haben als früher und mehr Vieh. Wir müssen uns einfach umstellen.«

»So ist es«, bestätigte der Schmied. »Außerdem wissen wir gar nicht, ob das Meer wirklich zweieinhalb Tage entfernt liegt, Candamir. Vielleicht gibt es eine viel nähere Küste als die Bucht, in welcher wir gelandet sind. Und …«

»Man muss nur dem Fluss folgen«, warf Osmund ein, amüsiert, dass keiner auf diese nächstliegende Lösung gekommen war. »Flüsse fließen bekanntlich zum Meer.

Und er ist sehr tief. Wenn keine Wasserfälle oder Stromschnellen zwischen dieser Stelle und der Küste liegen, können die Schiffe ihn hinaufrudern und uns direkt ins Dorf bringen, was sie aus dem Meer holen. Wir müssten nur eine Anlegestelle bauen, die der Strömung standhält.«

»Thorbjörn und Haldir müssten doch wissen, wie man das macht«, sagte Inga. Eilhards Söhne hatten schließlich in der alten Heimat in einem der Flussdörfer gelebt und dort eine Anlegestelle für ihr großes Schiff gehabt.

Alle nickten.

»Also, morgen sollten wir uns aufteilen«, schlug Harald vor.

»Ich ziehe in die Berge. Einer oder zwei von euch sollten mich begleiten. Die anderen kehren zur Küste zurück, berichten, was wir gefunden haben, und führen unsere Leute her.«

»Aber Harald, was ist, wenn du kein Erz findest?«, fragte Osmund.

»Dann muss wieder eine Gruppe von Kundschaftern ausziehen und die ganze Insel absuchen, und wenn es Jahre dauert. Doch siedeln sollten wir hier, so oder so. Es ist ein guter Ort.«

Darin waren sich alle einig.

»Was freilich meinen Vater und Haflad und all die anderen Nörgler nicht davon abhalten wird, uns unter die Nase zu reiben, was alles *nicht* perfekt ist an diesem Ort«, bemerkte Inga seufzend.

Harald lächelte ihr über das Feuer hinweg zu. »Es kann 311

nicht schaden, damit zu rechnen.«

Ein sanfter, lautloser Regen hatte schon vor einer Weile eingesetzt, fand jetzt allmählich einen Weg durch das Laubdach und tröpfelte zischend ins Feuer. Der Wind war immer noch schwach, fühlte sich jetzt jedoch ungemütlich an.

Inga wickelte sich in ihre Decke. »Oh, das wird eine geruhsame Nacht«, murmelte sie verdrossen.

Auch die anderen machten sich, so gut es eben ging, für die feuchte Nacht bereit, doch Siglind raunte Candamir zu:

»Er ist seit über zwei Stunden fort.«

»Wer? Oh, mein Sachse. Nun, er wird schon wiederkommen. Hier kann er mir kaum weglaufen, nicht wahr?« Er entrollte seine ecke und suchte m D

it den Augen

den Boden erfolglos nach einer trockenen Stelle ab.

»Wenn du ihm nicht nachgehst, werde ich es tun«, erklärte sie entschlossen.

Candamir zog die Brauen in die Höhe. »Und hoffen, dass alle Bären und sonstigen wilden Tiere sich vor deiner königlichen Würde niederwerfen?«

»Er ist allein und unbewaffnet da draußen«, zischte sie.

»Und aus freien Stücken«, entgegnete er. »Es ist bewölkt und stockfinster. Wie soll ich ihn finden?«

Sie schnaubte verächtlich und stand auf.

»Oh, mächtiger Tyr, lehr mich Geduld«, knurrte Candamir, kam ebenfalls auf die Füße und hielt sie mit einer Geste zurück.

»Bleib hier. Ich gehe.«

Sobald er sich zwanzig Schritte vom Feuer entfernt hatte, konnte er kaum noch die Hand vor Augen sehen.

Der Regen war nur noch ein Nieseln, aber weder Mond noch Sterne waren zu sehen. Ratlos bewegte Candamir 312

sich Richtung Fluss, den er in der Finsternis gurgeln und plätschern hörte, stolperte über Baumwurzeln, verfing sich in Zweigen und verfluchte Siglind. Vermutlich hätte er den Sachsen nie gefunden, wäre der nicht schon vor einer

Stunde vom Fluss zurückgekehrt. In Sichtweite des Feuers hatte er sich unter eine dicht belaubte Blutbuche gesetzt.

Hier war der Boden fast trocken.

»Noch ein Schritt, und du stolperst über meine Füße, Herr«, warnte er leise.

Candamir fuhr erschrocken zusammen und spähte auf ihn hinab. Als er ihn entd c

e kte, hockte er sich vor ihn.

»Was fällt dir ein, so lange wegzubleiben?«, schalt er gedämpft. »Willst du dich umbringen?«

»Nein. Der Gedanke hat dann und wann seinen Reiz, aber mein Glaube verbietet es.« Es sollte ironisch klingen, aber gerade weil es so finster war, dass sie die Züge des anderen nicht erkennen konnten, hörte Candamir, wie niedergeschlagen sein Knecht war.

Er legte ihm für einen Moment die Hand auf die Schulter.

»Alles heil geblieben?«

»Natürlich.«

»Die Nase nicht gebrochen?«

»Keine Ahnung. Und wenn schon …« Es hörte sich untypisch schroff an.

»Dann komm jetzt. Leg dich schlafen.«

Austin schien ihn nicht gehört zu haben. »Ich habe einmal gesehen, wie eine Wildsau einen Mann getötet hat«, erzählte er leise. »Es war furchtbar.«

»Ja, darauf wette ich. Nun hör auf, darüber nachzugrübeln. Jared ist ein Dummkopf. Er sollte dir dankbar sein für das, was du getan hast.«

313

Der Sachse regte sich unbehaglich. »Ich habe es nicht getan, um ihn oder die anderen zu schützen, sondern aus Hochmut.«

»Was?«

»Ich habe gesehen, wie sie angeprescht kam, und ich wusste, ich kann sie erlegen. Also habe ich es getan. Weil ich es wollte. Aus Stolz. Und das ist eine schwere Sünde, weißt du, vor allem für einen Mönch.«

»Ach du meine Güte, denkst du nicht, es ist ein bisschen zu spät am Abend für dieses wirre Gefasel? Ganz gleich, was dir dabei durch den Kopf gegangen ist, du hast allen einen Dienst erwiesen.« Er ruckte das Kinn Richtung Lager. »Dort drüben wartet ein saftiges Stück Wildschweinhaxe auf dich. Und das Herz.«

Austin hatte kein Interesse. »Iss du es. Du bist immer noch viel zu dürr.«

»Das musst du gerade sagen …«

»Aber für mich hat Fasten einen Sinn. Lass mich hier bleiben, Herr, wenn du so gut sein willst. Ich muss Zwiesprache mit meinem Gott halten.«

Candamirs Geduld erschöpfte sich. »Schluss jetzt. Du machst ein unnötiges Gewese um eine Sache ohne alle Bedeutung!«

Der Mönch lächelte kläglich in die Dunkelheit. »Das würdest du nicht sagen, wenn es deine Hand wäre, die Olaf fordern wird. Du weißt doch ganz genau, dass diese Geschichte noch nicht ausgestanden ist.«

Candamir brummte. »Und wenn schon. Da wir hier in nächster Zeit alle verfügbaren Hände brauchen, ist auch die deine vor Olafs Rachsucht sicher. Dafür sorge ich.

Und jetzt lass uns gehen. Halte meinetwegen Zwiesprache mit deinem drolligen Gott, aber tu es nahe des Feuers, wo

du sicher bist. Komm schon, Austin.«

Verblüfft hob der Sachse den Kopf. Aber es war einfach unmöglich, Candamirs Miene zu erkennen und so zu ergründen, ob ihm der Name versehentlich entschlüpft war oder nicht.

Harald nahm seine Frau mit, denn sie war ausdauernd und unerschrocken in bergigem Gelände, und er bat Candamir, ihm den Sachsen für die Suche nach dem überlebenswichtigen Erz zu borgen.

»Sicher«, antwortete der jüngere Mann bereitwillig.

»Aber ich weiß nicht, ob er dir von großem Nutzen sein wird. Ich glaube kaum, dass er viel von Eisen und Erzvorkommen versteht.«

»Das macht nichts. Er hat scharfe Augen, das ist schon viel wert. Und er kann mit Asi zusammen feststellen, was in den Bergen wächst; auch das Wissen kann uns nützlich sein.« Er lächelte, und um seine Augen bildeten sich Kränze aus zahllosen kleinen Falten. »Außerdem ist es manchmal weise,

nicht dort zu sein, wo man Groll erregt hat, denkst du nicht?«

Candamir ging ein Licht auf. Er erwiderte das verschwörerische Lächeln und nickte. »Danke, Harald.«

»Keine Ursache, mein Junge. Und wer weiß. Wenn der sanftmütige Sachse mit dem feurigen Blick und dem erstaunlichen Jagdgeschick ein paar Tage au s dem Weg

ist, merkt womöglich gar die Königin der Kalten Inseln, dass es unter uns den einen oder anderen stattlichen Kerl gibt, he?«

Candamir sah erschrocken über die Schulter, aber er stand allein mit Harald am Flussufer, und niemand hörte, was sie sprachen. Er senkte den Blick. »Du meinst also auch, sie hat ein Auge auf den Sachsen gewor e f n?«, fragte

er besorgt. »Was findet sie nur an ihm?«

Harald schüttelte versonnen den Kopf. »Ich glaube, du ziehst die falschen Schlüsse. Ich würde eher sagen, sie hat ein Auge auf seinen Gott geworfen.«

»Was?«

»Hm. Das würde mich jedenf l

a ls nicht wundern. Die

hochmütige Königin ist nur eine Maske. Dahinter verbirgt sich etwas ganz anderes. Etwas Rastloses, Gehetztes.

Etwas Suchendes vielleicht. Und wenn du derjenige sein willst, den sie findet, Candamir, dann wirst du das werden

müssen, wonach sie sucht.«

Candamir sah den Schmied kopfschüttelnd an. »Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Dann denk darüber nach.«

Candamir verschränkte die Arme und seufzte. »Ich weiß nicht … Sie ist doch verdammt schwierig, oder? Ich bin keineswegs sicher, dass ich sie will, ehrlich.«

»Nun, ich schätze, dann wirst du wo l h auch darüber

noch ein bisschen nachdenken müssen«, erwiderte Harald ernst, aber in seinen Augen funkelte es belustigt.

So machten sich die fünf jüngeren der Kundschafter also allein auf den Rückweg zur Küste, und sie kamen zügig und ohne weitere Zwischenfälle voran. Sie nahmen den gleichen Weg, den sie g

ekommen waren. Hier und da

stießen sie gar auf die schmale Schneise, die sie sich durchs Unterholz gebahnt hatten, und Osmund nahm an, wenn alle Siedler auf diesem Weg zum Fluss zogen, würde aus dem Weg schon ein erkennbarer Pfad, und wenn sie ihn mehrmals benutzten, um all ihre Habe zu transportieren, eine Straße.

Kritisch behielt Osmund seinen Vetter im Auge, aber 316

Jared schien seinen kindischen Zorn überwunden zu haben. Beinah ausgelassen scherzte er mit den beiden Frauen, fand Flusskrebse und Vogeleie r für sie –

wenngleich noch so viel von dem Wildschwein übrig war, dass das gar nicht nötig gewesen wäre – und war alles in allem ein guter Gefährte. N r

u Candamir gegenüber blieb

er kühl und richtete so selten wie möglich das Wort an ihn.

Candamir wiederum schien das nicht zu bemerken, war selbst ungewöhnlich still und nachdenklich.

Tatsächlich beschäftigten allerhand Probleme und Fragen Candamirs Gedanken, die aber mehr mit dem Roden von Ackerflächen und dem Häuserbau zu tun hatten als mit den Dingen, die Harald ihm mit auf den Weg gegeben hatte. Meist ging er mit Osmund hinter den beiden jungen Frauen und Jared, und er beobachtete Siglind, ergötzte sich am Spiel der Sonne auf ihrem Haar und an ihrer natürlichen Anmut. Als sie wieder ein Stück durch den seichten Bach wateten, entdeckte er auf ihrer Wade ein kleines Muttermal, und fortan fragte er sich, was er wohl sehen würde, wenn sie ihm je gestattete, ihr den weinroten Trägerrock und das taubengraue Unterkleid auszuziehen. Doch die Macht dieser Fantastereien beunruhigte ihn, flößte ihm dann und wann gar Angst ein, sodass er Siglind gram war und sich wünschte, er hätte sie zu ihrem Gemahl zurückgebracht oder auf hoher See über Bord geworfen. Und all diese Gedanken und merkwürdigen Empfindungen waren ihm unheimlich.

Darum lenkte er sich mit Dutzenden praktischer Frage n

ab, die ihr Überleben in der nahen Zukunft betrafen, benutzte sie gleichsam als Schild und beriet sie stundenlang mit Osmund, der sich ebenso dankbar darauf stürzte.

In der Abenddämmerung des zweiten Tages sahen sie ein
317

paar Rehe am Bach, und mehrmals trafen sie auf kleine Herden der Rinderrasse, die in diesen Wäldern zu Hause war. Es waren hübsche Tiere mit dunkelbraunem, langem Fell und großen, klaren Augen, und sie waren sehr zutraulich. Als die Kundschafter am Vormittag des dritten Tages schon in Küstennähe wieder auf solch eine Herde trafen, legte Candamir einer Kuh versuchsweise ein Seil um den Hals und führte sie ein paar Schritte von der Herde fort. Sie ließ sich das gutmütig gefallen, und ihr Kalb folgte ihr. Daraufhin beschlossen er und Osmund kurzerhand, die ganze Herde mit zurückzutreiben. »Wir haben all unsere Schafe verloren«, erklärte Osmund. »Es ist nie zu früh, sich neue Viehbestände zuzulegen.«

Es waren vier Kühe, von denen drei bereits gekalbt hatten, und zwei Bullen. Der größere war das einzige der Tiere, das sich unwillig zeigte, sich von den fremden Zweibeinern vorschreiben zu lassen, wohin es zu gehen hatte. Candamir legte daraufhin ihm sein Seil um und führte es. Blinzelnd, anscheinend völlig verwirrt trottete der Bulle neben ihm her, und Candamir klopfte ihm lachend die stämmige Schulter. »Du weißt es noch nicht, mein Bester, aber bald wirst du ein braver Ochse sein und uns helfen, die Baumwurzeln aus der Erde zu holen.«

»Da, Hacon, sieh doch!« Wiland packte seinen Freund am Arm und wies auf den Waldrand. »Da sind dein Bruder und die anderen. Und sie bringen Rinder mit!«

Hacon und Wiland waren in den Felsen herumgeklettert auf der Suche nach Flint, den man hier gelegentlich fand.

Jetzt steckten sie hastig ihre Ausbeute in den B utel, den e

sie wohlweislich mitgebracht hatten, und begaben sich dann eilig an den Abstieg. Als sie an der Höhle vorbeikamen, welche Candamirs Haushalt beherbergte, drang ein erbarmungswürdiger Schrei heraus.

318

Hacon zog die Schultern hoch und hastete weiter. »Ich kann’s nicht mehr hören«, brummte er Wiland zu. »Seit gestern Abend geht das so. Ich hoffe, es ist bald vorüber.«

»Bestimmt«, antwortete Siwards Sohn beruhigend.

»Entweder es kommt endlich, oder sie stirbt. So oder so, lange kann’s nicht mehr dauern.«

Als sie den Strand erreichten, waren die Ankömmlinge schon von einer großen Traube umringt.

»… ist mit Asi und dem Sachsen in die Berge gezogen, um nach Erz zu suchen«, hörten sie Osmund berichten.

»Alle sind wohlauf. Und wir haben einen Ort gefunden, den wir für den richtigen halten.« Abwechselnd und mit unverhohlenem Stolz erzählten die Kundschafter von einem großen Fluss und einem Grasland, von Bergen und Wäldern und von den kleinen Abenteuern, die sie erlebt hatten. Hacon und Wiland lauschten voller Neid.

»Ist Berse schon zurück?«, fragte Candamir schließlich.

Die Umstehenden schüttelten die Köpfe.

»Wir sollten nicht auf ihn warten«, befand Olaf. »Es reicht, wenn zwei oder drei von uns hier bleiben. Ich schlage vor, wir brechen morgen früh zu diesem Fluss auf.

Jeder Tag zählt.«

Zustimmendes Gemurmel erhob sich.

»Und nun sag uns, Neffe, woher hast du diese wundervollen Rinder?«

Nicht Osmund antwortete, sondern Jared. »Der Wald ist voll davon, Vater.« Hacon konnte auch ihn nicht seh n e

wegen all der Leiber, die zwischen ihm und den Ankömmlingen standen, aber er hörte Jareds freudige Erregung: »Dieses Land ist wirklich so, wie die Legende verspricht. Es gibt einfach alles, was Menschen zum Leben brauchen. Und alles im Überfluss!«

»Ah ja?«, fragte Siward ein wenig spöttisch. »Habt ihr zufällig auch Schafe gefunden? Meine sind nämlich ersoffen. Oder Hühner? Ziegen, Schweine?«

»Der Sachse hat zumindest Spuren von Waldhühnern entdeckt«, antwortete Osmund. »Wenn wir sie suchen, werden wir sie auch finden.«

»Und ein Schwein haben wir auch gesehen«, bemerkte Jared scheinbar beiläufig. »Es hat uns angegriffen, und

…«

»Ich denke, für die Einzelheiten ist später noch Zeit genug«, unterbrach Candamir. »Wenn wir wirklich morgen aufbrechen wollen, sollten wir uns an die Arbeit machen. Das heißt, wir, die auf dem *Falken* gesegelt sind, haben es gut, denn wir müssen nichts zusammenpacken.

Aber ihr anderen doch bestimmt.«

Lachend gingen die Menschen davon, begaben sich zu ihren Höhlen oder den notdürftigen Pferchen, die für die Schafe errichtet worden waren, und begannen mit den Vorbereitungen für diesen neuerlichen und hoffentlich letzten Aufbruch.

Schließlich entdeckte Candamir seinen Bruder und trat zu ihm, den Bullen immer noch im Schlepptau. »Hacon!«

Er klopfte ihm auf die Schulter, und seine Augen leuchteten.

»Hast du gehört? Wir ziehen morgen zu dem Ort, der unser neues Zuhause werden soll.«

»Das ist großartig, Bruder. Ich kann’s kaum erwarten.«

»Warum dann diese Trauermiene? Stimmt etwas nicht?«

Hacon schüttelte den Kopf. »Alles in Ordnung. Nur …

Gundas Kind kommt.«

Candamirs Lächeln wurde noch eine Spur breiter. »Ist das wahr?« Hacons Blick ergriff vor seinem die Flucht, 320

und Candamir wurde schlagartig ernst. »Gibt es Schwierigkeiten?«

»Keine Ahnung. Seit gestern Abend schreit sie in einem fort.«

Candamir schnalzte missbilligend. »Wenig Haltung für eine friesische Häuptlingstochter, was? Habt ihr Brigitta geholt?«

Hacon nickte. »Sie war die ganze Nacht da.«

»Und was sagt sie?«

»Nichts. Du kennst sie doch. Sie hat die Knechte und mich aus der Höhle geworfen.«

Candamir nickte und drückte seinem Bruder das lose Seilende in die Hand. »Hier. Binde ihn irgendwo an. Die Hälfte der Kühe sind auch unsere. Pass auf, dass sie nicht zurück in den Wald laufen.«

Er wandte sich ab und machte sich an den Aufstieg zu seiner Höhle. Dort angekommen, lehnte er sich mit verschränkten Armen neben dem Eingang an die sonnenwarme Felswand und lauschte den Schreien seiner Sklavin und dem unverständlichen Gemurmel der anderen Frauen. Gundas Stimme war noch recht kräftig, stellte er erleichtert fest. Er wusste, wirklich sorgen musste man sich eigentlich erst, wenn sie aufhörten zu schreien, ehe das Kind da war. Trotzdem bedauerte er sie. Ihr Wehklagen klang in der Tat schrecklich. Aber er hatte kein schlechtes Gewissen, wie er es bei anderen Männern beobachtet hatte. Das fand er albern und unverständlich, denn schließlich hatten die Götter es so eingerichtet, dass das Gebären mit Schmerzen einherging, nicht er.

Er wartete mit untypischer Geduld, und es war vielleicht eine Stunde vergangen, als das Gemurmel in der Höhle lauter und aufgereg e

t r wurde. »Du musst pressen,

Kindchen, sonst hört es nie auf«, hörte er Brigitta sagen.

321

Und dann: »Ach, ach! Was soll das heißen, du kannst nicht mehr? Natürlich kannst du. Du musst. Na los, pressen!«

Danach dauerte es nicht mehr lange. Das Geschrei schwoll noch einmal an, ehe plötzlich eine gespannte, nahezu vollkommene Stille eintrat. Candamir hielt den Atem an, kniff die Augen zu und betete stumm. Und dann erscholl das erlösende, wütende Schreien eines Säuglings.

Candamir öffnete die Augen wieder, lehnte lächelnd den Kopf zurück gegen die Felswand und schaute zum wolkenlosen Himmel auf. Dann trat er in die dunkle Höhle. »Ist es ein Junge?«

Er musste einige Male blinzeln, ehe er etwas erkennen konnte. Asta, Brigitta und ein paar Mägde standen im Kreis etwa in der Mitte des Raums um ein Lager aus Farn.

Beim Klang seiner Stimme beugte seine Schwester sich hastig vor und breitete eine Decke aus. Dann wandte sie sich zu ihm um und lächelte. »Ja, Candamir. Es ist ein Junge.«

Candamir trat näher und spähte über ihre Schulter.

Weder Gunda noch der Säugling boten einen besonders schönen Anblick. Die Decke verhüllte nur Gundas untere Körperhälfte, und auf ihrem nackten Bauch lag ein winziges, verschmiertes

e

W sen, das sich schwach regte.

Gundas Haar war verschwitzt, ihr Gesicht von Erschöpfung gezeichnet, aber ihre Augen strahlten. Er verbarg seinen Ekel, rang sich ein Lächeln ab und nickte ihr zu. »Gut gemacht.« Dann wandte er sich an Brigitta.

»Ist er gesund?«

Die alte Frau legte ihm für einen Augenblick die Hand auf den Arm. »Er ist gesund und von den Göttern gesegnet, Candamir. Das erste Kind, das in Catan zur Welt gekommen ist. Genau wie ich es vorausgesehen habe.

322

Odin wird sein Schutzgott sein.«

Candamir nickte wortlos. Er hatte mit einem Mal einen mächtig dicken Kloß in der Kehle und konnte nichts sagen.

Brigitta wurde wieder nüchtern und kurz angebunden.

»Warte draußen. Wir bringen ihn dir gleich.

Verschwinde schon, du hast hier noch gar nichts zu suchen.«

Als Asta schließlich in den hellen Sonnenschein hinaustrat und ihrem Bruder seinen Sohn entgegenst

ling gesäu

reckte, war der Säug

bert, aber

krebsrot, und das Gesicht verschrumpelt wie ein Winterapfel.

»Das wird schon«, versicherte Asta ihm lächelnd.

»Glaub mir, in ein paar Tagen wird er beinah so hübsch sein wie du. Schau nur, er hat ganz schwarze Haare, siehst du?«

Candamir nickte fasziniert und streckte zögernd die Hände aus. s

A ta legte das Neugeborene hinein. Es schien nicht mehr als ein Strohhalm zu wiegen. Die Augen waren geöffnet und strahlend blau, schienen aber ins Leere zu blicken. Candamir streckte das Kind der Sonne entgegen, entdeckte unten am Strand seinen Freund und brüllte:

»Osmund! Sieh nur!«

Osmund ebenso wie alle anderen Leute am Strand hoben die Köpfe.

»Es ist ein Sohn!«, verkündete Candamir stolz. »Es ist der erste Sohn Catans!«

Abends entzündeten sie am Strand ein großes Feuer, um die Ankunft v

on Candamirs Sohn und gleichzeitig ihren Abschied von der Bucht zu feiern. Die sechs Tage, da die 323

Kundschafter fort gewesen waren, hatten die übrigen Siedler nicht müßig verstreichen lassen: Sie hatten Meerwasser eingedampft, um Salz zu gewinnen, waren zum Fischen hinausgefahren und hatten herausgefunden, dass die Gewässer um Catan ebenso reich an Leben und Vielfalt wa e

r n wie der Wald. Bei Ebbe waren sie um die Felsen herum in die benachbarten Buchten gewandert, um sie zu erkunden, bis die sandige Küste erst in Geröll und dann in schroffe Klippen überging. Bei einem dieser Ausflüge hatten Hacon und Wiland hoch oben auf den Felsen langhaarige, kleine Ziegen gesichtet, die man gewiss auch einfangen und zur Gewinnung von Milch, Fleisch und Wolle halten könne, wie Hacon seinem Bruder voller Stolz berichtete.

»Das werden wir, Bruder«, versprach Candamir lachend.

»Ich schwöre dir, es wird nicht lange dauern, bis wir hier so viel Vieh haben, dass wir gar nicht mehr wissen, wie wir es hüten sollen …«

Er lachte eigentlich den ganzen Abend. Er sprühte förmlich vor Glückseligkeit und Übermut. Die Frauen hatten aus gegorener Schafsmilch einen Trank gebraut, der zwar nicht gerade betörend schmeckte, aber wunderbar berauschte. Ständig brachte ihm irgendwer einen Becher davon und gratulierte ihm zu seinem Sohn, und Candamir trank alles, was sie ihm gaben. Jeder seiner Nachbarn und Freunde schien seine Hochstimmung zu teilen. Alle sahen ein gutes Omen in der Geburt seines Sohnes, alle waren gespannt auf den morgigen Tag und den Ort, wo sie ihr neues Dorf gründen wollten. Die Menschen kamen Candamir lebendiger vor, als er sie je erlebt hatte, selbst die Augen der Alten leuchteten erwartungsvoll, und die Sonne von Catan hatte die kränkliche Blässe aus den Gesichtern vertrieben.

»Was für ein gutes, starkes Volk wir sein werden«, sagte 324

er zu Osmund und Asta, die sich zu ihm in den Sand gesetzt hatten.

Osmund hatte seinen Sohn auf den Schultern, hielt mit Daumen und Zeigefingern behutsam dessen kleine Hände fest und betrachtete seinen Freund mit einem frohen Lächeln.

»Und wie soll der Junge heißen, Candamir? Ole, i w e

dein Vater, nehme ich an.«

Es war üblich, dass man Knaben nach ihren verstorbenen Großvätern benannte, dam

o

it das Andenken der T ten nicht

schwand. Aber Candamir schüttelte unerwartet den Kopf und sah zu seiner Schwester. »Ich dachte, vielleicht Nils.

Wenn du einverstanden bist?«

»Das … das würdest du tun?«, fragte Asta ungläubig.

»Warum denn nicht? Er war jung und hätte ein Anrecht darauf gehabt, mit uns zu segeln und dieses wunderbare Land zu entdecken. Das Schicksal hat es nicht zugelassen.

Aber wenigstens sein Andenken sollte hier weiterleben.

Außerdem war er mein Schwager.«

»Das stimmt«, räumte Asta ein. »Trotz e d m hast du nie

im Leben ein Wort mit ihm gesprochen, und bei der einzigen Gelegenheit, da ihr euch begegnet seid, hast du ihm die Nase gebrochen.«

Candamir hob mit einem verschämten Lächeln die Schultern. »Ich war ungefähr sechzehn und verblendet von Vaters Hass und seinen Hetzreden gegen Nils’ Sippe.

Aber es ist nie zu spät, einen Irrtum zu erkennen. Das behauptet jedenfalls mein Sachse.«

Asta war gerührt über Candamirs Geste. Sie drückte kurz seine Hand. »Danke, Bruder. Und da du so großmütiger Stimmung bist, wie wäre es, wenn du einmal kurz nach Gunda siehst? Sie war schließlich nicht ganz unbeteiligt an deiner großen Freude. Sie wäre beinah gestorben, und du

hast sie seit deiner Rückkehr kaum eines Blickes gewürdigt.«

Er nickte ungeduldig. »Ja, ja. Ich werde zu ihr gehen.

Später.«

»Wenn sie eine so schwere Geburt hatte, wird sie morgen kaum zehn Meilen oder mehr laufen können«, warf Osm nd ein. »W

u

ir werden sie tragen müssen.«

Candamir zuckte unbekümmert die Achseln. »Das können Tjorv und Nori übernehmen. Wie ich schon sagte, wir haben ja zum Glück nichts, was wir mitnehmen müssten.«

»Ich habe einen einjährigen Sohn, einen Hochsitz, zwei Kühe, einen Jungbullen und einen Knecht mit einem gebrochenen Bein, aber nur einen gesunden Sklaven, um mir zu helfen«, widersprach Osmund.

»Du kannst von meinen Knechten borgen, so viele du willst«, bot Olaf an, der in Siglinds Begleitung zu ihnen trat, eine Hand an ihrem Ellbogen, in der anderen einen Trinkbecher.

Osmund schüttelte den Kopf. »Vielen Dank, Onkel, aber ich komme schon zurecht«, antwortete er höflich, wenn auch ein wenig steif. Candamir hatte so eine Ahnung, dass Olafs Hand auf Siglinds Arm seinem Freund ebenso missfiel wie ihm.

Olaf schien Osmunds kühle Zurückhaltung kaum zu bemerken. »Wie du willst, mein Junge. Du sollst nicht

denken, ich wolle dich bevormunden oder in Verlegenheit bringen. Aber du bist mein Neffe und hast ein Anrecht auf meine Hilfe. Vergiss das nicht.«

»Ich bin dir wirklich dankbar«, versicherte Osmund ohne Hohn.

Sein Onkel nickte, wandte sich an Candamir und 326

wechselte unvermittelt das Thema. »Auch ich möchte dir von Herzen gratulieren und deinem Sohn den Segen der Götter wünschen.«

»Das ist sehr fre n

u dlich von dir«, antwortete Candamir und gab sich nicht die geringste Mühe, seinen Argwohn zu verbergen.

»Vielleicht denkst du, jetzt sei nicht der richtige Moment, aber ich muss mit dir über deinen sächsischen Sklaven sprechen«, fuhr Olaf fort.

Wusst ich's doch, dachte Candamir grimmig. »Ah ja?

Weswegen?«

»Das weißt du ganz genau. Er hat meinen Sohn gedemütigt und ihm die Waffe entrissen.«

»Ach, wirklich? Und wenn du glaubst, Jared sei der Schuldlose in dieser Situation gewesen, wie kommt es dann, dass er heute Abend mit einem blauen Auge herumläuft?«

Olaf winkte ab. »Weil er sich wie ein dummer Bengel benommen hat und mit dieser Nichtigkeit zu mir gekommen ist, statt sie selbst zu regeln. Aber darum geht es im Augenblick nicht. Es gibt Gesetze, Candamir, an die jeder

von uns sich zu halten hat. Das gilt auch für dich und für deinen Knecht erst recht. Er hat eine Waffe gegen einen Freien erhoben. Er kann seinem Gott auf Knien danken, dass es nur seine Hand ist, die ich dafür fordere.«

Candamir stand ohne Hast auf. »Mein Sklave hat gegen niemanden eine Waffe erhoben, und er wird seine Hand behalten.«

»Wenn du dich da nur nicht irrst …«

Candamir hob in vorgetäuschter Gleichmut die Schultern. Jetzt, da er stand, spürte er, dass er betrunken war, doch wenngleich den ganzen Winter kaum etwas 327

anderes als Wasser über seine Lippen gekommen war, verstand er es immer noch recht gut, die äußeren Anzeichen zu verbergen. Er schwankte nicht, und seine Stimme war weder schleppend noch undeutlich.

»Jared war nur wütend, weil er vor den Frauen eine schlechte Figur gemacht hat. Seine Anschuldigungen sind völlig haltlos. Mein Sachse hat nichts Unrechtes getan.«

»Nun, da es außer dir fünf Zeugen gibt, sollte es nicht schwierig sein, der Wahrheit auf den Grund zu kommen und Jareds Vorwürfe zu beweisen, nicht wahr?«

»Vergebt mir, wenn ich mich einmische«, murmelte Siglind verdächtig unterwürfig. »Aber ich fürchte, ich kann nicht für Jared aussagen, Olaf, denn ich habe nicht hingeschaut und nicht gesehen, was passiert ist. Inga, Asi und ich knieten am Boden und untersuchten eine Pflanze.«

Olaf ließ ihren Arm los, betrachtete sie einen Moment mit verengten Augen und nickte dann knapp. »Verstehe.«

Er wandte sich erwartungsvoll an Osmund, doch der sagte entschuldigend: »Ich war nicht dabei, Onkel. Als ich vom Fluss zurückkam, war es längst passiert.«

»Bliebe noch der Schmied«, bemerkte Candamir. »Aber nach der leidigen Geschichte mit deinem geborstenen Schwert … Tja.« Er schnalzte mit der Zunge, als bedaure er diese unselige Verknüpfung von Umständen wirklich von ganzem Herzen.

Siglind wandte sich ab, weil sie sich das Lachen nicht verbeißen konnte, und nahm Roric von Osmunds Schultern.

»Komm, mein Kleiner. Dir fallen ja schon die Augen zu.

Was hältst du davon, wenn wir uns zusammen auf die Suche nach Cudrun machen?« Mit einem huldvollen Nicken zum Abschied verschwand sie in der Dunkelheit.

Osmund und Candamir tauschten ein verstohlenes 328

Grinsen.

Olafs Miene hingegen war bedenklich finster. Einen Augenblick starrte er Siglind nach, dann schaute er Candamir in die Augen und hob drohend einen Zeigefinger. »Du und ich wissen, dass Jared die Wahrheit sagt. Er mag oft ein Dummkopf sein, aber er ist kein Lügner.«

»Das habe ich auch nicht behauptet«, stellte Candamir klar.

»Dann sind wir uns ja einig. Du hast sieben Tage Zeit, mir die Hand des Sachsen zu bringen.«

Candamir verdrehte die Augen. »Oh, wackerer Tyr …

Warst du zu lange in der Sonne, Olaf? Ich brauche meinen Sachsen gesund.«

Olaf trat noch einen Schritt näher, sodass der jüngere Mann sich bedrängt fühlte und sich zusammenreißen musste, um ihn nicht wegzustoßen. »Es ist erschreckend, wie dieser Fremdling dich beherrscht«, grollte Olaf.

»Welche Macht er schon auf dich ausübt. Du missachtest um seinetwillen die altehrwürdigen Gesetze deines Volkes, ist dir das eigentlich klar?«

»Ich habe von Anfang an gesagt, eine neue Heimat biete eine gute Gelegenheit, ein paar neue Gesetze einzuführen.

Denn die unsern mögen alt sein, aber nicht alle sind vernünftig oder gerecht. Ganz gleich, was der Sachse getan haben mag, er hat den anderen vermutlich das Leben gerettet. Nicht zuletzt deinem Erstgeborenen. Und ich werde nicht zulassen, dass er dafür bestraft wird.«

Olaf schnaubte verächtlich. »Also schön, da du offenbar nicht in der Lage bist, zu begreifen, was ich dir sage, will ich es deutlicher ausdrücken: *Dein* Sklave hat *meinen* Sohn beleidigt. Und ich rate dir, leg dich nicht mit mir an.

Du schuldest mir etwas. Und wenn du mir nicht gibst, was

ich verlange, dann wirst du mir früher oder später etwas anderes geben müssen.

Denn niemand bleibt mir etwas schuldig. Hast du mich jetzt verstanden?«

Ich schulde dir etwas?, dachte Candamir fassungslos. Es ist gerade mal eine Woche her, dass ich mich gegen eine

hoffnungslose Übermacht mit dem Schwert in der Hand an deine Seite gestellt habe. Und auch wenn es letztlich wohl der Sturm war, der dir dein lausiges Leben gerettet hat, wäre er vermutlich doch zu spät gekommen, wenn Osmund, Harald und i h

c nicht gewesen wären. Aber

natürlich war es vollkommen undenkbar, das laut auszusprechen. Wenn Olaf tatsächlich so ehrlos sein wollte, ihm den geschuldeten Dank vorzuenthalten, dann gab es nicht das Geringste, das Candamir dagegen hätte tun können. Darum antwortete er lediglich: »Ich habe verstanden, dass du mir drohen willst, Olaf.«

»Und du wärst gut beraten, die Drohung nicht in den Wind zu schlagen.«

Candamir winkte ab. »Ja, ja. Ich werde vor Angst kein Auge mehr zutun.« Dann nickte er seinem Freund zu. »Ich will nach meinem Sohn und seiner Mutter sehen. Gute Nacht, Osmund.«

»Mögest du von den großen Taten deines Sohne s

träumen, und möge sich alles erfüllen, was du träumst.« Es war kein ungewöhnlicher Segenswunsch an einen frisch gebackenen Vater, aber mit solcher Wärme ausgesprochen, dass es deutlich machte, wo Osmund in diesem Streit stand.

Olaf bedachte ihn mit einem eigentü lichen, beinah ein m

wenig amüsierten Blick, ehe er sich abrupt abwandte und seinen Neffen allein mit Asta am Feuer zurückließ.

»Oh, Osmund«, murmelte sie beklommen. »Dabei kann

nichts Gutes herauskommen.«

»Nein«, stimmte er unwillig zu und starrte einen Moment ins Feuer. Dann sah er sie kopfschüttelnd an.

»Ich schätze meinen Onkel, Asta.«

»Ja, ich weiß.«

»Ich glaube, seine Absichten sind meistens besser, als dein Bruder ihm zugesteht. Aber in dieser Sache ist Olaf im Unrecht. Darum muss Candamir ihm die Stirn bieten, ganz gleich, was dabei herauskommt.«

Eher verstimmt als beunruhigt stieg Candamir zu der Höhle hinauf, die ihm und den Seinen heute zum letzten Mal Obdach bieten sollte. Er fand Gunda und das Neugeborene in seinem Bett hinter dem Wandschirm. Ein kleines Talglicht stand in sicherer Entfernung auf dem felsigen Boden und beleuchtete die beiden schlafenden Gesichter. Die Frauen hatten Gunda gewaschen und ihr das Haar gekämmt. Dunkle Schatten lagen unter ihren Augen, aber das war alles, was noch auf ihren schweren Kampf hindeutete. Sie hatte die Decke bis zum Nabel hinabgeschoben. Ihr Sohn lag auf ihrem Bauch, den Kopf zwischen den schweren, milchprallen Brüsten.

Candamir setzte sich neben sie, lehnte den Rücken an die Felswand und betrachtete Mutter und Kind. Sie boten ein ergreifendes Bild, fand er. Ein lebendiges Symbol der Fruchtbarkeit. Eine Verheißung auf eine segensreiche Zukunft. Von plötzlicher Besorgnis erfüllt, legte er die Hand auf Gundas Stirn. Aber sie war nicht fiebrig. Er solle sich keine Sorgen machen, hatte Asta ihm geraten. Gunda sei robust und mit sechzehn genau im richtigen Alter.

Vermutlich hatte sie Recht. Die friesische Magd wirkte im Schlaf friedvoll und blühend – nichts schien übrig von dem abgekämpften, kraftlosen Häuflein Elend, das er am 331

Vormittag gesehen hatte. Er legte den Kopf schräg, betrachtete begehrlich ihre geschwollene Brustwarze und fragte sich, wie es wohl wäre, daran zu saugen und ihre Milch zu schmecken.

Doch ehe er diese ungehörige Idee in die Tat umsetzen konnte, wachte Gunda auf. Ihre großen, hellblauen Augen sahen zu Candamir auf. Mit der Linken tastete sie nach ihrem Sohn, legte die Hand schützend um das Köpfchen und lächelte.

»Wirst du ihn anerkennen?«, fragte sie Candamir.

»Natürlich. Das habe ich schon. Und ich bin gekommen, um dir zu sagen, wie dankbar ich dir bin, Gunda.«

Mit der freien Rechten ergriff sie seine Hand.

Erstaunlich kräftig schlossen ihre Finger sich um seine.

»Ich habe nachgedacht, Herr.«

»Ah ja?«

»Ich weiß, du hast nie so recht geglaubt, dass mein Vater ein Edler ist, aber es ist wahr. Hätten wir uns in meiner Heimat getroffen, wäre ich ein Mädchen aus guter Familie gewesen, mit einer ansehnlichen Mitgift.«

Candamir ahnte Fürchterliches. »Gunda …«

»Nein, hör mich an, bitte«, murmelte sie beharrlich.

»Alles ist anders gekommen, und ich bin deine Sklavin.

Aber jetzt sind wir in einem neuen Land, wo die alten Regeln nicht mehr dieselbe Bedeutung haben wie früher.

Das hast du selbst gesagt, nicht wahr? Du … du könntest mich zur Frau nehmen. Es wäre keine Schande. Ich bin aus ebenso gutem Hause wie du. Und du brauchst eine Frau, nicht nur eine Bettgefährtin. Du wirst eine wichtige Rolle bei der Gründung dieses neuen Stammes übernehmen, das weiß ich genau. Du wirst vielleicht ein bedeutenderer Mann werden, als dein Vater es je war. Und dazu brauchst du eine Frau, die dich unterstützt. Die weiß, 332

wie man eine solche Stellung wahrt. Ich könnte diese Frau sein, denn dazu bin ich erzogen worden, Candamir.«

Er riss seine Hand los, als sie seinen Namen sagte.

Ihr Mund zuckte, aber sie sah ihn weiter unverwandt an.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, Gunda.«

»Warum nicht?«

Weil du mit Osmund gelegen hast, wäre die ehrliche Antwort gewesen. Jedenfalls die Hälfte der ehrlichen Antwort. Und die andere Hälfte lautete: »Weil es eine andere ist, die ich will.«

Als es heraus war, wusste er, dass es die Wahrheit war.

Fast beiläufig hatte er sich die Frage beantwortet, die ihm durch den Kopf ging, seit sie die Kalten Inseln verlassen hatten. Wie einfach es auf einmal war, sich diese Tatsache einzugestehen: Er wollte Siglind. Obwohl sie widerspenstig war und eine Zunge hatte, die schärfer als sein Sax war, obwohl sie nicht unberührt war und obwohl sie keine Kinder bekommen konnte, wollte er sie.

Gunda war nicht dumm, sie wusste ganz genau, welche Frau es war, an die er dachte. »Die Frage ist nur, ob du sie auch kriegen kannst«, gab sie behutsam zu bedenken.

Er nickte. Es war ebenso gut möglich, dass Siglind sich für Olaf, für Osmund oder gar für den Sachsen entschied.

»Und selbst wenn«, fuhr sie fort. »Was glaubst du, wie Osmund sich fühlen würde, wenn du sie ihm vor der Nase wegschnappst? Er ist empfindsam. Und er hat gerade erst eine Frau verloren, an der sein Herz hing. Willst du dafür verantwortlich sein, dass es wieder geschieht? Ist er dir nicht näher als dein eigener Bruder …«

Candamir stand unvermittelt auf. »Wir wollen eines klarstellen, Gunda: Du bist die Mutter meines Sohnes, und wie ich bereits sagte, bin ich dir dankbar. Je mehr Kinder

du mir schenkst, desto höher werde ich dich schätzen, aber es wird nichts an deinem Stand ändern. Ich will dich nicht kränken …« Das ist eine Lüge, erkannte er, denn er wollte sie dafür büßen lassen, dass sie seine größte Sorge so mühelos erkannt und obendrein auch noch ausgesprochen hatte. Er wiederholte es trotzdem: »Ich will dich nicht kränken, aber es ist besser, du machst dir nichts vor. Ich werde dich nicht zur Frau nehmen, egal, was passiert. Und wenn ich deinen Rat oder deine Meinung hören will, dann werde ich danach fragen. Hast du verstanden?«

Sie drehte den Kopf weg. »Ja, Herr. Natürlich.« Es klang erstickt.

Wütend wandte er sich ab, griff nach der erstbesten Decke und legte sich neben seinem schlafenden Bruder auf den harten Boden. Er fühlte sich hundeelend.

Trotz aller Verluste während der Überfahrt waren es immer noch mehr als zweihundertfünfzig Menschen, die sich am nächsten Morgen auf den Weg ins Landesinnere machten. Sie trieben ihre Schafe mit sich und waren mit ihren Siebensachen und dem Proviant für die dreitägige Wanderung schwer beladen, aber die Stimmung war nahezu ausgelassen. Auch der leise Regen, der schon früh am Vormittag einsetzte, dämpfte sie nicht. Er war warm und sacht, und die Siedler waren ganz anderes Wetter gewöhnt.

Olaf hatte Jared ausgewählt, mit seinen Brüdern Lars und Gunnar und zwei Knechten in der Bucht zu bleiben und auf Berses Rückkehr zu warten.

Der junge Mann war nicht sonderlich erbaut, aber er sagte höflich: »Natürlich, Vater. Ganz, wie du willst.«

»Wartet noch zehn Tage. Wenn er bis dahin nicht gekommen ist, folgt uns. Sobald wir dort sind, bauen wir ein Floß un

den Flu

d erkunden

ss. Sollten wir feststellen,

dass er befahrbar ist, kommen wir die Schiffe holen.«

Jared hatte genickt. »Ich hoffe es, Vater. Es wäre schmerzlich, den *Seedrachen* hier einfach zurücklassen zu müssen.«

Das empfanden alle Schiffseigner so. Niemand wusste so genau, wozu sie ihre Schiffe je wieder brauchen sollten, doch sie waren seit jeher ein Symbol sowohl des Wohlstands

als auch des Wagemuts gewesen, sodass niemand sich leicht davon trennen konnte.

Zum Abschied hatte Olaf seinen Söhnen nacheinander die Hände auf die Schultern gelegt. »Ich habe nichts dagegen, wenn ihr euch die Zeit damit vertreibt, im Wald ein paar Rinder zusammenzutreiben, aber seht euch vor.

Ich will euch unversehrt zurück.«

Errötend über diese ungewohnte Bekundung väterlicher Zuneigung, hatten Jared, Gunnar und Lars versprochen, auf sich Acht zu geben.

Tjorv und Nori trugen Osmunds verletzten k S laven auf

einer aus Ästen und Decken zusammengezimmerten Trage. Hacon und Osmunds unversehrter Knecht trugen Gunda und den kleinen Nils auf einer zweiten. Die übrigen Mägde und Asta hatten sich die Kinder mit Tüchern auf den Rücken gebunden, Candamir und Osmund hatten jeder ein schweres Bündel mit Decken, Essgeschirr und sonstigem Hausrat, den hilfsbereite Nachbarn ihnen geschenkt hatten, über der Schulter und trieben ihre Rinder vor sich her. Siglind, die mit ihnen ging, hatte die leichteste Last: den Robbenfellbeutel des Sachsen.

»Warum hast du das unnütze Zeug nicht ins Meer geworfen?«, neckte Inga, die gemeinsam mit ihnen vorneweg ging.

»Du hättest den Beutel lieber mit Salz füllen sollen. Die Götter mögen wissen, woher wir in Zukunft Salz 335

bekommen sollen, wenn wir nicht mehr am Meer leben.«

Siglind winkte mit einem nachsichtigen Lächeln ab.

»Wie Olaf schon sagte: Wir brauchen nur den Fluss hinunterzufahren.«

Es war ganz natürlich, dass die Kundschafter den Zug anführten, weil ja nur sie den Weg kannten. Die anderen Siedler folgten ihnen willig, voller Neugier und Hoffnung, und allentha b

l en schloss jemand zu ihnen auf und bestürmte sie mit Fragen über diesen Wald und seine Bewohner, über den Fluss, das Grasland und die B r e ge

dahinter, so als hätten sie nicht sechs Tage, sondern sechs Jahre lang dieses Land erkundet. Oftmals mussten sie die Antworten schuldig bleiben, und es war Osmund, der geduldig wieder und wieder erklärte: »Das wissen wir auch nicht. Wir müssen es abwarten. Aber gewiss hat Odin auch das bedacht.«

Nur sich selbst gestand Candamir ein, dass er die Anführerrolle genoss, die ihm hier so unversehens zugefallen war. Schon während der Überfahrt hatte er herausgefunden, dass es ihm keine schlaflosen Nächte bereitete, für viele Menschen die Verantwortung zu tragen. Doch an Bord des *Falken* war es selbstverständlich gewesen, dass er das Kommando führte, denn es war sein Schiff und er der einzige erfahrene Seemann an Bord gewesen. Hier war die Situation eine völlig andere

; Catan

war für sie alle ein großes Gehei nis. Und dennoch m

wandten Männer aus der Generation seines Vaters sich Rat suchend an ihn, und das schmeichelte ihm. Obendrein ärgerte es Olaf, wie dessen finsterer Miene unschwer anzusehen war, und das steigerte Candamirs Befriedigung nicht unerheblich.

Es war gar nicht so einfach, für eine so große Schar von Menschen und Tieren einen Lagerplatz zu finden, doch weil Osmu

i

nd und Candam r ein zügiges Tempo vorlegten, 336

erreichten sie bei Dämmerung wieder die große Lichtung mit der allein stehenden Eiche. Ein Schwarm weißer Raben erhob sich aus der Krone und floh unter vielstimmigem Gekrächze in den Schutz des Waldes. Mit lautem »Ah« und »Oh« sahen die Menschen ihnen nach.

Sie hatten sich immer noch nicht an die weißen Göttervögel gewöhnt.

Erleichtert, aber behutsam stellte Hacon die Trage ab und ließ die Schultern kreisen. Sein Bruder hatte ihn im Laufe des Tages mehrfach abgelöst, aber während der letzten Stunde hatte der Junge ein paar Mal gedacht, seine Ar e

m würden einfach abfallen. Er ließ sich auf die weiche Erde im Schatten des mächtigen Baumes sinken.

»Danke, Hacon«, sagte Gunda. Sie hielt den Blick gesenkt, so als sei es ihr unangenehm, dass sie ihm solche Mühe bereitet hatte. »Morgen kann ich bestimmt ein Stück laufen.«

Er winkte großspurig ab. »Nicht nötig. Du wiegst ja kaum mehr als eine Feder.« Er hatte den ganzen Tag gemerkt, dass sie bekümmert war. Vielleicht lag es nur daran, dass sie noch an den Strapazen der Geburt litt, jedenfalls hatte er das Gefühl, er müsse sie aufheitern.

Darum fuhr er seinem winzigen Neffen vorsichtig mit dem Finger über die Stirn und fügte hinzu: »Ich glaube beinah, unser Nils hier ist schon sch e

w rer als du. Ein richtiger

Prachtbursche.«

Es erzielte den gewünschten Effekt. Gunda lächelte.

Aber nur einen Moment. »Nils?«, fragte sie dann versonnen.

»Candamir hat Asta gestern Abend erzählt, dass er so heißen soll. Sag bloß, er hat dir nichts davon gesagt?«

»Oh, wir hatten ja kaum Gelegenheit, ein paar Worte zu wechseln.«

Hacon hob leicht die Schultern, nickte aber gleichzeitig.

»Nils. Nach … Astas Mann.« Diese untypische – und späte – Versöhnungsgeste seines Bruders war ihm ein bisschen peinlich.

Natürlich, dachte sie bitter, vermutlich ist ihm jeder Name recht. Nur nicht der seines Vaters …

Asta trat zu ihnen und reichte jedem einen Becher Milch.

»Hier. Noch warm.«

Hacon trank so gierig, dass zwei kleine Rinnsale links und rechts seine Mundwinkel hinabtröpfelten. Als er keuchend absetzte, bemerkte Asta kopfschüttelnd: »Du trinkst wie ein kleiner Junge, auch wenn du stark wie ein Mann geworden bist.«

Mit einem breiten Grinsen gab er ihr den Becher zurück, winkelte den rechten Arm an und befühlte mit konzentrierter Miene seine Muskeln. Es stimmte, stellte er freudig überrascht fest, die vielen Stunden auf der Ruderbank waren nicht wirkungslos geblieben.

»Ah, lass mich auch mal«, verlangte Candamir, der zufällig in diesem Moment hinzutrat. »Ich wollte immer schon mal wissen, wie sich ein Nichts anfühlt.«

Hastig riss Hacon den Arm herunter, aber Candamir war schneller. Seine Pranke konnte den Oberarm des Bruders immer noch mühelos umfassen. »Hm«, machte er abschätzig. Doch als er Astas bittenden Blick auffing, ließ er Hacon los, fuhr ihm unsanft mit der Hand über den Schopf und räumte ein: »Doppelt so viel wie vor unserem Aufbruch.

Was nicht viel heißt, aber du machst dich, Brüderchen. Letzten Herbst hättest du nicht geschafft, was du heute spielend erledigt hast.«

Hacon stierte ins Gras, aber man konnte trotzdem sehen, dass er strahlte.

338

Sein Freund Wiland schlenderte zu ihnen herüber. »Los, komm, Hacon, lass uns auf diesen Baum klettern.«

Hacon war Feuer und Flamme, die müden Arme offenbar vollkommen vergessen.

Asta wollte protestieren, aber Candamir hielt sie mit einem Kopfschütteln zurück. Er ging mit den Jungen zu dem gewaltigen Stamm und half ihnen, den untersten Ast zu erreichen.

»Du lähmst ihn mit deinem Gluckengehabe«, fuhr Candamir seine Schwester an, als er wieder zu ihr trat.

Wie meistens nahm sie seine Zurechtweisung widerspruchslos hin und gab auch ihm einen Becher der frischen Kuhmilch, die so herrlich süß und fett war, dass sie seinen bohrenden Hunger linderte. Das stimmte ihn wie meist versöhnlich, und er sagte leise: »Ich weiß ja, dass du es gut meinst. Aber du tust ihm keinen Gefallen.«

Asta schwieg weiterhin und versorgte ihren Sohn mit Milch, der schon ungeduldig an ihrem Rock zupfte.

Siglind hingegen hielt keine großen Stücke auf Zurückhaltung, die doch, wie Candamir fand, eine so schöne Gabe für eine Frau war. Mit einem Arm voll Feuerholz kam sie zu ihnen, ließ es achtlos zu Boden fallen und bemerkte:

»Ganz gleich, wie du deinen Bruder schindest, er wird nie ein Raubein wie du werden.«

»Nein? Und wieso glaubst du das?«

»Er hat zu viel Verstand dafür.«

Candamir hatte keinerlei Mühe, den Umkehrschluss zu ziehen. »Ah ja. Vielen Dank«, erwiderte er gallig. »Mein Vater pflegte zu sagen, dass die Kraft des Verstandes zusammen mit der der Glieder wächst. Er war ein sehr kluger Mann, der sogar manchmal Lieder dichtete, aber das Steinschleudern zu Mittsommer gewann er trotzdem meistens.«

»Lieder?«, fragte sie neugierig. »Was für welche?«

»Oh …« Candamir war plötzlich verlegen. Er beugte sich über das Holz und schichtete es auf, damit seine Hände beschäftigt waren und er nicht länger in diese beunruhigenden blauen Augen schauen musste. »Über die Taten seiner Ahnen. Über die Götter. Alles Mögliche.«

»Sie waren sehr schön«, warf Asta ein.

»Sing eines!«, bat Siglind Candamir impulsiv.

»Vielleicht nach dem Essen«, antwortete er ausweichend.

Doch wie er gehofft hatte, blieb ihm das erspart, denn während d

es Essens und danach gab es nur ein Thema: den feurigen Berg. Nicht nur Hacon und Wiland, sondern auch einige der Männer waren auf den hohen Baum geklettert, um sich

einen Eindruck von der weiteren Umgebung zu verschaffen, und sie alle hatten das rote Glühen in der Ferne gesehen. Nun saßen sie in großen Gruppen um mehrere Feuer herum und berichteten einander mit gesenkten Stimmen, was sie über solche Berge schon alles gehört hatten.

»Eines ist gewiss«, sagte Brigitta, die zwischen Osmund und ihrem tumben Sohn Haflad saß. »Ein solcher Berg bedeutet immer eine Gefahr.«

Seit sie nach Catan gekommen waren, lauschten die Leute Brigitta mit größerer Aufmerksamkeit als früher, vor allem mit mehr Hochachtung. In der alten Heimat hatte keiner von ihnen das Gefühl gehabt, einen Mittler zwischen i

s ch und den Göttern zu brauchen, aber hier waren sie der Welt der Götter und Lieder näher gekommen, als sie sich je hätten träumen lassen, näher, als manchem von ihnen geheuer war, und mit einem Mal wussten sie Brigitta zu schätzen.

Trotzdem fragte Inga zaghaft: »Aber hatte Tanuri nicht Recht, Brigitta? Feuer ist eines der vier Elemente. Wie könnte ein Ort ohne Feuer vollkommen sein?«

Die alte Frau lächelte ihr zu – ein nahezu mildes Lächeln, das sie sonst kaum jemandem schenkte. Es war kein Geheimnis, dass sie eine Schwäche für Siwards jüngstes Kind hatte, dass sie gerne ihr Wissen an Inga weitergegeben hätte. Bislang hatte deren Vater das immer zu verhindern gewusst, denn er fürchtete sich vor allem Hexenwerk.

»Nun, in gewisser Weise hatte Tanuri Recht«, antwortete die alte Frau. »Leider war ihr Bild von der Welt nicht so rein wie deines, ihr Herz nicht o

s arglos. Tanuri war ein

verzogenes, selbstsüchtiges Kind.«

Viele zogen erschrocken die Luft ein. »Ab r e Odin sagte,

sie sei weiser als er«, protestierte Candamir.

Brigitta lachte gackernd. »Auch der Vater der Götter kann manchmal ein liebeskranker Narr sein, und dann ist seine Urteilskraft so getrübt wie die gewöhnlicher Männer.

Tanuri war gescheit. Sie war sogar verschlagen. Aber nicht weise. Sie wollte mit Odin spielen. Und das heißt, sie wollte wie alle unverständigen Kinder mit de Feuer m

spielen. Der feurige Berg dieser Insel ist viel mehr Tanuris Werk als Odins. Er steht mehr für sie als für ihn. Er ist, was sie ist, nicht er.«

»Also ist der Berg das einzig Schlechte an diesem Land?«, fragte Siward.

»Nein«, entgegnete sie entschieden. »Nichts ist schlecht in diesem Land. Nur das, was wir an schlechten Dingen in uns tragen und nun hierher gebracht haben. Das Land selbst ist ohne Makel. Aber der Berg ist gefährlich. Wie eben ein verzogenes, selbstsüchtiges Kind gefährlich sein kann.«

»Unberechenbar«, murmelte Inga.

»Hm, möglich.« Der eisgraue Kopf nickte zögernd.

»Wobei zu bedenken ist, dass dies Odins Land ist. Sein Wille herrscht über alle Dinge hier, auch über jene, die Tanuris Wesenszüge tragen. Darum ist es von alles entscheidender

Bedeutung, dass wir sein Wohlwollen nicht verlieren. Er hat uns hierher geführt. Uns hat er ausgewählt.« Plötzlich hob sie einen Finger und tippte Osmund damit leicht an die Brust. »Dich vor allem, denn du warst der Erste, der einen Fuß auf dieses Land setzen durfte. Wir alle schulden ihm etwas dafür, aber du in ganz besonderem Maße.«

»Sag mir, was es ist, und ich werde es ihm geben, wenn ich kann.«

»Oh, du kannst. Es ist nicht schwierig. Du musst ihn ehren. Ihr alle. Nicht halbherzig, wie ihr es früher zu tun pflegtet, zu Mittsommer oder zum Julfest oder wenn ihr gerade ein Anliegen hattet. *Wirklich* ehren, meine ich. Ihm huldigen. Und das beginnt damit, dass ihr hier keinen Gott duldet, der Odins Macht vernichten will.« Mit einem Mal ruhte ihr Blick auf der Königin der Kalten Inseln.

Siglind hob angriffslustig das Kinn. Im Schutz der Dunkelheit legte Asta ihr unauffällig die Hand auf den Arm, aber Siglind schüttelte sie ebenso unauffällig ab.

»Was starrst du mich so an?«, fragte sie Brigitta.

»Ist es etwa nicht so, dass du das Buch des Sachsen und das verfluchte Kreuz seines Gottes da in deinem Beutel trägst?«

»Und wenn es so wäre? Was kümmert es dich, was ich in meinem Beutel trage?«

»Hast du nicht verstanden, was ich eben sagte? Odin ist es, dem wir Respekt und Verehrung schulden. Nicht diesem albernen Christengott.«

»Ich widerspreche dir nicht«, log Siglind. »Aber was können Runen auf Pergament einem mächtigen Gott wie Odin schon anhaben?«

»Nichts«, versetzte Brigitta. »Aber dir können sie etwas anhaben. Und dem jungen Hacon, Und wer weiß, wen sie als Nächstes befallen. Es sind gefährliche Runen, ich weiß es.«

»Das ist doch lächerlich.«

»Ach ja? Dann wirf sie ins Feuer.«

»Nein.« Der geballte königliche Hochmut, den sie so perfekt beherrschte, lag in dieser Absage, und sowohl Candamir als auch Osmund bewunderten Siglinds Schneid.

Tatsächlich fürchtete Siglind sich so sehr, dass sie plötzlich kalten Schweiß auf Brust und Rücken spürte.

Seit jeher unternahm sie die Flucht nach vorn, wenn sie sich in die Enge getrieben fand. In den vier Jahren, da sie Cnuts Frau gewesen war, hatte ihr diese Neigung manchen Bluterguss und auch den einen oder anderen gebrochenen Knochen eingetragen. Die Erinnerung machte einen Teil ihrer Angst aus. Doch sie fürchtete sich auch vor der Macht dieser boshaften alten Frau, fürchtete sich, weil sie hier ganz allein und machtlos unter diesen Fremden war, und am meisten ängstigte sie die Vorstellung, die Bibel zu verlieren. Aber niemand hätte ahnen können, was in ihr vorging.

Nicht einmal Brigitta, die doch sonst jede Maske durchschaute, kam ihr auf die Schliche. Sie beugte sich leicht vor.

»Du willst uns also weismachen, diese Runen hätten keinerlei Macht über dich, aber du weigerst dich, sie zu verbrennen?«

Siglind betete zu Jesus Christus, wie Austin es ihr 343

geraten hatte. Sie war nicht wirklich verwundert, dass es funktionierte. Nur die Schnelligkeit, mit welcher der Himmel ihr eine Eingebung schickte, verblüffte sie. »Es sind nicht die Runen des Zimmermannsgottes, die ich erhalten will. Aber der Sachse hat begonnen, eine Chronik über unsere Reise und unsere Besiedlung von Catan in dieses Buch zu schreiben.«

»Eine was?«, fragte Candamir verständnislos.

»Einen … Bericht. Damit nichts in Vergessenheit gerät.

Wie Odin uns hergeführt hat etwa. Oder all die großen Taten, die ihr alle hier noch vollbringen werdet. Ist es nicht eine gute Sache, diese Ereignisse für unsere Nachkommen aufzuschreiben?«

Brigitta winkte ungeduldig ab. »Wir werden unsere Lieder dichten, um der Taten zu gedenken.«

»Aber Lieder sind vergänglich«, wandte Siglind ein.

»Erst werden sie verfälscht, dann verstümmelt, und schließlich bleibt kaum e

m hr etwas von der Wahrheit

übrig. Nimm nur das Lied von Catan. Wer außer dir kannte es noch? Und wie mag es ursprünglich gelautet haben? Hätte man es aufgeschrieben, wäre niemals so viel über die Geschichte der Insel vergessen worden.«

»Na ja, da hat sie Recht«, murmelte Candamir. »Es spricht einiges für eine solche … wie heißt das?«

»Chronik«, wiederholte Siglind.

Candamir nickte in Brigittas Richtung. »Für eine solche Chronik.« Das fand er wirklich. Nicht, dass ihm so besonders viel daran lag. Aber er hatte so eine Ahnung, dass Siglind dieses Buch teuer war. Und sein Sachse, wusste er, würde sich vermutlich in den Schlund des feurigen Berges stürzen, wenn er es verlöre. Candamir hatte nichts gegen Brigittas Forderung nach mehr Frömmigkeit und Götterdienst einzuwenden; er wusste, 344

dass zumindest er das nie genau genug genommen hatte.

Aber er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass Odin etwas gegen ein paar Tierhäute mit Runen darauf haben sollte.

»Wir müssen ja nicht heute darüber entscheiden«, sagte Osmund beschwichtigend. »Ich denke wie Candamir, dass solch ein Bericht für spätere Generationen von Wert sein kann und zuverlässiger ist als Lieder, die allein dem Gedächtnis anvertraut sind. Aber wir können etwas anderes tun.« Er schaute Brigitta jetzt direkt an. »Wir bauen unseren Göttern eine Halle in unserem neuen Dorf.

Einen Ort, wo wir ihnen an Festtagen opfern und alles andere tun können, was du für richtig hältst.«

Einen Augenblick saßen alle wie vom Donner gerührt.

Es war ein ungewöhnlicher, geradezu unerhörter Vorschlag. Olaf hätte ihnen sagen können, dass auch andere vor ihnen schon auf diese Idee gekommen waren, dass es in einer Stadt im Süden der alten Heimat und in Irland solche Kultstätten gab, doch waren sie höchst selten.

Brigittas Augen glommen in der Dunkelheit auf.

Zweifellos sieht sie sich selbst schon als Priesterin eines solchen Tempels, mutmaßte Siglind gehässig.

Die alte Frau nickte Osmund zu. »So soll es geschehen«, erklärte sie.

Angeregt debattierten sie darüber, wie eine solche Halle beschaffen sein sollte, ob es ein Haus sein müsse, ähnlich denen, in welchen die Menschen wohnten, oder ein heiliger Hain. Ob eine heilige Quelle zwingend erforderlich sei oder nicht. Die Bibel des Sachsen und die gefährlichen Runen darin waren zumindest für den Moment vergessen

. Osmund fing Siglinds Blick auf und zwinkerte ihr zu. Sie senkte den Kopf und lächelte.

Candamir stand auf, trat unbemerkt aus dem Lichtkreis des Feuers und blickte nach Südwesten, wo weit entfernt der feurige Berg lag.

Sie erreichten ihr Ziel ohne größere Missgeschicke am späten Nachmittag des dritten Tages. Von gelegentlichen sachten Schauern abgesehen, war es trocken geblieben, und am Mittag hatten die Wolken sich verzogen. Der Himmel über dem Waldrand, dem Fluss und dem weiten Grasland war blau. So schön war der Anblick, der sich den Siedlern bot, dass auf Anhieb nicht einmal Siward oder Haflad etwas einfiel, d s

a sie hätten bemängeln können.

Auch die Kundschafter sahen das Land heute zum ersten Mal im Sonnenschein und waren entzückter denn je. Über sachte Hügel, die wie Wellen an einem ruhigen Tag auf See aussahen, erstreckte sich das Grasland bis zum Fuß der

Berge. In der Ferne, aber doch nahe genug, dass man sie deutlich erkennen konnte, graste friedlich eine Herde Wildpferde. Ruhig und erhaben strömte der Fluss Richtung Meer, und im Uferschilf sang ein Heer von Vögeln.

Brigitta hatte die Hände in die Hüften gestemmt und sich in aller Ruhe umgeschaut. »Ja«, sagte sie schließlich.

»Dies ist der Ort.«

Die Arbeit begann am nächsten Morgen. Olaf, Siward und einige andere erfahrene Getreidebauern waren sich einig: Das Grasland am Südufer des Flusses war gut genug, um dort Roggen anzubauen, der flach gesät wurde und keine hohen Ansprüche stellte. Es sei nicht einmal nötig, die Erde dafür umzupflügen, versicherten sie. Mit angespitzten Stöcken könne man Saatrillen ziehen, das reiche vollkommen aus. Bei Gerste, Weizen und 346

Hülsenfrüchten sah es hingegen anders aus. Damit müsse man warten, bis Ackerland gerodet sei. Demzufolge war also erst im nächsten Jahr mit Bier zu rechnen, doch gab es so viele wilde Bienen im Wald, dass man auf eine reiche Honigernte hoffen durfte, und Met war ein süßer, süffiger Trost für fehlendes Bier.

Mit den ersten Bäumen, die die Männer schlugen, bauten sie ein Floß. Dann spannten sie ein langes Tau über den Fluss. Alle opferten dafür, was sie an Walrossleder besaßen, denn es war das stabilste, das es gab. An diesem Tau wurde das Floß befestigt, und schon hatten sie eine provisorische Fähre, mit welcher die Frauen gefahrlos ans andere Ufer gelangen konnten, um dort die Roggenfelder zu bestellen. Eilhards Söhne brachen mit einem zweites Floß flussabwärts auf, um den Weg zur Landungsbucht zu suchen. Die übrigen

Männer schlugen Bäume und schafften die Stämme ans Flussufer, wo sie als Bauholz verwendet werden sollten.

»Baum fällt!«, brüllte Osmund, und Candamir, Nori und Tjorv sprangen in Sicherheit. Es war eine Tanne, die über zehn Klafter maß. Sie fiel mit eleganter Langsamkeit, aber doch mit unerhörter Wucht. Das Nadelkleid zischelte und knisterte, als fahre der Wind hindurch. Als sie lag, machten die Männer sich daran, den Stamm von Ästen und Zweigen zu befreien. Dann packten alle zusammen an, auch Hacon, Haralds Sohn Godwin, Osmunds Knecht und einige weitere Holzfäller, die in der Nähe arbeiteten, und sie trugen den schweren Stamm über die schon zahlreichen Stümpfe hinweg zum Sammelplatz. Noch waren es nur wenige Schritte bis dorthin, aber je weiter sie vorankamen, umso mehr würden sie sich naturgemäß vom Sammelplatz entfernen. Und wie sie die dicken Stämme der Eichen und Buchen bewegen und deren Wurzeln aus 347

der Erde holen sollten, wussten sie noch nicht.

Candamir setzte sich auf einen gefällten Stamm und wischte sich mit dem Unterarm über die Stirn. »Was wir brauchen, sind Zugtiere«, erklärte er. Er sagte es nicht zum ersten Mal.

Osmund ließ sich neben ihm nieder. »Es gibt so vieles, was wir brauchen«, antwortete er. »Nicht alles ist schnell zu beschaffen, aber Zugtiere werden wir in ein paar Tagen haben. Also hör auf, dich zu beschweren.«

Candamir nickte seufzend. Osmund hatte Recht; er machte sich zu viele Sorgen, statt die milden, meist sonnigen Frühlingstage hier im Wald zu genießen. Das Eindringen der Menschen, der Lärm ihrer Stimmen und Äxte, nicht zuletzt das Umstürzen der Bäume hatten die Vögel anfangs so erschüttert, dass sie völlig verstummt waren. Doch

inzwischen hatten sie sich an das hallende, rhythmische Schlagen gewöhnt und wieder zu zwitschern begonnen. Tags zuvor hatten die Waldarbeiter erneut einen Schwarm weißer Raben gesichtet.

Candamir gefiel diese Arbeit. Das Duftgemisch aus Frühlingsblüte, Harz und frisch geschlagenem Holz war betörend. Noch Jahre später bra h

c te der Geruch von

neuem Holz ihm die Erregung und die Tatkraft dieser ersten Wochen auf Catan in Erinnerung. Das Fällen der Bäume war eine kreuzbrechende Schinderei, aber wie so viele der Männer liebte er es, sich zu verausgaben und somit seine Kräfte unter Beweis zu stellen. Ein unausgesprochener Wettbewerb war ganz beiläufig entbrannt: Jeder zählte insgeheim, wie viele Stämme seine Gruppe, wie viele die anderen abends zum zukünftigen Dorf brachten. Es waren frohe Tage, aber Candamir war nicht unbeschwert.

»Hacon, G d

o win, holt uns zu trinken«, befahl er. »Tjorv, 348

Nori, rollt die Stämme ans Ufer, aber nicht ins Wasser, hört ihr, sonst treiben sie flussabwärts. Wir vertäuen sie später, lassen sie ins Wasser und ziehen sie dann zum Bauplatz. Wenn ihr alle unten am Fluss habt, könnt ihr auch ausruhen.«

Er drückte verstohlen die Linke in sein müdes Kreuz und wartete, bis die Knechte und die Knaben sich entfernt hatten, ehe e

r leise zu Osmund sagte: »Ich habe mir bislang nicht richtig klar gemacht, was der Untergang des *Falken* bedeutet. Ich

bin … bettelarm.«

»Aber das wird hier nicht lange so bleiben«, entgegnete Osmund zuversichtlich.

Candamir kamen allmählich Zweifel. Es waren ja nicht nur die S h

c afe und Pferde, die sie verloren hatten. Sie besaßen überhaupt nichts mehr. Die Äxte, mit denen sie arbeiteten, hatte Haflad ihnen i

w derwillig, nur auf

hartnäckiges Drängen seiner Mutter hin überlassen.

Brigittas Unterstützung war ebenso wertvoll wie unerwartet. Candamir und Osmund hätten Lohn verdient, hatte sie ihrem verdrossenen Sohn und allen Umstehenden erklärt, einen Lohn dafür, dass sie die Menschen an Bord des *Falken* lebend nach Catan gebracht und anschließend diesen Ort gefunden hatten. Odin habe sie ausgezeichnet, und die ganze Gemeinschaft sei ihnen etwas schuldig.

Also hatten sie die Äxte bekommen. Aber Candamirs Obergewand war inzwischen von so vielen Löchern und Rissen zersetzt, dass es kaum noch lohnte, es anzuziehen, weder wärmte noch schützte es mehr. Mit den Hosen stand es kaum besser, doch Asta besaß nicht einmal Nadel und Faden, um sie auszubessern. Und da seine Schafe ertrunken waren, würde er in absehbarer Zeit auch kein Tuch für neue Kleidungsstücke haben. Natürlich konnte er Kleidung von irgendeinem seiner Nachbarn borgen. Aber er hasste es, ständig um irgendetwas betteln zu müssen.

»Nun, zumindest Rinder werden wir bald im Überfluss haben«, unterbrach Osmund seine Gedanken. »Olaf hat gestern schon wieder fünf Bullen gefunden.«

Olaf beteiligte sich nicht persönlich an der Rodung, sondern hatte seine vier kräftigsten Sklaven dafür abgestellt. Er selbst verbrachte die Tage im Wald und trieb Rinder zusammen. Er hatte schon eine ganz beachtliche Herde, und alle Jungbullen, die er fand, kastrierte er. Das hatten auch Osmund und Candamir mit den ihren getan.

Außerdem eigneten sich nicht nur Ochsen für schwere Arbeit, sondern man konnte auch die friedfertigen Kühe dafür einsetzen; meist verringerte das nicht einmal den Milchfluss. Es dauerte nur ein paar Tage, sie an das Joch zu gewöhnen. Siglind hatte diese Aufgabe übernommen, denn sie hatte nicht nur mit Pferden eine glückliche Hand.

Übermorgen, hatte sie versprochen, konnten die Waldarbeiter mit dem ersten Gespann rechnen.

Doch die größte Katastrophe war der Verlust des Saatguts. Und weder Candamir noch Osmund wussten, wie sie ihn wettmachen sollten.

»Das Roden ist jetzt unsere dringlichste Aufgabe«, hatte Olaf in der Versammlung erklärt, die sie am ersten Abend abgehalten hatten. »Natürlich will ein jeder von uns sein eigenes Land besitzen und bestellen, doch ich warne davor, dass jeder an einem anderen Fleck zu roden beginnt. Lasst es uns gemeinschaftlich machen, umso schneller werden wir vorankommen. Das Land, das wir bis zum Herbst urbar gemacht haben, teilen wir in gleich große Parzellen, und jeder kann die seine bestellen. Dann roden wir weiter, den ganzen Winter über, wenn das Wetter es zulässt. Das neu gewonnene Land teilen wir im Frühjahr wieder auf. Und so

weiter. Das sollten wir so lange tun, bis für jeden Haushalt ausreichendes Ackerland vorhanden ist. Danach steht es dann jedem Einzelnen frei, 350

dem Wald zusätzliches Land abzugewinnen.«

Alle hatten gewusst, dass es ein vernünftiger Vorschlag war. Den meisten kam es zwar merkwürdig vor, nicht auf dem Land zu arbeiten, das sie als ihr Eigentum ansehen konnten, denn einem freien Mann wäre es normalerweise nie in den Sinn gekommen, Grund und Boden zu bewirtschaften, der ihm nicht gehörte. Aber sie alle erkannten den Sinn dieses gemeinschaftliehen Vorgehens.

Ging es im Herbst jedoch ans Säen, würde ein jeder zu den alten Grundsätzen zurückkehren, wenn auch anfangs nur als Kleinbauer. Und dann würden Osmund und Candamir mit leeren Händen dastehen. Das Gleiche galt für den Sommerroggen, der schon in den nächsten Tagen gesät werden musste.

»Vielleicht verkündet Brigitta ja, es sei Odins Wille, dass alle uns eine Hand voll Saatroggen abgeben«, sagte Candamir ironisch. »Eine andere Lösung fällt mir nicht ein.«

»Wer weiß. Wenn man gründlich genug sucht, findet man in diesem Land vielleicht gar wild wachsendes Getreide«, mutmaßte Osmund. Nach seiner Vorstellung war in Catan einfach alles möglich.

»Ja.« Candamir seufzte. »Und wenn wir noch ein bisschen gründlicher suchen, finden wir gewiss Bäume, an denen fertig gebackene Brote wachsen …«

Osmund lachte, stieß ihm aber gleichzeitig den Ellbogen in die Rippen. »Verspotte nicht, was die Götter uns geschenkt haben.«

»Nein, du hast Recht. Aber es hat keinen Sinn, auf ein Wunder zu hoffen. Wir brauchen das Saatgut *jetzt.* Und du weißt so gut wie ich, dass es unter uns nur i e nen Mann

gibt, der genug davon besitzt, um ausreichende Mengen abzugeben.«

351

Osmund nickte, ging jedoch nicht weiter darauf ein. Er zeigte Richtung Fluss. »Da kommt Hacon und bringt uns Wasser.«

»Wird auch Zeit«, brummte Candamir. »Man könnte glatt verdursten, während man auf meinen Bruder wartet.«

Und als der Junge näher kam, fragte er: »Hast du das Wasser vom anderen Ufer geholt, oder was hat so lange gedauert?«

Hacon reichte ihm den Krug und schüttelte lächelnd den Kopf. »Berse ist gekommen. Und stellt euch vor, er kam mit dem *Wellenwolf* den Fluss herauf. J r a ed, Lars und

Gunnar und ihre Knechte sind mit dem *Drachen* gleich hinterhergesegelt, der Wind steht ja zum Glück im Westen.«

»Großartig«, sagte Osmund zufrieden. »Der Fluss ist befahrbar, ich hab's doch gewusst.«

Wie so oft in den Tagen zuvor versammelten sich auch an diesem Abend alle freien Männer und einige Fr auen um

ein prasselndes Feuer am Ufer, um zu erfahren, was Berse bei der Umsegelung der Insel entdeckt hatte.

»Wir haben zwölf Tage gebraucht«, begann der bucklige Schiffsbauer mit seiner rauen Stimme. »Wie ihr wisst, sind

wir die Westküste hinabgesegelt. Zu Anfang sahen wir nur Klippen, bis wir zur Mündun

g dieses Flusses hier kamen.

Sie besteht aus zwei Armen, die ein sumpfiges Waldstück umschließen. Jenseits des Flusses ist die Küste immer noch felsig, aber flacher. Dort steigt das bewaldete Gelände landeinwärts sacht an. Aber am Morgen des zweiten Tages änderte sich das Land. Bis zum Einbruch der Dunkelheit haben wir nichts als schwarze, steinerne Ödnis gesehen. Und als wir Anker warfen und es finster wurde, lag in der Ferne über dem Ödland ein Feuerschein.

352

Es muss wohl …«

»Der feurige Berg, ja, wir haben ihn gesehen«, unterbrach Olaf und nickte.

Berse war offenbar erleichtert, dass diese weniger gute Nachricht keine Neuigkeit war, und setzte seinen Bericht fort: Jenseits des Leeren Landes war das Gelände flach und üppig bewaldet, von vielen Wasserläufen durchzogen und möglicherweise sumpfig. Nahe einer Flussmündung hatten sie für die Nacht Halt gemacht und bis aufs Meer hinaus ein Heer von Fröschen quaken hören. Als sie am fünften Tag die Südküste erreicht hatten, sahen sie die Ausläufer eines offenbar recht hohen Gebirgszuges. Die unteren Hänge waren bewaldet. Weiter oben wuchsen keine Bäume mehr, sondern entweder Gras oder niedriges Gesträuch; was genau es war, hatten sie nicht erkennen können. Oberhalb dieser Region war nur noch der nackte, graue Fels zu sehen, und dort nisteten viele Adler. Aber selbst auf den Gipfeln hatte kein Schnee gelegen. Die Legende hatte anscheinend Recht, dieses Land kannte kein winterliches Weiß. Hinter

den Bergen wurde die Küste lieblicher, und sie hatten viele Buchten mit lang gezogenen Sandstränden gesichtet. In einer davon waren sie vor Anker und für ein paar Stunden an Land gegangen, um das Gelände zu erkunden. Auch dort, im Südosten Catans, fanden sie den Boden fruchtbar und großteils bewaldet. Mehr Nadelhölzer als hier im Nordwesten wuchsen dort, vornehmlich ein Baum mit grauer Borke, ausladender Krone und langen Nadeln, den sie nicht kannten. Sein Harz duftete schwer und würzig, und vielleicht war es das, was die zahllosen Schmetterlinge anzog – jedenfalls hatte Berse nie zuvor so viele gesehen, manche davon groß und bunter als ein Regenbogen. Und Blumen hatten sie dort entdeckt, wie Mohn oder Distel, die in der alten Heimat erst im Heumonat blühten.

Möglicherweise war es dort unten noch milder als hier, aber nicht zu trocken oder gar ausgedörrt wie das Land jenseits der Alpen oder das südliche Frankenland, von denen Olaf und andere Kauffahrer berichtet hatten.

»Der Fluss, auf den wir stießen, kam aus den Bergen und führte reichlich klares, kaltes Wasser. Wir haben Vögel und Tiere gesehen, die wir nicht kannten. Auch eine Schlange. Mein Sohn Sigurd hat versucht, sie einzufangen

– er meinte, da es in diesem Land nichts Böses gäbe, müsse sie harmlos sein. Sie hat ihn gebissen und ist entwischt. Zwei Tage hat Sigurd gefiebert, gejammert und gekotzt, aber das war alles. Ich hab ihm gesagt, Odin und die Riesen hätten dieses Land erschaffen, um eine Frau zu entzücken, nicht einen unvorsichtigen Narren wie ihn.«

Es gab Gelächter.

»Die Ostküste änderte sich kaum, nur etwa in der Mitte liegt eine Hochebene, die wir ebenfalls zu Fuß erkundet haben. Herrliches Gras gibt es da, und wir haben dort mehr Rinder gesehen, als ihr euch vorstellen könnt.

Größer, dunkler und zottiger als die, welche ihr hier im Wald gefangen habt. Aber mit den Bullen würde ich mich nicht anlegen wollen. Im Nordosten wurde die Küste wieder zerklüfteter und felsiger, und s chließlich sichteten

wir wieder Gebirgsausläufer.« Er wies in die Richtung, in welcher die Berge lagen, zu d n

e en Harald, Asi und der

Sachse aufgebrochen waren. »Das müssen wohl diese gewesen sein. Wer weiß, vielleicht erstreckt sich ein einziges gewaltiges Gebirge von Nordosten nach Südwesten über das ganze Land.«

»Das würde erklären, warum auf der Ostseite ein anderes Klima herrschen kann als hier«, warf Olaf ein.

Berse nickte knapp. »Wir haben Bergziegen oder so etwas Ähnliches gesehen und wilde Pferde. Die 354

Küstengewässer wimmeln von Fischen und Delfinen.

Robben gibt es keine, wie du vermutet hast, Olaf. Und nirgendwo haben wir irgendwelche Anzeichen auf andere Menschen entdeckt. Wenn es sie gibt, müssen sie weit im Landesinnern leben und Meer und Küste meiden. Aber das wäre seltsam, denn auch wenn dieses Land groß ist, bleibt es eine Insel, und ich habe noch nie von einem Inselvolk gehört, das nicht vom Fischfang lebt. Wenn ihr meine Meinung hören wollt: Ich glaube, wir sind allein hier.«

Es war eine Weile still, während ein jeder sich durch den Kopf gehen ließ, was Berse berichtet hatte.

»Hier«, fügte der Schiffsbauer noch hinzu, steckte die Hand in den Beutel, den er am Gürtel trug, und hielt sie ihnen dann nahe des Feuers ausgestreckt zur Begutachtung hin. Eine erbsengroße Perle lag darin, die im Schein der Flammen matt schimmerte. »Ein Riff liegt im Südosten vor der Küste. Sigurd ist dort getaucht und hat das hier mit hochgebracht.«

Ein bewunderndes »Ah« war hier und da zu vernehmen.

»Und hast du irgendeinen Ort entdeckt, der besser geeignet wäre, um ein Dorf zu gründen, als diesen hier?«, fragte Siward schlie l

ß ich.

»Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe«, fuhr Brigitta ihm über den Mund. »Dies hier ist der Ort. Ich habe ihn im Orakel gesehen.«

Berse antwortete dennoch, und sei es nur, weil er die Gelegenheit nicht ungenutzt lassen wollte, die Autorität der alten Frau in Frage zu stellen. »Nein. Gewiss, das Hochplateau im Osten brauchte man nicht zu roden, aber es ist vom Meer aus nicht zugänglich. Hier, mit diesem Fluss, können wir auch in Zukunft Seefahrer sein, das wäre dort drüben unmöglich. Und wer weiß, ob das Land dort im Sommer nicht doch zu trocken wird. Dieses Land 355

hier …« Er brach ab und machte eine vielsagende Geste, die Fluss, Berge, Grasland und Wald umschloss. Offenbar fehlten ihm die Worte.

»… ist vollkommen, wie das Lied verspricht«, beendete Osmund leise den Satz für ihn.

»So ist es«, stimmte der Schiffsbauer zu.

Natürlich hatten er und die Seinen bei der Umsegelung der Insel vieles unentdeckt lassen müssen. So mancher Kundschaftertrupp würde noch ausziehen, ehe sie behaupten konnten, ihre neue Heimat zu kennen. Aber das war im Moment nicht dringlich, fanden sie. Den einen oder anderen verlangte es danach, in den Südosten zu segeln und nach Perlen zu tauchen, das Hochland zu durchwandern und die großen Rinder zu sehen, einzufangen und vielleicht gar zu züchten, doch all das hatte Zeit. Berse hatte bestätigt, was Brigitta ihnen von Anfang an gesagt hatte: In diesem Land hatten sie nichts zu fürchten als allein den Zorn der Götter.

Kurz darauf löste die Versammlung sich auf.

»Ich weiß, es ist spät, Onkel, aber kann ich dich noch einen Moment sprechen?«, bat Osmund Olaf mit gesenkter Stimme.

Sein Oheim schien weder unwillig noch verwundert, dabei hatte Osmund ihn in den letzten Tagen geradezu gemieden.

»Natürlich. Komm mit in mein bescheidenes Heim.

Wenn wir Glück haben, ist der neue Met schon fertig.«

»Met?«, fragte Osmund

v

erblüfft,

w

ährend sie

nebeneinander am Ufer entlanggingen. »Um diese Zeit?«

»Wir hatten noch Honig vom letzten Jahr«, erklärte Olaf.

Die Siedler wohnten vorerst in provisorischen Hütten: 356

Jeder hatte ein paar angespitzte Pfähle in den Boden geschlagen, und dazwischen hatten die Frauen aus Zweigen und Tannengrün oder Schilf Wände geflochten.

Wer noch Zelttuch besaß, benutzte es als Dach für diese bescheidene Behausung, um den häufigen Regen auszusperren. Wer wie Candamir und Osmund nicht zu diesen Glücklichen zählte, deckte seine Hütte mit belaubten Ästen und wurde nachts gelegentlich ein bisschen nass. Das machte weiter nichts, weil es nicht kalt war.

Auch in Olafs vergleichsweise geräumiger Hütte war es eng, stellte Osmund ohne Überraschung fest, als er hinter seinem Onkel eintrat, denn der Haushalt war groß.

Trotzdem hatte der Herr des Hauses einen kleinen Raum für sich, der mit Fellen und Decken abgeteilt war. Darin befanden sich gar ein Schemel und eine Truhe, die man als Tisch benutzen konnte, sowie ein breites Lager für Olaf und diejenige seiner jungen Sklavinnen, die er jeweils als Gefährtin für die Nacht auswählte. Eine davon, ein zierliches, dunkelhaariges Mädchen aus Irland, kam herein und brachte Olaf und seinem Gast den Met. Osmunds Blick folgte ihr, als sie wieder hinausging, und seine Augen leuchteten ob ihrer Schönheit.

»Die Götter müssen dich wahrhaftig lieben, Onkel«, bemerkte er mit einem Lächeln.

Olaf hob warnend einen Zeigefinger. »Darauf sollte sich kein Mann allzu fest verlassen.« Mit dem großen Becher in der Hand setzte er sich auf den Schemel und hieß Osmu d

n mit einer Geste auf der Truhe Platz nehmen.

»Also? Was kann ich für dich tun, mein Junge?«

Osmund antwortete nicht sofort. Er spürte sein Herz bis in die Kehle hinauf pochen, und seine Hände waren feucht. Verlegen hob er den Becher an die Lippen und nahm einen tiefen Zug, um Zeit zu gewinnen. Der Met war 357

köstlich. Ein paar Atemzüge lang konzentrierte der junge Mann sich nur auf diesen lang entbehrten Genuss. Dann gab er sich einen Ruck. »Ich bitte dich um ein Darlehen, Onkel«, stieß er hervor. »Ein bisschen Roggen und …

zwei oder drei Schafe, wenn es möglich ist. Du bekommst alles zurück. Sobald ich kann.«

Olaf antwortete nicht sofort. Versonnen strich er sich mit dem Daumen der Linken über den silbermelierten Bart.

Dann bemerkte er: »Ich kann mir vorstellen, dass es nicht leicht für dich ist, mich darum zu bitten. Gerade für dich.«

»Ich glaube, mir ist noch nie im Leben etwas so schwer gefallen«, gestand Osmund freimütig. »Aber ich weiß mir keinen anderen Rat. Wenn man einen Sohn hat, an den man denken muss, kann man sich Stolz nur bedingt leisten.«

Sein Onkel nickte. »Ich will diese Situation nicht qualvoller für dich machen, als sie ohnehin sch n o ist,

Osmund, aber die Antwort ist nein.«

Osmund saß einen Augenblick wie erstarrt. Dann räusperte er sich, stellte den Becher ab und stand auf. »In dem Falle bleibt mir nichts, als dir eine gute Nacht zu wünschen, Onkel.«

»Bleib sitzen«, fuhr Olaf ihn scharf an. »Wir sind noch nicht fertig.«

Osmund verschränkte die Arme und blieb demonstrativ stehen. »Also?«

Sein Onkel sah ihn an, als versuche er, ihn zu durchschauen oder irgendetwas zu ergründen. »Ich würde dir gern helfen«, sagte er dann, und es klang aufrichtig.

»Aber was immer ich dir leihe, du würdest es doch mit Candamir teilen, nicht wahr? Er ist dein Ziehbruder, und ich weiß, wie ihr zueina

e

nder steht. S i ehrlich.«

Osmund ließ die Arme sinken und nickte. »Ja. Du hast 358

Recht«, gestand er.

»Siehst du, und deswegen kann ich es nicht tun. Ich habe eine Fehde mit deinem teuren Freund. Und bevor er Brot aus meinem Korn isst, schütte ich meinen Roggen lieber in den Fluss. Es tut mir Leid für dich, Osmund. Aber du musst dich entscheiden. Du hast mir in dieser Sache nicht gerade die Loyalität erwiesen, die ein Neffe seinem Onkel schuldet …«

»Heißt das, ich hätte für dich lügen sollen?«, unterbrach Osmund hitzig. »Ich war nicht dort, ich habe nicht gesehen, was passiert ist.«

»Nein, ich würde nie verlangen, dass du die Unwahrheit sagst. Das wäre ja auch gar nicht nötig gewesen, nicht wahr? Wir alle wissen genau, was sich abgespielt hat. Und wir wissen ebenso, dass Candamir in dieser Sache im Unrecht ist, ganz gleich, wie die Umstände gewesen sein mögen. Er verstößt gegen das Gesetz. Und du hast dich auf seine Seite geschlagen, statt auf ihn einzuwirken und ihn zur Vernunft zu bringen. Ist es nicht so?«

Osmund antwortete nicht gleich. Er rang mit sich.

Schließlich nickte er unwillig, ließ sich wieder auf der Truhe nieder, nahm seinen Becher in beide Hände und starrte hinein. »Er hängt so sehr an diesem Sklaven«, versuchte er zu erklären.

»Schon das ist bedenklich, denn dieser Sachse hat einen schlechten Einfluss auf ihn«, warf sein Onkel ein.

Osmund gab ihm insgeheim Recht. »Aber die Umstände sprachen tatsächlich für den Sachsen. Hätte er nicht so gehandelt, wäre Jared jetzt vermutlich tot.«

»Besser tot als gedemütigt.«

»Vielleicht. Doch Candamir würde sagen: Besser gedemütigt als tot.«

»Da siehst du, was ich meine. Nur dieser verfluchte ungläubige Sachse ist daran schuld, wenn Candamir von

den Grundsätzen abweicht, denen wir seit Menschengedenken folgen, die ausmachen, was wir sind.«

Osmund schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, Onkel.

Candamir ist mit der Neigung geboren, gegen bestehende Regeln zu rebellieren und alles in Frage zu stellen, was als unwandelbar gilt. Sein Vater hat nichts unversucht gelassen, ihm das auszutreiben. Aber umsonst. Es ist seine Natur.«

Olaf o

h b ungeduldig die Schultern. »Mag sein. Ich habe schon manches Mal gedacht, dass Candamir längst irgendeine Dummheit begangen hätte, die ihn das Leben gekostet oder günstigstenfalls zu seiner Verbannung geführt hätte, wenn du nicht wärest. Und ich muss gestehen, ich hätte ihm keine Träne nachgeweint. Aber es ehrt dich, dass du so treu zu deinem Freund stehst. Du solltest dich nur davor hüten, dich in seine Torheiten hineinziehen zu lassen.«

»Tja.« Osmund lächelte schwach. »Das tu ich schon mein ganzes Leben. Seit ich denken kann, bin ich immer in der einen oder anderen Weise damit beschäftigt, mich von meinem Freund nicht in irgendeine aussichtslose Klemme bringen zu lassen. Es gelingt nicht immer, aber es ist mir eine liebe Gewohnheit geworden. Und in einem Punkt hat Candamir Recht: Hier werden so viele Hände gebraucht, dass es unsinnig wäre, irgendwem eine abzuhacken. Vielleicht in ein paar Jahren, aber nicht jetzt.«

Olaf schüttelte kategorisch den Kopf. »Gerade in schwierigen Zeiten muss man darauf achten, die Gesetze nicht aufzuweichen, sonst verkommen sie.« Aber gleich darauf verschwand das strenge Stirnrunzeln, und er lächelte seinem Neffen wohlwollend zu. »Ich sehe, dass 360

deine Haltung im Grunde vernünftig und ehrbar ist, und das überrascht mich nicht. Aber du musst dich entscheiden, Osmund. Du musst Stellung beziehen. Wenn du mein Saatgut und meine Schafe willst, musst du mir schwören, dass du Candamir nichts davon abgibst.«

Osmund verstand nun, warum Olaf diese unnachgiebige Haltung einnahm, aber es änderte nichts an seiner Entscheidung. »Das kann ich nicht.«

Die wollene Decke, die als Tür zur Hinterkammer diente, wurde plötzlich zurückgeschlage , n und Candamir

trat ein. »Leih ihm das Korn und die Tiere, Olaf«, sagte er brüsk. »Du hast mein Wort, dass ich kein einziges Samenkörnchen und nicht eine Flocke seiner Wolle annehmen werde.«

»Candamir …«, begann Osmund beschwichtigend, b a er

Olaf unterbrach ihn. »Du hast also draußen gestanden und gehorcht, ja? Warum wundert mich das eigentlich?«

Osmund stand eilig auf, weil er fürchtete, Candamir werde mit den Fäusten auf Olaf losgehen, aber sein Freund überraschte ihn.

»Nein, ich glaube, so kann man es nicht nennen«, entgegnete er geradezu höflich. »Ich war auf der Suche nach Osmund, und Eilhard sagte, er habe euch zusammen gesehen. Also kam ich her, aber auch deine Wände sind nur aus Zweiggeflecht, darum kam ich nicht umhin, eure letzten Worte zu hören. Was vielleicht ganz gut ist. Denn warum sollte Osmund darunter leiden, dass du und ich im Streit liegen? Gib ihm das Saatgut.«

»Nein«, beschied Olaf. »Er würde es ja doch nicht übers Herz bringen, dich und die Deinen Not leiden zu sehen.«

»In diesem Land muss niemand Not leiden«, widersprach Candamir.

»Wie dem auch sei. Du isst oft genug an seiner Tafel.«

361

Es klang beleidigend, so als wäre Candamir ein Schmarotzer, nicht als würden er und Osmund sich regelmäßig gegenseitig bewirten, wie es unter Freunden eben üblich war.

Aber Candamir schluckte auch diesen Köder nicht. Er mochte ein Hitzkopf sein, dennoch war er nicht so närrisch, zu verkennen, dass Olaf ihm und den Seinen gefährlich werden konnte und dass hier deshalb Vorsicht geboten war. »Ich werde schon irgendwie an Saatgut kommen«, erklärte er zuversichtlich. »Osmund wird gar nicht in die Versuchung geraten, deine Wünsche zu missachten.«

»Und wie willst du das anstellen?«, erkundigte Olaf sich.

Es klang amüsiert. »Seit dem Tod deines Onkels Sigismund gibt es unter diesen Leuten niemanden mehr, der nahe genug mit dir verwandt wäre, um dir verpflichtet zu sein. Und dein väterlicher Freund, der wackere Harald, hat ebenso alles verloren wie du. Also, verrate mir, wie du an Saatgut kommen willst, und wenn du mich überzeugst, soll Osmund nicht leer ausgehen.«

»Hört auf damit«, befahl Osmund. »Das ist würdelos.«

Die beiden Streithähne schwiegen, sodass man meinen konnte, sie hätten auf ihn gehört. In Wahrheit sann

Candamir auf eine Antwort, und Olaf wartete, lauernd wie eine Spinne.

Schließlich nickte Candamir ihm zu. »Mein Bruder und ich werden für dich arbeiten.«

»Nein, Candamir«, protestierte Osmund. Er wusste, das konnte niemals gut gehen.

Candamir sprach weiter, als hätte er ihn nicht gehört.

»Jeden dritten Tag. Vom Beginn des Wonnemonds bis wir die Wintersaat ausbringen. Sag, was du getan haben willst, und wir werden es tun. Für Saatroggen, 362

Winterweizen und -gerste.«

Saatgut war einfach wichtiger als Schafe, fand er. Die mussten noch ein Jahr warten. Irgendwer würde ihm und den Seinen scho

n ein paar abgelegte Gewänder überlassen, ehe die Lumpen von ihnen abfielen und sie einen unanständigen Anblick boten. »Und weil ich jeden dritten Tag beim Roden fehlen werde, verzichte ich im Herbst auf ein Drittel meiner Parzelle.«

»Ich glaube, das wäre höchst ungerecht«, entgegnete Osmund und kam der Zustimmung seines Onkels damit zuvor.

»Wenn der Sachse zurück ist und beim Roden hilft, arbeiten jeden Tag drei Männer deines Haushaltes im Wald, an zwei von drei Tagen fünf, wenn wir Hacon mitzählen. Ich habe im Moment nur einen arbeitsfähigen Sklaven und soll trotzdem mehr Land b k e ommen als du?«

»Das ist wahr«, räumte Olaf ein.

»Ich bestehe darauf«, beharrte Candamir scheinbar gelassen. »Ich kann der Gemeinschaft nicht meine Arbeitskraft vorenthalten, ohne einen P

reis dafür zu

zahlen. Also, was sagst du?«

Olaf gab vor, noch einen Augen l

b ick mit sich zu ringen.

Er wollte Candamir schwitzen sehen. Aber der junge Mann hatte sich erstaunlich gut in der Gewalt; weder seine Miene noch seine Haltung verrieten, dass er am liebsten alles und jeden in dieser Hütte kurz und klein geschlagen hätte, weil seine Zukunft auf absehbare Zeit davon abhing, wie Olaf sich in dieser Frage entschied, weil er ausgerechnet auf die Hilfe seines Feindes angewiesen war.

Der nickte schließlich. »Einverstanden. Du kannst damit anfangen, dass du mir ein Haus baust. Und zwar ordentlich, wenn ich bitten darf. Ich weiß, dass du das kannst; ich habe Osmunds Halle in Elasund schließlich 363

gesehen. Also versuche nicht, mich für dumm zu verkaufen. Wie ich im Herbst beim Thing über die Parzellierung des Landes abstimme, wird ganz davon abhängen, wie zufrieden ich mit deiner Arbeit bin. Und jetzt verschwinde.«

Sprachlos machte Candamir auf dem Absatz kehrt und verließ das Häuschen. Osmund bedachte seinen Onkel mit einem verständnislosen Kopfschütteln, wünschte ihm mit gezwungener Höflichkeit eine angenehme Ruhe und folgte seinem Freund dann in die Nacht hinaus.

»Sag nichts«, brachte Candamir gepresst hervor, als sie nebeneinander durch die Dunkelheit gingen. »Hast du verstanden? Sag kein Wort!«

Osmund schwieg folgsam, aber nur ein paar Atemzüge lang. Dann fragte er: »Warum hast du mich gesucht?«

»Was? Oh. Cudrun kam vorhin herüber und sagte, eine deiner Kühe kalbt. Die Rötliche mit der kleinen Blesse.

Ich hab sie mir angesehen. Es könnte schwierig werden.

Darum dachte ich, besser, ich hole dich.«

Osmun

d

nickte, machte aber keinerlei Anstalten, umgehend zu seiner Kuh zu eilen. Vor Candamirs Hütte hielt er an.

»Du darfst das nicht tun, Candamir. Du weißt genau, dass das kein gutes Ende nehmen kann.«

»Vielleicht nicht«, räumte sein Freund leise ein. »Aber es gibt keine andere Lösung, und das weißt du verdammt gut.«

»Es *muss* eine geben«, entgegnete Osmund; es klang beinah verzweifelt.

Candamir lachte, obwohl ihm eigentlich mehr zum Heulen zumute war. »Keine Angst. Ich schwöre dir bei der Ehre all meiner Ahnen, dass ich nicht die Waffe gegen 364

deinen Onkel erheben und eine Blutfehde zwischen deiner und meiner Sippe auslösen werde, bin ich doch seit dem Julfest der Meinung, dass das Gesetz der Blutrache ein Fluch ist, von dem wir uns hier in der neuen Heimat befreien

sollten. Nein, Osmund. Ich werde mir mein Saatgut mit meiner Hände Arbeit verdienen, und das ist alles. Es wird schauderhaft sein, Olaf wird keine Gelegenheit verstreichen lassen, mich zu erniedrigen, ich werde die Zähne zusammenbeißen und es erdulden, und irgendwann ist es vorbei. Zufrieden?«

»Nein«, erwiderte Osmund wahrheitsgemäß. »Aber etwas Besseres will mir im Moment auch nicht einfallen.«

Gunda hatte sich von der schweren Geburt rasch erholt, wie Asta vorhergesagt hatte. Sie war noch ein wenig blass und hatte Candamirs Bett bislang gemieden, aber sie arbeitete mit den anderen Frauen auf den Roggenfeldern am gegenüberliegenden Ufer, den kleinen Nils in einem Tuch auf den Rücken gebunden. Der Säugling gedieh prächtig. Dank des Fischreichtums im Fluss, der guten Kuhmilch und der übrigen Gaben aus Wald und Fluss bekam seine Mutter reichlich zu essen und hatte ihrerseits reichlich Milch. Nils' Haut hatte sich gestrafft und die beängstigende Rottönung verloren, u d n der kleine Junge

brüllte mit kräftiger Stimme, vornehmlich nachts. Hacon, die Knechte und auch Candamir fluchten leise, wenn er sie aus dem Schlaf riss, aber oft ertappte Gunda ihren Herrn bei einem so verliebten Blick auf seinen Sohn, dass sie eifersüchtig war.

Am Morgen nach Berses Rückkehr standen Candamir und Hacon zusammen im Ufergras, die Stiefel vom Tau benetzt. Die Sonne ging gerade erst auf, als u G nda von

dem kleinen Feuer vor der Tür ihrer Hütte herüberkam und jedem eine Schale Fischbrühe reichte.

Hacon wartete, bis die Sklavin sich wieder entfernt hatte, ehe er seinen Bruder fragte: »Was heißt das, wir werden für ihn arbeiten? Wozu? Niemand hat so viele Knechte wie gerade er.«

»Ich weiß. Aber da wir nun einmal nichts anderes besitzen als unsere Arbeitskraft, ist sie das Einzige, womit wir sein Saatgut bezahlen können.«

Hacon trank von seiner Suppe und schwieg einen Moment. Seine Stirn war gerunzelt. »Das gefällt mir ganz und gar nicht«, erklärte er.

»Tatsächlich nicht? Nun, das ist ja auch nicht nötig. Mir gefällt es auch nicht, Hacon, aber ich werde es trotzdem tun und du auch.«

Hacon hob angriffslustig das Kinn. »Warum entscheidest du dergleichen immer allein? Du hättest mich wenigstens nach meiner Meinung fragen können.«

Candamir schnaubte belustigt. »Muss ich den Ochsen nach seiner Meinung fragen, ehe ich ihn vor den Pflug spanne?«

»Das ist es also, was du in mir siehst.«

»Jetzt ist es genug, Hacon. Du bist mein jüngerer Bruder und hast zu tun, was ich dir sage.«

»Und hab ich das nicht immer getan?«, konterte der Jüngere. »Aber du behandelst mich wie einen Bengel, dabei bin ich fünfzehn und beinah erwachsen!«

»Wenn du erwachsen bist, dann hör auf zu jammern und füge dich in das Unvermeidliche wie ein Mann.«

Hacon biss sich auf die Zunge, um sich an weiteren rebellischen Widerworten zu hindern. Sie hätten ihm ja doch nichts als Ohrfeigen eingebracht, und darauf konnte er gut verzichten.

Als wolle er die Selbstbeherrschung seines Bruders 366

belohnen, erklärte Candamir unerwartet versöhnlich:

»Vielleicht wäre es besser, auf Olafs Saatgut zu verzichten, selbst wenn es bedeutete, dass wir unseren Nachbarn auf absehbare Zeit i

mmer um ein Jahr

hinterherhinken würden. Aber wenn ich mich nicht darauf einließe, würde Olaf auch Osmund nichts geben, verstehst du. Und das kann ich nicht verantworten.«

»Nein, das verstehe ich«, räumte Hacon bereitwillig ein.

»Osmund ist lange genug unverdientermaßen der Ärmste von uns allen gewesen. Das muss ein Ende haben.« Er seufzte tief und hob dann unbehaglich die Schultern. »Ich wünschte nur, es gäbe irgendetwas anderes, das wir Olaf geben könnten. Je weniger ich mit ihm zu schaffen habe, desto glücklicher bin ich. Er ist mir nicht geheuer.«

»Was für ein Unsinn.« Canda i

m r winkte ungeduldig ab,

als hätte er Osmund kurz vor dem Julfest nicht genau das Gleiche gestanden. »Wie ich sagte, wir besitzen nun einmal nichts anderes. Und jetzt mach kein solches Gesicht. Es ist schließlich nur ein verdammtes Haus, das er will.«

Wenn ich das nur glauben könnte, dachte Hacon. Aber er sagte nichts mehr, sondern schulterte seine Axt und ging neben seinem Bruder am Ufer entlang in den Wald.

Siglind hielt Wort, und sie bekamen die ersten beiden Gespanne. Damit gingen die Rodungsarbeiten schneller voran. Die Männer gruben die Wurzeln der gefällten Bäume aus, bis genug freigelegt war, um eine Kette hindurchzuschlingen. Je nach Größe und Tücke der Wurzeln spannten sie zwei oder alle vier Zugtiere ein, während fünf kräftige Männer lange Stangen als Hebel einsetzten. So bekamen sie die Mehrzahl der Wurzeln heraus. Berses Rückkehr war ebenfalls ein großer Gewinn für die Waldarbeiter, denn niemand war so geschickt im 367

Umgang mit der Axt wie der Schiffsbauer und seine Söhne, niemand verstand sich besser auf das Schlagen und den Transport von Holz. Mit Hilfe der Zugtiere ließen die Stämme sich auch schneller ans Flussufer schaffen, sodass die Männer an einem Tag mehr Bäume fällen konnten als zuvor an zweien. In der Woche vor der Thorsnacht fraßen sie schon ein ernst zu nehmendes Loch in den dichten Wald.

Berse war es auch, der vorschlug, die Stämme noch vor dem Transport zur Sammelstelle im zukünftigen Dorf zu sortieren. Je nach Größe und Holzart eigneten sie sich entweder als Fachwerk- und Dachbalken oder zur Herstellung von Brettern zur Verkleidung der Wände, wieder andere reservierte er sich zum Bau von Booten und Schiffen. Candamir lauschte ihm aufmerksam, beobachtete und lernte, mit der Axt aus einem runden Stamm einen eckigen Balken zu schlagen. Berse zeigte ihm auch, wie man einen gerade gewachsenen Stamm zu Brettern spleißen konnte. Candamir hatte sich in dieser Kunst bereits geübt, als er Osmund beim Bau seiner Halle geholfen hatte, aber Berse konnte all das weitaus schneller und exakter. Candamir

bewunderte das Augenmaß des Schiffsbauers. Wenn Berse einen Stamm spliss, waren alle Bretter von genau der gleichen Dicke.

»Das glaub ich einfach nicht«, brummte Candamir, hielt zwei der Bretter nebeneinander und sah mit verengten Augen an den Kant n

e entlang. »Nicht mal eine

Haaresbreite Unterschied!«

Berse lachte zufrieden in sich hinein. »Schiffsbau erfordert Genauigkeit, weißt du. Bei jedem Schlag von Axt oder Hammer muss man sich vergegenwärtigen, dass man das Leben vieler Männer in Händen hält.«

Der jüngere Mann nickte fasziniert und ließ die Bretter dann bedauernd zu Boden gleiten, weil er sich wieder an 368

die Arbeit machen musste. Doch als er zu seinem Baumfällertrupp zurückkehrte, stellte er fest, dass Osmund, Hacon und die anderen nicht dabei waren, die Buchen und Kiefern zu schlagen, die sie sich für diesen Nachmittag vorgenommen hatten, sondern eine junge, kerzengerade Esche zu begutachten.

Mit leuchtenden Augen wies Osmund auf den schlanken Schössling, der nicht viel größer war als er. »Was denkst du?«

Candamir nahm sich Zeit, ging langsam um die Esche herum und betrachtete sie eingehend von allen Seiten. Für einen Baum, der im Schatten so vieler älterer Geschwister heranwachsen musste, hatte sie eine schöne, breite Krone, keine dürren Ärmchen, die sich gierig der Sonne entgege reckten.

n

Er nickte. »Sie ist perfekt.«

Sie schickten Hacon, Godwin und die Knechte zurück an die vorgesehene Arbeit und machten sich selber daran, den jungen Baum geduldig und behutsam auszugraben. Sie gaben Acht, die Wurzeln nicht mehr als nötig zu verletzen, und Osmund zog sein Obergewand aus und wickelte es um den Ballen, damit keine Erde herausrieseln konnte.

»Ich weiß nicht, Osmund«, bemerkte Candamir seufzend.

»Denkst du, das kannst du je wieder anziehen?«

Sein Freund schüttelte mit einem flüchtigen Grinsen den Kopf. »Brigitta hat ihren Webstuhl schon aufgestellt, hast du das nicht gesehen? Und sie hat gesagt, der Mann, der ihr die neue Dorfesche bringt, bekommt von ihr ein Gewand aus dem ersten Tuch, das sie auf Catan webt, durchwirkt mit jedem guten Zauber, dessen sie mächtig ist.«

»Hm«, brummte Candamir. »Aber sie ist alt, und ihre 369

Finger sind ganz krumm. Vermutlich dauert das ein Weilchen. Bis dahin wirst du frieren.«

»Und wenn schon. Jetzt komm. Nimm den Stamm, aber nah an der Krone, sonst bricht er.«

Der junge Baum war nicht schwer, nur unhandlich und sperrig. Ohne Mühe trugen sie ihn ans grasbewachsene Flussufer zu der Stelle, wo die Siedler sich bereits jetzt abends zusammenfanden. Es war nie darüber gesprochen worden, aber für sie alle stand fest, dass dies die Dorfwiese werden würde. Und um sich zu versammeln, um ein

richtiges Thing abzuhalten, brauchten sie einen heiligen Baum.

»Vorläufig werden wir uns wohl mit einem heiligen Bäumchen begnügen müssen«, bemerkte Candamir, als sie den Ballen behutsam absetzten.

»Das macht nichts«, entgegnete Osmund. »Aber wir sollten Brigitta holen, ehe wir ihn pflanzen. Wer weiß, was dabei zu beachten ist. Vielleicht muss sie Formeln aufsagen oder mit den Runen den richtigen Standort bestimmen. Gewiss wäre es ein furchtbares Omen, wenn der neue heilige Baum verdorrt.«

Sie schickten ein paar Kinder, die in der Nähe spielten, nach Brigitta. Die alte Frau ließ nicht lange auf sich warten, und sie war äußerst zufrieden mit ihrer Wahl. Sie kenne keine Regeln für das Pflanzen einer heiligen Esche, gestand sie, denn zu ihren L

ebzeiten war dergleichen in

Elasund niemals vorgekommen, und auch ihre Großmutter, von der sie alles gelernt hatte, was sie über die Welt und die Götter wusste, hatte nie davon berichtet.

Also ließen sie gesunden Menschenverstand walten: Sie wählten einen Standort aus, der nahe genug am Ufer war, dass die guten Flussgeister auf ihre zukünftigen Versammlungen einwirken konnten, aber wiederum nicht

so nahe, dass man Gefahr lief, beim Thing ins Wasser zu fallen. Brigitta hieß Candamir ein Loch ausheben und einen Eimer mit Flusswasser füllen, über das sie einen Segensspruch murmelte, ehe sie es in das Pflanzloch kippte. Dann setzten sie den Baum, füllten die Hohlräume sorgsam

mit der fetten, dunklen Erde von Catan, stampften sie fest und stützten den Setzling mit einem Pfahl, der ebenso dick war wie der Eschenstamm.

Schließlich traten sie alle drei ein paar Schritte zurück und bewunderten ihr Werk.

»Das wird einmal ein schöner Baum«, sagte Candamir zuversichtlich.

Brigitta nickte. »Ich werde nicht mehr erleben, wie er ausgewachsen aussieht, aber das ist ohne Belang. So ist eben der Lauf der Dinge.« Dann betrachtete sie die jungen Männer.

»Ihr habt euch beide ein neues Gewand verdient. Und ich würde sagen, ihr habt auch beide dringend eines nötig.

Ein paar Tage werdet ihr euch noch gedulden müssen, aber dann wird das Tuch fertig sein. Inga und Asta sollen mir beim Nähen helfen.«

Verlegen bedankten sie sich. Sie waren solche Freundlichkeit von Brigitta nicht gewohnt; sie stimmte sie argwöhnisch.

»Seht nur!«, sagte Osmund plötzlich. »Da kommen Harald und der Sachse.«

»Und sie bringen ein Pferd mit!«, rief Candamir entzückt aus. »Aber wo ist Asi?«

Sie mussten sich noch eine Weile gedulden, ehe sie die Antwort auf diese Frage hörten. Harald und Austin waren über den Kamm des grasbewachsenen Hügels gekommen, der ihnen am nächsten lag, aber der diess i e tige Hang zog

sich sacht über eine halbe Meile zum Flussufer herab. Es

war eine hübsche braune Stute, die der Sachse an einem Strick führte, erkannte Candamir schließlich. Sie war nur halb gezähmt, riss allenthalben den Kopf hoch, als wolle sie sich mit einem unerwarteten Ruck b efreien, und ein

dunkles Fohlen stakste auf scheinbar viel zu langen Beinen neben ihr her. Ihre Ohren zuckten nervös, aber immerhin trug sie die Last, die die Männer ihr auf den Rücken gelegt hatten, ohne zu bocken.

Als die kleine Gruppe das unordentliche Sammelsurium aus Hütten und Zelten passiert hatte und auf die Wiese kam, fand Candamir seine bösen Ahnungen bestätigt. Asi war nirgendwo zu entdecken, und Haralds Gesicht war grau vor Kummer.

»Ich gehe und hole Godwin«, sagte Osmund und wandte sich ab.

Brigitta und Candamir blieben, wo sie waren, bis der Schmied und der sächsische Sklave bei ihnen ankamen.

Dann trat Candamir einen Schritt vor und nahm Harald bei den Unterarmen.

»Was ist geschehen?«

»Sie ist gestürzt«, antwortete der Schmied. Seine Stimme war belegt und rau, als spreche er zum ersten Mal an diesem Tag. »Sie … ist gestürzt.«

Fragend sah Candamir zu seinem Sachsen. Auch dessen Miene war bekümmert. Er wandte sich um und warf einen langen Blick zurück nach Osten, wo die Berge lagen.

Dann sagte er: »Aus der Ferne sehen die Kegel beinah glatt und massiv aus, aber in Wahrheit sind sie zerklüftet und von vielen Spalten und schroffen Hängen durchzogen.

Wir mussten weit hinauf, ehe wir das Erz fanden.«

»Asi … meine scharfäugige Asi hat e

s entdeckt«, fuhr

Harald mit einem kleinen, stolzen Lächeln fort. »Und Austin hat noch gesagt, ›Nein, lass mich da hinaufklettern, 372

es ist zu gefährlich, aber sie hört ja nie auf das, was man ihr sagt. Sie war vielleicht zehn Klafter hoch, da hat sie den Halt verloren. Sie … schlug fast vor meinen Füßen auf, aber es ging so schnell. Wir konnten nichts tun. Sie lebte noch. Die Schulter schmerzte sie, war gewiss zerschmettert, und sie konnte die Beine nicht bewegen, aber sie lebte noch. Vielleicht zwei Stunden. Eh es dunkel wurde, starb sie.«

Osmund kam mit dem Sohn des Schmieds, der vielleicht ein Jahr älter als Hacon war, aus dem Wald zurück. Als Godwin die Abwesenheit seiner Mutter bemerkte und das Gesicht seines Vaters sah, blieb er wie angewurzelt stehen, hob langsam die Hände und bedeckte die Augen. Harald trat auf ihn zu, legte ihm den Arm um die bebenden Schultern, führte ihn noch näher ans Wasser und sprach leise mit ihm.

Candamir schaute ihnen beklommen nach, ehe er sich wieder an seinen Knecht wandte. »Was für böse Neuigkeiten, Austin.«

»Ja, Herr.«

»Und nachdem es passiert war, seid ihr trotzdem da hinaufgestiegen und habt das Erz geholt?« Candamir wies

auf die Stute, die an jeder Seite einen unförmigen, offenbar hastig gezimmerten Holzkorb trug. Beide waren mit großen Klumpen gefüllt, die wie rötliche Gesteinsbrocken aussahen.

Der Sklave nickte. »Es war wohl das Mindeste, das wir für Asi tun konnten, nicht wahr?«

Erst abends bekam Candamir Näheres aus ihm heraus. Der kleine Haushalt saß vor der Hütte ums Feuer und aß knusprig gebratene Forellen. Sie waren köstlich und saftig, doch die Stimmung war gedrückt. Sie alle hatten Asi 373

früher nie so gut gekannt wie den Schmied, aber Haralds Familie war mit ihnen auf dem *Falken* gesegelt, und die Erlebnisse während der Überfahrt hatten sie einander nahe gebracht. Es fühlte sich an, als hätten sie eine Verwandte verloren. Vor allem Gunda war untröstlich. Unablässig rannen Tränen über ihr hübsches Gesicht.

»Es gibt reichlich Eisen in diesen Bergen«, berichtete Austin schließlich gedämpft, nachdem Hacon ihn gebeten hatte, zu erzählen, was sie erlebt hatten. »Allein die Ader, die Asi entdeckt hat, wird uns für die nächsten Jahre von allen Sorgen befreien, wenn wir sie systematisch ausbeuten, meint Harald. Wir haben auf dem Rückweg noch ein anderes Vorkommen entdeckt, aber an ebenso schwer zugänglicher Stelle. Wir müssen uns überlegen, wie wir den Abbau sicherer machen können, wenn wir weitere Verluste vermeiden wollen.«

»Hat Asi … hat sie e

s hr gelitten?«, fragte Gunda.

»Nein. Ich glaube nicht. Sie könne ihren Körper kaum noch spüren, sagte sie. Dann wurde sie bewusstlos, und irgendwann hörte ihr Herz einfach auf zu schlagen. Dort

oben … wächst nicht viel. Aber wir haben Strauchwerk und Krüppelkiefern ausgemacht und zusammengetragen und ihren Leichnam verbrannt, wie es bei euch Sitte ist, und über der Asche haben wir einen Grabhügel aus dicken Steinen errichtet. Harald hat seine weiße Rabenfeder abgenommen und sie ihr als Grabbeigabe dort gelassen, denn sie sei die Beste von allen Kundschaftern gewesen, sagte er.« Austin unterbrach sich, dachte einen Moment nach und wiederholte dann: »Nein, sie hat nicht sehr gelitten. Der Schmied umso mehr.«

»Ja, es ist gewiss bitter für Harald«, sagte Candamir.

»Sie müssen über zwanzig Jahre verheiratet gewesen sein.

Welchem Paar ist das schon beschieden?«

So viele Frauen starben im Kindbett. Männer fuhren zur See und kamen nicht heim oder wurden Opfer einer Blutfehde. Dass ein Paar gemeinsam die mittleren Jahre erreichte, war doch eher die Ausnahme.

Der Sachse nickte bedrückt. Drei Kinder hätten sie über die Jahre verloren, hatte der Schmied ihm erzählt. Gewiss brachte so viel Kummer Mann und Frau einander besonders nahe, mutmaßte er. »Wir haben unsere Gewänder zu Säcken geknotet und das Erz zurück in die Ebene geschleppt«, setzte er seinen Bericht fort. »Dann stießen wir auf die Herde von Wildpferden, und ich dachte, es würde dein Herz erfreuen, wenn ich dir eines mitbringe, Herr, und unsere Last erleichtern. Wie du weißt, verstehe ich mich nicht sonderlich auf Pferde. Aber ich hatte ein bisschen Glück, und es gelang mir, das Fohlen einzufangen. Danach kam die Stute beinah freiwillig. Ich habe zwei Tage gebraucht, sie an das Tragegestell zu gewöhnen, das ich zusammengeschustert

hatte, aber es war keine vergeudete Zeit. Der Schmied hatte Ruhe, durchs Grasland zu streifen und seinen Schmerz zu bewältigen, und ich hatte Gelegenheit, meine Liebe zu Pferden zu entdecken. Die Stute ist ein eigenwilliges, aber gutartiges Geschöpf. Ich bin sicher, du wirst Freude an ihr haben. Am Abend des zweiten Tages kam der Schmied zurück und sagte, wir sollten den Berg, wo es passiert ist, nach Asi benennen, damit nicht in Vergessenheit gerät, welches Opfer sie für die Siedler von Catan gebracht hat. Und am nächsten Morgen sind wir aufgeb o

r chen.«

»Es ist gut, dass du wieder da bist«, sagte Hacon mit einem schüchternen Lächeln.

Der Sachse neigte den Kopf. »Danke.«

»Auch die Herrin der Kalten Inseln wird gewiss froh sein, dich wiederzusehen«, bemerkte Gunda eine Spur 375

boshaft. »Sie hat dein schweres Buch den ganzen Weg vom Meer bis hierher geschleppt. Ich wundere mich, dass sie uns nicht zum Essen mit ihrer Gesellschaft beehrt hat, um es dir zurückzugeben.«

»Das reicht«, fuhr Candamir sie an, und sie zuckte erschrocken zusammen.

Austin ahnte, dass Candamir deswegen so empfindlich auf das Thema reagierte, weil Siglind heute Abend bei Einbruch der Dämmerung mit Osmund ans andere Ufer übergesetzt war, und soweit er wusste, war das Floß noch nicht zurückgekehrt. »Nun, ich muss gestehen, ich bin selber froh, wieder hier zu sein.«

Asta nickte überzeugt. »Harald war gewiss ein finsterer Reisegefährte, nachdem das passiert war. Er ist ja so schon schweigsam. Sicher sind dir die Tage lang geworden.«

Der Sachse hob lächelnd die Schultern. Tatsächlich hatte er nach Asis Tod mehr mit Harald gesprochen als in all den Tagen zuvor. Über den Tod, den Sinn des Lebens und über Götter. Zwar hatte Harald kein Bedürfnis nach einer neuen Religion, doch plötzlich hatte er wissen wollen, was der Mönch zu diesen Dingen dachte. »Im Gegenteil. Der Schmied ist ein guter Mann und war selbst in seiner Düsternis der beste Reisegefährte, den man sich wünschen kann. Aber dieser Ort hier … Nun, ihr a h bt euch vielleicht

schon so daran gewöhnt, dass ihr es nicht mehr seht, aber die Schönheit dieses Ortes hat mich mit Sehnsucht erfüllt.

Die Berge waren schon vor dem Unglück unwirtlich und schroff. Jedenfalls kamen sie mir so vor, denn ich bin Berge nicht gewohnt. Außerdem wimmelt es dort von Schlangen. Im Vorgebirge muss man sich vor Bären in Acht nehmen, und im Grasland treiben Wölfe ihr Unwesen.« Er schauderte unwillkürlich. »Ich weiß ja, dass Odin eine besondere Vorliebe für Wölfe hat, aber ich wäre glücklicher, wenn er sie nicht hergebracht hätte.«

Die anderen widersprachen ihm nicht, vor allem die Frauen waren seiner Meinung. Es war der Albtraum einer jeden Mutter, ein Kind an die Wölfe zu verlieren.

»Nun, in einem Land, wo es so viel Wild gibt, muss man Odins Hunde gewiss nicht fürchten«, meinte Candamir.

»Nein, sie waren sehr scheu«, räumte Austin ein. »Eines Abends kamen sie einmal nahe an unser Feuer – nur aus

Neugier, wollte Harald mir weismachen –, und sie ließen sich mit einem einzigen Steinwurf vertreiben.«

»Na siehst du. Selbst ein Hasenfuß wie du sollte damit fertig werden«, spöttelte Candamir.

Austin lächelte duldsam und sagte nichts. Doch obschon seine Vorfahren zu denselben Göttern gebetet hatten wie diese Menschen hier, galt der Wolf bei seinem Volk als Bote herannahenden Unheils, stand für Hader und Tod.

Genau wie der Rabe.

Das Fest am Vorabend des Wonnemonats, die Thorsnacht, markierte in der alten Heimat das Ende der dunklen und den Beginn der lichten Jahreshälfte und war eines der größten des Jahres. Die Siedler hatten die Arbeit auf dem Feld und im Wald an diesem Tage ruhen lassen, um die Vorbereitungen zu treffen. Große Mengen wilder Blumen wurden gepflückt, um Kränze für die Häupter der jungen Mädchen und auch für den Schmuck der Häuser zu flechten. Niemand ließ sich davon abhalten, dass es derzeit nur windschiefe Hütten waren, die selbst mit Blumenschmuck nicht wirklich ansehnlich wurden. Den größten Kranz jedoch würde der Thorsbaum bekommen: ein gewaltiger, zwei Mann hoher Pfahl, den die Männer auf der Wiese in die Erde getrieben hatten.

Und ein Festmahl wollte bereitet werden. Mit Fallen hatten die Männer Kleinwild und Vögel im Wald 377

gefangen, auch ein wilder Eber und zwei Säue waren in die Fallgruben getappt. Mehrere Ochsen wurden zu Ehren der Götter geschlachtet und gebraten. Wer noch Honig besaß, hatte Met gebraut, und es war eine ansehnliche Menge zusammengekommen.

Als alles getan und der Nachmittag schon weit fortgeschritten war, versammelten die Menschen sich am Ufer. Auf langen, grob gezimmerten Tischen reihten die Frauen all ihre Köstlichkeiten auf, und der Duft von gebratenem Fleisch stieg den Männern verführerisch in die Nase. Doch erst mussten sie sich den Festschmaus verdienen.

Neben der neuen Dorfesche stand Brigitta, einen flachen Kiesel mit einer Sowilo-Rune darauf in der Hand. Zu ihren Füßen befanden sich zwei Tonschalen. Eine enthielt Ochsenblut, die andere weißen Kreideschlamm.

Die rund vierzig freien Männer nahmen in einer ordentlichen Reihe vor ihr Aufstellung. Alle hatten den Oberkörper entblößt, die Schuhe abgestreift, und jeder hielt einen mannshohen Knüppel in der Hand.

Siward war der Erste. Brigitta nahm die Rune in beide Hände, schüttelte sie ein paar Mal und ließ sie dann in seine ausgestreckte Rechte fallen. Das Runenzeichen wies nach oben.

»Sommer«, verkündete sie.

Siward nahm den Binsenquast aus der Schale mit dem Ochsenblut und malte sich damit eine Sowilo-Rune auf die Brust.

Berse war der Nächste. Auf seiner Handfläche landete der Stein mit der Rune nach unten.

»Durins Enkel streitet für den Winter«, verkündete Brigitta mit feierlicher Miene, aber ein übermütiges Funkeln lag in ihren alten Augen.

Berse malte sich eine S-Rune mit dem schneefarbenen Kreideschlamm auf den kurzen Oberkörper.

Einer nach dem anderen trat vor, bis die Männer in zwei etwa gleich große Gruppen aufgeteilt waren, ein jeder das Runenzeichen der entsprechenden Farbe auf der Brust.

Dann nahmen sie Aufstellung, die Wintermänner mit dem Rücken nach Norden, die Streiter des Sommers im Süden.

Vielleicht zwanzig Schritte trennten sie voneinander, und sie gaben sich redlich Mühe, die Gegner mit finsteren Blicken einzuschüchtern, und pochten rhythmisch mit ihren Knüppeln auf den Boden.

»Ich kann einfach nicht glauben, dass sie das tun«, murmelte der Sachse unbehaglich.

»Und ich gäbe alles darum, dabei zu sein«, antwortete Hacon ebenso gedämpft. Aber Candamir hatte es verboten. Vielleicht nächstes Jahr, hatte er in Aussicht gestellt. Aber das hatte er letztes Jahr auch gesagt …

Brigitta hielt jetzt eine rote und eine weiße Blume in Händen und hatte die Arme gehoben. »Beweist ausnahmsweise einmal ein bisschen Verstand und schlagt euch nicht auf die Köpfe«, mahnte sie. »Wir können auf keinen von euch verzichten. Sollte es aber doch Tote geben, darf keine Blutrache genommen werden, denn diesen Kampf entscheiden die Götter.«

Dann ließ sie die beiden Blumen fallen. »Thor schenke euch den Sieg!«

Das ist ein unsinniger Wunsch, dachte Siglind nicht zum ersten Mal bei dieser Gelegenheit, denn naturgemäß konnte nur eine der beiden Parteien siegen. Trotzdem jubelte sie mit

allen anderen Frauen, den Kindern und Sklaven zusammen, als die Männer aufeinander zu rannten. Die Anfeuerungsrufe der Zuschauer gingen jedoch gänzlich in den Kampfschreien aus über vierizg 379

Männerkehlen unter. Das Blut konnte einem von diesem Gebrüll in den Adern erstarren, so drohend und gefährlich klang es.

Candamir hatte es dieses Jahr wie auch in all den Jahren zuvor, seit er an diesem ehrenvollen Ritual teilnehmen durfte, auf die Winterseite verschlagen. Vielen Männern ging es so, dass das Runenlos sie immer wieder auf die gleiche Seite wies. Er fand, ihr Kampf war der weitaus schwierigere, weil natürlich im tiefsten Innern ein jeder der Kämpfer wie auch alle Zuschauer wollten, dass der Sommer, der die Felder fruchtbar machte und Leben hervorbrachte, den todbringenden Winter niederwarf.

Doch das Wissen, auf der falschen Seite zu stehen, machte ihn und seine Gefährten nur umso entschlossener.

Er sah keinem seiner Gegner ins Gesicht. Osmund, wusste er, stand wieder einmal im anderen Lager, Harald und Hacons Freund Wiland ebenso. Er wollte sie nicht sehen.

Keine Regung sollte e

s inen Schlag hemmen. Er starrte nur auf die roten Runen und hieb auf die dazugehörigen Arme, Beine und Leiber ein, was das Zeug hielt.

Innerhalb kürzester Zeit hatten die gegnerischen Truppen sich gänzlich ineinander verkeilt. Nicht nur die Holzk ü

n ppel, sondern auch Fäuste, Ellbogen, Füße und Knie kamen zum Einsatz. Stöhnen, neuerliches Kampfgebrüll und

der furchtbare Laut von Esche und Eiche auf nackter Haut, der Austin eine leichte, aber irgendwie nicht unangenehme Übelkeit verursachte, erfüllten den klaren Frühlingsnachmittag.

Candamir sah den Knüppel aus dem Augenwinkel kommen und duckte sich, aber nicht schnell genug. Jared erwischte ihn quer über die Schultern. Der Aufprall presste Candamir die Luft aus den Lungen, aber er ging nicht zu Boden. Noch während er sich wieder aufrichtete, hieb er dem jungen Mann die geballte L

inke in den

Magen, und als Jared sich daraufhin krümmte, verpasste er ihm mit dem Knüppel einen so gewaltigen Nackenschlag, dass sein Gegner bewusstlos zu Boden ging.

»Mehr Glück beim nächsten Mal, Bürschchen«, knurrte Candamir hinter zusammengebissenen Zähnen hervor, würdigte die reglose Gestalt keines weiteren Blickes und nahm sich den Nächsten vor. Das Feld hatte sich schon merklich ausgedünnt. Allenthalben stolperte man über die Gliedmaßen derer, die in den unterschiedlichsten Stadien der Erschöpfung im Gras lagen.

Eine Geruchsmischung aus Schweiß und Blut umgab die Kämpfer wie eine unsichtbare Wolke. Die Wiese war zertrampelt, sah teilweise wie umgepflügt aus. Fünf standen noch auf der Winterseite, sieben oder a cht bei den

Gegnern.

Keuchend, blutend und schon ein wenig kampfesmüde trafen Osmund und Candamir endlich aufeinander. Auch das

geschah beinah jedes Jahr. Osmund hatte seinen Knüppel schon früh verloren – hatte ihn tatsächlich beim Schlag ins Kreuz eines unerkannten Gegners zertrümmert und das zersplitterte Ende weggeworfen, um niemanden ernstlich zu verletzen –, und so schleuderte auch Candamir den seinen von sich, ehe sie mit den Fäusten aufeinander losgingen. Schließlich waren sie die Letzten, die noch kämpften.

Eine gespannte, beinah atemlose Stille hatte sich auf die Wiese herabgesenkt, nur unterbrochen vom Keuchen der beiden Streiter und den dumpfen Schlägen. Es war ein langsamer Kampf geworden. Immer länger musste der eine Gegner warten, bis der andere wieder aufgestanden war. Beide hatten eine aufgeplatzte Braue, sodass ihnen Blut ins Auge lief, der eine links, der andere rechts.

Osmunds Auge war obendrein beinah völlig zugeschwollen. Candamir hatte einen so wackeligen Zahn, 381

dass er fürchtete, er werde ihn möglicherweise verlieren.

Beide Körper waren glitschig von Schweiß und Blut.

Schwankend standen sie sich gegenüber, die Arme baumelten s

cheinbar harmlos herab, bis derjenige, der an der Reihe war, die Kraft fand, die Faust zu heben und doch noch mit beachtlicher Wucht auf Kinn, Hals oder der Brust des anderen zu platzieren. Dann war auch das vorbei, und sie standen nur noch da, blinzelnd und reglos wie Ochsen in der heißen Sonne, und es sah aus, als seien sie hoffnungslos verwirrt, wüssten überhaupt nicht, was sie hier taten und warum.

Doch der Schein trog. Candamir fand sich in Schwindel eingehüllt wie in einen undurchdringlichen Nebel, aber er

konnte nach wie vor klar denken. Er wusste, wo sie waren, was sie hier taten und warum. Er wusste das ganz genau, und er hatte auch erkannt, dass sie beide längst nicht mehr stünden, wäre Siglind nicht unter den Zuschauern gewesen. Weder er noch Osmund hatte es bislang je fertig gebracht, dieses Thema zur Sprache zu bringen, dieses sperrige, diffuse Problem, das nirgendwo ein Paar Hörner hatte, bei denen man es hätte packen können: Sie wollten sie beide, aber nur einer konnte sie bekommen. Also stritten sie um sie auf die einzige Weise, die ihnen offen stand. Doch sowie Candamir das in diesem Moment erkannte, wusste er auch, dass Siglind ihre Entscheidung nicht davon abhängig machen würde, wer hier als Sieger vom Schlachtfeld humpelte.

Er sah Osmund die l t

e zten Reserven mobilisieren. Es

war ein langsamer Prozess, der sich allein in den Augen abzuspielen schien, doch Candamir hatte in diesen Augen seit jeher lesen können wie der Sachse in seinem Buch.

Und er dachte: Wenn sie klug ist, wird sie dich nehmen, denn du bist der bessere Mann von uns beiden. Nur weiß ich nicht, wie ich das aushalten soll …

Einen Lidschlag bevor Osmund die Faust ballte, hob Candamir beide Arme, Handflächen nach außen, und ließ sich ins weiche Gras fallen.

»Der Sommer hat über den Winter triumphiert!«, rief Brigitta. Ihre Befriedigung war unüberhörbar.

Ein lang anhalt n

e der Jubel brach los. Die Frauen und Mädchen liefen aufs Schlachtfeld und erweckten die Gefallenen wie Walküren. Nach und nach erhoben sich die ermatteten Streiter und ließen sich unter vernehmlichem Stöhnen zum Fluss helfen. Dort badeten sie, um die Blessuren zu kühlen und diverse, meist kleinere Blutungen zu stillen. Zu ernstlichen Verletzungen war es dieses Mal nicht gekommen. Berses Sohn Sigurd hatte die Schulter ausgekugelt und brüllte wie ein Stier, als der Sachse sie wieder einrenkte. Haflad der Köhler hatte einen Arm gebrochen, was niemand sonderlich bedauerte, mehrere Männer die eine oder andere Rippe, doch das war alles nicht der Rede wert.

Osmund war neben Candamir ins Gras gesunken, und sie lagen beide auf die Ellbogen gestützt, den Kopf im Nacken, und rangen um Atem. Gleichzeitig wandten sie die Köpfe, maßen sich mit finsteren Blicken und lachten dann.

»Mann, du siehst vielleicht aus«, bemerkte Candamir nicht ohne Schadenfreude. »Ich wette, es wird eine Woche dauern, bis du aus dem linken Auge wieder sehen kannst.

Und das gibt ein prächtiges Veilchen.«

»Das bleibt abzuwarten«, entgegnete Osmund gleichmütig.

Dann waren Inga und Gunda bei ihnen, brachten ihnen Becher mit kühlem Met und halfen ihnen auf die Füße.

»Du warst w n

u derbar«, sagte Inga lächelnd zu Osmund, als er ihr den geleerten Becher zurückgab.

Er dankte ihr, fuhr sich verlegen mit der Hand über die blutende Braue und ließ sich dann ins Wasser gleiten.

»Du warst aber auch nicht schlecht, Herr«, raunte Gunda.

Candamir zwinkerte ihr zu, stützte sich auf dem Weg ins Wasser unauffällig auf ihren Arm und schaute sich verstohlen nach Siglind um. Sie half einer Schar kleiner Mädchen, ihre Blumenkränze aufzusetzen und zurechtzurücken. Sie selbst trug auch schon einen, der vornehmlich aus Vergissmeinnicht bestand. Es sah hinreißend aus. Und seine Schwester kniete vor Harald im Gras und bandagierte ihm einen offenbar verstauchten Knöchel mit einem feuchten Tuch. Der Blick des Schmieds war auf die fernen Berge gerichtet.

Es war ein lauer, beinah schon sommerlicher Abend mit einem tiefblauen Himmel, an dem ein Dreiviertelmond die Mehrzahl der Sterne überstrahlte. Die Menschen schlemmten und tranken mit Hingabe, zündeten große Feuer an, spielten auf Flöten aus Holz oder Rinderhörnern, mit denen sie einen gewaltigen Radau machten, wie Austin nicht zum ersten Mal verwundert feststellte, und sangen die Lieder von ihren Göttern und Ahnen. Als es auf Mitternacht ging, wählte Brigitta Olafs Sohn Lars aus, den Thorsbaum zu kränzen. Strahlend vor Stolz und mit erstaunlichem Geschick erklomm der halbwüc s h ige Knabe

den geglätteten Pfahl, ein Seil zwischen den Zähnen. Oben angekommen, winkte er den anderen jungen Burschen, und sie knoteten das lose Seilende an den großen, prächtigen Blumenkranz. Lars zog ihn hi a n uf, hängte den

Kranz über die Spitze des Pfahls und ließ sich unter allgemeinem Jubel wieder zu Boden gleiten.

»Auf den Kalten Inseln schenken die Menschen Thor in 384

dieser Nacht immer eine Jungfrau«, bemerkte Siglind, die mit dem Sachsen am Rande des Feuers stand und zu dem bekränzten Thorsbaum aufschaute.

»Was?«

Sie sah ihn an und lächelte ein wenig über seine entsetzte Miene. Dann nickte sie. »Es heißt, in dieser Nacht mischen die Götter sich unter die Menschen. Aber meines Wissens erschien Thor nie persönlich auf den Kalten Inseln, und so war es natürlich immer Cnuts Privileg, an Stelle des Gottes die mehr oder weniger willige Jungfrau zu beglücken. Vor den Augen seiner jubelnden Untertanen, deren Fruchtbarkeit er damit sicherstellte. So machte man uns zumindest glauben.« Ihre Zweifel waren ebenso unüberhörbar wie ihr Sarkasmus.

Austin schauderte. »Ich bin allerhand von diesen Barbaren gewohnt, aber wenigstens das gab es in Elasund nicht.« Doch vielleicht war es früher einmal so gewesen, überlegte er. Er hatte seit jeher gedacht, dass die Bekränzung des Thorsbaumes etwas Anstößiges an sich hatte, und jetzt mutmaßte er, dass es ein Überbleibsel dieses grässlichen heidnischen Brauches war.

»Nein, das will ich glauben«, antwortete Siglind. »Diese Menschen hier haben weder Häuptling noch Priester, sodass es gewiss immer Streit um die Frage gäbe, wer den Gott vertreten soll.«

Der Sachse nickte versonnen. »Was wurde aus den Jungfrauen?«, fragte er.

»Oh.« Siglind tat es mit einem Achselzucken ab. »Er behielt sie ein Weilchen, aber wenn er feststellte, dass auch sie nicht schwanger wurden, schickte er sie ihren Vätern zurück. Oder ihren Eigentümer , n manche waren

auch Sklavenmädchen. Was Frauen anging, hatte der arme Cnut nicht viel Glück; soweit ich weiß, hat ihm keine je 385

ein Kind geschenkt.«

»Vielleicht gut so für das Volk der Kalten Inseln«, bemerkte der Mönch. »So mag nach ihm ein Besserer König werden, nicht sein Sohn, der seine Schwächen teilt.«

»Das ist wahr.«

Sie schwiegen und schauten zum Thorsbaum hinüber, der jetzt der Mittelpunkt der ausgelassenen Tänze war.

Um das Feuer war es merklich stiller und leerer geworden.

Nach und nach verschwanden Paare aus dem Lichtkreis und suchten sich ein abgeschiedenes Plätzchen im Uferschilf oder im Schutz der Bäume.

Candamir war betrunken, aber ihm war keineswegs entgangen, dass sein sächsischer Sklave gegen sein ausdrückliches Verbot verstieß und wieder eines dieser anscheinend bedeutsamen Gespräche mit Siglind führte, bei denen er ihr immer so tief in die Augen schaute. Doch morgen war noch Zeit genug, den Sachsen zur Rede zu stellen. Im Augenblick hatte Candamir anderes im Sinn.

Nicht nur der Met, sondern die Thorsnacht selbst hatte ihn berauscht, und sein Blut kochte.

Er trat zu seiner friesischen Magd, die mit einer Schar Freundinnen zusammenstand und plauderte und kich r e te,

legte ungeniert von hinten die Arme um ihren Leib, vergrub die Nase in ihrem Haar und flüsterte: »Sieh zu, dass du das Balg loswirst. Ich habe lange genug gewartet.«

Ihr Körper versteifte sich in seinen Armen, aber sie löste das Tuch, welches den schlafenden Nils vor ihrer Brust hielt, und reichte den Säugling Asta hinüber. »Würdest du ihn einen Moment hüten, Herrin?«

»Natürlich.«

386

Ungeduldig zerrte Candamir sie von der Gruppe und dem Feuerschein weg. »Ein Moment wird kaum reichen«, prophezeite er.

Er gab sich keine große Mühe bei der Wahl eines verschwiegenen Plätzchens. Auf einmal war er unfähig, seine Ungeduld auch nur einen Augenblick länger zu zügeln. Hinter einem Nussstrauch, der nahe genug am Ufer wuchs, dass sie das geheimnisvolle Plätschern des nächtlichen Flusses hörten, zog er sie ins Gras hinab, schob mit der einen Hand ihren Rock hoch, während die andere an seinen Hosen nest l

e te, und drang dann mit

einem Stöhnen in sie ein, das eher erleichtert als lustvoll klang.

Gunda hatte Mühe, sich ein Lächeln zu verbeißen.

Candamir kam ihr vor wie ein Junge, der nach einem gar zu langen Tag des Spiels und Wettkampfs mit seinen Freunden endlich einen Schluck Wasser bekommt, um seinen quälenden Durst zu löschen. Doch sie ließ sich von seiner Gier nicht anstecken. Still und teilnahmslos lag sie unter ihm, die Hände im Gras. Er schien von ihrer untypischen Zurückhaltung nicht das Geringste zu bemerken, vollkommen mit sich selbst beschäftigt. Sein Keuchen war

lauter als gewöhnlich und beschleunigte sich im gleichen Maße wie seine selbstsüchtigen Stöße. Kaum hatte er sich in sie ergossen, wälzte er sich schon zur Seite und lag dann schwer atmend auf dem Rücken.

»War’s das?«, erkundigte sie sich. »Kann ich wieder gehen, Herr?«

Ruckartig setzte Candamir sich auf. »Was soll das?«, fragte er ärgerlich. »Was ist los mit dir?«

»Ich weiß nicht«, log sie, richtete sich ebenfalls auf und zog fröstelnd die Schultern hoch.

Er hatte sie tief verletzt bei jenem unglückseligen 387

Gespräch am Abend nach Nils’ Geburt, das er inz i w schen

sicher längst vergessen hatte. Sie fühlte sich betrogen. Sie hatte ihm einen Sohn geschenkt – seinen Er t s geborenen –,

aber er war nicht gewillt, ihr irgendetwas dafür zurückzugeben. So groß war ihre Enttäuschung, dass ihr jegliches Verlangen abhanden gekommen war.

»So, du weißt es also nicht«, murmelte er mit einem ungeduldigen Seufzer und streifte sie mit einem finsteren Blick, weigerte sich zu erkennen, wie unglücklich sie war.

Sie hatte überhaupt kein Recht, u

nglücklich zu sein, fand

er. Er hatte sie immer gut behandelt, hatte sie behutsam und rücksichtsvoll erobert, als sie zu ihm gekommen war –

ein verängstigtes blond gelocktes Kind mit spitzen Knien und einem schmalen Gesichtchen, das nur aus diesen

wasserblauen Augen zu bestehen schien. Aber er hatte nicht vor, das ein zweites Mal zu tun. Inzwischen war Gunda eine erwachsene Frau, darüber hinaus sein Eigentum. »Nun, was immer es ist, ich will, dass es aufhört.«

»Es tut mir Leid, wenn ich dich nicht erfreut habe, Herr«, entgegnete s e

i ein wenig schnippisch.

Ihre Zurückweisung kränkte ihn. Sie war ihm völlig unbegreiflich; er fand, das hatte er nun wirklich nicht verdient. Mit einem knappen Nicken antwortete er: »Das sollte es auch. Glaub lieber nicht, ich würde es nicht übers Herz bringen, dich zu verkaufen. Einen Sack Winterweizen bist du allemal wert, und der nützt mir mehr als eine spröde Friesin in meinem Bett.«

Gunda legte d

ie Hand vor den Mund und starrte

Candamir fassungslos an. »Aber … aber ich bin die Mutter deines Sohnes«, erinnerte sie ihn.

»Ich würde schon eine Amme für ihn finden«, erwiderte er mit einem Schulterzucken, stand auf, zog sic h aus und

watete in den nachtschwarzen Fluss, dessen Ufer an dieser Stelle seicht und ungefährlich war.

Gunda starrte ihm hinterher. Das wird dir noch Leid tun, dachte sie. Ich weiß noch nicht wie, aber ich sorge dafür

,

dass es dir Leid tut. Dann streifte sie das fadenscheinige Kleid über den Kopf und folgte ihm ins Wasser, um ihn zu versöhnen.

Osmund trat lautlos zu Siglind und dem Sachsen. Er bedachte Austin mit einem missfälligen Blick und bedeutete ihm mit einem fast unmerklichen Ruck des Kinns, dass er unerwünscht sei. Willig schlenderte der Sachse zum Tisch hinüber, um festzustellen, ob entgegen aller Wahrscheinlichkeit noch ein Stück Wildschweinbraten übrig war.

Osmund hielt Siglind einladend seinen Becher hin. Sie nahm ihn mit einem dankbaren Nicken. Gebannt beobachtete er die winzigen Muskelbewegungen in ihrem schmalen Hals, als sie trank.

»Hm. Köstlich«, lobte sie, als sie ihm den Becher wieder entgegenstreckte.

Doch er winkte ab. »Besser, du machst ihn leer. Ich glaube, ich hatte genug.«

Sie lachte verblüfft. »Ich habe noch nie erlebt, dass ein Mann von selbst zu dieser weisen Erkenntnis kommt.«

Er lächelte verlegen, nahm ihren Arm und führte sie zu einer Stelle auf der anderen Seite des Feuers, knapp außerhalb des Lichtkreises. Dort waren sie ungestört und setzten sich ins Gras. Siglind hielt den Kopf gesenkt. Die Hände im Schoß nervös ineinander verschränkt, betrachtete sie Osmund verstohlen aus dem Augenwinkel.

Das linke Auge war nur ein wenig geschwollen; das kühle Flusswasser und das lindernde Nelkenöl, welches Brigitta nach dem Kampf so großzügig verteilt hatte, hatten 389

Wunder gewirkt. Die meisten Menschen ihres Volkes waren schön von Gestalt und mit ebenmäßigen Zügen gesegnet, aber Osmund, dachte Siglind, war wohl das schönste Mannsbild, das sie je gesehen hatte. Obendrein war er klug und furchtlos und besaß jede Tugend, die für einen Mann erstrebenswert war – a

ußer Reichtum, aber

auch das war in diesem Land hier nur eine Frage der Zeit.

Und trotz alledem wäre sie lieber an jede anderen Ort m

gewesen – selbst am Fuß des feurigen Berges – als hier allein mit ihm.

»Siglind …«, begann er leise.

Sie hob den Kopf. »Ja?«

Er zögerte. Diese Sache war schwierig; so anders als mit Gisla, die er nie hatte fragen müssen, weil die Dinge damals sonnenklar gewesen waren. Aber er verfolgte seine Absicht mit der ihm eigenen Beharrlichkeit. »Als wir gestern Abend am Südufer waren, habe ich dir gesagt, wie ich mir die nächsten Jahre vorstelle und was ich mir für die Zukunft erhoffe. Welche Pläne ich habe. Heute fürchte ich, es könnte sich angehört haben, als wolle ich aufschneiden.«

»Nein. Überhaupt nicht«, antwortete sie wahrheitsgemäß.

»Deine Pläne sind gut und vernünftig, und du wirst a l l es

erreichen, was du dir vorgenommen hast, dessen bin ich sicher. Dein Sohn wird stolz auf dich sein und Lieder über deine Taten dichten.« Sie hörte selbst, wie gepresst, wie kurzatmig sie klang. Es drängte sie, aufzuspringen und

davonzulaufen, aber vor dieser Situation gab es einfach kein Entkommen.

Plötzlich legte Osmunds große, warme Hand sich über ihre beiden. »Ich schwöre dir bei Odins Auge, dass du keinen Grund hast, dich vor mir zu fürchten.«

390

Sie schüttelte hilflos den Kopf. »Nein, ich weiß.«

»Wenn du das weißt, warum zitterst du dann wie ein Reh, das sich in die Enge getrieben findet?«

»Tu ich doch gar nicht …«

»Siglind …«

»Nein, bitte, Osmund. Sprich nicht weiter.«

»Doch, das muss ich. Weil ich mich sonst ein Leben lang fragen werde, was du wohl geantwortet hättest. Also: Willst du meine Frau werden?«

Das typische kleine Lächeln, das immer nur einen Mundwinkel erreichte und von dem nicht nur Inga weiche Knie bekam, schwang in seiner Stimme, und Siglind hatte sich nie stärker zu ihm hingezogen gefühlt als in diesem Moment. Sie spürte ein körperliches Verlangen nach diesem Mann, das sie für erloschen gehalten hatte. Aber sie ließ es sich nicht anmerken. Sie war so lange daran gewöhnt, ihre Empfindungen zu verbergen, dass es sie auch jetzt kaum Mühe kostete. Es war eine Schutzreaktion, die ihr gänzlich in Fleisch und Blut übergegangen war.

»Nein.«

»Oh.« Er riss die Hand nicht fort, im Gegenteil, für einen Lidschlag wurde ihr Griff fester, aber dann löste er sich allmählich, bis der Hautkontakt ganz abbrach. Osmund zog die Knie an, verschränkte die Finger darum und sah wie so oft zu den Sternen auf. »Dann habe ich mich wohl geirrt. Vergib mir, wenn ich dich bedrängt habe«, bat er ein wenig steif.

»Das hast du doch gar nicht«, widersprach sie ungeduldig. Dann unterbrach sie sich kurz, ehe sie fortfuhr: »Dein Antrag ehrt mich. Ich weiß, es gibt hier keinen besseren Mann, den ich heiraten könnte.«

»Aber Herz und Verstand gehen nun einmal oft getrennte Wege, und es ist Candamir, den du willst«, beendete er den Satz für sie, so leise, dass sie den Tonfall nicht deuten konnte. War er w t

ü end? Ergeben? *Amüsiert?*

Verzweifelt wäre der Wahrheit wohl am nächsten gekommen. Osmund war keineswegs sicher gewesen, dass sie ihn wollte. Aber jetzt musste er feststellen, dass er für diese Absage nicht wirklich gewappnet gewesen war.

»Vermutlich hast du Recht«, sagte er mit vorgetäuschter Gleichmut. »Er ist gewiss die klügere Wahl. Die Götter lieben Candamir, das Glück ist immer mit ihm. Und er hat es auch verdient. In seinem Herzen gibt es keine finsteren Winkel.«

»In jedem Herzen gibt es Finsternis«, widersprach sie.

»Und du irrst dich. Ich habe nicht die Absicht, ihn zu heiraten, weil ich überhaupt nicht mehr heiraten will, verstehst du?«

»Nein«, gestand er freimütig, dabei unendlich erleichtert.

»Was willst du dann?«

Sie antwortete nicht gleich. An dem Abend vor etwa einer Woche, als sie sich heimlich von Austin hatte taufen lassen, hatte der Mönch ihr von den heiligen Frauen in seiner Heimat erzählt, Frauen, die den Männern und der Welt entsagten und sich ganz seinem Gott weihten. Bräute Christi, so hatte er sie genannt. Sie hatten Teil am Mysterium dieses Gottes und verstanden es, sein Buch zu lesen. *Bräute Christi.* Siglind verstand noch nicht genau, was das bedeutete, aber es hatte einen wunderbaren Klang.

Sie ahnte, dass dies ihr Weg war, aber das konnte sie Osmund nicht anvertrauen, der Austins Gott hasste und ein glühender Verehrer Odins geworden war, seit sie nach Catan gekommen waren.

»Ich bin noch nicht sicher«, gestand sie. Sie richtete sich

halb auf, kniete sich vor Osmund und nahm seine Hände.

»Du weißt, wie es ist, wenn Dunkelheit sich herabsenkt, sodass man den Weg nicht mehr finden kann, nicht wahr?«

»Ja.«

»Wenn das Leben eine Qual ist?«

Beschämt senkte er den Blick, nickte aber.

»Die Dunkelheit ist gewichen«, fuhr Siglind fort. »Aber den Weg sehe ich noch nicht.«

»Auch das ist mir nicht fremd. Ich habe geglaubt, mein Weg und der deine seien ein und derselbe, aber womöglich habe ich mich getäuscht.« Er biss die Zähne zusammen, damit er sie nicht anflehte, ihre Entscheidung zu überdenken. Er hatte immer gespürt, dass sie einander ähnlich waren, und deswegen geglaubt, dass sie zusammengehörten. Ihre Zurückweisung bedeutete einen Verlust, den er wie einen körperlichen Schmerz spürte.

Ihm wurde elend davon. Er wandte den Kopf ab und starrte ins Feuer.

Sie legte die Hand federleicht auf seine. »Sei mir nicht gram, Osmund. Nichts könnte mir ferner liegen, als dich zu kränken. Ich bin aus freien Stücken in die Verbannung gegangen, doch ich habe das Alleinsein unterschätzt. Es ist bitter. Aber du warst vom ersten Tag an mein Freund.«

»Das bin ich nach wie vor«, versicherte er, ehe er noch entschieden hatte, ob er das weiterhin sein konnte.

Siglind nickte mutlos. Sie fühlte sich furchtbar. Sie ahnte, dass Osmund gekränkt war, und sie verfluchte sich, weil sie alles falsch gemacht hatte. Warum war sie nicht geschickter, wieso hatte sie nicht verhindern können, dass es überhaupt erst zu diesem Gespräch kam, das für sie beide schmerzlich war?

»Ich wünschte, ich wäre ein ganz anderer Mensch«, eröffnete sie ihm. »Eines Tages wirst du froh sein, dass ich deinen ehrenvollen Antrag abgelehnt habe, Osmund. Ich bringe immer nur allen Unglück. Meine ganze Familie habe ich auf dem Gewissen, denn Cnut hat sie alle getötet, um mich zu bekommen. Nur um dann festzustellen, dass seine

Königin ihm keine Söhne schenken kann. Du … du hast wirklich eine bessere Frau verdient.«

Er musste lächeln. »Welch ein liebenswerter Versuch, mir Trost zu spenden. Aber sehr durchschaubar, fürchte ich.«

»Nein, mir ist schon ganz ernst, was ich sage. Dass du mir nicht glaubst, ändert nichts an den Tatsachen. Und …«

Osmund drückte die Lippen auf ihre. Er wusste kaum, was über ihn gekommen war, aber er konnte einfach nicht anders. Sie war ihm so nahe, die Nacht war so berauschend, und überall in der Dunkelheit kündete verstohlenes Rascheln und ein gelegentliches, unterdrücktes Keuchen von der Gegenwart anderer Paare.

Sie erwiderte seinen Kuss. Um die Kränkung ihrer Zurückweisung zu lindern, wollte sie sich einreden, aber sie merkte sehr bald, dass es das allein nicht war. Eine leise Verräterstimme in ihrem Kopf raunte, dass ihr doch wenigstens ein harmloser Kuss zustehen müsse in dieser Nacht, da anscheinend alle anderen Menschen sich mit dem ältesten Spiel der Welt vergnügten. Und als Osmund die Arme um sie legte und sie enger an sich zog, war sie versucht, sich treiben zu lassen, nicht mehr nachzudenken, den Dingen einfach ihren natürlichen Lauf zu lassen.

Aber sie wusste, dass Osmund danach kein Nein mehr akzeptieren würde, und ihr Instinkt warnte sie, dass sie Gefahr lief, für eine genussreiche Stunde alles aufzugeben, was sie wirklich wollte: ein anderes Leben, einen anderen

Gott, einen anderen Weg.

Sie löste sich behutsam und schüttelte den Kopf.

Osmund seufzte verstohlen.

395

WONNEMOND, Jahr 1

Am Südufer des Flusses sind die Roggenfelder einer jeden Sippe mit Furchen abgeteilt und fertig bestellt. Dort herrscht ein Bild der Ordnung, wie Menschen sie schaffen und wie sie Gott gefällig ist. Der Sommer verspricht warm und trocken, nicht aber dürr zu werden, sodass alle auf den Lohn einer guten Ernte zu hoffen wagen. Auch die Rodungen gehen zügig voran dank der Kraft und des unermüdlichen Fleißes dieser Menschen. Es ist erhebend zu sehen, wie sie unwissentlich das göttliche Gebot befolgen und sich die Erde Untertan machen.

Die Fr u

a en, ihrer Arbeit am Südufer ledig, spinnen und weben die neue Wolle und durchstreifen den Wald auf der Suche nach weiterem Nutzvieh. Sie sind furchtlos und stark wie die Göttinnen ihrer Sagen.

Austin hielt einen Moment inne und überlegte, ob er das Attribut »schön« noch hinzufügen sollte, denn natürlich wollte er, dass den Siedlern gefiel, was er in seiner Chronik über sie schrieb, falls sie ihn eines Tages aufforderten, aus seinem Werk vorzutragen – was er inständig hoffte. Aber er entschied, dass es eines Gottesmannes unwürdig sei, den Liebreiz der Frauen zu loben.

Waldhühner sind offenbar nicht zahlreich und schwer zu finden, darum nehmen wir sie des Nachts zum Schutz vor dem Fuchs mit in die engen Hütten und lassen sie all ihre Eier ausbrüten. Die Frischlinge erlegter Wildsäue werden in Pferchen gehalten und mit Kuhmilch aufgezogen in der 396

Hoffnung, dass sie sich so zähmen und mit den wenigen Hausschweinen, die wir mitgebracht haben, kreuzen lassen. Jede Sippe verfügt inzwischen über eine ansehnliche Rinderherde, und eine Schar junger Burschen ist ins Vorgebirge gezogen, um Ziegen zu suchen. So gelangen wir dank Gottes unendlicher Güte allmählich zu Wohlstand. Nur an Schafen mangelt es uns.

Olaf, der ungekürte Häuptling dieses Volkes, hat bereits begonnen, sich ein Haus bauen zu lassen …

Austin ließ die Feder wieder ruhen. Es hörte sich gut an:

»Olaf hat begonnen, sich ein Haus bauen zu lassen«, klang nach Fortschritt und Geborgenheit. Menschen waren schließlich keine Vögel – ein solides Dach über dem Kopf zu haben war eine unabdingbare Voraussetzung für ein Leben in Gesundheit und Sicherheit. Und doch spürte der Sachse jedes Mal ein unangenehmes Ziehen in der Magengegend, wenn er an diesen Hausbau dachte. Genau wie Osmund hatte er die schlimmsten Befürchtungen, was dabei herauskommen mochte, dass ausgerechnet der hitzköpfige Candamir dem herrschsüchtigen Olaf fronte

…

Einige Leute hatten gemurrt, als Olaf ein Stück des gerodeten Geländes für den Standort seines neuen Hauses wählte. Sie schufteten hier nicht von früh bis spät, um Ackerland zu gewinnen, erklärte Siward, damit Einzelne unter ihnen, die sich für etwas Besseres hielten, sich dort ein großes Haus bauen konnten. Olaf entgegnete ungerührt, dass er niemandem das Land stehle, sondern nur die Fläche in Anspruch nehme, auf die Candamir bereits freiwillig verzichtet habe.

»Von freiwillig kann wohl kaum die Rede sein«, 397

murmelte Candamir vor sich hin, und Osmund wandte ein:

»Darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen, Onkel.«

Olaf wischte das Thema mit einer Geste beiseite. »Wie dem auch sei. Ich will mein Haus hier und nirgendwo anders. Nahe genug am Fluss, um mir eines Tages eine eigene Anlegestelle für mein Schiff zu bauen. Ihr alle werdet eure Häuser letztlich da errichten, wo ihr sie wollt, also tut nicht so, als würde ich mir Rechte anmaßen, die nicht einem jeden von euch zustehen. Der einzige Unterschied ist, dass ich es jetzt tue.«

In der Woche nach der Thorsnacht hatten Candamir und Hacon mit der Arbeit begonnen und widmeten ihr, wie ausgemacht, jeden dritten Tag. Olaf hatte ihnen Jared, den stummen Turonländer und zwei weitere kräftige Sklaven als Unterstützung zugeteilt. Candamir hatte ihn ausführlich nach seinen Wünschen befragt und wusste genau, was r

e zu tun hatte. Olaf wollte eine völlig andere Halle, als sie sie früher in der alten Heimat bewohnt hatten. Sie sollte keine mit Erde gefüllten Doppelwände haben, denn Olaf war zuversichtlich, dass es auch im Winter auf Catan nie so kalt würde, dass man eines solchen Schutzes bedurfte. Nein, er stellte sich ein Fachwerkhaus vor, wie er es schon in Ländern mit milderer Witterung gesehen hatte: die Wände von außen mit Brettern ausgefacht und von innen mit Zweiggeflecht und Lehm gedämmt und gekalkt. Denn was Olaf unbedingt haben wollte, waren Fenster. Mit einem Stecken hatte er Ansichten in den Boden geritzt, damit Candamir auch genau wusste, was er sich vorstellte.

» *Zwei* Fenster will er in jeder Längswand?«, fragte Hacon ungläubig. »Aber dann kommt jedes Wetter herein.«

»Hm. Er meint, bei Regen oder Kälte könne man sie mit

Läden verschließen. Um ehrlich zu sein, mir ist es gleich, ob er in seinem neuen Haus nass wird oder friert.«

»Und hast du je Fenster gebaut? Weißt du, wie’s geht?«

Candamir hob ungeduldig die Schultern. »Wie Türen, nehme ich an, nicht wahr? Man legt einen Balken als Sturz darüber, und damit fertig. Was ich hingegen nicht weiß, ist, wie man ein Dach mit Ried deckt.« Wegen der großen Mengen an Schilf, die in Ufernähe wuchsen, hatte Olaf angeregt, die Dächer damit zu decken.

»Austin weiß gewiss, wie das geht«, antwortete der Junge zuversichtlich. »In seiner Heimat ist das üblich, hat er erzählt.«

»Na schön. Wir werden ihn fragen. Und nun an die Arbeit.«

Olaf hatte höchstpersönlich die zwanzig Schritt Länge und fünfzehn Schritt Breite seines neuen Heims abgemessen, und unter seiner Aufsicht hatte Candamir an den Ecken Pflöcke eingeschlagen und Richtschnüre gespannt. Entlang dieser Abmessungen hatten sie den Aushub für die Fundamente gemacht. Die Sklaven schickte er ins Hügelland, um Kalkstein zu brechen und zu Quadern zu hauen, aus denen die Fundamente gelegt wurden, in welche die Ständer – die tragenden senkrechten Balken des Fachwerks – eingefügt wurden.

Die Knechte schleppten Bauholz vom Sammelplatz heran, während Jared, Candamir und Hacon Balken aus den Stämmen schlugen. Jared hatte noch keine große Erfahrung mit Holz und war eher ein Hindernis als eine Hilfe. Er fluchte viel und lautstark und brauchte für einen Balken so viel Zeit wie Candamir für drei, und selbst dann war das Ergebnis bucklig und krumm.

Candamir kam seufzend zu dem Schluss, dass Jareds Beitrag sich wohl auf die Herstellung hölzerner Bolzen 399

und Keile beschränken würde, aber er gab keinen Kommentar ab. Er wusste, dass der Junge ihm immer noch gram war wegen dieser albernen Geschichte mit dem Wildschwein, und er wollte ihn nicht noch weiter gegen sich aufbringen. Als Jared die Axt jedoch zum zweiten Mal innerhalb kürzester Zeit abrutschte und seinen Fuß nur um einen Spann verfehlte, schlug Candamir vor:

»Ruh dich einen Moment aus, Jared. Es ist gefährlich, wenn einem hierbei die Arme ermüden.«

Jared warf einen verstohlenen, aber unverkennbar neiderfüllten Blick auf den wesentlich jüngeren Hacon, der sich viel geschickter anstellte. Aber wider Erwarten wurde er nicht ärgerlich. »Wenn mein Vater mich hier beim Müßiggang erwischt, bin ich ein toter Mann«, murmelte er düster.

Candamir zwinkerte ihm verschwörerisch zu. »Dein Vater treibt eure Schafe ins Grasland. Er ist weit weg.«

»Aber morgen wird er die fertigen Balken zählen und sich wundern, warum es so wenige sind.«

Der Turonländer legte den Stamm ab, den er herbeigetragen hatte, trat zu ihnen und zeigte auf Jareds Axt. Dann legte er bittend die Hände zusammen wie ein Kind.

Jared schnaubte verächtlich. » a

J , das könnte dir so

passen, was? Aber das kannst du dir aus dem Kopf schlagen.«

Candamir runzelte verwundert die Stirn. »Warum lässt du es ihn nicht versuchen?«

»Weil er gefährlich ist. Vater hat verboten, dass er scharfes Werkzeug in die Hand bekommt, seit der Turonländer einmal mit einer Sense auf ihn losgegangen ist. An dem Tag, als du deine lästerliche Zunge verloren hast, stimmt’s nicht, Turon? Los, sieh zu, dass du uns 400

mehr Holz herschaffst. Besser für dich, ich muss Vater nicht sagen, dass du dich auf die faule Haut gelegt hast, sonst gerbt er sie dir.«

Der Sklave wandte den geschorenen Kopf ab und trottete zurück zum Sammelplatz, aber Candamir entging nicht, dass er wütend die Lippen zusammenpresste.

Um die Mittagsstunde wurde es heiß auf dem unbeschatteten Bauplatz, und Candamir gestattete Jared und Hacon, ein Bad im Fluss zu nehmen, damit die Sonne sie nicht röstete. Er selbst arbeitete weiter, denn ihn störte Hitze ebenso wenig wie Kälte. Als der Turonländer das nächste a

M l vom Holzplatz zurückkam, richtete Candamir sich auf und nahm ihn zum ersten Mal seit Wochen wirklich in Augenschein. Der junge Sklave war ziemlich mager. Vermutlich war er immer noch aufsässig, nahm Candamir an, und wenn Schläge nichts halfen, ließ Olaf ihn hungern. Aber er wirkte muskulös, drahtig und kerngesund.

»Kannst du mit einer Axt umgehen?«, fragte Candamir.

Ein unerwartetes Lächeln machte das hagere Gesicht überraschend gut aussehend, und der Sklave nickte eifrig.

Mit den Händen formte er ein längliches Gefäß, und nach einem Moment begriff Candamir. »Du bist Schiffsbauer?«, fragte er verblüfft.

Der Turonländer nickte.

Candamir zog den Sax aus der Scheide, nahm ihn in die Rechte und streckte dem Sklaven mit der Linken die Axt entgegen. »Dann lass mich sehen, was du kannst. Aber überleg dir gut, was du tust. Wenn du dich mit der Axt in der Hand zu mir umdrehst, bist du tot.«

Der junge Mann senkte unterwürfig den Blick und wandte sich zu dem Holzbalken um, den Candamir in Arbeit hatte, ehe er beide Hände an den Axtgriff legte.

Dann machte er sich mit geschickten Hieben ans Werk, offenbar wenig besorgt um die Sicherheit seiner bloßen Füße. Seine Bewegungen waren sparsam und von beneidenswerter Leichtigkeit. In Windeseile war der Balken fertig, die Oberfläche, die er bearbeitet hatte, sichtlich ebenmäßiger als Candamirs. Schließlich hieb er die Axt in die Rinde des nächsten Stammes, richtete sich auf und trat beiseite.

Candamir begutachtete das Werk kritisch, aber sosehr er sich auch bemühte, er konnte keinen Mangel entdecken.

»Hm«, machte er. »Ich glaube, ich rede noch mal mit Jared.«

Es war alles andere als einfach, Jared umzustimmen, denn der Junge hatte eine Todesangst, sein Vater könne davon erfahren, dass er dem Sklaven eine Axt in die Hand gegeben hatte. Obendrein verabscheute er den Turonländer mit einer Leidenschaft, die Candamir nicht so recht begreifen konnte,

behandelte ihn mit gänzlich überflüssiger Grobheit und trat ihn bei jeder Gelegenheit mit Füßen – manchmal tatsächlich, manchmal im übertragenen Sinne.

Dennoch gelang es Candamir unter Aufbietung seiner gesamten, überstrapazierten Geduld, den Sohn des Bauherrn von den Vorzügen zu überzeugen, die es für sie alle hätte, den kundigen Turonländer die Balken schlagen zu lassen.

Der wiederum war überglücklich, die Künste seines Handwerks wieder einmal ausüben zu dürfen, und diente Candamir fortan mit hundegleicher Ergebenheit. So konnten sie bereits Ende des Monats mit dem Dachstuhl beginnen.

»Hier, Herr, das wird dir schmecken. Du meine Güte, 402

mir scheint, du wirst immer dünner, ganz gleich, wie ich dich füttere«, jammerte Heide und drückte Candamir eine reichlich gefüllte Schale mit einem köstlichen Eintopf aus wilden Rüben und Rindfleisch in die Hand.

Dankbar sog Candamir den verführerischen Duft ein und drückte gleichzeitig die freie Linke etwa in Höhe des Magens auf das erdbraune neue Gewand, das Brigitta ihm gemacht hatte. »Unsinn«, beschied er a d nn. »Im

Gegenteil, wenn ich weniger arbeitete, würde ich Fett ansetzen bei den Mengen, mit denen du mich voll stopfst.«

»Ja, ich glaube, wir haben noch nie so üppig gegessen wie in Catan«, stimmte Osmund ihm zu, der mit Roric bei ihnen zu Gast war. »Berse und Siward sehen schon richtig gemästet aus.«

Sein Sohn, der auf seinem linken Knie saß, griff gierig nach dem Löffel der Schale, die Osmund bekommen hatte, doch

der zog sie weg. »Einen Augenblick, mein Junge.«

Er hielt die Schale ein wenig höher und murmelte: »Dank sei dir, Odin, für die Gaben Catans und deine weise Führung, die uns hierher gelangen ließ.«

Alle am Feuer Versammelten außer dem Sachsen folgten seinem Beispiel. Viele Leute hatten es sich zur Gewohnheit gemacht, bei jeder Mahlzeit des Gottes zu gedenken, dem sie sie verdankten.

»Du solltest endlich Demut vor unseren Göttern lernen oder hungrig schlafen gehen«, schalt Osmund den sächsischen Sklaven.

Der senkte höflich den Blick, entgegnete aber: »Ich ziehe es vor, *meinem* Gott für die Speisen zu danken, die er uns spendet.«

Osmund sah ungläubig zu Candamir. Er mischte sich für gewöhnlich nie in die häuslichen Angelegenheiten seines Freundes ein – genau wie umgekehrt –, doch nun kam er 403

nicht umhin zu bemerken: »Du bist allzu nachsichtig, scheint mir.«

Candamir hob die Schultern. »Mag sein. Aber was soll ich machen? Man kann einen Mann zwingen, irgendwelche Dinge zu tun. Man kann ihn vermutlich sogar zwingen, alles zu sagen, was man hören will. Aber ganz egal, was du anstellst, du kannst niemanden zwingen, irgendetwas zu glauben oder nicht zu glauben. Wenn du einen Mann hindern willst, irgendetwas zu glauben, dann musst du ihn töten. Was wir ja mit dem Sachsen beinah auch getan hätten, wenn du es nicht vereitelt hättest, richtig?«

Er musste sich ein zufriedenes Grinsen ob seiner eigenen Schläue verbeißen, aber wenn er geglaubt hatte, er habe seinen Freund mundtot gemacht, hatte er sich geirrt.

»Vielleicht habe ich damals einen Fehler gemacht«, knurrte Os und und warf Austin einen finsteren Blick zu, m

der jedoch vorgab, mit großem Interesse den Inhalt seiner Schale zu begutachten. Schließlich legte Osmund Roric den linken Arm um die Schultern und nahm die Schale in die linke Hand, tauchte den Löffel mit der Rechten ein und fütterte seinen Sohn. Mit einem unwillkürlichen Lächeln beobachtete er den kleinen Jungen, der mit großem Appetit, geradezu gierig, aß. Das beschäftigte ihn eine Weile, doch nachdem er selbst einen Löffel genommen hatte, schaute er wieder zu Candamir und sagte: »Ich hoffe nur, Odin wird dir deine allzu große Nachsicht nicht verübeln.«

Candamir antwortete nicht gleich, sondern aß mit ebensolcher Hingabe wie Roric. Osmund hatte Recht, wusste er, er nahm all diese Dinge zu leicht. Es war eine bedauerliche Tatsache, dass sich an seinem Verhältnis zu den Göttern nicht viel geändert hatte, seit sie in Catan gelandet waren. Während Osmund und viele ihrer 404

Nachbarn äußerst eifrig im Götterdienst geworden waren und ständig von diesem Tempel sprachen, den sie Odin errichten wollten, beschränkte Candamir sich wie früher darauf, den Göttern an hohen Festtagen zu opfern und Tyr, seinen Schutzgott, um Beistand in schwierigen Lagen zu bitten. Er hatte nicht das Gefühl, ihnen hier näher zu sein als in Elasund.

»Odin kann uns kaum härter strafen, als er es schon geta

n hat«, bemerkte Hacon düster. »Was könnte bitterer sein, als ausgerechnet Olaf ein Haus bauen zu müssen?«

Candamir fand, er hatte nicht ganz Unrecht, aber Osmund ließ den Löffel in die Schale fallen, um Hacon zu ohrfeigen.

»Gib Acht, was du redest. Du beleidigst die Gött r e und

meinen Onkel in einem Atemzug, du Flegel.« Wie meistens sprach Osmund nicht aufgebracht, eher bedächtig. Aber die Ohrfeige hatte gesessen.

Hacon hielt sich erschrocken die Wange und warf seinem Bruder einen vorwurfsvollen Blick zu. Doch Candamir hatte nicht die Absicht, ihn in Schutz zu nehmen. Hätte er selbst diese respektlose Bemerkung gemacht, hätte Osmund sie vermutlich mit einem Verschwörerlächeln hingenommen. Aber Hacon war nun einmal nicht in Candamirs Position, und es wurde höchste Zeit, dass er lernte, wo sein Platz war, was er sich erlauben konnte und was nicht. Seit sie Elasund verlassen hatten, schlug er ständig über die Stränge. Innerhalb gewisser Grenzen hatte Candamir sogar Verständnis dafür. So vieles hatte sich geändert – sie führten ein völlig neues Leben. Er war ja selbst kritischer geworden, was Althergebrachtes betraf, stellte vieles in Frage, was einmal unantastbar gewesen war. Vielleicht tat Hacon nichts anderes. Aber wer Grenzen überschritt, tat das nun einmal immer auf eigene Gefahr. Und auch das musste sein 405

Bruder offenbar noch lernen …

»Wo ist denn Asta überhaupt?«, erkundigte sich Osmund, um das etwas unangenehme Schweigen zu brechen.

»Bei Thorbjörns Frau«, antwortete Candamir mit vollem Mund und schluckte. »Das Kind kommt, aber einen Monat zu früh, meint Brigitta. Sie glaubt, es könnten Zwillinge werden, darum hat sie Asta um Hilfe gebeten.«

Osmund nickte und aß wieder einen Löffel voll, ehe er Roric weiter fütterte. »Wenn es zwei Mädchen werden, sollten wir bei nächster Gelegenheit ein Wort mit Thorbjörn reden«, sagte er dann versonnen.

»Du meinst, eine für Roric und eine für Nils?«, fragte Candamir amüsiert. »Du bist *sehr* vorausschauend, Osmund.«

Der hob gleichmütig die Schultern. »Die ersten Mädchen, die in Catan zur Welt kommen, werden ebenso von den Göttern gesegnet sein wie Nils. Es wäre gewiss in Odins Sinne, ihre Verbindung frühzeitig zu besiegeln.«

»Wartet wenigstens, bis sie geboren sind«, schalt Heide.

»Es bringt Unglück, Mädchen vorher zu verloben.«

Nach dem Essen setzten die beiden Freunde mit der kleinen Fähre zum anderen Flussufer über, um nach dem Roggen zu schauen und ungestört ein paar Worte zu reden.

Eine Weile gingen sie schweigend die Felder entlang und betrachteten voller Andacht das erste, zarte Grün, das sich in säuberlichen Saatrillen im kurz gemähten Gras abzeichnete. Schließlich blieben sie an einer Weide, die nahe des Ufers wuchs, stehen.

»Siward und Eilhard sprechen auch davon, schon jetzt ein Haus zu bauen«, berichtete Osmund, den Blick zum 406

Fluss gewandt.

»Das wundert mich nicht«, antwortete Candamir. »Das Roden geht schneller voran, als wir uns alle hätten träumen lassen. Und auch wenn die Winter hier mild sein mögen,

bringen sie gewiss viel Regen. Wer will da schon in einer Zweighütte wohnen?«

»Ich habe den Männern vorgeschlagen, dass wir alle jeden dritten Tag dem Hausbau widmen. Auf die Art und Weise brauchst du im Herbst nichts von dem Land abzugeben, das dir zusteht, und wir alle werden vor dem Winter ein Haus haben.«

»Alle außer mir«, brummte Candamir.

»Ach, komm c

s hon. Olafs Haus ist bald fertig, wenn du so weitermachst. Du bist so geschickt und hast inzwischen so viel Erfahrung, dass du dein eigenes in der Zeit errichten wirst, die andere nur für das Fachwerk brauchen.«

Candamir hob kurz die Schultern. »Wer weiß. Vielleicht hast du Recht. Heißt das, du wirst auch anfangen zu bauen?«

s

O mund nickte, wandte plötzlich den Kopf und sah ihn an.

»Ich werde heiraten, Candamir. Zu Mittsommer.«

Candamir fürchtete für einen Augenblick, sein Herz werde einfach stehen bleiben. Er verschränkte die Arme, so als friere er, starrte zu Boden und murmelte: »Du … du hast sie also gefragt.« Er holte tief Luft und stieß sie hörbar wieder aus. »Ich habe immer gewusst, dass du mutiger bist als ich. Jetzt … na ja, jetzt muss ich wohl den Preis dafür bezahlen.« Es sollte gleichmütig klingen, aber es gelang ihm nicht ganz, seine Bitterkeit zu verbergen.

»Ja, ich habe Siglind gefragt«, antwortete Osmund. Er

ließ ihn nicht aus den Augen. Wartete ein paar Herzschläge lang, um seinen Freund und Ziehbruder noch ein wenig länger zu quälen. Dann fuhr er fort: »Aber sie wollte mich nicht. Sie behauptet übrigens, sie wolle auch dich nicht.«

Candamir taumelte so schnell von Düsternis in Jubel und wieder zurück, dass ihm ganz schwindelig davon wurde.

»Oh, bei allen Götter, sie *kann* nicht Olaf heiraten wollen

…«

Osmund schüttelte den Kopf. »Wie es aussieht, will sie überhaupt niemanden heiraten.« Er gab das Wenige wieder, das er Siglind hatte entlocken können.

Candamir schnaubte. »Was für albernes Gefasel …«

»Tja. Vielleicht sagst du ihr das gelegentlich mal.«

Vielleicht werde ich das, dachte Candamir trotzig, ehe er neugierig fragte: »Und? Wer ist also die Glückliche?«

»Inga.«

Candamir war nicht sonderlich überrascht. »Ja. Auf der Überfahrt habe ich ein paar Mal befürchtet, sie würde nachts unter deine Decke kriechen und deine Unschuld gefährden. Ich bin sicher, die Braut ist überglücklich.«

Osmund m s

u ste unwillkürlich lächeln. »Ja, ich glaube schon.«

»Im Gegensatz zum Bräutigam.«

Aber Osmund winkte ab. »Doch, doch. Es ist schon recht so.«

»Es ist *recht*?«, wiederholte Candamir ungläubig. Dann hob er anklagend einen Zeigefinger. »Du hast meine Schwester verschmäht, weil sie dir Gisla nicht ersetzen konnte, wie du sagtest, und jetzt heiratest du auf einmal Inga, weil es dir *recht* erscheint?«

»Das war in einem anderen Land, Candamir. Alles hat 408

sich geändert. Und Brigitta sagt, sie hat es im Orakel gesehen, dass Inga und ich heiraten.«

»Sie behauptet immer, das gesehen zu haben, was ihren Absichten dient«, versetzte Candamir.

Für einen Augenblick wurde Osmunds Miene so missbilligend, dass Candamir beinah schon fürchtete, er werde sich eine Ohrfeige einfangen wie vorhin sein Bruder. Doch Osmund schüttelte lediglich den Kopf und sagte: »Das ist nicht wahr. Sie hat viel zu viel Achtung vor dem Orakel, um es für ihre Ränkespiele zu missbrauchen.

Du kannst getrost glauben, dass sie es gesehen hat. Und es ist töricht, sich gegen das aufzulehnen, was die Nornen einem zugedacht haben.« Es klang, als bete er diese schlichte Erkenntnis in erster Linie sich selbst vor. »Inga wird mir eine gute Frau und Roric eine gute Mutter sein, dessen bin ich sicher. Ich habe keinen Grund, mein Schicksal zu beklagen.«

Ingas mädchenhafte, scheue Hingabe rührte ihn und war ein balsamweicher Trost, nachdem Siglind ihn abgewiesen hatte. Und Brigitta hatte noch mehr gesehen, Dinge, die er Candamir nicht sagen konnte, weil die alte Frau ihn und seine Braut hatte Stillschweigen schwören lassen. Doch das Orakel hatte offenbart, dass Osmund und Inga nach Brigittas Tod große Macht zufallen werde. Dass sie die Beschützer des alten, des wahren Glaubens sein würden, Inga die Priesterin

des Tempels, die Hüterin der heiligen Quelle, und Osmund … Immer noch überlief ihn ein Schauer bei der Erinnerung daran, wie Brigitta ihn genannt, was sie ihm prophezeit ha

i

tte. Und sollte d ese

Prophezeiung sich wirklich erfüllen, dann würde Siglind ihre Entscheidung vielleicht bitter bereuen. Osmund wusste selbst, dass der Gedanke kleinlich und gehässig war, doch er erfreute ihn dennoch …

»Aber viel bringt sie dir wohl nicht ein?«, fragte 409

Candamir indiskret.

Osmund kehrte aus weit entfernten Gefilden in die Gegenwart zurück. »Was?«

»Inga. Wir sprachen von deiner Braut«, sagte Candamir betont geduldig. »Siward hat ebenso alles verloren wie wir. Die Mitgift dürfte eher mager ausfallen.«

Osmund sagte weder ja noch nein. »Siward hat seine Quellen. Auf jeden Fall bekomme ich ein paar Schafe.«

Candamir seufzte. »Vermutlich bin ich ein Narr, dass ich mich nicht um eine von Berses hässlichen Töchtern bemühe. Heiraten ist doch wahrlich ein einträgli h c es

Geschäft. Und gewiss keine solche Schinderei wie das Häuserbauen.«

Osmund lachte leise. »Und was denkst du? Wirst du das Haus meines Onkels fertig bauen, ohne dass es zu Blutvergießen kommt?«

»Wir beginnen ja schon mit dem Dachstuhl. Ich kann mir kaum vorstellen, dass jetzt noch irgendetwas schief gehen soll.«

Aber Candamir täuschte sich.

Es gab vornehmlich zwei Umstände, die dazu geführt hatten, dass bislang alles einigermaßen reibungslos verlaufen war. Zum einen war Olaf immer hochzufrieden, wenn er den Bauplatz inspizierte, und obwohl er sich große Mühe gab, fand er nichts Rechtes, das er bemängeln konnte. Er sagte nie ein Wort des Lobes, aber das erschütterte Candamir nicht. Er wusste selbst, dass er gute Arbeit leistete, und wie Osmund vorhergesagt hatte, kamen ihm beim Bau von Olafs Haus allerhand gute Ideen für sein eigenes. Der zweite Umstand war, dass Olaf sie meist mit seiner Anwesenheit verschonte. Es war 410

Schurzeit, und weil er mehr Schafe hatte als alle anderen, nahmen die Schur und das Waschen der Wolle ihn auch entsprechend mehr in Anspruch. Dann unternahm er selbst einen längeren Ausflug ins Grasland, um ein paar Pferde einzufangen, denn es gefiel ihm nicht, dass Candamir schon ein o

R ss besaß und er noch keins.

Als er jedoch mit einem Hengst, zwei Stuten mitsamt Fohlen und einer Unzahl blauer Flecken zurückkam, war seine Unternehmungslust vorerst gestillt, und er inspizierte sein zukünftiges Haus mehr als einmal täglich. Das bedeutete, dass Candamir den Turonländer nicht l n ä ger als

Zimmermann einsetzen konnte, was ihr Fortkommen verlangsamte und seine Laune drückte.

»Wo ist dein Bruder?«, erkundigte Olaf sich an einem sonnigen, heißen Morgen zu Beginn des Brachmondes.

Candamir stand oben auf der Leiter und brachte einen Sparren an. Er ließ den Hammer sinken, sah nach unten und antwortete: »Mit Jared und dem Turonländer am Südufer, Ried schneiden. Wir brauchen ganze Berge davon für ein so großes Dach. Und wenn wir jetzt nicht damit anfangen, verzögert sich die Fertigstellung unnötig.« Es ärgerte ihn, dass er seine Entscheidung rechtfertigte.

Olaf nickte gleichmütig. »Ich stelle fest, dass du durchaus in der Lage bist, deine Gedanken beisammen zu halten und etwas vernünftig zu planen, wenn du dich nur dazu entschließt.«

»Oh, heißen Dank«, knurrte Candamir.

»Ich nehme an, du kannst es einfach nicht erwarten, dich dieser lästigen Pflicht endlich zu entledigen, damit du mit deinem eigenen Haus beginnen kannst, nicht wahr? Aber vergiss nicht, wie unser Handel lautet: Du schuldest mir deine Arbeitskraft und die deines Bruders, bis wir mit dem

Säen beginnen.«

Candamir antwortete nicht. Er hatte wider besseres Wissen gehofft, Olaf werde ein bisschen Anstand beweisen und ihm zum Dank für das solide gebaute, geräumige Haus die restlichen Wochen erlassen. Natürlich hatte diese Hoffnung ihn getrogen. Er hob den Hammer, schlug einen Bolzen ein und stellte sich vor, es wäre Olafs Schädel. Prompt schlug er daneben und zertrümmerte den mühsam geformten Sparren. Wütend kniff er die Augen zu und legte den Kopf einen Moment in den Nacken.

Olaf gab vor, nichts von alldem zu bemerken, und trat durch die noch türlose Öffnung ins Innere. Es sah schon aus wie ein Langhaus, stellte er befriedigt fest. Die Balkenkonstruktion war fertig und komplett mit gleichmäßig gearbeiteten Brettern ausgefacht. Vier Fensteröffnungen in den beiden Längswänden ließen den hellen Sonnenschein herein. Die Stirnseite der Halle war mit einer Bretterwand abgeteilt; dahinter lag seine Schlafkammer, die durch ein Fenster in der Giebelwand beleuchtet war. Zur Verwunderung seiner Nachbarn hatte Olaf sich gegen ein Langfeuer entschieden, denn das entwickelte mehr Hitze, als sie in diesem Klima gebrauchen konnten, und unnötig viel Rauch. Stattdessen war vor der Wand zur hinteren Kammer eine runde Grube für das Herdfeuer ausgehoben, und dort, wo früher das Langfeuer die zentrale Mittelachse einer jeden Halle gebildet hatte, plante Olaf, eine lange Tafel aufzustellen wie in der Halle eines Königs. Sobald das Dach gedeckt war, wollte er seinen prunkvollen Hochsitz aufstellen.

Durch den halbfertigen Dachstuhl schaute er zu Candamir hinauf. »Ich will ein Wappen über der Tür meines Hauses.«

»Ein was?«, rief Candamir verständnislos zurück.

»Ein bildliches Symbol meines Geschlechts, das Jared nach meinem Tod weiterführen kann. Ein Schiff mit einem Rabenkopf. Kannst du das in den Türbalken schnitzen?«

Sonst noch Wünsche?, fragte Candamir sich verdrossen.

»Nein. Aber ich schätze, mein Sachse könnte es.«

»Dann soll er es tun.«

Candamir nickte und stieg von der Leiter. »Ein Glück für dich, dass er seine Hand behalten hat«, bemerkte er beiläufig.

Olaf ging davon, ohne einen Kommentar abzugeben.

Nicht Austin, sondern Siglind war es gewesen, die Candamir erklärt hatte, wie man ein Haus mit Ried deckte.

Dort, wo sie auf den Kalten Inseln aufgewachsen war, gab es ein weitläufiges Moor mit reichlich Schilf, darum war es üblich, die Dächer damit abzudichten. Sie hatte ihrem Vater und ihren Brüdern einmal dabei geholfen und wusste zumindest ungefähr, wie man es anstellte.

»Nein, Hacon, du musst es viel weiter unten schneiden.

Wir brauchen den dickeren, unteren Teil des Rohrs, verstehst du? Schau her.« Sie nahm ihm Candamirs Sax aus der Hand, griff ein Büschel Halme mit der Linken und setzte die Klinge ganz unten an. Sie stand im seichten Wasser, denn das beste Rohr wuchs direkt am Ufer. Ihre Füße waren nackt und der ausgebleichte rote Rock nass bis zu den Oberschenkeln, sodass er ihr ständig an den Beinen klebte. Das störte sie nicht, im Gegenteil, das kühle, nasse Tuch war angenehm bei dieser Hitze. Aber Hacon und der junge Turonländer hatten große Mühe, der Arbeit die gebotene Aufmerksa keit zu schenken.

m

Siglinds Beine zeichneten sich so deutlich ab, als trüge sie gar keinen Rock. Der Anblick machte ihnen zu schaffen.

Jared hingegen schien ihn gar nicht zu bemerken.

Verbissen und schweigsam tat er seine Arbeit, den Rücken gebeugt, das Gesicht von den anderen abgewandt. Seit sich die Nachricht verbreitet hatte, dass Inga am Mittsommertag Osmund heiraten würde, wandelte Jared in Düsternis.

Hacon zwang sich, den Blick und auch seine Gedanken auf Siglinds Hände zu richten, und nahm das große Messer dann mit einem matten Nicken zurück. »In Ordnun .

g Ich

wünschte nur, es wäre nicht so mörderisch heiß. Mir wird immer ganz schwindelig, wenn ich mich bücke.«

Siglind verzog spöttisch den Mund. »Ich glaube kaum, dass deine Klage bei deinem Bruder großes Mitgefühl wecken würde. Du stehst mit den Füßen im Wasser, hast eine leichte Aufgabe, und hier am Fluss geht immer ein Lüftchen. Er hingegen baut in der brennenden Sonne einen Dachstuhl. Wir wollen ihn doch mit den Schindeln nicht im Stich lassen, oder?«

Hacon schüttelte seufzend den Kopf. »Nein. Natürlich nicht.« Lustlos machte er sich wieder ans Werk. »Es ist wirklich sehr großzügig von dir, uns zu helfen, Siglind.

Warum tust du das?«

»Weil ich deinem Bruder einen Gefallen schulde. Er hat mich an Bord seines Schiffes genommen, beköstigt und hierher gebracht. Und auch hier lädt er mich ständig ein, mit euch zu essen.«

»Ja, das ist wirklich edelmütig von ihm«, raunte Hacon dem Schilfrohr zu.

Siglind äußerte sich dazu nicht. Aber Gunda, die im Schatten eines Weißdornbusches im Ufergras saß, den kleinen Nils neben sich auf einer Decke, und Riedschindeln band, tauschte ein wissendes Grinsen mit Hacon.

414

Auch das entging Siglind nicht, doch sie ignorierte es ebenso wie Hacons respektlose Bemerkung. Sie fand, sie war nicht in der Position, Candamirs Bruder oder Magd zurechtzuweisen. Sie war hier genau genommen in keinerlei Position. Sie wusste auch nicht so recht, wie es m

Beispiel wohnen

it ihr weitergehen sollte, wo sie zum würde, wenn all diese Menschen sich Häuser bauten. Sie war gänzlich allein, wie sie Osmund erklärt hatte, und obwohl sie es selbst so gewollt hatte, machte dieser Umstand ihr Angst. Nur in Austins Gegenwart fühlte sie sich sicher, denn er strahlte eine tiefe innere Ruhe aus und sprach zu ihr von einer Geborgenheit, die nichts mit einem Dach über dem Kopf zu tun hatte. Und wenngleich Candamir merklich schroff zu seinem Sklaven wurde, wann immer der sich beim Essen wie zufällig neben sie setzte und gar zu lange und zu leise mit ihr sprach, duldete er es dennoch, und auch dafür war Siglind ihm dankbar.

Sie vergewisserte sich noch einmal, dass ihre drei Schnitter alles richtig machten, dann setzte sie sich ins Ufergras und begann genau wie u

G nda, die feuchten

Halme zu dichten Büscheln zusammenzufassen und mit stabilem Wollgarn zu Schindeln zu binden.

Eine Weile arbeiteten sie schweigend, und der Hügel aus geschnittenen Halmen wuchs stetig. Doch als der Turonländer im glitschigen Uferschlamm ausrutschte und hintenüber ins Wasser fiel, fand Hacon, dass auch er eine kleine Abkühlung verdient habe. Er rammte Candamirs kostbares Messer achtlos in den Schlamm, ließ sich ins Wasser fallen und tauchte unter. Er schwamm ein Stück unter der Oberfläche und zog dem stummen Sklaven, der sich gerade wieder aufgerichtet hatte, die Beine weg. Mit einem unartikulierten Laut des Schreckens ging er unter.

Ausgelassen tollten Hacon und der Turonländer eine Weile im kühlen Nass. Sie waren in den Wochen seit dem 415

Beginn der Bauarbeiten recht gute Freunde geworden.

Siglind trat ans Ufer, nahm Candamirs Sax an sich, damit er nicht fortgespült wurde, und beobachtete lächelnd, wie die beiden jungen Männer einander nass spritzten und zu Fall brachten, gemeinsam untergingen und prustend wieder auftauchten. Doch sie fuhr erschrocken zusammen, als sich plötzlich eine schneidende Stimme erkundigte:

»So, das nennt ihr also Arbeit, ja?«

Sie waren so weit von der Fähre entfernt, dass sie Olaf nicht hatten kommen sehen. Plötzlich stand er neben Siglind am Ufer, die Hände in die Hüften gestemmt, und betrachtete die beiden Schwimmer mit einem Unheil verkündenden Stirnrunzeln.

Augenblicklich hielten sie in ihrem ausgelassenen Spiel inne und kamen aus dem Wasser.

Olaf packte seinen unglücklichen Sklaven am Arm und schlug ihm die Faust ins Gesicht. »So treu dienst du mir also, sobald ich dir den Rücken kehre«, knurrte er, schickte den

Turonländer mit einem zweiten Fausthieb zu Boden und trat ihn in den Magen. Der Sklave krümmte sich zusammen, wälzte sich auf die Seite, weg von den grausamen Tritten, rang um Atem und würgte gleichzeitig.

Olaf starrte noch einen Moment auf ihn hinab, ehe er sich zu seinem Sohn umwandte. »Warum sorgst du hier nicht für Ordnung?«

Jared richtete sich auf. »Sie haben sich nur einen Moment abgekühlt, Vater. Das war alles.«

»Oh, das glaub ich aufs Wort«, höhnte Olaf, trat seinen Sklaven nochmals in die Seite und befahl: »Komm auf die Füße, du Jammerlappen. An die Arbeit. Und glaub ja nicht, ich sei schon fertig mit dir …«

Hacon hatte mit schreckgeweiteten Augen daneben gestanden, aber jetzt fand er die Sprache wieder. »Ach, 416

bitte, Olaf, lass es gut sein. Es … es war meine Schuld.«

»Ah ja?« Olaf trat einen Schritt auf ihn zu, und Hacon wich unwillkürlich zurück. Es beschämte ihn, dass er seine Furcht nicht besser zu verbergen verstand, aber der Jähzorn dieses großen Mannes mit dem Ehrfurcht gebietenden Silberbart hatte schon Gestandenere als ihn eingeschüchtert. »Du bist also derjenige, der es sich hier zu meinen Lasten bequem macht, ja? Verstehst du das unter Ehre? Erfüllst du so das Wort deines Bruders?«

Seine große Hand legte sich wie eine Eisenzwinge um Hacons Oberarm, und der Junge biss die Zähne zusammen, doch Siglind sagte ruhig: »Das würde ich mir an deiner Stelle gut überlegen, Olaf.«

Der ließ Hacon los und fuhr zu ihr herum. »Oh, natürlich. Du mischst dich ja mit Vorliebe in Angelegenheiten ein, die dich nichts angehen, nicht wahr?«

Sie antwortete nicht und senkte scheinbar demütig den Kopf, aber sie hatte erreicht, was sie wollte: Olafs Tobsuchtsanfall verging so plötzlich, wie er losgebrochen war, und Hacon kam ohne Blessuren davon. Nicht aber ungeschoren.

»Es war also deine Schuld, ja?«, fragte Olaf streng.

Hacon biss sich auf die Zunge, damit ihm nicht entschlüpfte, was er dachte: Niemand hier hatte irgendetwas getan, wofür er sich rechtfertigen müsste. Er nickte kleinlaut.

»Und denkst du, es ist recht, in dieser Weise das o

W rt

deines Bruders zu brechen?«

Hacon schüttelte heftig den Kopf. »Das hab ich nicht, ich schwör's.«

»Nun, ich sehe, was ich sehe. Aber ich gebe dir die 417

Chance, es wieder gutzumachen. Du kannst heute Nacht meine Schafe hüten, um mich für die Zeit zu entschädigen, die du mir gestohlen hast.«

Der Turonländer verbarg das Gesicht im Gras. *Er* hatte kommende Nacht die Schafe hüten sollen. Aber es schien, sein Herr hatte andere Pläne mit ihm …

Hacon nickte erleichtert. »Natürlich, Olaf. Sag mir nur, wo ich sie finde und wann ich dort sein soll.«

»Eine Wegstunde schnurgerade östlich von hier liegt eine Senke im Grasland, wo der Weidegrund besser ist.

Dort stehen sie. Brich eine Stunde vor Sonnenuntergang auf und löse Gunnar dort ab.«

Hacon war ausgesprochen mulmig zu Mute so ganz allein hier draußen unter dem weiten Sternenzelt. Er hatte noch niemals nachts Schafe gehütet, denn in der alten Heimat hatte ihre kleine Herde auf umzäunten e

W iden gestanden,

und im Sommer gab es in Elasund niemals Wölfe – die Schafe blieben sich selbst überlassen.

Es sei ein Kinderspiel und völlig ungefährlich, hatte Gunnar ihm versichert. Er dürfe das Feuer nicht ausgehen lassen. Wenn die Tiere unruhig wurden, sei vermutlich ein Wolf in der Nähe, was aber so gut wie nie passiere. Dann müsse er einen brennenden Ast in die Hand nehmen, die Herde eng zusammentreiben und im Kreis um sie herumgehen, bis der Wolf sich verzog und nach leichterer Beute jagte.

Mit den neuen Lämmern zählte Olafs Herde mehr als zweieinhalb Dutzend Tiere. So viele hatte Candamir nie besessen, aber das machte Hacon noch die wenigsten Sorgen. Schafe waren fügsam und faul und blieben von Natur aus am liebsten zusammen – er befürchtete nicht, dass ihm eines abhanden kommen würde. Nur das 418

Alleinsein und die Dunkelheit machten ihm zu schaffen.

Alle Geschichten von Trollen und Heidegeistern, die er je gehört hatte, mussten ihm natürlich ausgerechnet jetzt einfallen. Er rückte näher ans Feuer und stocherte mit einem

Stecken darin herum. Leise sang er das Lied von Odin und Tanuri vor sich hin, um die Stille zu vertreiben.

Doch wie groß seine Furcht war, merkte er erst, als sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter legte. Er schrie entsetzt auf und fuhr herum.

»Hacon.« Ein leises, san t

f es Lachen. »Ich bin es nur.«

»Gunda …«

»Ja.«

Die Verblüffung verschlug ihm einen Moment die Sprache. Er wartete, bis sein Herz aufhörte zu rasen, ehe er fragte:

»Was … was in aller Welt tust du hier?«

»Ich bin dir gefolgt.«

»Wieso?«, fragte er verständnislos.

Sie glitt neben ihn, und jetzt konnte er sie erkennen. Sie trug den schlafen e

d n Säugling in einem Tuch vor der

Brust, nahm ihn nun vorsichtig ab und bettete ihn ins weiche Gras. Dann sah sie Hacon an, ihre großen Augen ernst und strahlend, und ergriff seine Hand. »Ich warte schon lange auf eine Gelegenheit, einmal allein mit dir zu sein.«

Unbehaglich befreite sich der Junge. »Ich fürchte, a d s ist

keine sehr gute Idee. Was würde Candamir dazu sagen?

Wird er dich denn nicht schon vermissen?«, fragte er besorgt.

Sie schüttelte den Kopf. Candamir war in letzter Zeit abends so erschöpft, dass er gleich nach dem Essen einschlief, wenn sie sich nicht zu ihm legte. Heute Abend 419

hatte sie ihm bei Dämmerung gesagt, sie wolle zum Fluss gehen und ein Bad nehmen. Er hatte keine Einwände erhoben und nur genickt, während ihm die Augen schon fast zufielen. »Er wird nichts merken, sei beruhigt.« Sie nahm wieder seine Rechte, beugte sich ein wenig vor und legte sacht die Lippen auf seine. a H cons Augen klappten

zu.

Sein Gewissen plagte ihn. Ihm war durchaus bewusst, dass er seinen Bruder schon mit diesem Kuss hinterging.

Und er ahnte, dass Gunda nicht die Absicht hatte, es dabei zu belassen. Das hatte Candamir nicht verdient, wusste er.

Sein Bruder war nicht einmal böse geworden, als Hacon ihm gestanden hatte, was am Ufer vorgefallen war und was er sich eingebrockt hatte. Candamir hatte ihm lediglich mit einem müden Seufzer geraten, die Nachtstunden zu nutzen, um über Tugenden wie Treue und Pflichterfüllung nachzudenken und darüber, ob er sie ernst genug nahm. Hacon hatte die feste Absicht gehabt, genau das zu tun, doch stattdessen war er im Begriff, einen wahrlich schändlichen Treuebruch zu begehen.

Er drehte den Kopf weg. »Gunda, nicht …«

»Und warum nicht? Niemand muss es je erfahren, Hacon. Ich werde zurückgehen, ehe es hell wird. Der Mond spendet genug Licht, um den Weg zu finden.«

»Darum geht es aber nicht …«

»Ist es vielleicht nicht so, dass er dir immer verbietet, was du willst, sich selbst aber alles nimmt, was er begehrt «

? , unterbrach sie. »Ist das vielleicht gerecht?«

»Nein«, räumte Hacon ein. Sie legte den Finger auf eine offene Wunde.

»Na siehst du. Komm schon, Hacon. Hör au f zu

grübeln.«

Ihre Stimme war ein sanftes Flüstern, und ihn überlief 420

ein wohliger Schauer. »Er will mich doch in Wahrheit gar nicht mehr. Du weißt doch ganz genau, nach wem er sich verzehrt. Aber du willst mich, nicht wahr?«

»Ja«, gestand er.

Gunda streifte ihren fadenscheinigen Kittel über die Schulter herab, nahm Hacons Hand und legte sie a uf ihre

Brust.

Hacon blinzelte konzentriert. So fühlten sie sich also an.

Anders als alles, was er je gefühlt hatte, gänzlich neu.

Er lernte eine Menge neuer Dinge kennen in dieser Nacht. u

G nda verführte ihn mit großer Hingabe, dankbar für seine Erregung, seine sanfte Schüchternheit und seine Freude. Sie war ihm gefolgt, um ihre Rache an Candamir zu nehmen, aber sie bekam weitaus mehr, denn unbeholfen, wie er war, schenkte Hacon ihr doch alles zurück, was sie ihm gab, und

sie fand Trost darin, wie hemmungslos dieser Junge sie begehrte.

Als Olaf sie am nächsten Morgen fand, schliefen sie immer noch erschöpft, nackt und eng umschlungen. Die Schafe waren weit verstreut, und er entdeckte Blutspuren im Gras.

Gebunden und in Schande brachte Olaf sie zurück. Er saß auf einer nervösen, nur halb zugerittenen Stute und zerrte die beiden Übeltäter an einem langen Strick hinter sich her. Der kleine Nils schrie aus voller Kehle, denn er war hungrig, und wann immer der Strick genug Spiel hatte, versuchte Gunda, ihrem Sohn mit den gefesselten Händen über den Kopf zu streicheln, um ihn zu beruhigen und zu trösten. Aber ohne Erfolg. Weder sie noch Hacon trugen Schuhe. Olaf hatte ein scharfes Tempo angeschlagen, und sie hatten beide blutige Füße, als sie ankamen.

Die Frauen und Mädchen, die das traurige Trio auf 421

seinem Weg zur Dorfwiese am Ufer sahen, bedurften keiner Erklärung. Mit einem gedämpften Murmeln schickte Brigitta Inga in den Wald, um die Männer zu holen. Sie kamen wenig später, zu zweit oder zu dritt. Die Äxte noch in Händen, eilten sie ins Dorf, so als wäre ein Feuer ausgebrochen.

Bald waren die Siedler vollzählig nahe der neuen Esche versammelt. Die Männer bildeten einen inneren, die Frauen und Sklaven einen äußeren Kreis um Olaf und seine beiden Gefangenen.

Zaudernd, langsam wie ein Schlafwandler trat Candamir ein paar Schritte näher und blieb vor Olaf stehen. Die Haut über seinen Wangenknochen und um die Augen wirkte seltsam dünn und gespannt. Er würdigte weder seinen Bruder noch seine Magd eines Blickes.

»Sechs Schafe, Candamir«, sagte Olaf – laut genug, da s s

jeder ihn hörte. Er sprach ganz ruhig, schien wesentlich beherrschter als tags zuvor am Fluss. Aber seine Augen waren eigentümlich trüb. »Die Wölfe haben sich ein Fünftel meiner Herde geholt, während dein Bruder seine Unschuld verlor.«

Candamir schaute zu Hacon. Der Junge brauchte eine Weile, ehe er den Mut fand, den Kopf zu heben un d den

Blick zu erwidern. Was er sah, war nicht das, was er erwartet hatte. Mit Wut und Abscheu hatte er gerechnet, nicht mit diesem unverhohlenen Entsetzen. Schlimmer als in der Nacht, als die Turonländer gekommen waren.

»Candamir …«, begann er unsicher, doch sein Bruder hob die Linke, um ihn zum Schweigen zu bringen, und schlug Gunda beinah gleichzeitig die Rechte ins Gesicht.

Sie schrie erschrocken auf, denn damit hatte sie nicht gerechnet – jedenfalls jetzt noch nicht –, und sie taumelte zurück. Er packte ihren Arm, ehe sie fallen konnte, ließ sie

aber sogleich wieder los und nahm den Säugling aus dem Tragetuch, ohne sie noch einmal zu berühren. Nils brüllte lauter denn je, die einzige Stimme auf der stillen Wiese.

Candamir wandte sich ab und brachte Asta seinen Sohn.

»Schaff ihn weg.« Dann ging er zu Olaf zurück.

»Sechs Schafe?«, fragte er matt.

Der groß gewachsene Seefahrer nickte ernst. »Ein Widder, zwei Muttertiere, drei Lämmer. Und ich bin gespannt,

Candamir. Womit wollt ihr das begleichen? Was besitzt dein Bruder – was besitzt du, um mir die geschuldete Buße für meinen Verlust zu leisten?«

Candamir wies mit dem Daumen auf Gunda, ohne sie anzuschauen. »Sie.«

Olaf zog spöttisch die Brauen in die Höhe. »Nein, vielen Dank. So viel ist sie nicht wert. Ich habe genug junges Fleisch, und *meine* Sklavinnen sind mir ergeben. Ich brauche kein treuloses friesisches Luder. Und ich bin ebenso wenig an einem deiner halbblöden Knechte interessiert, auch nicht an deinem Sachsen. Dafür ist es zu spät.«

Candamir hatte das Gefühl, seine Eingeweide seien zu einem kleinen, schmerzhaften Knoten geschrumpft. »Du weißt genau, dass ich nichts sonst besitze, um dich zu entschädigen«, zwang er sich zu sagen.

Olaf lächelte. Es war ein geradezu strahlendes Lächeln, das Hacon überhaupt nicht verstand. »Also dann. Du weißt, was das Gesetz in dem Falle vorschreibt, nicht wahr?«

Hilfe suchend schaute Candamir sich um. Die Blicke der anderen Männer waren voller Mitgefühl, nirgendwo sah er Häme. Aber ebenso wenig einen Funken Widerstand.

Er senkte den Kopf. »Ja. Ich kenne das Gesetz. Also tu es, Olaf. Und dann lasst uns das Gesetz änder .

n Denn es

ist nutzlos und falsch.«

Olaf hob mahnend den Zeigefinger. »Das Gesetz ist alt, bewährt und gerecht. Freie, wohlhabende Männer zahlen mit Silber oder mit Vieh. Hungerleider wie euresgleichen und Sklaven zahlen mit Blut. Ich denke, ein Dutzend Schläge für jedes verlorene Tier ist angemessen.«

Candamir fuhr zusammen. Aber er erhob keine Einwände. Es *war* angemessen. Es gab keine Schafe in diesem Land, darum waren die wenigen, die sie mitgebracht hatten, besonders kostbar. Er sah zu seinem Bruder.

Grau, fuhr es Hacon durch den Kopf. Sein Gesicht ist grau. Aber Candamirs Miene blieb unbewegt, und seine Stimme war schneidend, als er sagte: »Möge der trutzstarke Thor, der dein Schutzgott ist, deinem feigen Verräterherzen einen Funken seines Mutes leihen. Du wirst ihn brauchen. *Bruder*.«

Endlich begriff Hacon, und Furcht legte sich wie ein dunkler Schleier über seine Sinne.

Olaf brachte ihn an der verwaisten Baustelle seines Hauses vorbei zu einer einsamen Rotbuche, die am Rande der Rodung stehen geblieben war. Alle folgten ihm. Niemand sprach ein Wort. Mit ernsten Mienen gruppierten die Siedler sich um den mächtigen alten Baum.

Hacons Hände waren immer noch zusammengebunden.

Olaf warf den Stric

k über einen der unteren Äste und zog, bis die Arme des Jungen über dem Kopf ausgestreckt waren. Dann wickelte er das lose Ende mehrfach um den Stamm und sicherte es mit einem festen Knoten. Als das getan war, trat er hinter Hacon, packte dessen Obergewand mit beiden Händen im Nacken und zerrte mit einem kräftigen Ruck. Der morsche Stoff riss anstandslos und 424

entblößte Hacons Schultern und Rücken.

Hacon hatte die Augen zugekniffen und den Mund auf den Oberarm gepresst. Seine Knie schlotterten. Er konnte sich nicht entsinnen, sich je im Leben so gefürchtet, so allein gefühlt zu haben, und er erkannte mit kläglicher Gewissheit, dass es nicht lange dauern würde, bis er sich in die Hosen pinkelte. Er verspürte einen fast unbezähmbaren Drang, um Gnade zu betteln, obwohl er genau wusste, dass es nichts nützen würde. Was ihn letztlich abhielt, war allein die Furcht vor der Verachtung seines Bruders.

Nichts geschah. Hätte er gewagt, die Augen zu öffnen und über die Schulter zu schauen, hätte er gesehen, dass Olaf seinen ältesten Sohn mit ein paar gemurmelten Worten davonschickte und Jared in Windeseile mit der Peitsche zurückkam und diese seinem Vater überreichte.

Als Austin sie sah, wurde ihm sterbenselend. Auch in seiner Heimat war die Prügelstrafe üblich – wenn auch nur für Unfreie –, doch nie zuvor hatte er ein solch barbarisches Strafinstrument gesehen: Diese Peitsche hatte drei geknotete Riemen, deren Enden mit kleinen Bleikugeln beschwert waren. Langsam sank der Mönch auf die Knie, faltete die Hände und fing an zu beten.

Olaf trat hinter Hacon, schüttelte die Peitsche behutsam, beinah liebevoll aus, bis die Riemen sich entwirrt hatten und die Bleigewichte leise klimperten. Dann ließ er sie durch die Luft pfeifen und auf Hacons entblößten Rücken niederfahren.

Hacons Schrei gellte über das leere braune Ackerland.

Drei eng nebeneinander liegende Striemen zogen sich über seinen Rücken, aus denen augenblicklich kleine Blutrinnsale

herabzulaufen begannen. Der zweite Hieb traf beinah dieselbe Stelle, und dieses Mal klang Hacons 425

Schrei wie der eines weidwunden Tieres. Der Junge warf den Kopf zurück und zerrte instinktiv, aber erfolglos an seinen Fesseln.

Viele der Siedler wandten mit schmerzverzerrten Gesichtern den Blick ab, nicht nur die Frauen, sondern auch mancher Mann, der an die alten Gesetze glaubte und daran, dass Hacon nur bekam, was er verdiente.

Als das erste Dutzend voll war, knickten Hacons Knie ein, sodass das gesamte Gewicht seines Körpers an den Armen und den wund gescheuerten Gelenken hing, und seine Schreie wurden heiser.

Candamir, der bislang starr wie ein i F ndling in

vorderster Reihe gestanden und das grausige Schauspiel mit unbewegter Miene verfolgt hatte, regte sich plötzlich.

»Das ist genug«, murmelte er und machte einen Schritt auf Olaf zu. Aber Osmund und Harald, die nicht zufällig links und rechts neben ihm gestanden und ihn belauert hatten, packten ihn bei den Armen und hielten ihn zurück.

»Du darfst nicht einschreiten, Junge«, warnte der Schmied eindringlich. »Es ist sein Recht. Du würdest alles nur schlimmer machen.«

Candamir spannte fast beiläufig die Armmuskeln und versuchte, sich mit einem Ruck zu befreien, aber die beiden ließen ihn nicht los. Ihre großen Hände umklammerten seine Arme nur fester.

Derweil setzte Olaf sein Werk fort, geruhsam, mit großer Präzision. Es war nicht zu übersehen, dass er über einige Erfahrung in dieser Kunst verfügte. Zoll um Zoll legte er das Fleisch auf Hacons Rücken bloß. Als der Junge für das zweite Schaf gezahlt hatte, gab er kaum mehr als ein mattes Wimmern von sich. Sein Körper zuckte unter den unbarmherzigen Schlägen, aber er leistete keinen Widerstand mehr. Er war beinah besinnungslos.

426

Candamir sah zu Harald. »Lass mich los.«

Zögernd gab der Schmied seinen Arm frei.

Candamir drehte den Kopf zur anderen Seite. »Osmund

…«

Sein Freund machte keinerlei Anstalten, von ihm abzulassen. »Nur wenn du mir schwörst, Vernunft anzunehmen.«

» *Vernunft?* Ja, siehst du denn nicht, was hier passiert? Er bringt ihn um. Also sei so gut und lass mich los.«

Os und sc

m

haute unschlüssig zur Buche hinüber. Sein Onkel zeigte keinerlei Anzeichen von Ermüdung oder Erbarmen. Er hatte ein wenig zu schwitzen begonnen, doch sein Arm hob sich mit unverminderter Kraft. Auch Osmund zählte zu denen, die glaubten, dass das Gesetz unantastbar sei und dass eine öffentliche Bestrafung hart genug sein sollte, um jeden abzuschrecken, der Zeuge wurde. Doch Grausamkeit war

seiner Natur fremd. Er bedauerte Hacon, und er bangte um ihn.

Langsam zog er die Hand zurück. »Aber du kannst nichts tun«, murmelte er beklommen.

»Nein?« Mit zitternden Fingern löste Candamir die Schnalle seines Gürtels, ließ ihn achtlos zu Boden fallen, fasste sich in den Nacken und zog das neue Gewand über den Kopf, ehe er es seinem verdutzten Freund in die Hände drückte. Dann trat er an den Stamm der Buche, wartete, bis Olaf wieder ausholte, und fing die Riemen mit der linken Hand ab.

Wutentbrannt fuhr Olaf zu ihm herum. Er war ein wenig außer Atem. »Was? Was hast du zu sagen?«

Candamir ließ die Peitsche los, und seine Hand war nass von Hacons Blut. Seine Kehle war so staubtrocken, dass er nicht antworten konnte. Er schüttelte den Kopf und trat 427

hinter seinen Bruder, verdeckte ihn vollständig mit seinem wesentlich breiteren Kreuz. Den linken Arm schlang er um Hacons Brustkorb und hievte den Jungen auf die Füße, damit er nicht erstickte. Hacon jammerte schwach, als Candamirs Brust sich gegen seinen Rücken presste. Mit der freien Rechten stützte Canda i

m r sich am Stamm der

Buche ab. Dann blickte er kurz über die Schult r e , und als

er in Olafs strahlende Augen sah, fand er die Sprache wieder. »Was ist? Ich nehme ihm die Hälfte ab, das ist nicht verboten, oder? Also, worauf wartest du?«

Olaf überwand seine Verblüffung und lachte. Es war ein rauer, grummelnder Laut der Befriedigung, der tief aus

seinem Bauch zu kommen schien. »Habe ich dir nicht gesagt, dass mir kein Mann je etwas schuldig bleibt?«, fragte er.

Ich schulde dir gar nichts, dachte Candamir, aber er sparte seinen Atem.

Als die Riemen zum ersten Mal mit diesem widerwärtigen pfeifenden Klatschen auf seinen Rücken trafen, bereute er seinen Entschluss bitter. Es war furchtbar – viel schlimmer, als er gedacht hatte. Das mörderische Brennen verschlug ihm den Atem, sodass er sich fragte, woher Hacon die Luft für seine beachtlichen Schreie genommen hatte. Ehe der Schmerz noch verebbte, landete die Peitsche wieder auf seinem Rücken, und die beschwerten Riemen drangen so tief ins Fleisch ein, dass er glaubte, sie müssten sein Rückgrat freilegen. Das war genug. Das war alles, was er aus freien Stücken auf sich nehmen konnte für seinen treulosen, hinterhältigen, verräterischen Bruder, den er im Moment so sehr hasste, dass er nur zu gern selbst sein Blut vergossen hätte. Doch Candamir blieb, wo er war. Er zuckte unter jedem der wohl platzierten Hiebe zusammen, und Schweiß rann in wahren Strömen seinen Körper hinab. Aber er stand so 428

fest, als sei er wie die Buche in dieser Erde verwurzelt. Er biss die Zähne zusammen, dass sie knirschten, und zählte die Schläge. Seine Augen waren fest geschlossen, seine Halsmuskeln traten in dicken Strängen hervor, und ihm war vage bewusst, dass er seinen Bruder viel zu fest umklammerte, sich mehr an ihm festhielt, als ihn zu stützen. Aber er konnte nichts dagegen tun. Die Finger seiner rechten Hand krallten sich in die sonnenwarme, raue Borke des Baumstamms, die ihm Trost spendete. Und so wartete er darauf, dass es ein Ende nahm.

Als schließlich die Buße für alle sechs Schafe geleistet war, ließ Olaf die Peitsche sinken. Er keuchte.

Candamir verharrte reglos.

Dann trat Osmund hinzu, den Sax in der Hand, streifte seinen Onkel mit einem Blick unverhohlenen Abscheus und durchschnitt Hacons Fesseln. Wie ein Kornsack ging der Junge zu Boden und riss seinen Bruder mit. Candamir ließ ihn nicht los. Halb lag, halb saß er auf der Erde, das linke Bein schmerzhaft verdreht, aber daran war im Augenblick nichts zu ändern. Das lange Haar hing ihm ins Gesicht und bedeckte auch Hacons. Das war gut. Es war beinah, als wären sie allein.

Doch eine Traube von Menschen bildete sich um sie –

Candamir sah ihre Füße. Er hörte eine Frau weinen. Asta, erkannte er.

»Geht weg«, sagte er. »Verschwindet.«

Osmund nickte den anderen auffordernd zu. Harald legte Asta einen Arm um die Schultern und führte sie weg.

Auch Austin zog sich zurück, aber nur ei i n ge Schritte.

Argwöhnisch beäugte er Olaf, der immer noch im Schatten der Buche stand und sein Werk betrachtete, ein kleines Lächeln auf den Lippen. Erst als Osmund unwirsch knurrte: »Wenn du so gut sein willst, Onkel …«, 429

erwachte er aus seiner Versunkenheit, nickte ungehalten und ging davon.

Osmund hockte sich neben seinen Freund und nahm Hacon behutsam bei den Armen. »Du musst ihn mir geben,

Candamir.«

Ohne zu zögern gab Candamir seinen Bruder frei, der erstickt aufschluchzte, als Osmund einen Arm um ihn legte.

Bei dem Laut fuhr Candamir zusammen. »Pass doch auf!«

Osmund nickte zerknirscht. »Komm her, S

achse.« Und

als Austin hinzueilte, sagte er: »Bring Hacon zu eurer Hütte und tu für ihn, was du kan s

n t.«

Der Mönch beugte sich über den Jungen und legte ihm die Hand auf die Stirn. Hacon hatte zu zittern begonnen, und sein Gesicht war schneeweiß. »Hacon, mach die Augen auf«, sagte Austin nicht unfreun l d ich, aber

bestimmt.

Flatternd öffnete der Junge die Lider.

»Ja, so ist gut.« Der Sachse lächelte ihm anerkennend zu. Niemand hätte ahnen können, wie erschüttert er war.

»Ich werde dich jetzt tragen. Aber es ist nicht weit. Und wenn wir dort sind, verschaffe ich dir Linderung. Hast du mich verstanden?«

»Ja«, murmelte Hacon, aber sein Blick war verwirrt, die Pupillen geweitet.

Austin und Osmund verständigten sich mit einem Nicken. Dann nahm der Mönch Hacons Hände, zog ihn auf die Füße und beugte sich gleichzeitig vor, sodass der Junge auf seine

Schulter fiel, als er in sich zusammensackte. Ehe der Sachse sich aufrichtete, war Hacon bewusstlos geworden. »Danke, Gott«, wisperte 430

Austin erleichtert und machte sich ohne erkennbare Mühe mit seiner leblosen Last auf den Weg.

Candamir hatte die kurze Zeit, da niemand ihn anstarrte, genutzt, um sich auf die Knie aufzurichten. So verharrte er erst einmal, eine Hand wieder am Baumstamm, die Augen geschlossen. »H b

a ich geschrien?«

»Nein. Du hast keinen Laut von dir gegeben.«

Candamir öffnete die Augen, um festzustellen, ob Osmund ih

n anlog. Aber der erwiderte seinen Blick offen, lächelte dann gar ein wenig und fügte hinzu: »Das hat meinem Onkel überhaupt nicht gefallen.«

»Nein. Ich hab's gemerkt«, antwortete C

andamir und

hob die Hand, um sich über die feuchte Stirn zu fahren, ließ sie aber unverrichteter Dinge wieder sinken. Es tat so weh, dass es die Mühe nicht wert schien.

Osmund stand auf und streckte ihm die Hand entgegen.

»Komm. Ich bring dich zum Fluss. Ein bisschen kühles Wasser tut sicher gut.«

Candamir schauderte bei der Vorstellung, dass irgendetwas seinen Rücken berührte, und sei es auch nur ein einziger

Tropfen. Davon abgesehen schien de r Fluss

ihm so weit weg wie Elasund. Trotzdem nahm er die Hand und ließ sich hochhelfen. Er wollte hier nicht bleiben. Die Buche war ein wundervoller Baum, und sie hatte ihm geholfen, diese Tortur durchzustehen, aber er erwog trotzdem, sie zu fällen.

Als er stand, wurde ihm schwarz vor Augen, und er schwankte. Osmund packte seinen Arm und befahl eindringlich: »Nicht fallen, hörst du. Das wäre sicher furchtbar.«

»Ja. Bestimmt. Osmund …« Ihm war so grauenhaft schlecht, dass er nicht weitersprechen konnte. Sei e n Kehle

schloss sich mit einem trockenen Laut, aber er wollte sich jetzt einfach nicht erbrechen, denn der Körper krümmte sich unvermeidlich dabei, und dem konnte er jetzt einfach nicht ins Auge sehen.

»Was?« Osmund machte einen zaghaften Schritt Richtung Fluss und zog Candamir mit. »Komm. Immer einen Fuß vor den anderen. Gleich wird dir besser, du wirst sehen. Denk an etwas anderes. Was wolltest du sagen?«

»Es … es war nicht recht.«

»Nein«, räumte Os u

m nd vorbehaltlos ein. »Das war es

nicht.«

»Er wollte ihn umbringen.«

»Ich bin nicht sicher, dass er das wollte, aber darauf wäre es wohl hinausgelaufen, ja.«

»Vielleicht tut es das noch.«

»Vielleicht.«

»Und … und du warst nicht der Einzige, der gesehen hat, dass es nicht recht war. Harald. Auch viele andere.

Sogar Haflad, der mich hasst. Sie haben alle das Gleiche gedacht.«

»Ja. Ich weiß.«

»Wir müssen das Gesetz ändern, s

O mund. Das Thing

muss Recht sprechen und die Buße verhängen. Oder das Urteil. Nicht … ein Einzelner.«

Besorgt beobachtete Osmund das kränklich bleiche, schweißnasse Gesicht seines Ziehbruders. Candamirs Stimme war dünn geworden, und er keuchte.

»Vielleicht hast du Recht«, räumte Osmund ein, mehr um ihn zu beruhigen, nicht weil er das wirklich glaubte.

»Lass uns darüber beraten, wenn es dir besser geht.«

Sie waren am Ufer angekommen. Blinzelnd beäugte 432

Candamir die glitzernde Wasseroberfläche. Dann schaute er zu einem der Flöße, die sie zum Fischen gebaut hatten.

»Bring mich ein Stück flussabwärts.«

Osmund starrte ihn entgeistert an. »Meinst du nicht, es ist ein etwas unglücklicher Zeitpunkt für einen Ausflug?

Du musst zu Brigitta oder meinethalben auch zu deinem Sachsen und deine Wunden versorgen lassen.«

»Die sorgen für sich selbst. Ich muss vor allem eine Weile allein sein.« Er wollte nachdenken. Er wollte weit weg sein von Hacon und Gunda, von allen mitleidigen, neugierigen Blicken, und sich gehen lassen.

»Candamir, wenn du wüsstest,

i

w e das aussieht …«,

sagte sein Freund beschwörend.

»Osmund.«

»Na schön. Wie du willst. Aber heute Abend hole ich dich zurück.«

Erst musst du mich finden, dachte Candamir.

Gunda hatte nicht gesehen, was bei der Buche passiert war, denn Asta hatte sie mit den Kindern zur Hütte zurückgeschickt und ihr befohlen, dort zu warten. Aber sie hatte Hacon schreien gehört, und als Austin nun mit dem Jungen über der Schulter heimkam, brach sie in Tränen aus.

»Ich hab ihn umgebracht! Es ist meine Schuld«, jammerte sie und schlug die Hände vors Gesicht.

Der Sachse war unendlich dankbar, als Siglind plötzlich im türlosen Eingang erschien, denn mit einem schwer

verletzten Jungen *und* einer hysterischen Sklavin war selbst er überfordert.

Siglind erfasste die Lage auf einen Blick, trat ein und nahm Gundas Hände in ihre. »Du musst dich jetzt 433

zusammennehmen«, sagte sie streng. »Er ist nicht tot.

Komm. Lass uns hinausgehen; wir wollen Austin und Hacon nicht stören. Wo ist das restliche Gesinde?«

Gunda zog die Schultern hoch. »Ich weiß nicht.

Vermutlich haben sie sich verdrückt. Wie immer, wenn's brenzlig wird.«

Sie schluchzte, konnte den Blick nicht von Hacons blutigem Rücken losreißen, aber sie versuchte, sich zu beruhigen.

Aust n

i hatte den bewusstlosen Jungen auf dessen Lager gleiten lassen, legte ihn auf den Bauch und drehte seinen Kopf zur Seite, damit er frei atmen konnte.

»Ich brauche Hilfe«, sagte er.

Siglind dachte kurz nach. Gunda war im Moment zu nichts zu gebrauchen, so viel stand fest. Vermutlich war es auch besser, sie war nicht hier, wenn Candamir kam.

»Nimm Astas Kinder und bring sie ihr. Sie ist bei Harald.«

Sie sah den sehnsüchtigen Blick, den Gunda auf ihren Sohn warf, doch sie schüttelte kurz den Kopf. »Nein, lass ihn hier. Er schläft und braucht dich im Augenblick nicht.

Ich werde ihn hüten, sei unbesorgt. Aber geh jetzt.«

Gunda wusste selbst, dass es ein guter Rat war. S

ie

fühlte sich im Moment auch nicht in der Lage, Candamir unter die Augen zu treten. So nahm sie die klei e n Hergild

auf den Arm und Fulc bei der Hand und ging hinaus, während immer noch Tränen über ihr Gesicht rannen.

Siglind wartete, bis die schlurfenden Schritte nicht mehr zu hören waren, ehe sie Austin fragte: »Wird Candamir sie töten?«

Der Sachse war dabei, das Blut mit einem nicht besonders sauberen Lappen abzutupfen. Er sah nicht auf, während er die Schultern hob. »Ich nehme es an.«

Sie trat näher. »Du sagtest, du brauchst Hilfe?«

»Ich brauche Kamille, damit die Wunden sich nicht entzünden, und Ringelblumen und Zinnkraut, damit sie heilen.«

»Ich kenne Zinnkraut. Es wächst auf den feuchten Wiesen gleich am Fluss. Aber die anderen Pflanzen sind mir unbekannt.«

»Kummerblume und Sonnenwendblume?«, versuchte Austin.

»Ja. Beide wachsen im Wald. Ich habe sie gesehen, gar nicht weit von hier.«

Der Mönch lächelte erleichtert. »Das sind die, die ich meine.«

Siglind wandte sich ab. »Ich beeile mich«, versprach sie.

Hacon kam mit einem erstickten Laut des Schreckens zu sich und fing gleich darauf wieder an zu zittern.

Offensichtlich fror er bitterlich, aber Austin wagte nicht, ihn zuzudecken. Stattdessen nahm er seine Hand, sprach beruhigend auf ihn ein und erzählte ihm, dass die schöne Königin der Kalten Inseln höchstpersönlich ausgezogen sei, um heilende Kräuter für ihn zu sammeln. Das zauberte den Geist eines Lächelns auf die starren Züge.

»Wo ist Candamir?«, fragte Hacon.

»Ich weiß es nicht. Aber er kommt sicher bald.« Austin griff nach einem zweiten Tuch, tauchte es in eine Schale mit Wasser und tupfte dem Jungen die feuchte Stirn damit ab.

»Ich bin so durstig«, klagte Hacon.

Austin wünschte, er hätte Wein oder Met, wenigstens einen Schluck Bier, irgendetwas, das Kraft spendete, aber er hatte nur Wasser. Behutsam setzte er Hacon einen Becher an die Lippen. Der Junge trank gierig. Kurz darauf 435

schlossen seine Augen sich wieder.

Siglind hielt Wort. Keine zwei Stunden waren vergangen, als sie zurückkehrte. Dabei musste man inzwischen schon ein gutes Stück laufen, um in den Wald zu gelangen, weil das Roden bereits so weit fortgeschritten war, und Kräutersammeln war eine langwierige Arbeit.

»Großartig«, murmelte der Mönch, als sie ihm den prall gefüllten Beutel, den sie rasch aus einem Tuch geknüpft hatte, vor die Füße legte. »Würdest du ein Weilchen bei ihm bleiben, während ich die Salbe zubereite?«, bat er dann.

»Was muss ich tun?«, fragte sie.

Austin zuckte seufzend mit den Schultern. »Im Grunde gibt es im Augenblick nicht viel, das man tun kann. Sprich ihm ein biss h

c en Mut zu, wenn er aufwacht. Das ist wohl das Wichtigste. Er glaubt, sein Bruder wird ihm nie verzeihen.«

Da könnte er durchaus Recht haben, fuhr es ihr durch den Kopf.

»Und bete für ihn«, fügte Austin hinzu. »Das schadet nie.«

Sie nickte, nahm ihm das blutgetränkte Tuch aus der Hand und schickte ihn mit einem Wink seiner Wege.

Zur Herstellung von Salbe brauchte man eigentlich Pflanzenöl, Wein und Bienenwachs. Aber heute war Austin gewillt, auf Feinheiten zu verzichten. Das Zerstoßen der Stängel und Blüten nah schon m m

ehr Zeit

in Anspruch, als ihm lieb war; er gedachte nicht, jetzt auch noch von Hütte zu Hütte zu ziehen und nach Öl und Wachs zu fragen. Und ganz sicher gedachte er nicht, die alte Hexe um ihren Vorrat an Nelkenöl zu bitten und seine Salbe mit ihrem heidnischen Zauber zu verderben.

Stattdessen kochte er den Pflanzenbrei mit ein wenig 436

Wasser, das er zuvor geweiht hatte, und verrührte ihn dann mit einem Löffel ausgelassenem Schweinefett. Er ließ die etwas streng riechende Salbe gründlich abkühlen.

Trotzdem stöhnte Hacon so jammervoll, als der Sachse sie auftrug, dass Siglind mit den Tränen kämpfen musste.

Mitfühlend schaute sie auf den verletzten Jungen, dann auf dessen winzigen Neffen hinab und fragte sich beklommen, wie es mit ihnen allen weitergehen sollte.

»Wo ist Candamir?«, fragte Hacon zum wiederholten Male.

Aber sie wussten es nicht.

Drei Tage und zwei Nächte blieb Candamir im Wald.

Er fand eine kleine, grasbewachsene Senke nahe am Fluss. Dort legte er sich hin, lauschte dem Wasser, den Vögeln und dem Wind und wartete darauf, dass sein Rücken aufhörte, sich so anzufühlen, als habe jemand ihn mit flüssigem Feuer übergossen. Er rührte sich so wenig wie möglich und fiel bald in einen ohnmachtähnlichen Erschöpfungsschlaf. Osmunds Stimme weckte ihn, als kupferfarbenes Abendlicht den Wald durchflutete. »Mach dich bemerkbar, wenn du willst, dass ich dich finde!«

Candamir schwieg.

»Dann komme ich eben morgen früh wieder!«

Danke, mein tr u

e er Freund. Einziger Bruder, den ich noch habe …

In der ersten Nacht haderte er mit seinem Schicksal, verfluchte die Nornen und die Götter, die ihn in dieses wunderbare Land geführt hatten, das alles verhieß, was ein Mann sich nur wünschen konnte, nur um ihn dann ins Unglück zu stürzen: verraten von seinem eigenen Bruder,

vor aller Augen gedemütigt von seinem Feind. Sie hatten ihm eine Frau geschickt, mit der er gern sein Leben geteilt hätte, aber sie wollte ihn nicht. Und einen Sohn hatten sie ihm geschenkt, aber dessen Mutter war ein wertloses Stück Dreck. Es war beinah zum Lachen …

Candamir erschrak, als er stattdessen anfing zu weinen, aber es spielte ja keine Rolle, niemand konnte ihn sehen.

Nachdem er einmal angefangen hatte, fand er es schwierig, wieder aufzuhören. Also heulte er wie ein Bengel, bis er schließlich zu erschöpft war und keine Tränen mehr hatte. Er schloss die brennenden Augen und geriet in die Fänge eines grellen, wirren Albtraums, der irgendetwas mit seinem Vater, einem Hungerwinter und dem Vorratshaus zu tun hatte.

Eine Berührung schreckte ihn schließlich aus dem unruhigen Schlaf. Es war ein kleiner Fuc s h , der ihn

neugierig begutachtete und sacht mit seiner feuchten Nase anstupste, so als spüre er, dass dieses fremde Geschöpf einsam

Der hübsche rote Geselle

und unglücklich war.

war zutraulich und so possierlich, dass er Candamir zumindest ein mattes Lächeln entlockte. Höchstens eine Elle entfernt setzte er sich ins Gras, und sie schauten sich an.

»Ich hoffe, du bist nicht der listenreiche Loki, der mich zu irgendeiner folgenschweren Dummheit verführen will«, murmelte Candamir. »Ich wäre gerade geneigt, auf dich zu hören.«

Osmund hielt Wort. Jeden Morgen und Abend kam er zu der Stelle, wo er Candamir abgesetzt hatte, und rief nach ihm, und am Abend des dritten Tages verließ Candamir sein Versteck und trat zu ihm.

»Odin sei Dank«, stieß Osmund erleichtert hervor. »Ich dachte, du bist tot.«

»Nein. Hungrig.«

Osmund lächelte flüchtig und warf einen möglichst unauffälligen Blick auf Candamirs Rücken. Ein unverändert scheußlicher Anblick, stellte er ohne Überraschung fest, die Haut, soweit noch vorhanden, schwärzlich blau bis gelb verfärbt. Doch er staunte, wie gut die Striemen abgeheilt waren.

»Ruhe und Flusswasser«, erklärte Candamir, dem der Blick nicht entgangen war.

Osmund nickte. »Willst du mit zurückkommen? Oder soll ich dir etwas zu essen besorgen und herbringen?«

Candamir war versucht, das großzügige Angebot anzunehmen, schüttelte dann aber seufzend den Kopf.

»Ich glaube, wenn ich heute nicht mit zurückkomme, dann nie wieder.«

»Alle werden froh sein, dich zu sehen«, bemerkte Osmund ohne besonderen Nachdruck. »Viele sind zu mir gekommen und habe

n nach dir gefragt. Sie sorgen sich.

Und sie alle haben gesagt, sie hätten noch nie erlebt, dass ein Mann für einen anderen tut, was du für Hacon getan hast. Ich weiß nicht, wofür du dich schämst, aber du hast keinen Grund dazu. Alle sind voller Hochachtung ü f r

dich.«

»Oh ja, a

d rauf wette ich«, erwiderte Candamir bitter.

»Vor allem dein Onkel …«

»Es sollte dich nicht kümmern, was er denkt. Er hat übrigens wenige Freunde im Moment.«

»Er hatte nie Freunde. Er braucht keine.« Langsam ging Candamir mit Osmund zum Ufer, und nach einem kurzen Schweigen fügte er hinzu: »Ich habe es *nicht* für Hacon getan.«

Doch, dachte Osmund, das hast du. Ich habe es gesehen.

439

Aber was er sagte, war: »Er ist sehr krank, Candamir.

Dein Sachse sagt, es wird Zeit, dass du heimkommst.«

Candamir antwortete nicht. Schweigend legten sie den Weg ins Dorf zurück.

Austin, Siglind und Asta hatten abwechse n l d bei Hacon

gewacht. Schon in der ersten Nacht hatte er Fieber bekommen, und seither hatte sein Zustand sich von Tag zu Tag verschlechtert. Das Fieber machte ihn unruhig, und die Wunden wollten sich trotz der Salbe nicht schließen.

Die Schmerzen zermürbten ihn ebenso wie seine Gewissensbisse. Im Fieberwahn rief er unablässig nach Candamir, und wenn er bei klarem Verstand war, fragte er nach ihm. Sie konnten ihm nichts sagen. Sie wussten nicht, wo Candamir steckte; Osmund hatte sich schlicht geweigert, es ihnen zu verraten, weil er fürchtete, sie würden seinen Ziehbruder ausfindig machen und stören.

Er kommt zurück, wenn er so weit ist, war alles, was er gesagt hatte.

Viele Stunden hatte Siglind mit Austin zusammen am Bett des Kranken gebetet, und sie war erstaunt, welche Ruhe und Kraft ihr das verlieh. Und als Austin den kranken Jungen taufte und ihr klar wurde, dass es nun egal war, ob er lebte oder starb, da Hacon jetzt im sicheren Hafen der Kirche und seine Seele unsterblich war, fiel alle Furcht von ihr ab.

Es dämmerte, als Candamir zu seiner Hütte kam. Einen Moment blieb er unbemerkt am Eingang stehen und betrachtete das Bild, das sich ihm bot: Siglind lag auf seinem Lager und schlief. Sie war nicht zugedeckt, denn der Abend war warm, und obendrein brannte in der Hütte ein kleines Feuer – was Candamir strikt verboten hatte –, 440

und er versenkte sich einen Augenblick in die Betrachtung ihrer schmalen Fesseln. Nori, Tjorv und Heide hatten sich ebenfalls zur Ruhe gelegt. Asta und ihre Kinder waren nicht da. Austin saß still, mit angezogenen Knien neben Hacon am Boden, und Gunda hockte gleich n b e en der Tür

und stillte ihren Sohn. Sie entdeckte den Schatten am Eingang als Erste, zog scharf die Luft ein und schlug die freie Hand vor den Mund. »Herr …«

Er trat ein und ging an ihr vorbei, ohne sie zu beachten.

Austin hob den Kopf. Erstaunt stellte er fest, dass Candamir sein neues, dezent besticktes Obergewand trug, welches Osmund für ihn verwahrt hatte. Tatsächlich sah Candamir beinah aus wie immer. Nur die ungewohnte Steifheit seiner Bewegungen und die leicht verengten Augen verrieten die Wahrheit.

»Ich bin fro ,

h dich wohlauf zu sehen, Herr.«

Candamir nickte abwesend und schaute auf a H con

hinab.

»Was ist mit ihm?«

Austin seufzte und strich dem kranken, schwer atmenden Jungen eine feuchte Strähne aus der Stirn. »Ich weiß es nicht genau. Es ist, als wäre sein ganzer Körper im Belagerungszustand. Sein Puls rast und stottert. Das Fieber will nicht fallen, die Wunden wollen nicht h i e len.

Er kann nichts bei sich behalten. Er … vergeht einfach vor meinen Augen.«

Stirbt er?, wollte Candamir fragen und tat es dann doch nicht, weil man nie wissen konnte, was ein Fiebernder hörte. Stattdessen setzte er sich neben dem Krankenlager auf die Erde, möglichst weit vom sengenden Feuer entfernt. »Bring mir zu essen«, befahl er. »Ich bin hungrig.«

Austin stand auf und sah sich ein wenig ratlos in dem 441

engen Raum um. Gunda hatte den kleinen Nils inzwischen auf eine Decke gelegt. Sie wusste, wo Heide den Rest der

Fischsuppe vom Abendessen verstaut hatte, und brachte Candamir die hölzerne Schale, der ein angeneh er m

Zwiebelduft entstieg. »Hier. Sie ist noch warm.«

Candamir gab vor, sie nicht gehört zu haben. »Sachse, ich sagte, bring mir zu essen!«

Austin nahm Gunda die Schale ab und gab sie ihm.

Candamir nickte knapp, trank einen Schluck von der Brühe, fischte ein Stück weißes Fleisch mit den Fingern heraus und verschlang es. Zwischen zwei Bissen knurrte er Gunda über die Schulter an: »Scher dich raus.«

»Aber … es ist dunkel«, wandte sie z g a haft ein. »Wo

soll ich hin?«

»Stürz dich in den Fluss. Mir ist es gleich.« Er weigerte sich immer noch, sie anzusehen.

Mit leicht geöffneten Lippen starrte sie auf ihn hinab.

Dann floh sie hinaus.

Candamir hüllte sich in finsteres Schweigen und aß, ohne wahrzunehmen, was seine Zunge schmeckte. Austin ließ ihn zufrieden, nahm ihm schließlich die leere Schale ab und warf eine Hand voll trockener Zweige ins Feuer.

»Hatte ich nicht gesagt, hier drin wird kein Feuer gemacht?«

Der Sachse nickte. »Ich brauche warmes Wasser, um ihn zu versorgen, Herr, und es hat Stunden gegeben, da ich ihn nicht einmal für den Moment allein lassen wollte, den es dauert, Wasser von draußen zu holen. Vor allem nachts. In den Nächten ist es am schlimmsten.«

»Das ist immer so«, erwiderte Candamir. War man krank oder verwundet, schien die Widerstandskraft abends mit der Sonne unterzugehen, während Schmerz und Fieber 442

sich mit der Dunkelheit verbündeten und mächtiger wurden. Er nahm an, deshalb starben die meisten derer, denen es nicht vergönnt war, im Kampf zu fallen, in der Nacht.

Hacon stöhnte in seinem unruhigen Schlaf. Sein rasselnder Atem klang wie ein Schluchzen.

Candamir betrachtete ihn, eine steile Zornesfalte hatte sich über der Nasenwurzel gebildet. »Wie kann er nur so ein Schwächling sein? Osmund hatte Recht. Ich habe meinen Bruder verzärtelt.«

»Nein, Herr, das hast du nicht«, widersprach Austin leise.

»Aber er ist noch ein Knabe und kann schon allein deswegen nicht so … unverwüstlich sein wie du. Trotz des Hungerwinters ist er im letzten Jahr einen guten Kopf gewachsen. Das beansprucht alle Kraft, die er hat.«

Candamir hob abwehrend die Linke. »Ich habe alles falsch gemacht. Einfach alles. Und jetzt zahle ich dafür.«

»Wieso glaubst du das?«, fragte der Mönch verblüfft. Da der Begriff der Sünde diesen Menschen völlig fremd war, erkannten sie in der Regel auch kei e n n Zusammenhang

zwischen ihren Taten und ihrem Schicksal. Das entsprach einfach nicht ihrer Vorstellung von der Welt.

Candamir hatte nicht die Absicht gehabt, ausgerechnet seinem sächsischen Sklaven sein Herz auszuschütten, aber es war so bleischwer, dass er der Versuchung nicht widerstehen konnte. »Alles entgleitet mir. Ich habe es

versäumt, meinen Bruder so zu erziehen, dass er Anstand lernt, und nun hat er Schande über uns beide gebracht. Ich schufte wie ein Ochse, aber trotz des Reichtums dieses Landes bin ich ärmer, als ich es je in der kargen alten Heimat war. Olaf wird mir das geschuldete Saatgut verweigern, und ich frage mich, wie ich damit leben soll, 443

dass ich ihm für ein paar lumpige Körner Roggen ein Haus gebaut habe …«

»Sei nicht so mutlos, Herr«, a

s gte der Mönch. »Lass

Frieden in dein Herz einkehren, dann findet sich ein Weg, glaub mir. Vor allem, vergib deinem Bruder.«

Candamir sah auf den todkranken Jungen hinab. Es tat ihm weh, ihn so leiden zu sehen. Und Hacons gequälte Schreie hatten ihm fast das Herz zerrissen, daran erinnerte er sich genau. Seit er acht Jahre alt gewesen war, hatte er für seinen kleinen Bruder gesorgt, hatte ihm beigebracht, im Stehen zu pinkeln, mit Pfeil und Bogen zu schießen, auf Schneeschuhen und Skiern zu laufen und tausend andere Dinge mehr. Es war einfach unmöglich, von heute auf morgen damit aufzuhören, ihn zu behüten, dafür war die Gewohnheit zu tief verwurzelt. Aber vergeben konnte er ihm nicht.

»Warum sollte ich das tun?«, fragte er verdrossen.

»Weil es der einzige Weg ist, der euch aus dem finsteren Tal führen kann, ihn und auch dich. Es würde einen weiseren, besseren Mann aus dir machen.«

»Es würde einen Schwächling und Dummkopf aus mir machen«, widersprach Candamir wütend, aber gedämpft,

um niemanden aufzuwec

it

ken. »Und was ist m

ihr? Soll

ich ihr vielleicht auch verge e

b n?«, fragte er höhnisch.

Austin hob ratlos die Schultern. Theoretisch lautete die Antwort natürlich ja. Christus hatte der Ehebrecherin vergeben: *Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.* Aber mit der grenzenlosen göttlichen Nachsicht konnte der Mönch nicht aufwarten. Keine Sünde erschien ihm abscheulicher als die einer unkeuschen Frau. »Der Fall liegt ein wenig anders, meine ich, Herr«, antwortete Austin ausweichend. »Hacon bereut seine a

T t zutiefst. Bei Gunda bin ich mir dessen 444

keineswegs sicher.«

»Nein«, knurrte Candamir. »Sie bereut ihre Tat nicht.

Aber das wird sie noch …«

»Wirst du sie töten?«, fragte der Sachse beklommen.

Candamir zuckte in vorgetäuschter Gleichmut die Schultern. Er hatte sich noch nicht entschieden. Es waren nicht Mitgefühl oder gar Zuneigung, die ihn abhielten, nicht einmal Rücksichtnahme auf seinen unsc u h ldigen,

schutzlosen Sohn. Aber Gunda a

w r eine gesunde, junge

Frau, die noch viele Kinder gebären konnte, und nichts brauchten sie hier so dringend wie zahlreichen Nachwuchs. Es schien eine sinnlose Verschwendung, sie zu töten. Und eine gar zu leichte Strafe …

»Ich weiß noch nicht. Vielleicht verkaufe ich sie, falls irgendwer sie will. Irgendwie muss ich ja versuchen, an Saatgut zu kommen. Aber sie ist im Moment die kleinste meiner Sorgen. Ich frage mich vielmehr, wie ich Olaf leben lassen soll, wenn Hacon stirbt.«

Austin richtete sich kerzengerade auf. »Du hast es geschworen, Herr. Du hast geschworen, mit dem Gesetz der Blutrache zu brechen.«

»Ich weiß. Aber wenn ich meinen Schwur halte, beleidige ich die Götter und meine Ahnen. Und jeder hier wird mich einen Feigling nennen.«

»Niemand hier würde wagen, dich einen Feigling zu nennen nach dem, was du getan hast. Außerdem, wenn du deinen Schwur brichst, beleidigst du deine Ahnen und Götter ebenfalls.«

Candamir nickte mit einem freudlosen Lächeln.

»Verflucht wäre ich so oder so, ganz gleich, wie ich mich entscheide.«

Austin wusste, es war ein ungünstiger Ze t i punkt, aber er

445

konnte sich nicht zurückhalten: »Da siehst du, wie grausam und dumm deine Götter sind. Wenn das alles ist, was sie dir

zu bieten haben, ist es vielleicht an der Zeit, dich von ihnen ab- und dem meinen zuzuwenden.«

Candamir verzog spöttisch den Mundwinkel. »Du bist doch wahrhaftig gerissen, Sachse. Aber dafür müsste dein Gott mir erst einmal beweisen, dass er wirklich gnädiger und mächtiger ist als die meinen, wie du so gern behauptest. Sag ihm, er soll ein Wunder wirken und meinen Bruder retten.«

»Und wenn er es täte, würdest du den alten Göttern abschwören?«

Candamir überlegte kurz und schüttelte schließlich den Kopf. »Ich glaube nicht, dass ich das könnte. Aber ich würde ihn nicht länger bekämpfen. Dir nicht verbieten, ihm zu huldigen, und Hacon auch nicht.«

Austin wiegte den Kopf hin und her und hob dann seufzend die Schultern. »Das ist ein ziemlich mageres Angebot, Herr, und ich habe die Erfahrung gemacht, dass mein Gott nicht gern mit sich feilschen lässt. Aber ich werde sehen, was sich machen lässt.«

Ehe Candamir seiner Erbitterung ob dieser ausweichenden Antwort Luft machen konnte, kam sein Bruder zu sich. Mit einem plötzlichen Ruck fuhr er aus dem Fieberschlaf auf, als habe er einen Albtraum gehabt, warf sich auf die Seite und vergrub den Kopf in de n

Armen. »Candamir …«, jammerte er erstickt.

»Hier bin ich, Hacon.«

Der Junge nahm langsam den Arm vom Gesicht und schaute blinzelnd in seine Richtung. »Ist das wahr? Du bist

zurückgekommen?« Tastend streckte er die Hand nach ihm aus.

Candamir wollte eigentlich nicht, aber seine Finger 446

schlossen sich um die Hand, ehe er es verhindern konnte.

Sie glühte.

»Oh, Candamir. Ich … ich …«

»Schsch.«

»Candamir, ich hab solche Angst.«

Wie oft hatte er das schon gehört? *Candamir, ich hab Angst. Mich hat geträumt, ein Unhold säße auf meiner Brust. Der Wind heult so, Candamir. Ich hab Angst.* Und wie bei jeder dieser Gelegenheiten drängte es ihn zu antworten: Dann halt sie aus. Du musst lernen, deine Furcht zu beherrschen. Werd endlich ein Mann, Hacon.

Aber stattdessen rückte er heute genau wie damals näher und bettete den Kopf seines Bruders behutsam auf seinen Oberschenkel.

Siglind war nicht ganz sicher, ob sie wach war oder noch träumte. Sie hörte eine wunderbar reine, klare Stimme, die leise ein Lied von den zwölf Göttersälen sang:

» *Froheim ist der fünfte, wo die funkelnd goldne Walhall weit sich dehnt;*

Odin aber kiest alle Tage

kampftote Krieger dort …«

Langsam schlug sie die Augen auf, ohne sich zu rühren, und konnte kaum glauben, was sie sah: Candamir war zurückgekommen, und es war seine Stimme – nur vollkommen verändert –, die sie hörte. Er hatte Hacons Kopf in seinen Schoß gebettet, und der Junge lag vollkommen still, doch er war nicht tot, denn sie sah ihn atmen.

447

Candamir hatte ihm eine Hand auf den dunklen Schopf gelegt und sah ernst, mit leicht gerunzelter Stirn auf ihn hinab, während er für ihn sang.

» *Kund ist er allen, die zu Odin kommen, den Saalbau zu sehn:*

Schilde sind die Schindeln, Schäfte die Sparren, es decken Brünnen die Bank …«

Es war ein finsteres Lied, denn wie so viele andere erzählte es von Verrat und Heldentod, abe r Siglind nahm

die Worte kau wahr. Sie

m

war hingerissen vom Klang

dieser Stimme und von dem Bild, das die beiden ungleichen Brüder boten. Noch nie hatte sie Candamirs Ausdruck so unmaskiert gesehen. Sie konnte erkennen, wie erschöpft, verletzt und ratlos er war, doch es war etwas anderes, das sie bannte, etwas Tiefgründiges. Sie konnte kein passendes Wort finden für das, was er für seinen Bruder empfand und in diesem Moment, da er sich unbeobachtet glaubte, preisgab. Jedenfalls war es etwas, das sie Candamir niemals

zugetraut hätte. Und was immer es war, sie wollte es für sich.

Dieser Gedanke erschreckte sie so sehr, dass sie die Augen zukniff wie ein kleines Mädchen, das glaubt, es könne dem drohenden Schatten entgehe , n wenn es nur die

Augen fest genug davor verschließe. Reglos lag sie da und wagte plötzlich kaum zu atmen.

» *Trunken bist du, zu gierig trankst du, verstört ist dein Verstand.*

Manches verlorst du, da du meiner Gunst und Gefolgschaft ferne bliebst. «

So sprach Odin zu dem abtrünnigen Geirröd im Lied, doch das Gleiche hätte Siglinds neu gefundener Gott ihr vorhalten können. Und sie gedachte nicht, ihn zu erzürnen, indem sie von dem gewählten Pfad abwich. Aber ihr Herz schlug auf einmal bis zum Hals, sie spürte, wie die Härchen auf Armen und Beinen sich aufrichteten, und beim Klang von Candamirs Stimme überkam sie ein Sehnen, das ihr fremd und unheimlich war.

Sie erlebte diese eigentümlichen Empfindungen zum ersten Mal in ihrem Leben, aber sie erkannte sehr wohl, was sie zu bedeuten hatten. *Das geht nicht,* dachte sie erschrocken, *das ist völlig ausgeschlossen.* Sie wollte keinen Mann mehr. Denn ganz gleich, was sie eben in Candamirs Augen erkannt zu haben glaubte, hatte sie doch schon oft genug gesehen, dass er genauso roh und unbarmherzig sein konnte wie jeder andere. Männer, hatte ihre Mutter sie gelehrt, waren alle gleich, hatten nichts im Sinn als Kampf und Met und ihren Samen möglichst vielen Frauen einzupflanzen und waren darüber hinaus nicht zufrieden, ehe sie sich selbst und allen um sich herum das Leben bitter gemacht hatten.

Siglinds Erfahrungen deckten sich mit dieser Einschätzung. Und sie hatte genug davon. Darum hatte sie den Gott des Sachsen zum Bräutigam gewählt. Wenn sie ihm jetzt den Rücken kehrte, war sie nicht besser als Gunda …

»Sachse, komm her«, riss Candamir sie aus ihren Gedanken.

»Ich glaube, er stirbt.«

Ruckartig setzte Siglind sich auf.

Austin hatte draußen vor der Hütte auf e d r Erde gekniet,

mit seinem Gott gefeilscht und den ersten Vögeln des neuen Tages gelauscht. Doch jetzt kam er herbeigeeilt, 449

beugte sich über den kranken Jungen und legte die Hand auf dessen Brust.

Dann schüttelte er den Kopf, und als er aufschaute, sah Siglind zu ihrer Verwunderung, dass er lächelte. »Nein, Herr, ich denke nicht. Er schläft. Zum ersten Mal seit drei Tagen schläft er ruhig. Ich glaube gar, das Fieber geht ein wenig zurück. Hier, fühl selbst. Das Herz schlägt ruhiger als noch gestern Abend.«

Hastig legte auch Candamir die flache Hand auf Hacons Brust, als fürchte er, das Zeichen der Hoffnung k önne

verschwinden, wenn er es nicht schnell genug ertastete.

Doch Austin hatte Recht, stellte er fest. Hacons Herz schlug gleichmäßig und kräftig, auch wenn er sich nicht mehr rührte und so ruhig atmete, dass man es kaum wahrnehmen konnte.

Es dauerte noch zwei Tage, bis sie wirklich aufatmeten.

Mehrmals kamen Fieber und Schüttelfrost zurück, und immer noch konnten sie Hacon nicht ruhig halten, sodass die Wundheilung nur langsam vonstatten ging. Der Junge wehrte sich, tobte manchmal regelrecht, wenn Austin die Salbe auftrug. Das verstand Candamir, nachdem er zum ersten Mal selbst in den zweifelhaften Genuss gekommen war. Das stinkende Zeug brannte wie Feuer. Aber es half.

Zuerst ihm und schließlich auch seinem Bruder. Die grausamen Striemen heilten ab, ohne sich wirklich schlimm zu entzünden.

Als das Fieber einen ganzen Tag lang nicht wiedergekommen war und Hacon zum ersten Mal eine Schale Suppe gegessen hatte, verabschiedete sich Siglind.

Candamir begleitete sie hinaus. Es war spät geworden, dämmerte bereits, und im Gras zirpten die Grillen.

»Welch ein herrlicher Abend«, bemerkte sie und sog die 450

süßen Sommerdüfte tief ein.

Candamir beobachtete sie mit der geheimen Verzückung, die ihm inzwischen so vertraut war. Siglind hatte den Kopf in den Nacken gelegt, die Arme leicht ausgebreitet und atmete einfach nur. Mit ihren bloßen Füßen im Gras, der gebräunten Haut, dem ausgebleichten Kleid, dem Licht- und Schattenspiel ihrer Haare sah sie aus, als hätte sie ihr ganzes Leben auf dieser Sommerwiese verbracht, als wäre sie Teil dieses Landes.

Tanuri, dachte er wohl zum tausendsten Mal. So musste sie ausgesehen haben, die schöne Albentochter, als Odin sie bei Dämmerung am Bachufer erblickte.

»Siglind …«

Sie öffnete die Augen, und als sie ihn anschaute, blieb ihm gar nichts anderes übrig, als zu lächeln. Es war ein Moment vollkommener Leichtigkeit. Er währte nur einige Herzschläge lang, aber das i

m nderte seine Kostbarkeit

nicht.

»Ja?«, fragte sie. »Was wolltest du sagen?«

»Oh … Ich weiß nicht mehr.«

»Hm«, machte sie, verschränkte die Hände auf dem Rücken und wippte auf den Zehenspitzen. »Lass mich überlegen. Ich nehme an, du wolltest mir danken und all das.«

»Das sollte ich wirklich, nicht wahr?«

Sie strich sich die Haare hinters Ohr und winkte ab.

»Nein, es ist eigentlich nicht nötig. Ich konnte ja in Wahrheit gar nichts tun, weil ich von solcherlei Dingen zu wenig weiß. Vielleicht sollte ich mich von Austin in Kräuterkunde unterweisen lassen. Ich schätze, er war’s, der Hacon gerettet hat.«

»Er oder sein Gott«, murmelte Candamir.

Siglind lachte leise. »Ja. Ich habe von eurem Kuhhandel gehört.«

Candamir hob kurz die Schultern und strich sich ebenfalls den schmalen Zopf, der von der linken Schläfe baumelte, hinters Ohr, als wolle er ihre Geste spiegeln.

»Kein zu hoher Preis für ein Leben, scheint mir. Auch wenn es das eines wertlosen Schwächlings ist.«

Schlagartig wurde ihre Miene ernst. Sie streckte die Linke aus, als wolle sie Candamirs Hand ergreifen, zog sie dann aber zurück. »Du darfst nicht so schlecht von deinem Bruder denken«, sagte sie kopfschüttelnd. »Du quälst dich nur selbst damit. Und du tust ihm Unrecht. Er ist weder wertlos noch schwach. Nur jung. Er hat einen schweren Fehler gemacht und teuer dafür bezahlt. Reicht das nicht?«

Nein, dachte er erbittert, aber er gedachte nicht, weiter mit ihr darüber zu reden. Sie hatte in den vergangenen Tagen ohnehin schon mehr von seinen

Familienangelegenheiten gehört und gesehen, als ihm recht war. »Vielleicht«, antwortete er scheinbar unbeschwert. »Ich muss darüber nachdenken.«

»Tu das. Und nicht zu lange.«

»Was soll das wieder heißen?«

»Es soll heißen, dass du aufhören musst, dich zu verkriechen. Ich weiß, du hast bislang alle außer Osmund und den Schmied mit ein paar barschen Worten davongeschickt, die kamen, um sich nach euch zu erkund g

i en. Aber du kannst dich nicht ewig drücken. Ihr müsset das Gesetz ändern, hast du gesagt. Du hattest Recht. Sorg dafür, dass sie es tun, ehe alle vergessen haben, was passiert ist. Glaub mir, nicht jeder wird sich so lange daran erinnern wie du und Hacon.«

»Immer, wenn ich gerade vergessen habe, dass du einmal Königin warst, bringst du es mir in Erinnerung«, 452

bemerkte er und wich damit einer Antwort aus.

Das entging ihr keineswegs. Aber sie bedrängte ihn nicht weiter. »Oh, niemand auf den Kalten Inseln hat weniger Einfluss auf die Gesetze als die Königin, glaub mir. Denn allein Cnut herrscht über das Land, und über Cnut herrschen allein seine Launen.«

»Dann haben die Menschen auf den Kalten Inseln sich weit von den Traditionen ihrer Vorfahren entfernt.«

Siglind nickte. »In einer neuen Heimat verlieren Traditionen und Vorfahren schnell an Bedeutung.«

»Ja, das ist wahr.«

»Das muss nicht unbedingt schlecht sein«, kam sie seinem Einwand zuvor. »Solange es nicht dazu führt, dass die Menschen mit ihren Wurzeln auc ihr h

e Werte verlieren

und sich einem Tyrannen unterwerfen, weil es das Bequemste ist.« Plötzlich hatte sie sich in Rage geredet.

»Es geschieht schneller, als man meint. Und es kann auch hier passieren, Candamir.«

Er glaubte zu wissen, an wen sie dabei dachte, doch er wehrte kopfschüttelnd ab: »Ich bin der Letzte, der das verhindern könnte, so wie die Dinge jetzt liegen. Alles Ansehen, das ich je besessen haben mag, habe ich verloren und damit auch jeden Einfluss. Dank meines Bruders, den du ja so ins Herz geschlossen hast.«

Sie winkte ungeduldig ab. »Du irrst dich. Was die Lage der Dinge betrifft ebenso wie in Bezug auf deinen Bruder.«

»Ich glaube wirklich nicht, dass dir ein Urteil zusteht«, entgegnete er, seine Stimme plötzlich scharf.

Siglind stieß hörbar die Luft aus. »Nein. Natürlich nicht«, murmelte sie niedergeschlagen und wandte sich ab.

»Gute Nacht, Candamir.«

»Gute Nacht.« Er schaute ihr nach, bis sie mit den Schatten der Dämmerung im hohen Gras verschmolzen war. Dann ging er zurück in seine Hütte.

Die Wochen vor Mittsommer waren finstere für Candamir und alle, die das Unglück hatten, ihm anzugehören.

Während die übrigen Siedler sich des herrlichen Sommerwetters erfreuten und dem großen Festtag, nicht zuletzt der Hochzeit entgegenfieberten, herrschte in der kleinen Hütte am Rande der Uferwiese tiefster Winter.

Nach Hacons Genesung ging Candamir mit seinem Bruder und seinen Knechten jeden Morgen zur Arbeit in den Wald, gab sich unbeschwert und lachte, wenn er in der Mittagshitze das Obergewand auszog und irgendwer beim Anblick seines Rückens eine Grimasse schnitt. Doch sobald er heim

,

kam streifte er jeglichen Frohsinn ab wie ein Paar unbequemer Schuhe.

Er war so schroff zu seinem Gesinde, dass bald niemand mehr das Wort an ihn richtete, wenn es sich vermeiden ließ. Hacon behandelte er mit Hohn

u

nd eisiger

Herablassung, kränkte den Jungen bei jeder Gelegenheit mit zotigen Bemerkungen über dessen Männlichkeit.

Hacon ergriff die Flucht, wann immer es möglich war, aß abends lieber bei seinem Freund Wiland und kam erst in die

Hütte geschlichen, wenn es dort still und dunkel geworden war. Am schlimmsten war es für Gunda.

Candamir nahm kein Essen aus ihrer Hand an und sprach nicht mit ihr. Und eigentlich wollte er sie auch nicht mehr anrühren; sie war ihm zuwider. Aber manchmal betrank er sich mit diesem ekligen Zeug aus gegorener Schafsmilch, und dann ging er zu ihr. Gunda lebte in ständiger Todesangst, und darum war sie gefügig, heuchelte ihm Leidenschaft vor, egal wie grob er zu ihr war, weil sie 454

mehr als alles andere fürchtete, sein Hass auf sie könnte sich auf seinen schutzlosen Sohn übertragen. Er durchschaute das natürlich, doch statt sie zu bedauern –

oder wenigstens zufrieden zu lassen –, wurde er noch ein bisschen gemeiner.

Und wenn er am nächsten Morgen mit dickem Schädel und einem fauligen Geschmack im Mund zu sich kam, fand er sich in einem Jammertal aus Verzweiflung und Abscheu vor sich selbst.

»Hier, Herr.« Heide reichte Candamir ein Gericht aus Melde und Ziegenkäse. Sie wusste, dass er das gern aß.

»Ich hab auch noch ein schönes Stück Kalbsleber für dich«, fügte sie hinzu.

»Dann her damit.«

Er schaufelte sich den würzigen Eintopf mit einem hölzernen Löffel in den Mund und war schon fertig, als sie ihm die Leber brachte: ein kleines Stück dunkl s e , saftiges

Fleisch auf einem Holzteller.

»Und das ist alles?«, knurrte er.

Heide nickte und beschloss, ihm lieber nicht zu sagen, dass sie nicht nur Hacon, sondern auch Gunda ein Stück Leber zugesteckt hatte, denn das Mädchen wurde immer dürrer und hatte nicht mehr genug Milch. Vermutlich war das der Grund, warum der kleine Nils so viel schrie, was nicht gerade dazu beitrug, die allgemeine Stimmung zu heben.

»Es ist noch reichlich Eintopf da«, sagte die Köchin besänftigend.

»Gut. Bring mir welchen. Und sorg dafür, dass das Geplärr aufhört.«

Sie nahm ihm die leere Schale ab und trug sie zum 455

Feuer.

»Kleine Kinder schreien, Herr, es ist normal. Du hast es auch getan, lauter als dein Sohn hier. Ich muss es wissen, ich war dabei. Man kann nichts dagegen tun.«

»Nein? Bring mir einen faustgroßen Stein, und ich zeig dir, was man dagegen tun kann.«

Heide wurde blass und bedachte ihn mit einem vorwurfsvollen Kopfschütteln. Gunda stieß einen kleinen, zutiefst verzweifelten Schrei aus und sprang von ihrem Platz am Feuer auf, um Nils irgendwohin zu tragen, wo sein Vater ihn nicht hörte.

»Du bleibst«, fauchte Candamir in ihre Richtung, ohne sie anzuschauen.

»Herr …«, begann Austin zaghaft.

»Sei lieber still«, riet Candamir. »Es gibt nichts, das ich von dir hören will.«

»Nein, das glaub ich«, entgegnete der Sachse. »Denn du wüsstest ja, dass es die Wahrheit ist, nicht wahr? Und welcher selbstmitleidige Schwächling hält es schon aus, die Wahrheit zu hören?«

Tjorv, Nori und Heide starrten ihn an, als hätte er den Verstand verloren, und er selbst hegte den Verdacht auch.

Aber er hatte sich dieses Elend wochenlang schweigend angeschaut, und jetzt war das Maß voll.

»Wie hast du mich genannt?«, erkundigte Candamir sich und stan

d auf.

Austin erhob sich ebenfalls und trat zwei Schritte vom Feuer weg, denn er wollte nicht hineinfallen, wenn er zu Boden ging. Und das würde er. »Du hast mich sehr gut verstanden«, antwortete er scheinbar gelassen.

Geradezu dankbar stürzte Candamir sich auf ihn. Seine endlosen Grübeleien hatten ihn längst zu dem Schluss 456

gebracht, dass der Sachse und dessen verfluchter Gott an all seinem Unglück Schuld waren, und jetzt würde zumindest einer von beiden zahlen.

Er packte seinen Knecht mit der Linken am Kragen und ballte die Rechte, aber er bekam keine Gelegenheit, zuzuschlagen. Zwei Keulenarme legten sich von hinten um seinen Oberkörper und rissen ihn zurück.

Candamir musste nicht über die Schulter sehen, um festzustellen, wer ihn zu diesem unpassenden Zeitpunkt besuchte; er kannte nur einen Mann, dessen Gewand selbst an den Unterarmen zu platzen drohte, wenn er die Muskeln anspannte. »Harald …«

»Ganz recht«, antwortete der Schmied mit seiner angenehmen, tiefen Stimme. »Muss ich dich erst ein bisschen rütteln, oder kann ich dich loslassen?«

»Sei so gut.«

Harald gab ihn frei, legte ihm aber sogleich eine Hand auf die Schulter und drehte ihn zu sich um. »Hast du gegessen? Dann lass uns zum Fluss runtergehen. Ich würde gern ein paar Dinge mit dir bereden.«

Candamir hatte keinerlei Inte e

r sse. Er konnte sich

unschwer vorstellen, was Harald ihm zu sagen hatte, und er wollte es von ihm ebenso wenig hören wie von seinem Sachsen. Aber dem Schmied konnte er nicht so einfach das Maul stopfen wie seinem Knecht. Abgesehen davon, dass Harald einer der geachtetsten Männer ihrer Gemeinschaft und sein Freund war, hätte er die Folgen auch sicher nicht so ohne weiteres verkraften können …

»Ja. Natürlich, Harald.«

Mit einem zufriedenen Nicken wandte der Schmied sich ab – nicht ohne Austin verstohlen zuzuzwinkern – und führte Candamir zum Ufer.

Sie nahmen die kleine Fähre und setzten auf die andere Seite über, wie viele Leute es taten, wenn sie ungestört sein wollten. Hier am Südufer war es still und friedvoll, und die Roggenfelder boten einen erhebenden Anblick.

Das Getreide gedieh prächtig. Fast meinte man, man könnte zusehen, wie es wuchs. Die Halme waren schon hoch genug, dass man den Wind hindurchstreichen sah.

Noch fünf, höchstens sechs Wochen, schätzte Candamir, dann konnten sie mit der Ernte beginnen. Bei dem Gedanken an frisches, heißes Roggenbrot wurde er immer heißhungrig, selbst wenn er gerade erst gegessen hatte.

Sie schlenderten am Feldrain entlang Richtung Süden.

Eine Vielfalt von Blumen blühte hier im Gras, und die Bienen und Hummeln waren noch emsig bei der Arbeit.

Auch der Schmied lauschte dem Summen. »Wir werden eine reiche Honigernte haben«, bemerkte er zufrieden.

»Du weißt ja, ich habe eine Schwäche für Met.«

»Wer hätte die nicht«, erwiderte Candamir abwesend.

Süßes Vergessen …

»Hör mal, mein Junge«, begann Harald abrupt. »Ich würde gern deine Schwester zur Frau nehmen. Sie will es auch. Ich hoffe, du gibst dein Einverständnis?«

Mehr noch als die Frage selbst überraschte Candamir der Tonfall banger Unsicherheit. Er blieb stehen und sah den Schmied an. »Harald … *Natürlich* bin ich einverstanden.«

Harald lächelte, nickte knapp und ging weiter. »Sie hat in den letzten Wochen viel Zeit bei uns verbracht, weißt du.«

Das war Candamir nicht entgangen. Er hatte auch durchaus zur Kenntnis genommen, dass seine Schwester nachts oft nicht nach Hause gekommen war, aber er hatte geglaubt, sie wolle dem heimischen Unfrieden entfliehen.

458

Er wusste sehr wohl, dass Asta sich vor ihm fürchtete, wenn er zornig oder übler Laune war. Das war immer schon so gewesen. Also hatte es ihn nicht weiter verwundert, dass sie bei dem Mann Zuflucht suchte, der auch für sie einem Vater am nächsten kam. Oder wenigstens hatte er das geglaubt. In Wahrheit lagen die Dinge wohl ein wenig anders …

Der Schmied hob die Rechte zu einer hilflosen Geste.

»Ich war anfangs wie gelähmt. Nach Asis Tod, meine ich.

Als hätte man ein Stück von mir abgeschnitten, ohne das ich nicht funktionieren konnte. Deine Schwester war zur Stelle und hat uns geholfen. Auch mit den praktischen Dingen des Alltags. So habe ich zuerst gar nicht gemerkt, was passierte. Ich hatte nicht die Absicht, je wieder zu heiraten.«

Candamir lächelte vor sich hin. »Ich bin froh. Ihr seid beide zu jung, um für den Rest eurer Tage allein zu bleiben. Was für ein Glück, dass ihr euch gefunden habt.«

Harald blieb stehen. »Ja. Die Götter haben uns ein großes Glück beschert. Und das bringt uns zu dir und deinem Glück, mit dem es in letzter Zeit nicht so rosig ausgesehen hat, wie du es gewohnt warst.«

Candamirs Miene wurde verschlossen. »Oh, lass uns nicht jetzt davon reden.«

»Doch, das müssen wir. Komm, wir wollen uns einen Moment setzen. Das Gras duftet so herrlich. Komm, mein Junge.«

Nebeneinander ließen sie sich am Feldrand im Gras nieder. Candamir rupfte einen Halm aus, steckte ihn zwischen die Lippen und schaute nach Westen, wo die Sonne hinter den Bäumen verschwunden war und ein schmales Wolkenband glutrot färbte.

Das Schweigen zog sich in die Länge, doch das war 459

nicht unangenehm. Da der Schmied von Natur aus ein wortkarger Mann war, hatte Candamir sich schon in früher Jugend an diese einträchtige Stille gewöhnt. Er fand sie wohltuend.

Heute jedoch schien Harald entschlossen, geradezu verschwenderisch mit Worten zu sein. »Du hast dir mit Olaf einen gefährlichen Feind gemacht, Candamir. Das war dir klar, und du hast es trotzdem getan. Und das war richtig, denn du warst in der strittigen Frage im Recht.

Doch ich bin sicher, du hast gewusst, dass diese Feindschaft dir auch irgendwann etwas abverlangen würde.«

»Aber nicht das«, protestierte Candamir und nahm den Grashalm aus dem Mund. »Ich habe damit gerechnet, dass er im Thing immer gegen mich sein würde. Dass er mich übervorteilt, wenn ich einen Handel mit ihm machen muss

– was ja auch geschehen ist. Dass er mich vielleicht eines Tages im Kampf erschlägt. Aber nicht … das hier. Diese Demütigung. Dieser … vollständige Verlust meiner Ehre.

Ich habe gar nicht gewusst, wie kostbar sie mir ist. Ich bin nur froh, dass mein Vater das nicht erlebt hat. Er … er hätte sich so furchtbar geschämt.«

Harald schüttelte langsam den Kopf. »Du irrst dich. Du schätzt diese Sache vollkommen falsch ein. Dein Vater wäre stolz auf dich gewesen. *Ich* war an seiner Stelle stolz auf dich. Du …«

»Harald, bitte«, unterbrach Canda i

m r gepresst. »Keine

schönen Lügen aus Mitgefühl. Ich glaube, das würde mir den Rest geben.«

Der Schmied wandte ihm das Gesicht zu und sah ihm in die Augen. »Ich sage dir die Wahrheit, und du wirst jetzt den Mund halten und sie dir anhören. Selbst Eilhard, von dessen großen Taten im Kampf schon zu seinen Lebzeiten 460

Lieder gesungen werden, hat gesagt, er hätte nicht tun können, was du für deinen Bruder getan hast. Sich im Kampfesfieber für seine Kameraden zu opfern ist tapfer und ehrenvoll. Aber sich so kaltblütig und sehenden Auges in die Hände seines Feindes zu begeben, das erfordert eine Art von Mut, den nur die wenigsten besitzen. Und ich habe gesehen, dass Olaf *alles* getan hat, um dich in die Knie zu zwingen, dich dazu zu bringen, Hacon loszulassen und davonzukriechen. Jeder konnte das sehen. Und mit jedem Schlag, den du freiwillig auf dich genommen hast, wurde Olaf kleiner und wurdest du größer. Keiner deiner Nachbarn hat d ich je so hoch

geachtet wie heute.«

Candamir glaubte ihm kein Wort, aber er wollte Harald nicht beleidigen und behielt seine Zweifel für sich.

»Am liebsten würde ich eine Weile fortgehen«, gestand er schließlich. »Ins Grasland vielleicht. In Ruhe die schönsten Pferde aussuchen, einfangen und sie dort zureiten, ungestört. Oder noch weiter weg. Das L

eere

Land und den feurigen Berg erkunden. Oder ein Boot bauen und Catan umsegeln. Ich vermisse das Meer, weißt du. Aber ich kann nicht. Mein Bruder, mein Sohn, mein Gesinde … Sie sind wie ein Mühlstein um meinen Hals.

Manchmal ist mir, als könnte ich nicht mehr atmen.«

Der Schmied nickte. »Ve a

r ntwortung kann eine große

Last sein, und dir ist sie eigentlich viel zu früh aufgebürdet worden, als dein Vater damals nicht heimkam. Aber dass du ihr nicht entfliehen kannst, muss nicht heißen, dass du nichts ändern kannst.«

»Wie meinst du das?«

Scheinbar unvermittelt wechselte der Schmied das Thema.

»Candamir, ich möchte dich bitten, mir eine Schmiede 461

und eine Halle zu bauen. So bald wie möglich. Ich will deiner Schwester und ihren Kindern ein vernünftiges Heim bieten. Ich gebe dir Saatweizen dafür. So viel du brauchst.«

Damit wäre ich um eine Sorge ärmer, dachte Candamir, fragte jedoch: »Woher in aller Welt hast du Saatweizen?«

Harald lächelte geheimnisvoll. »Ein Schmied bekommt immer, was er benötigt, denn ein jeder ist auf ihn angewiesen.«

Candamir hob seufzend die Hän e

d . »Ich würde nichts

lieber tun, als euch euer neues Heim zu bauen«, antwortete er. »Aber wenn ich kein Land ro e

d , nützt mir der beste

Saatweizen nichts. Du wirst zu Recht entgegnen, dass mich das Land ohne Saatgut auch nicht satt macht, aber

…«

»Hör mir zu«, fiel der Schmied ihm ins Wort. »Ich habe mit vielen Männern gesprochen. Über das Roden und Säen, über die Notwendigkeit von Häusern vor dem Winter und über dich. Berse sagt, du seiest ein hervorragender Zimmermann, besser als jeder seiner Söhne.«

»Das ist doch lächerlich. Jeder Mann kann einen Baumstamm spleißen und ein paar Balken zusammenzim e

m rn …«

Harald lachte leise. »Ja, ich meine auch immer, ein jeder müsste sich seine Messer und Pflugscharen eigentlich selbst schmieden können, denn es ist doch so einfach.

Einfach ist es aber nur für den, der weiß, wie es geht. Du hast mehr Erfahrung, als dir vermutlich selbst bewusst ist.

Hast du nach dem Tod deines Vaters etwa nicht all deine Wirtschaftsgebäude von eigener Hand erneuert? Hast du

nicht Osmund eine Halle gebaut? Und Olaf hier in kürzester Zeit ein neues Haus? Du besitzt ein wertvolles 462

Talent, Candamir, auch wenn es dir nicht bewusst ist, weil es dir so selbstverständlich erscheint. Der Meinung ist auch Berse, und der muss es schließlich wissen, nicht wahr?«

Candamir erwiderte nichts. Er war verblüfft.

»Wir haben uns Folgendes überlegt«, fuhr Harald fort.

»Du und Berse, ihr baut u s

n ere Häuser. Natürlich

bekommt ihr an Knechten, so viele ihr braucht. Dafür roden die anderen Männer euer Land mit, und jeder gibt euch etwas Saatgut, und sie werden eure Felder auch pflügen und einsäen. Sieh mich nicht so argwöhnisch an.

Es hat nichts mit Almosen zu tun. Du wirst entlohnt für dein Handwerk, genau wie ich. Auf diese Art und Weise könnte vielleicht jede Sippe bis zum Beginn des Winters ein Haus bekommen.«

Candamir dachte darüber nach. Es war ein sinnvoller Plan, musste er einräumen. Seine Armut hätte ein Ende.

Und er verstand sich gut mit dem brummigen, zwergenhaften Schiffsbauer – er war sicher, sie könnten hervorragend zusammenarbeiten. Seine Miene hellte sich ein wenig auf. Wälder roden und Felde r bestellen waren

eine lebensnotwendige Schinderei. Aber Häuser zu bauen gab ihm eine eigentümliche Befriedigung. Nur deswegen war er in der Lage gewesen, seinen Handel mit Olaf klaglos

zu erfüllen. Die Zukunft sah auf einmal gar nicht mehr so finster aus …

»Das … klingt nicht übel, Harald.«

Der Schmied lächelte zufrieden. »Nicht wahr? Und das ist nicht das Einzige, was ich mir für dich ausgedacht habe. Jetzt kommen wir zu deinem Bruder.«

»Schade. Ich fing gerade an, mich besser zu fühlen.«

»Ich habe nicht die Absicht, dir vorzuhalten, du zeigest zu wenig Nachsicht. Das wäre einfach zu viel verlangt.

463

Und du hast wahrlich genug für ihn getan. Er ist ein Junge in einem schwierigen Alter – glaub mir, ich weiß, wovon ich rede, denn mein Godwin ist nur unwesentlich älter –, und er hat eine sehr große Dummheit gemacht. Nicht mehr, nicht weniger. Eines Tages wirst du die Kränkung überwinden, die er dir zugefügt hat, und ihr werdet vielleicht sogar irgendwann wieder Zuneigung füreinander empfinden. Aber bis es so weit ist, solltet ihr einfach nicht unter einem Dach leben. Gib ihn mir in die Lehre, Candamir. Und erlöse mich im Gegenzug von meinem unausstehlichen Sohn.«

Candamir schaute ihn verwundert an.

»Godwin trauert sehr um seine Mutter«, erklärte der Schmied. »Und er ist der Meinung, es sei viel zu früh für mich, wieder zu heiraten. Er macht aus dieser Ansicht keinen Hehl, vor allem Asta gegenüber nicht. Er ist unverschämt zu ihr und treibt mich zur Weißglut. Keinen Tag ist mehr Frieden in meinem Haus, und deine Schwester ist unglücklich. So geht es nicht weiter.«

Candamir fiel aus allen Wolken. Er hatte geglaubt, unablässigen Hader wie den, der in seiner Hütte herrschte, gebe es nur bei ih und den Seinen.

m

Harald lächelte. »Jede Familie hat ihre Kümmernisse, wusstest du das nicht?«

»Doch. Eigentlich schon.«

»Also? Was sagst du zu meinem Vorschlag?«

»Ich bin einverstanden. Ich fürchte nur, du wirst ihn bald bereuen. Hacon ist ein arbeitsscheuer Taugenichts.«

»Das ist Godwin auch.«

Candamir schüttelte den Kopf. »Das war er nicht, als er in meiner Waldarbeitermannschaft war.«

»Siehst du? Das ist ja der Sinn der Sache. Godwin zeigt 464

sich bei dir von seiner besseren Seite, und ich bin überzeugt, dass Hacon das bei mir auch tun wird. Weil Godwin gegen dich und Hacon gegen mich keinen Groll hegt.«

Plötzlich erinnerte Candamir sich, dass er selbst sich als junger Bursche auf dem väterlichen Hof gern vor der Arbeit gedrückt, in der Schmiede aber immer freiwillig mit angepackt hatte. Weil er Harald verehrte, während er seinen Vater meist gehasst hatte …

Candamir streckte die Rechte aus.

Harald schlug ein und besiegelte damit ihren Handel.

»Und nun kommen wir zu Gunda.«

Candamirs Hand zuckte zurück, und er wandte beschämt den Blick ab.

»Du k

annst dich nicht entschließen, sie zu töten, nicht wahr?«, fragte Harald.

Candamir hatte die langen Beine angezogen, die Arme auf den Knien verschränkt und stützte das Kinn darauf.

»Nein«, sagte er zu dem wogenden Roggen. »Es ist genug Blut geflossen in i

d eser verfluchten Sache. Und … ich

kann nicht vergessen, was für ein süßes, unschuldiges Ding sie war, als sie zu mir kam. Was aus ihr geworden ist, habe ich aus ihr gemacht. Sie trägt nicht allein die Schuld daran.«

Der Schmied schwieg erstaunt. Ein solches Ausmaß an Selbsterken t

n nis fand er ungewöhnlich für einen so jungen Mann. Und untypisch für einen Hitzkopf wie Candamir.

Das konnte nur das Werk des weisen jungen Sachsen sein, vermutete Harald. In seinen finstersten Stunden im Gebirge, als Asi gestorben war, hatte er Austin kennen und schätzen gelernt. Und er fand, es sprach für Candamir, dass er in der Lage war, sich diesem Einfluss zu öffnen, der doch in so vieler Hinsicht allem entgegenstand, was 465

bei ihrem Volk seit Menschengedenken der Vater an den Sohn weitergab.

»Aber ich kann ihr nicht verzeihen«, fuhr Candamir fort.

»Es ist seltsam. Einmal … einmal hab ich sie Osmund gegeben für eine Nacht. Kurz nach Gislas Tod. Es hat mir nicht viel ausgemacht. Es war etwas anderes. Vielleicht, weil es nicht mein Bruder war.«

»Wohl eher, weil du dein Einverständnis gegeben hattest. Es ist ein Unterschied, ob man etwas großmütig verschenkt oder ob es einem gestohlen wird.«

»Ja, du hast Recht.«

»Ich finde es richtig, dass du sie leben lässt«, eröffnete der Schmied ihm. »Viele sehen das anders, aber was immer sie sonst sein mag, sie ist auf jeden Fall die Mutter deines Sohnes, der der erste Sohn Catans ist. Auch Brigitta meint, sie sollte deswegen weiterleben. Aber du solltest sie nicht behalten.«

»Nein, ich weiß.«

»Ivar hat mir gesagt, er würde sie gern nehmen.«

»Ivar? Der Kapitän des *Meerespfeils?* «

Harald nickte. »Und er will dir eine Sau dafür geben. Ein richtiges Hausschwein, das er aus Elasund mitgebracht hat, mit allen Ferkeln.«

»Aber Ivar ist fett und hat faule Zähne und überall Geschwüre im Gesicht«, protestierte Candamir.

Harald mühte sich, eine ernste Miene zu wahren. Er hatte nur feststellen wollen, wie Candamir in Wahrheit zu der friesisehen Sklavin stand. »Dann verkauf sie mir«, schlug er vor.

»Asta hat sie sehr ins Herz geschlossen. Dein Sohn könnte in meinem Haus aufwachsen, bis er alt genug ist, auf seine Mutter zu verzichten und ins Haus seines Vaters 466

zu ziehen. Ich besitze keine Sklavin mehr – unsere Tjorvig ist ja beim zweiten Sturm über Bord gegangen und ertrunken. Aber Asta könnte gut ein bisschen Hilfe gebrauchen mit ihren kleinen Kindern und meinem Haushalt. Als Preis mache ich dir die beste Axt, die du je in Händen gehalten hast.«

Es klang vernünftig. Candamir wusste, dass er sich von Gunda trennen sollte. Was er hingegen nicht wusste, war, was er dann mit seinen natürlichen Trieben anfangen sollte. Und das war nicht das einzige Problem an Haralds scheinbar so nahe liegender Lösung.

»Es ist schade um die Axt«, antwortete er mit einem Seufzer ehrlichen Bedauerns. »Aber darauf kann ich mich nicht einlassen. Wenn Hacon und sie unter deinem Dach leben, wird es nicht lange dauern, bis sie sich ihm wieder an den Hals wirft, und das will ich nicht. Hacon soll für seinen Treuebruch nicht auch noch belohnt werden.«

Schon allein bei dem Gedanken überkam ihn rasende Eifersucht. Und auch die o

V rstellung, dass sein Bruder

und seine Magd zusammen in Frieden im Haus des Schmieds leben sollten, gefiel ihm nicht. Sie hatten keinen Frieden verdient.

Harald nickte und hob ergeben die Schultern. »Wie steht es denn nun eigentlich mit dir und der schönen Königin?«

Candamir winkte ab. »Schlecht. Sie will mich nicht.«

»Das hat sie gesagt?«

»Nicht mir. Aber Osmund.«

»Er hat sie an deiner statt gefragt? Also wirklich, Junge, ich frage mich manchmal, ob ihr es mit eurer Freundschaft nicht ein wenig zu weit treibt.«

Candamir lachte verlegen. »Nein, nein. Er hat sie gefragt, ob sie *ihn* heiraten wolle. Und als sie ihn abwies, hat sie ihm erklärt, sie wolle überhaupt keinen Mann. Du 467

hattest ganz Recht, Harald: Siglind hat kein Interesse an sterblichen Männern, sondern allein am Gott meines Sachsen. Wenn Austin ihr die Geschichten von dessen Taten erzählt, dann leuchten ihre Augen.«

»Ich bin überrascht, dass du das zulässt.«

»Das muss ich.« Und Candamir berichtete Harald von dem Handel, den er mit dem Gott des Sachsen geschlossen hatte.

»Verstehe. Nun, vielleicht ist die Königin der Kalten Inseln von sterblichen Männern so bitter enttäuscht worden, dass sie es für sicherer hält, sich dem Göttlichen zuzuwenden. Doch möglicherweise lässt sie sich umstimmen.«

Candamir hob die Schultern. »Aber gewiss nicht von mir.«

»Da wär ich an deiner Stelle nicht so sicher. Vielleicht müsstest du dich ein bisschen mehr um sie bemühen. Und dabei ist Gunda dir nur im Wege. Überleg es dir noch mal, Candamir. Es kann kein gutes Ende nehmen, wenn du das Mädchen behältst.«

Der junge Mann wandte den Blick ab und schaute auf den Fluss. »Das verlange ich ja auch gar nicht.«

»Bei Thors Hammer, was für eine schöne Braut«, raunte Berse Candamir zu. »Dein Fr u

e nd ist wahrhaftig zu

beneiden.«

Candamir gab ihm Recht. Inga war vielleicht keine überwältigende Schönheit, aber ein hübsches junges Mädchen mit einer zarten, rosigen Haut, und heute strahlten ihre Augen. Obendrein trug sie einen neuen Trägerrock von der gleichen tiefroten Farbe, die Siglinds Gewand einst besessen hatte. Die Königin der Kalten 468

Inseln selbst hatte das Tuch eingefärbt und das Brautkleid mit Ingas junger Stiefmutter Britta zusammen genäht. Auf dem geflochtenen blonden Haar trug Inga einen Kranz aus blassrosa Wildrosen, die hier überall an niedrigen Sträuchern im Wald wuchsen.

»Ja, sie ist hinreißend«, antwortete er leise, um die feierliche Stille nicht zu stören.

Brigitta stand vor dem Paar, wandte sich aber nun an den Brautvater, der sich einen Schritt zur Linken hinter seiner Tochter hielt. »Ist die Frage der Mitgift geregelt?«, erkundigte sich die alte Frau.

Siward nickte. »Durch den Untergang des *Falken* besitze ich im Augenblick nicht viel, aber Osmund ist einverstanden, dass ich die Mitgift von einem halben Dutzend Schafen zahle, sobald ich kann.«

Ein halbes Dutzend Schafe waren in Catan sehr viel mehr wert als in Elasund, und die Versammelten murmelten zustimmend. Es war allgemein üblich, die Mitgift vor Zeugen

zu beziffern, weil die Braut sie im Falle einer Trennung zurückfordern konnte und –

zuzüglich ihrer Morgengabe – als persönliches Vermögen behielt.

»Gut. Dann gib die Hand deiner Tochter nun ihrem Bräutigam«, wies Brigitta ihn an.

Siward trat vor Inga. Sein Ausdruck war ein wenig wehmütig, aber er lächelte, nahm sein jüngstes Kind bei den Händen und küsste es auf die Stirn. »Möge Berchta dich segnen und dir das Glück vieler Söhne beschieden sein, Inga«, murmelte er ein wenig unbeholfen. Dann fasste er jeden der Brautleute bei einer Hand und fügte sie zusammen. Ingas zierliche Rechte verschwand in Osmunds schwieliger Pranke. Der Anblick erweckte verhaltene Heiterkeit, und selbst Osmund und Inga 469

tauschten ein verstohlenes Lächeln.

Brigitta nahm eine vorbereitete Girlande aus Lilien und Birkenzweigen aus einer flachen Tonschale. An den Enden des Blumenschmucks baumelten zwei kleine runde Holzscheiben, die eine Perthro- und eine Ingwaz-Rune zeigten, welche für weibliche und männliche Fruchtbarkeit standen. Die alte Frau schlang die Girlande um die Handgelenke der Brautleute und schloss sie mit einem lockeren Knoten. Dann breitete sie die Arme aus. »Vater der Götter, segne diesen Bund deines treuen Gefolgsmannes und deiner Dienerin.«

Inga wandte sich Osmund zu. Ihre Augen leuchteten t t

a sächlich wie Sterne. Niemand konnte daran zweifeln, dass sich an diesem Tag ihr lang gehegter Wunschtraum erfüllte. Doch sie sprach mit feierlichem Ernst: »Dir allein will ich

angehören vom heutigen Tage an, und gemeinsam mit dir will ich Odin dienen, auf dass er uns seiner Weisheit teilhaftig werden lasse und das Glück sich niemals gegen uns wende.«

Ein solches Eheversprechen war unüblich und fremd, und die Siedler tauschten verwunderte Blicke. Mancher fragte sich, wer diesen frommen Schwur ersonnen hatte oder wozu er dienen sollte. Aber er ließ niemanden unberührt.

»Dir allein will ich angehören vom heutigen Tage an, und gemeinsam mit dir will ich Odin dienen, auf dass er uns seiner Weisheit teilhaftig werden lasse und das Glück sich niemals gegen uns wende«, wiederholte Osmund mit tragender Stimme, und er schaute seiner Braut dabei unverwandt in die Augen. Als er geendet hatte, schlich sich das kleine Lächeln in seinen Mundwinkel.

Inga wurde ein wenig schwindelig vor Glückseligkeit.

Vielleicht ahnte er das, jedenfalls legte er ih r den freien

Arm um die Schultern, presste sie ungeniert an sich und drückte die Lippen auf ihre.

Das brach die ehrfürchtige Stille, und die Umstehenden applaudierten und lachten. Dann scharten sie sic h um das

Brautpaar, um zu gratulieren.

Candamir war der Erste. Er schloss seinen Freund in die Arme. »Möge dir alles Glück der Welt beschieden sein«, murmelte er.

»Danke, Candamir.«

Der wandte sich an die Braut und küsste sittsam ihre Hand.

»Mach ihn glücklich. Sonst bekommst du Ärger mit mir«, drohte er augenzwinkernd.

Sie lachte. »Da bin ich ganz unbesorgt …«

Candamir ließ sie los und trat zurück, um den übrigen Gratulanten Platz zu machen, und fand sich neben Asta und Harald wieder.

»Und?« Der Schmied sah seine Braut mit leicht zur Seite geneigtem Kopf an. »Bereust du es nicht, auf so eine bewegende Zeremonie verzichtet zu haben? Es ist noch nicht zu spät, weißt du. Wir könnten Brigitta immer noch bitten, uns zu vermählen.«

Aber Asta schüttelte den Kopf. »Wozu? Ich habe kei e n

Mitgift, die ich zurückfordern, und keinen Vater, der mich dir feierlich überreichen könnte.«

»Nur einen Bruder«, warf Candamir ein.

Sie drückte kurz seine Hand. »Ich hoffe, du nimmst es mir nicht übel, dass ich dich um diese Ehre geprellt habe.«

Da sie nicht viel für Brigitta übrig hatte und der Meinung war, sie und Harald könnten den e

S gen der Götter für

ihren Bund ebenso gut selbst erbitten, war sie einfach mit ihren Kindern in die Hütte des Schmieds gezogen.

Niemand fand das schockierend. Niemand außer dem Sachsen.

Candamir schüttelte den Kopf. »Wenn du zufrieden bist, bin ich es auch.« Darüber hinaus hatte er derzeit keinerlei Bedürfnis, im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu stehen. Hätte Osmund nicht ausgerechnet diesen Mittsommertag für seine Vermählung gewählt, wäre Candamir vermutlich ins Grasland geflüchtet und hätte sich von allen Festlichkeiten fern gehalten. Doch so wie die Dinge lagen, war das natürlich unmöglich. Also versuchte er, seine Düsternis so tief in seinem Innern zu verbergen, dass nicht einmal Osmund sie sehen konnte. Beim Festschmaus nach der Vermählungszeremonie aß und trank er mit der ihm eigenen Hingabe und brachte gut gelaunte, wenn auch teilweise äußerst anstößige Trinksprüche auf das Brautpaar aus. Inga errötete jedes Mal, aber sie lächelte.

Nach dem Brautmahl begannen die eigentlichen Feiern zum Mittsommerfest: Wettbewerbe im Faustkampf, Steinweitwurf, Tauziehen und Bogenschießen, unterbrochen von Musik, Tanz und immer neuen Mahlzeiten. Hacon schlug sich bemerkenswert im Ringkampf mit seinen Altersgenossen, besiegte seinen Freund Wiland, musste sich Olafs Sohn Lars jedoch geschlagen geben, der das Gesicht des Unterlegenen unnötig lange in den Schlamm der Uferwiese drückte, bis Hacon in Panik um sich schlug und die Umstehenden die Kontrahenten trennten. Als Hacon sich schließlich aufrichtete, war sein Haar zerzaust und sein Gesicht dreckverschmiert. Er sah vollkommen lächerlich aus.

Lars' Triumphschrei gellte auf den majestätischen Fluss hinaus. Obendrein gewann Olaf das Steinschleudern.

Candamir schlich sich davon, ohne auch nur an einem der Wettkämpfe teilgenommen zu haben, für die er sich

früher so begeistert hatte. Er ging zu der kleinen Koppel neben seiner Hütte, die seine Rinder ebenso wie seine Pferde beherbergte, legte der Stute das selbst geknüpfte Zaumzeug um und schwang sich auf ihren bloßen Rücken.

Er hatte ihr in den letzten Wochen viel Zeit gewidmet, und sie war lammfromm geworden und ihm sehr zugetan.

Aber er wusste, dass es sie quälte, von ihrem Fohlen getrennt zu sein. Also gestattete er dem struppigen kleinen Hengst, neben seiner Mutter herzulaufen, umrandete d ie

Dorfwiese und die armseligen Hütten in einem weiten Bogen im Schritt und ritt in nördlicher Richtung in den Wald.

Dies war beinah noch unerforschtes Gelände für ihn. Der Wald bestand großteils aus Laubb u

ä men und war jünger

als der Forst, den sie bislang gerodet hatten. Candamir nahm an, dass hier vor vielleicht zehn oder fünfzehn Jahren ein gewaltiges Feuer gewütet hatte. Im dichte n

Unterholz raschelte allerhand Kleinwild, und in de m

Flüsschen, an dem er schließlich Halt machte, war ein emsiger Biber dabei, einen Damm zu bauen.

Candamir saß ab, ließ die Stute grasen und setzte sich ans Ufer, um dem unvergleichlichen Baumeister zuzuschauen.

»Hoffst du, noch etwas von ihm zu lernen?«, erkundigte sich eine sanfte, aber doch ein wenig spöttische Stimme hinter ihm.

Candamir fuhr leicht zusammen, aber er wandte sich nicht um. »Ich kann nicht hoffen, jemals halb so gut zu werden wie er, und wenn ich hundert Jahre hätte, um Häuser zu bauen«, antwortete er.

Es brachte ihm ein silberhelles Lachen ein. Dann erschienen zwei nackte kleine Füße und ein ausgebleichter roter Rocksaum am Rande seines Blickfeldes.

»Welch ein Zufall, dass wir uns hier begegnen, edle Königin«, bemerkte er nicht ohne Hohn.

»Es ist kein Zufall«, entgegnete sie. »Ich bin dir gefolgt.

Und nenn mich nicht so. Das bin ich nicht mehr.«

Endlich wandte er den Kopf und schaute blinzelnd zu ihr auf. Anlässlich des Festtages hatte sie sich das blonde Haar wieder zu zahllosen schmalen Zöpfen geflochten, so wie er sie zum allerersten Mal gesehen hatte. An Bord des *Falken* in jener unheimlichen Nacht auf den Kalten Inseln

…

Als sie seinen Gesichtsausdruck las, senkte sie den Blick. »Es tut mir Leid. Ich wollte dich nicht stören.«

»Du störst mich nicht«, log er. »Und wo du schon hier bist, kannst du dich auch zu mir setzen.«

Sie ließ sich nicht lange bitten. Eine gute Elle von ihm entfernt setzte sie sich ins Gras und verfolgte die putzigen und doch so meisterlichen Bauarbeiten des Bibers.

Candami

Augenwinkel ihre Füße.

r betrachtete aus dem

Sie erschienen ihm sehr zierlich für eine so groß gewachsene Frau. Und sie waren bemerkenswert sauber, wenn man bedachte, dass Siglind eigentlich immer barfuß ging.

»Du versäumst das Fest«, bemerkte sie ohne Vorrede.

»Das ist nicht verboten.«

»Nein. Aber es sieht dir nicht ähnlich.«

Mit gerunzelter Stirn schaute er sie an. »Woher willst du das wissen?«

»Ich kenne dich schon ein Weilchen. Beinah ein Vierteljahr«, fügte sie ein wenig erstaunt hinzu, als sei ihr das selbst gerade erst klar geworden.

Ich kenne mich ja nicht einmal mehr selbst, fuhr es ihm durch den Kopf. Er verschränkte die langen Finger auf den
474

angezogenen Knien und betrachtete wieder das Flüsschen, dessen Oberfläche hier und da funkelte, wo ein Sonnenstrahl durch das leuchtend grüne Laubdach fiel.

»Ich hoffe, du bist mir nicht an diesen wunderbar friedlichen Ort gefolgt, um mir Vorhaltungen zu machen.

Denn wenn ich wohl gemeinte Ratschläge hören wollte, wäre ich dort geblieben, wo mein Sachse, meine Schwester und deren neuer Gemahl sind, die mich alle immer so freigiebig und unaufgefordert an ihrer Weisheit teilhaben lassen.«

Siglind lächelte über seine flegelhafte Grimasse, antwortete aber ernst: »Nein, ich bin gekommen, um dich um einen Gefallen zu bitten.«

»Tatsächlich?« Er ließ sich zurücksinken, stützte sich auf die Ellbogen und sah sie an. »Jetzt bin ich aber neugierig.«

»Morgen findet ein Thing statt, habe ich gehört«, begann sie.

Candamir nickte. »Jedes Jahr findet am Tag nach Mittsommer ein Thing statt. Ich dachte, das sei überall so.«

»Mag sein. Vermutlich ist auch diese Sitte auf den Kalten Inseln in Vergessenheit geraten, weil dort der König alles allein entscheidet, eine Ratsversammlung also völlig überflüssig ist.«

»Verstehe.«

»Ich habe weiter gehört, dass morgen beim Thing ausgelost werden soll, in welcher Reihenfolge die Häuser gebaut werden.«

»Richtig. Der Schmied bekommt als Erster ein neues Haus, damit er sich eine Schmiede einrichten und uns mit dem Werkzeug versorgen kann, das wir zum Bauen, für die Ernte und zum Bestellen der neuen Felder brauchen.

Alle anderen werden ausgelost.«

»Das klingt sehr vernünftig«, befand sie. »Und wer wird diese Häuser bauen?«

»Berse und ich mit rund zwei Dutzend Sklaven. Sigurd wird seinem Vater zuarbeiten, ich habe Haralds Sohn Godwin als … eine Art Lehrling, nehme ich an. Das sollte reichen.«

»Und wer deckt die Dächer?«, fragte Siglind weiter.

Candamir hob die Schultern. »Das werden wir lernen müssen. Vielleicht kannst du mir bei Gelegenheit noch einmal erklären, was du darüber weißt.«

»Ich würde es lieber selbst machen.«

»Was?«, fragte er verständnislos.

Sie runzelte unwillig die Stirn. »Das Dachdecken.

Darüber sprachen wir, oder?«

» *Du?* « Er lachte verblüfft. »Was für eine alberne Idee.«

»Ah ja? Ich bin die Einzige, die Erfahrung mit Rieddächern hat. Also, was sollte da e g gen sprechen?«

»Du bist eine Frau und warst eine Königin. Es wäre unangemessen«, erklärte er geduldig.

»Was ich einmal war, ist ohne Belang und macht mich nicht satt. Ich bin eine Frau, das ist richtig, aber ich bin auch allein, und darum brauche ich ein Haus wie jeder von euch, Candamir. Nur ein kleines. Aber auch ich hätte vor dem Winter gern ein Dach über dem Kopf. Und ich brauche Korn und andere Vorräte. Womit soll ich mir all das verdienen, wenn nicht durch Arbeit? Und warum nicht mit der Arbeit, die ich besser beherrsche als jeder von euch?«

Er sah ein, dass ihr Vorschlag doch nicht gänzlich abwegig war, aber er schüttelte trotzdem den Kopf.

»Niemand wird mehr auf den Feldern arbeiten wollen, 476

wenn du unsere Dächer deckst, Siglind. Wir würden verhungern …«

»Was? Ich verstehe nicht, wovon du redest.«

»Ich rede davon, dass lüsterne Kerle in Scharen auf der Baustelle erscheinen würden, um dir unter den Rock zu schielen, wenn du auf einer Leiter stehst.«

Siglind schlug die Augen nieder und errötete, ob vor Scham oder Zorn, konnte er nicht so recht entscheiden.

»Es gibt einen viel einfacheren Weg, wie du vor dem Winter ein Dach über dem Kopf haben könntest, ohne auf Dachstühlen herumzuklettern, dir womöglich den Hals zu brechen oder jede Nacht in deiner bescheidenen kleinen Kate von irgendeinem liebestollen Kerl heimgesucht zu werden …«

»Red lieber nicht weiter«, warnte sie leise.

Aber gerade der drohende Tonfall machte es ihm unmöglich, aufzuhören. »Du brauchtest mich nur zu heiraten.«

Ihr Kopf ruckte hoch, und das zornige Funkeln in ihren Augen konnte einem beinah Angst einjagen. »Einen eitlen, überheblichen, rohen Schwachkopf wie i d ch? Da hätte ich

gleich bei Cnut bleiben und mir viel Leid und Mühe ersparen können!«

Candamir schluckte sichtlich. »Ein einfaches Nein hätte auch gereicht«, murmelte er kleinlaut.

Er hatte nicht wirklich damit gerechnet, dass sie einwilligen würde. Aber es war das erste Mal in seinem Leben, dass er einer Frau einen Heiratsantrag gemacht hatte, und eine solche Abfuhr war niederschmetternd.

Sie schaute auf seinen gesenkten dunklen Schopf und bekam sofort ein schlechtes Gewissen. »Entschuldige, Candamir«, bat sie halb ungeduldig, halb zerknirscht.

477

»Das wollte ich nicht sagen.«

Er hob abwehrend die Hand. »Oh, ich werd’s schon verkraften«, behauptete er mit einem scheinbar unbekümmerten Grinsen, obwohl er sich dessen gar nicht so sicher war.

»Du hast wahrscheinlich Recht. Ich bin all das, was du gesagt hast.«

Sie seufzte tief. Du kannst auch ganz anders sein, dachte sie. Leider nicht sehr oft, aber ich weiß es, denn ich hab’s gesehen.

»Du hast mich gekränkt mit deinen unflätigen Bemerkungen, darum wollte ich es dir heimzahlen. Aber ich habe nicht wirklich gemeint, was ich gesagt habe.«

Er betrachtete sie mit einem Kopfschütteln. »Erst schlägst du zu, und dann versuchst du, Balsam auf die Wunde zu streichen. Das ist wirklich typisch für euch Frauen. Ihr könnt euch nie entscheiden, was ihr denn nun eigentlich w llt.«

o

»O doch, Candamir. Das kommt euch nur so vor, weil ihr es einfach nie zur Kenntnis nehmt, wenn wir deutlich sagen, was wir wollen.«

»Wie dem auch sei. Es war nicht meine Absicht, dich zu kränken, sondern dir die Wahrheit zu sagen. Und *ich* habe gemeint, was ich sagte. Vielleicht habe ich es ungeschickt vorgebracht, aber ich würde dich wirklich gern heiraten.«

Mit einer abwehrenden Geste kam er ihrer Unterbrechung zuvor.

»Nein, sag es nicht. Ich kenne deine Antwort und bin nicht wild darauf, sie noch einmal zu hören. Ich wollte das nur klarstellen.«

»Und das letzte Wort in dieser Angelegenheit haben«, bemerkte sie mit einem unfreiwilligen Lächeln.

478

»So ist es.« Er stand auf, scheinbar gemächlich, doch in Wahrheit war er der Panik nahe. Er konnte weder ihre Nähe noch ihren Blick auch nur einen Moment länger ertragen. Mit bebenden Fingern nahm er den Zügel der Stute, den er über einen niedrigen Ast geschlungen hatte, und fuhr ihr mit der Linken sacht über die weichen Nüstern. Ebenso sacht und liebevoll nahm sie seine Finger zwischen die Lippen und knabberte ein wenig daran.

»Komm morgen zum Thing und unterbreite deinen Vorschlag selbst«, riet er Siglind, während er aufsaß. »Ich werde dich unterstützen.«

Verblüfft starrte sie ihm hinterher. Hoch aufgerichtet saß er auf seinem Pferd, das er mühelos mit den Knien lenkte, die

Zügel nur locker in einer Hand. Er schnalzte leise, und sowohl die Stute als auch das Fohlen spitzten die Ohren.

Dann verschwand die kleine Gruppe zwischen den Bäumen. Rasch waren Candamirs dunkles Haar, sein Gewand und das tiefbraune Fell der Pferde mit den Schatten des Waldes verschmolzen.

Bei Einbruch der kurzen Dämmerung war die Mehrzahl der Siedler so heillos betrunken, dass kaum einer mehr in der Lage war, die üblichen Zoten zu brüllen, als das Brautpaar Anstalten machte, sich zurückzuziehen.

Brigitta bedeutete Osmund und Inga mit einem Wink, ihr zu folgen, und führte sie nahezu unbemerkt am Ufer entlang zu ihrer Hütte. Dort warteten Asta, Britta und ein paar Sklavinnen, die Inga in ihre Obhut nahmen, zu einer seichten Stelle am Ufer führten, sie im Fluss badeten und schließlich in ein Gewand kleideten, das Brigitta eigens für diesen Zweck gewebt und geschneidert hatte: Es war aus schlichter, ungefärbter Wolle, aber mit eigentümlichen Zeichen und Runen aus grünem und braunem Garn 479

bestickt.

Nervös und unschlüssig schaute Osmund den Frauen nach, als sie im hohen Uferschilf verschwanden. Er wünschte, Brigitta hätte ihm nicht befohlen, nüchtern zu bleiben. Und vor allem wünschte er, sie ließe sie zufrieden und er wäre endlich allein mit seiner Braut …

»Oh, erspar mir diese Leidensmiene«, schalt die Alte.

»Komm lieber her und hilf mir. Umso eher wirst du Gelegenheit bekommen, zu tun, woran du seit heute Morgen unablässig denkst.«

»Das will ich hoffen. Ich habe lange genug gewartet«, erwiderte er, nicht im Mindesten verlegen. Dann trat er zu ihr ans Feuer. »Was soll ich tun?«

»Hier.« Sie drückte ihm einen Mörser in die großen Hände, der zu einem Drittel mit getrockneten Blättern und Wurzeln gefüllt war. »Zerstoße das zu einem Pulver.«

»Was ist es?«, fragte er voller Skepsis.

»Das braucht dich nicht zu kümmern. Nicht du sollst es trinken, sondern Inga.«

»Die *meine* Frau ist. Also? Was ist das hier?«

»Es macht sie sehend. Und fruchtbar.«

»Du meinst, wir bräu h

c ten in unserer Hochzeitsnacht

einen deiner Zaubertränke?«, fragte er ungläubig, zu erstaunt, um wirklich ärgerlich zu werden.

»Nein. Aber es geht um ein bisschen mehr als eure Hochzeitsnacht, Osmund. Jetzt tu, was ich sage. Glaub mir, du wirst es nicht bereuen.«

Wortlos gehorchte er, und als sie den Inhalt des Mörsers in einen Becher Met rührte, schäumte das Gebräu gewaltig auf und zischelte. Es klang giftig. Osmund konnte ein Schaudern nicht ganz unterdrücken und musste zerknirscht feststellen, dass er erleichtert war, nicht derjenige zu sein,

der diesen Becher leeren musste. Brigitta trug den Trank ins Freie und murmelte unablässig vor sich hin, aber Osmund

konnte kein Wort verstehen. Er folgte ihr, hin-und hergerissen zwischen Beklommenheit, Neugier und Ungeduld.

Die Frauen erwarteten sie am Ufer. Inga lächelte ihrem Bräutigam scheu entgegen, als sie ihn kommen sah. Dann nahm sie aus Brigittas Händen den Becher entgegen und leerte ihn, ohne Fragen zu stellen.

»Gut«, raunte Brigitta zufrieden. »Jetzt bring uns auf die Flussinsel hinüber, Osm n

u d.«

Höflich dankte Osmund Asta und den übrigen Frauen, dann nahm er seine Braut bei der Hand, betrachtete einen Augenblick das eigentümliche Gewand, welches sie trug, und führte sie zu dem Ruderboot, das am Ufer lag und gerade drei Menschen Platz bot. Brigitta hockte sich im Heck auf den Boden, Inga kn e

i te am Bug, Osmund nahm

die Riemen.

Inzwischen war es längst Nacht geworden, aber der fast volle Mond war aufgegangen und färbte Dunkelheit und Wasser blau.

Die Insel im Fluss war mit alten Laubbäumen bewaldet, lang gezogen und beinah wie ein Schiff geformt. Osmund hatte sie nie zuvor betreten – sie hatte ihm immer ein gewisses Unbehagen eingeflößt, so als sei sie ein verbotener Ort. Doch er wusste, dass die Frauen oft hinfuhren, und sowohl Brigitta als auch Inga schienen sich gut auszukennen.

Nachdem er das Boot aufs seichte Ufer gezogen hatte, traten sie ohne Zögern zwischen zwei hohen Buchen in den Wald. Schwach konnte Osmund im Mondlicht einen Trampelpfad erkennen.

Er bildete die Nachhut, und nach einigen Schritten hört e

er Ingas schweren Atem. Sie keuchte beinah. Er ging ein wenig schneller und legte ihr von hinten die H

ände auf die

Schultern.

»Alles in Ordnung?«, fragte er leise.

»Sprich nicht mit ihr«, befahl Brigitta gedämpft. »Sie ist jetzt Odins Gefäß. Seine Botin. Sie kann dich nicht hören.«

Odins Gefäß? In *meiner* Hochzeitsnacht?, wollte er empört fragen, aber er beherrschte sich. Er spürte die Mächte, die auf dieser Insel am Werk waren, auch wenn er sie nie hätte benennen können. Sie erfüllten ihn mit Demut, vielleicht gar ein wenig Furcht, machten ihn jedenfalls williger als sonst, sich Brigittas Führung anzuvertrauen.

Plötzlich verließ Inga ohne jeden erkennbaren Grund den Pfad und drängte sich zwischen zwei Haselnusssträuchern hindurch ins Dickicht.

Hilfe suchend sah Osmund zu Brigitta, die ihm bedeutete, seiner Braut zu folgen. Dieses Mal bildete die alte Frau die Nachhut. Je tiefer sie in den Wald vordrangen, desto älter wurden die Bäume, standen weniger dicht, sodass das Mondlicht hier und da durchs Laubdach dringen konnte. Das

Gesträuch blieb zurück, und kniehohe Farne bedeckten den Boden.

Es war sehr still. Sosehr Osmund auch lauschte, war doch keines der üblichen Nachtgeräusche zu hören, und kein Windhauch regte sich mehr. Ihm wurde unheimlich; er zog die Schultern hoch und ging mit grimmiger Miene weiter.

Schließlich führte Inga ihn auf eine Lichtung. Er konnte keinen Grund erkennen, warum hier auf einer Länge von vielleicht dreißig Schritten kein Baum stand, aber es verwunderte ihn auch nicht sonderlich. Nichts wunderte 482

ihn hier. Auch nicht der einzelne weiße Rabe, der lautlos aus der Krone einer gewaltigen Eiche herabschwebte und sich zu Brigittas Füßen niederließ, wo er reglos hocken blieb.

Inga stand in der Mitte der Lichtung, hatte den Kopf in den Nacken gelegt, die Arme abgespreizt und leicht angehoben und drehte sich langsam um die eigene Achse.

Ihr Atem hatte sich beruhigt. Das schmale Gesicht leuchtete im Mondschein. Es wirkte heiter, konzentriert und doch entspannt. Ihr Schatten wies genau in Osmunds Richtung. Er stand stockstill am Rand der Lichtung und beobachtete seine Braut gebannt.

Inga ließ die Arme sinken, schaute Osmund mit großen Augen an und machte drei Schritte in seine Richtung. Er wollte ihr schon die Hände entgegenstrecken, als sie sich plötzlich auf die Knie fallen ließ.

»Geh zu ihr, Osmund«, murmelte Brigitta. »Mach keine raschen Bewegungen, du darfst sie nicht erschrecken.«

Langsam trat er zu Inga und kniete sich neben sie ins lange Gras.

»Gib ihr deinen Sax«, befahl Brigitta ebenso leise.

Er sah sie über die Schulter stirnrunzelnd an. »Aber wird sie nicht …«, begann er.

»Tu es!« Es war ein Flüstern, aber der drängende Ton unmissverständlich.

Zögernd löste Osmund sein gewaltiges Messer vom Gürtel und reichte es Inga mit dem Heft zuerst. Sie nahm es, als habe sie darauf gewartet, obwohl er überzeugt war, dass sie sich seiner Anwesenheit überhaupt nicht bewusst war, dass sie vollkommen andere Dinge sah und hörte. Er bedauerte, dass sie ihm so weit entrückt war, ausgerechnet in dieser Nacht. Es ärgerte ihn auf unbestimmte Weise – er fühlte sich betrogen. Trotzdem wachte er über jede ihrer 483

Bewegungen, weil er fürchtete, sie könne sich mit der scharfen Klinge verletzen.

Inga legte beide Hände an das abgegriffene Walbeinheft des Sax und stieß ihn in die lockere Erde, als wäre er eine Schaufel. Sie brach die Krume auf und grub. Es waren nur kleine Mengen Erde, die sie hervorholte, aber ihre Bewegungen waren stetig und fließend, sodass sie nach kurzer Zeit ein Loch gegraben hatte, das so groß war wie der Helm eines Kriegers. Dann hielt sie inne, ließ sich auf die Fersen zurücksinken und betrachtete ihr Werk mit leicht gerunzelter Stirn.

Nach wenigen Augenblicken begann das Loch sich mit Wasser zu füllen.

Osmund stieß einen unterdrückten Laut der Überraschung aus und zuckte zurück. Ein Schauer überlief ihn, und er hatte eine Gänsehaut auf Armen und Beinen, aber das nahm er kaum wahr.

Inga lachte selig. Achtlos warf sie den Sax beiseite und steckte beide Hände ins Wasser. »Ich habe ihn gefunden«, sagte sie, nicht laut, aber es war dennoch ein Jubeln.

»Brigitta, ich habe Odins Quell gefunden!«

»Gut gemacht, mein Kind«, sagte die alte Frau. Auch ihre Stimme klang triumphierend. Brigitta rührte sich nicht, sah über die Schultern der Brautleute auf die Quelle hinab, die ihr kleines Becken bereits gänzlich füllte. Das Wasser, trüb von der aufgewühlten Erde, lief über den Rand und auf Brigitta zu. Man konnte seinen Weg nicht verfolgen, denn es verrann im Gras. Dennoch beschloss der weiße Rabe plötzlich, dass er genug gesehen hatte, und flog geräuschlos davon, unmittelbar bevor Brigitta das Wasser an den bloßen Füßen spürte.

»Hier ist der Ort, Osmund«, verkündete sie überflüssigerweise. »Hier werdet ihr den Tempel bauen.«

484

Er nickte wortlos. Er brachte keinen Ton heraus, den Blick unverwandt auf seine Braut gerichtet.

Anscheinend vollkommen selbstvergessen umfasste Inga den Saum ihres seltsamen Brautgewandes und streifte es über den Kopf. Darunter trug sie nichts. Ihre helle Haut schimmerte im Mondlicht, und als sie die Hände wieder in die Quelle s

teckte und sich Brust und Arme mit dem Wasser benetzte, nahm das Schimmern einen silbrigen Glanz an.

Osmunds Kehle wurde noch ein wenig enger. Nie zuvor hatte er etwas Erregenderes gesehen.

»Brigitta«, brachte er tonlos hervor. »Wenn du hier fertig bist, dann … lass dich nicht aufhalten.«

Mit einem lei e

s n Lachen fuhr sie ihm über den

weizenblonden Schopf, wandte sich ab und sagte zum Abschied: »Nur zu, mein Junge. Zeuge deinen Erben, den zukünftigen König von Catan.«

Was ist mit Roric?, dachte er furchtsam, aber er war nicht in der Lage, diesen oder irgendeinen anderen Gedanken festzuhalten. Er nickte nur und zog seine Braut an sich, ganz nah, als gelte es, sie zu wärmen. Ihre Haut war glatt und duftete schwach. Während Brigitta sich diskret entfernte und zum Boot zurückging, entwand Inga sich Osmunds Griff, legte sich ins Gras und streckte ihm die Arme entgegen.

Osmund erschien übernächtigt zum Thing am nächsten Morgen. Kurz nach Sonnenaufgang war Brigitta mit dem Boot auf die Insel zurückgekehrt – sie hatte erstaunlich viel Kraft in ihren vom Alter gekrümmten Händen und ruderte ohne erkennbare Mühe –, hatte ihm zu essen gebracht, ihn dann ins Dorf zurückgeschickt und versprochen, bei Inga zu bleiben. Seine Braut hatte noch 485

geschlafen, doch ihr Mund hatte gelächelt, als er sie zum Abschied behutsam auf die Schläfe küsste.

Er wollte lieber nicht wissen, was es war, das Brigitta Inga eingeflößt hatte, und irgendwie bedauerte er, dass seine junge Frau so berauscht gewesen war, dass sie bestenfalls eine ungefähre Ahnung gehabt hatte, wer er war, und sich heute vermutlich nur bruchstückhaft erinnern würde. Ab r

e der Trank hatte unbestreitbar seine Vorzüge gehabt, musste Osmund grinsend eingestehen.

Angst, Verlegenheit und Ungeschicklichkeit, all die Dinge, die seine Hochzeitsnacht mit Gisla zu einem Ereignis gemacht hatten, an das er möglichst selten zurückdachte, hatte es dieses Mal nicht gegeben. Im Gegenteil. Selbstsicher war seine Braut gewesen, verwegen und … unersättlich. So kam es, dass er sich heute früh kaum auf den Beinen halten konnte.

Er war nicht der Einzige. Die meisten der Siedler hatten das Mittsommerfest gar zu ausgelassen gefeiert, doch Osmund hatte natürlich den meisten Spott zu ertragen.

Mit der ihm eigenen Duldsamkeit ließ er alles über sich ergehen, ohne eine Miene zu verziehen, sodass die Witzbolde schnell die Lust verloren, und bald rief Olaf die Versammlung zur Ordnung.

Das Auslosen der Reihenfolge zum Bau der neuen Häuser galt den meisten als wichtigster Punkt und wurde deswegen zuerst abgehandelt. Lange hatten sie nach einem geeigneten Verfahren gesucht. Olafs Haus war bereits so gut wie fertig, und Harald war vom Losen ausgenommen, doch wenn man die Katen für Brigitta und Siglind mitrechnete, galt es immer noch zwei Dutzend und zwei Plätze zu verteilen. Austin hatte Candamir erklärt, dass zu den merkwürdigen Runen, die er benutzte, auch Zeichen gehörten, die Zahlen darstellten. Er hatte vorgeschlagen, die Zahlrunen von eins bis sechsundzwanzig in 486

Holzstückchen oder Steine zu ritzen und jedes Familienoberhaupt eins dieser Lose ziehen zu lassen. Aber es hatte Proteste gegen ein Verfahren gehagelt, das nur der Sachse überwachen konnte, denn es gab viele, die ihm nicht

trauten. Der Schiffsbauer war schließlich auf die Lösung gekommen. Er war in den Wald gegangen und hatte einen trockenen Ast gesucht, der lang und dünn genug für seine Zwecke war, und ihn sorgsam in zwei Dutzend und zwei Stücke gebrochen.

»Die Bruchstücke lassen sich wieder zusammensetzen, doch weil natürlich jede Bruchkante anders ist, gibt es eine feste Reihenfolge«, erklärte er der Versammlung und wies auf den speckigen Lederbeutel, den er in der Rechten hielt.

»Alle Stücke sind hier drin. Jeder o v n euch zieht eines.

Das vorderste Bruchstück ist mit einem Thorshammer gekennzeichnet. Wer es zieht, bekommt das erste Haus nach der Fertigstellung der Schmiede. Dann stellen wir fest, wer das Stück gezogen hat, welches mit dem ersten zusammenpasst. Und so weiter. Hat jemand Fragen?«

Natürlich war es Brigittas tumber Sohn Haflad, der das Losverfahren nicht begriffen hatte. Einige der Männer stöhnten unüberhörbar, als er um eine nähere Erklärung bat, aber Berse wiederholte die Vorgehensweise geduldig.

»Das wird *Stunden* dauern«, raunte Austin verdrossen, der mit Asta und Siglind am Rand der Versammlung im Gras hockte. Doch er täuschte sic .

h Binnen einer halben

Stunde stand die Reihenfolge fest. Berse und Candamir prägten sie sich sorgsam ein, rieten aber jedem, sein Holzstück aufzubewahren, bis er sein Haus bekam.

Osmund stand im kleinen Schatten der neuen Dorfesche und starrte immer noch ungläubig auf das runde Stück Holz

in der Hand, das einen kruden Thorshammer aus Ochsenblut auf der rauen Borke trug.

Brigitta trat neben ihn und betrachtete ihn amüsiert.

487

»Was machst du so ein dummes Gesicht? Du solltest dich freuen.« Sie tippte ihm mit dem krummen Finger an die Brust. »Warte nur, es wird keinen Monat dauern, bis deine Frau guter Hoffnung ist.«

»Wenn er so weitermacht, bestimmt nicht«, warf der alte Eilhard ein, der in der Nähe stand, und wieder gab es Gelächter.

Osmund l c

ä helte und zuckte die Schultern. »Du hast Recht, und ich bin in der Tat froh über mein Los«, antwortete er Brigitta. »Es ist nur so ungewohnt. Ich habe *nie* Glück.«

»Offenbar hat dein Schicksal sich gewendet«, entgegnete sie leichthin und wandte sich ab, weil jemand mit einer Frage zu ihr kam.

Doch ihre Worte kamen ihm bedeutsam vor und gingen ihm nicht mehr aus dem Sinn.

Weil Siglind auch ein Los hatte ziehen müssen, stand sie noch im inneren Kreis bei den Männern. Sie ergriff die Gelegenheit, ihren Vorschlag zu unterbreiten, ehe sie der Mut verlassen konnte. Hocherhobenen Hauptes und scheinbar gänzlich von ihrer Unverzichtbarkeit überzeugt, legte sie den Versammelten dar, welche Vorteile es hätte, wenn sie das Decken der Häuser mit Riedschindeln übernahm. Sie ertappte den einen oder anderen der Männer

bei einem träumerischen Blick auf ihren Rock und erkannte mit aufsteigender Panik, dass Candamirs Einwand nicht so abwegig war, wie sie geglaubt hatte.

Doch sie redete tapfer weiter.

Das missfällige Gemurmel schien bei den Frauen lauter zu sein als bei den Männern. Aber ehe irgendwer Bedenken vorbringen oder Ablehnung zum Ausdruck bringen konnte, ergriff Candamir wie versprochen das Wort und unterstützte ihren Vorschlag. Er schloss mit dem 488

schlagkräftigen Argument, dass das solideste Haus nichts nütze, wenn es durchs unfachmännisch gedeckte Dach regne.

Unerwartet schlug die Stimmung um. Nicht nur Harald und Osmund, sondern auch Siward und Eilhard, dessen Söhne Thorbjörn und Haldir und eine Reihe weiterer einflussreicher Männer sprachen dafür. Siglind bekam eine klare Mehrheit.

Die Tatsache, dass Olaf dagegen gestimmt hatte, versüßte Candamir diesen Sieg, aber begreifen konnte er die unverhoffte Unterstützung nicht. *Keiner deiner Nachbarn hat dich je so hoch geachtet wie heute,* hatte Harald vor ein paar Tagen am Fluss zu ihm gesagt. Die Behauptung kam ihm heute noch genauso unglaubwürdig, geradezu lächerlich vor. Aber was immer die Gründe sein mochten, die Männer hörten ihm heute aufmerksamer zu als früher, schauten ihn anders an.

Candamir beschloss kurzerhand, die Gunst des Augenblicks zu nutzen. »Wir haben abgemacht, dass jeder Haushalt einen Sklaven für den Häuserbau zur Verfügung stellt.«

Alle nickten.

»Mir ist ein Arbeiter so lieb wie der andere, solange er fleißig ist, und ihr könnt uns schicken, wen ihr am besten entbehr n

e könnt. Aber ich will den Turonländer.«

Plötzlich war der Blick der grauen Augen unverwandt auf Olaf gerichtet.

Der baute sich zu seiner beeindruckenden Größe auf und runzelte unwillig die Stirn. »Den Turonländer? Das kannst du dir aus dem Kopf schlagen. Ich brauche ihn selbst.«

»Ich bestehe darauf«, entgegnete Candamir. »Er war Schiffsbauer in seiner Heimat und ist ein geschickter Zimmermann. Ohne ihn würdest du noch nicht in deinem

neuen Haus wohnen.«

»Schiffsbauer?« Für einen Moment verdrängte Olafs Verwunderung seinen Ärger. »Woher willst du das wissen? Er kann es dir kaum erzählt haben.«

»Man kann sich auch ohne Worte verständigen, wenn man sich ein bisschen Mühe gibt und …«

»Soll das heißen, du hast ihm eine Axt in die Hand gegeben, obwohl ich es verboten habe?« Olaf schaute zu seinem Ältesten. »Und *du* hast das zugelassen?«

Jared wurde merklich blasser, hielt dem Blick aber stand und nickte. »Es wäre Verschwendung gewesen, seine Fertigkeiten nicht zu nutzen. Und er hat nicht ein einziges Mal jemanden mit der Axt bedroht.«

»Vielleicht, weil du nicht in der Nähe warst, Olaf«, konnte Candamir sich nicht verbeißen hinzuzufügen.

»Aber wie dem auch sei. Er hat gute Arbeit an deinem Haus geleistet, und ich brauche ihn für die anderen Häuser ebenso.«

Olafs Miene war grimmig. Man konnte sich wirklich vor ihm fürchten, wenn er die Augen zu solch schmalen Schlitzen verengte und man dennoch das kalte, blau e

Funkeln sah. »Ich kann mir unschwer vorstellen, warum du dich hier öffentlich mit mir anlegen willst, Candamir, aber ganz gleich, wie oft du dich wiederholst: Du bekommst meinen Sklaven nicht.«

» *Dein* Sklave? Ist er das denn?«, erkundigte Candamir sich.

»Mit welchem Recht beanspruchst du ihn für dich? Nach dem Überfall vergangenen Herbst hat das Thing beschlossen, dass er am Leben bleiben und helfen soll, den Schaden wieder gutzumachen, den die Seinen bei uns angerichtet hatten. Wie kommt es nur, dass er ausgerechnet dir zugefallen ist, wo du doch der Einzige 490

warst, dem praktisch kein Schaden entstanden ist?«

Olaf fand sich unerwartet ausmanövriert und antwortete nicht sofort. Schließlich entgegnete er mit einem ungeduldigen Achselzucken: »Es a

h t sich einfach so

ergeben. Und nun gehört er mir nach dem Gewohnheitsrecht.«

»Es war kein Zufall«, widersprach Candamir schneidend.

»Wir Übrigen, die wir Tote, Verschleppte und bedrohliche Verluste an Vieh und Vorräten zu beklagen hatten, waren

nur zu durcheinander, um zu erkennen, was du tatest. Aber du hast dir wieder einmal einfach genommen, was du haben wolltest, ohne jedes Recht.

Willkürlich. Wie du es ja so gerne tust, nicht wahr?«

Es war sehr still geworden. Nichts war zu hören als das Zirpen der Grillen im Ufergras und das geheimnisvolle Lied des Flusses.

»Candamir hat Recht«, bekundete Thorbjörn, Eilhards Ältester, schließlich. »Der Turonländer steht der Gemeinschaft zu, nicht dir, Olaf. Du hast ihn widerrechtlich behalten, und daraus darf meines Erachtens kein Gewohnheitsrecht abgeleitet werden.«

Viele nickten.

Olaf schaute sich langsam um, ließ den Blick von einem Gesicht zum nächsten gleiten, seine Miene verächtlich. Er war kein Mann, der sich je etwas vormachte; er wusste ganz genau, das

s die wenigsten seiner Nachbarn ihn

persönlich besonders schätzten. Darauf legte er auch keinen Wert. Oft folgten sie ihm – wie etwa auf diese Reise –, weil er viel Erfahrung besaß und sein Verstand und Urteilsvermögen denen der meisten anderen überlegen waren. Aber der Neid, den sein Reichtum seit jeher erweckt hatte, drohte immer schnell in Feindseligkeit 491

umzuschlagen. In Elasund war er mächtig genug gewesen, um sich zu schützen. Aber hier, musste er nun feststellen, wo spätestens nach der ersten richtigen Ernte jeder Mann wohlhabender sein würde als je zuvor, drohte seine Macht plötzlich zu schwinden.

»Na schön«, sagte er schließlich mit einem Lächeln, das ihn kaum Mühe zu kosten schien. »Dann nehmt ihn. Aber kommt nicht an und macht mir Vorwürfe, wenn er in eine seiner düsteren Launen verfällt und Candamir oder Berse den Schädel spaltet. Denkt daran: Ich habe euch gewarnt.«

Siward und Haflad und einige andere nickten zufrieden, und Eilhard ließ einen Krug Met herumgehen. Für sie war das Thema abgehandelt.

Aber Canda i

m r blieb mit verschränkten Armen stehen und sagte: »Ich bin noch nicht ganz fertig.«

Alle wurden wieder still und sahen ihn erwartungsvoll an.

Er spürte sein Herz pochen, seine Hände wurden feucht.

Mit einem Mal war er furchtbar nervös. Aber Siglind hatte Recht, erkannte er: Wenn er wirklich etwas bewegen wollte, wenn er erreichen wollte, dass sie in dieser besseren, neuen Heimat auch bessere Gesetze bekamen, dann musste er es bald tun. Also warum nicht jetzt, da die allgemeine Stimmung so zu seinen Gunsten geneigt schien.

»Mit derselben Willkür, mit der du dir den Sklaven angeeignet hast, Olaf, hast du dem Schmied vergangenen Sommer den Lohn für dein Schwert vorenthalten und letzten Monat beinah meinen Bruder umgebracht.«

»Das ist ja lächerlich …«, knurrte Olaf.

»Es ist die Wahrheit«, widersprach Harald nicht einmal unfreundlich. »Hacon wäre mit Sicherheit gestorben, wenn Candamir ihm nicht die Hälfte der Buße abgenommen 492

hätte. Ich habe den Jungen am Tag danach gesehen und hatte kaum Hoffnung für ihn. Aber nicht einmal *deine* Schafe sind das Leben eines Mannes wert, Olaf. Und was das Schwert angeht: Es ist geborsten – durch deine Schuld, nicht meine –, ehe du es bezahlt hattest, und danach hast du dich geweigert.«

»Wenn du dich ungerecht behandelt gefühlt hast, warum hast du mich nicht zum Kampf gefordert?«, brauste Olaf auf.

»Du hattest ja kein Schwert mehr«, konterte der Schmied lächelnd, n

u d hier und da wurde gelacht. Doch Harald wurde sogleich wieder ernst. »Die Sache war kein Blutvergießen wert. Ebenso wenig wie deine Schafe.«

»Es kann nicht angehen, dass ein Mann nur die Wahl hat, sich der Willkür eines anderen zu unterwerfen oder ihn zu erschlagen und eine Blutfehde zu riskieren«, nahm Candamir den Faden wieder auf. Er hob beschwörend eine Hand. »Keine Hungersnot, kein Krieg hat so viele Leben gefordert und so viel Leid über unser Volk gebrach t wie

die sinnlosen Fehden, die wir untereinander austragen und die der Vater dem Sohn als Erbe aufbürdet …«

»Aber es ist das Gesetz der Götter«, unterbrach Brigitta.

»Wie kannst du wagen, es in Frage zu stellen?«

Candamir fuhr zu ihr herum. »Das Gesetz der Götter, sagst du, ja? Und doch warst du erleichtert, als ich Haflad am Julfest geschont habe.«

»Ich war erleichtert«, gestand sie ungerührt. »Aber ebenso befremdet. Es war nicht richtig.«

»Mutter!«, rief Haflad aus, offenbar empört und sehr gekränkt über diesen Mangel an bedingungsloser Mutterliebe.

»Ich war betrunken und habe dummes Zeug gefaselt …«

493

»Ah ja?«, warf Candamir ein, halb v r e dattert, halb

amüsiert über dieses gänzlich unerwartete Ei g n eständnis.

»… hätte ich *dafür* mein Leben lassen sollen?«, fuhr der Köhler an seine Mutter gewandt fort.

Sie hob kurz die mageren Schultern. »Da du es zum Zweikampf hast kommen lassen, ja. So lautet das Gesetz.«

»Ja, begreifst du denn nicht, was für ein Irrsinn das ist?«, fragte Candamir. Er wies auf seine Schwester. »Nils'

Sippe und unsere hatten eine Blutfehde, deren Anlass ich nicht einmal mehr kenne. Und trotzdem war diese Fehde mächtig genug, dass Asta für meinen Vater und für mich gestorben war, als sie Nils heiratete. Und hätten die Turonländer ihn nicht erschlag

ä

en, h tte ich es vermutlich

eines Tages getan. Dann wäre die Fehde an Fulc und an Hacon weitergegangen, obwohl sie das gleiche Blut in den Adern haben.«

»Du solltest dich schämen, die Geschichte deiner Sippe so schlecht zu kennen«, schalt Brigitta ihn. »Dein Urgroßvater hat Nils' Urgroßvater ein Schiff gestohlen, ist damit

davongesegelt, und weder er noch das Schiff wurden je wieder in Elasund gesehen. Nils’ Sippe nahm Rache und erschlug den Bruder deines Urgroßvaters. Zu Recht! Es war ein schwerer, heimtückischer Diebstahl!«

»Zugegeben«, räumte Candamir ein. »Aber was hatten Nils und ich mit dieser uralten Geschichte zu tun?«

»Die Blutrache ist das Gesetz der Götter«, wiederholte die alte Frau stur.

»Na schön. Ich will ja auch gar nicht vorschlagen, dass wir sie abschaffen«, entgegnete Candamir. Das war eine Lüge. Aber er wusste, dass er mit einem so weit gehenden, unerhörten Antrag nicht durchkommen würde. Also beschloss er kurzerhand, sein Ziel schrittweise zu verfolgen. »Mir geht es lediglich darum, solche 494

Blutfehden zu verhindern, über deren Anlässe die Götter nur lachen können.«

»Und wie stellst du dir das vor?«, fragte Siward skeptisch.

»Ganz einfach: Eine ebenso altehrwürdige Tradition wie das Gesetz der Blutrache hat das Thing, nicht wahr? Seit jeher versammeln sich die freien Männer, um gemeinsam Entscheidungen zu treffen. Warum ist das wohl so?«

Er ist gut, dachte Austin bei sich, der mit den Frauen am äußeren Rand der Versammlung im Gras saß und aufmerksam lauschte. *Er weiß vermutlich noch nicht einmal, dass es so etwas wie Rhetorik gibt, aber er macht es instinktiv richtig.* Der Sachse war sehr stolz auf seinen jungen Herrn.

»Weil dann nach dem Willen der Mehrheit entschieden wird und die größtmögliche Zahl an Männern zufrieden gestellt

wird«, beantwortete Siward Candamirs Frage.

»Und weil viele Köpfe zusammen weiser sind als einer allein.«

» *Weil viele Köpfe zusammen weiser sind als einer allein*« , wiederholte Candamir langsam und ließ ein, zwei Atemzüge verstreichen, ehe er fortfuhr, um diesen Worten mehr Gewicht zu verleihen. »Darum sage ich: Lasst uns in Zukunft im Thing Recht sprechen. Lasst uns mit unserer gemeinschaftlichen Weisheit – und vor allem mit mehrheitlich kühlen Köpfen – darüber entscheiden, was geschehen soll, wenn ein Mann den anderen bestohlen hat, ihm den Lohn für eine Arbeit schuldig bleibt, durch sträfliche Nachlässigkeit seine Schafe den Wölfen anheim fallen lässt. Lasst uns beschließen, dass das Urteil des Thing für jeden von uns bindend ist. Und nur wenn einer von uns sich diesem Urteil nicht unterwirft, *nur* dann darf der Gegner oder der Geschädigte Blutrache nehmen.«

495

Einen Moment herrschte vollkommene Stille, dann fingen alle gleichzeitig an zu reden. So laut und aufgeregt, dass es beinah einem Tumult glich. Es war eine neue Idee, und viele Männer waren schockiert von ihrer Fremdartigkeit. Aber viele waren auch nachdenklich.

Wären sie noch in Elasund, hätte keiner dieser Männer den Vorschlag auch nur bis zu Ende angehört, mutmaßte Austin. Aber sie waren in einer neuen, fremden Welt und hatten alte Grenzen überschritten. Sie waren gewachsen.

Das machte ihm Hoffnung, auch für sein eigenes Anliegen.

Es folgte eine lange, teilweise sehr hitzige Debatte. Olaf, Brigitta und der alte Eilhard lehnten Candamirs Vorschlag

strikt ab. Harald, Thorbjörn und ausgerechnet Haflad unterstützten ihn. Viele praktische Fragen wurden erörtert, etwa, ob auch Frauen und Sklaven vor diesem Gericht Klage erheben oder angeklagt werden konnten. Ob es nicht erforderlich wäre, die Versammlungen regelmäßiger und zu festen Terminen abzuhalten, und vieles mehr.

Die Sonne stand schon schräg, als sie zur Abstimmung schritten. Candamirs Antrag bekam eine knappe Mehrheit.

HEUMOND, Jahr 1

Die Frauen haben mit dem Mähen der Wiesen im Grasland dies- und jenseits des Flusses begonnen. Sie wollen so lange Heu machen, bis die Roggenernte anfängt, denn wir werden reichlich Winterfutter für das Vieh brauchen. Auf den Feldern, die dem Wald abgerungen wurden, beginnt das Pflügen, während unermüdlich weiter gerodet wird. Die neue Schmiede und Osmunds Haus sind bereits fertig, der Bau des Hauses für Siward und seine junge Frau ist weit fortgeschritten.

Austin hielt inne und schaute zu der kleinen Gruppe neuer Bauwerke hinüber. Es versprach ein schönes Dorf zu werden. Die Schmiede, die Mühle, e

w lche zum Schluss

errichtet werden sollte, und die Häuser all jener, die auch in Zukunft nicht darauf verzichten wollten, Schiffe zu besitzen und zur See zu fahren, würden gleich am Ufer liegen, dort, wo einmal der Waldrand gewesen war.

Diejenigen der Siedler, die Überschwemmungen und Hochwasser fürchteten, bauten einen Bogenschuss weiter

landeinwärts. Die Höfe würden weiter auseinander liegen als in Elasund, weil hier keine feindlichen Überfälle zu befürchten waren. Da einige der schönsten Bäume stehen geblieben waren, würde so mancher Mann in seinem Innenhof ein schattiges Plätzchen haben, um der Sonne zu entkommen, die hier so viel häufiger schien, als sie alle es gewohnt waren, und die Frauen begannen bereits, Kräuter- und Gemüsegärten anzulegen. Er bewunderte den unermüdlichen Fleiß der Siedler, d

er Gott gewiss gefällig

war Er machte ihm Hoffnung. Austin tauchte seine weiße Rabenfeder wieder in die kleine Holzsch l a e, in welcher er

die Tinte angerührt hatte.

Abends bei Dämmerung ziehen die Männer in den Wald und ernten Honig. Der Met, den i d e Frauen daraus

machen, ist erlesener als alles, was ich je gekostet habe.

Der Roggen reift gelb auf den Feldern heran, die Sträucher im Wald biegen sich von wilden Beeren, und allenthalben trifft man auf Kleinwild. Die jungen Burschen haben im Vorgebirge viele Ziegen eingefangen, deren Fell so dicht und lang ist, dass sie uns die fehlenden Schafe gewiss ersetzen werden. Wahrlich, alle Not hat ein Ende –

gepriesen sei der Herr.

»Leg die Rofen enger, Candamir!«, rief Siglind zum Dachstuhl hinauf. Sie hatte die Augen mit einer Hand abgeschirmt, musste aber trotzdem gegen die grelle

Sommersonne anblinzeln. »So können die Schindeln nicht halten!«

Er warf einen Blick über die linke Schulter auf sie hinab.

»Hör auf zu keifen, Weib«, knurrte er. »Wenn es nach dir ginge, würden wir die Dächer schon allein mit Rofen und Latten dicht machen.«

Sie zuckte die Achseln. »Wenn es Siward und Britta auf den Kopf regnet, werde ich ihnen sagen, dass du zu faul warst, den Dachstuhl vernünftig zu bauen!«, gab sie zurück.

Candamir seufzte n

u d nickte Godwin und dem

Turonländer zu, die neben ihm auf ihren Leitern standen.

»Ihr habt gehört, was die edle Königin befiehlt, Männer«, sagte er. Laut genug, dass sie es hören musste, denn er wusste, sie konnte es nicht ausstehen, wenn er sie so nannte.

Tatsächlich erscholl von unten ein missfälliges Zischen, aus dem er etwas wie »Mistkerl« herauszuhören glaubte, und er steckte sich lachend den Hammer in den Gürtel und kletterte behände die Leiter hinab. Sein Gesicht und der entblößte Oberkörper waren braun gebrannt und glänzten von einem feinen Schweißfilm. »Du wärst gut beraten, dich zurück an deine Schindeln zu scheren«, beschied er.

»Morgen früh kannst du anfangen.«

Siglind reichte ihm den großen Metkrug, den sie in Händen hielt. »Meine Schindeln sind längst fertig«, gab sie zurück und wies auf die säuberlich gebundenen und aufgeschichteten Riedbündel, die am äußeren Rand der Baustelle lagen. Sie hatte inzwischen genug Erfahrung, um zu wissen, dass die Menge ausreichen würde.

Einvernehmlich setzten sie sich nebeneinander im Schatten auf einen Stapel duftenden Bauholzes und ließen den Krug hin und her wandern. Candamir betrachtete Siglind unauffällig aus dem Augenwinkel. Auch ihre Haut war gebräunt – nicht so dunkel wie seine, denn sie musste sich vor der Sonne in Acht nehmen, aber genug, um das leuchtende Blond ihrer Haarpracht und das Blau ihrer Augen zu unterstreichen. Ihre nackten Füße, sonst immer so peinlich sauber, wiesen hier und a d Spuren vom

Uferschlamm auf. Asta und Inga hatten Siglind zum Dank für ihre Dächer ein paar Stiefel und einen neuen Trägerrock genäht, doch bei der Arbeit trug sie kein Schuhwerk und die Überreste des alten Trägerkleides. Der Stoff war inzwischen zu einem ungleichmäßigen Rosa verblasst, und sie hatte das Kleidungsstück zur allgemeinen Verwunderung in ein Paar Hosen umgearbeitet. Candamir lächelte verstohlen bei der Erinnerung an die enttäuschten Mienen der Männer und die schockierten Gesichter der Frauen, als Siglind am ersten Tag so auf der Baustelle erschienen war.

Unschicklich hatten Brigitta und einige andere den Aufzug genannt, dabei war er das keineswegs.

Bedauerlicherweise, wie nicht nur Candamir fand, war dieses seltsame Beinkleid kaum weniger weit und verhüllend als zuvor der Rock. Es gleiche den weiten Gewändern der

Mauren, hatte Olaf mit einem anzüglichen Lächeln behauptet, wo es üblich sei, dass die Frauen Männerkleider trügen und umgekehrt.

Siglind hatte alle Vorhaltungen und Sticheleien mit großer Gelassenheit ignoriert. In ihrer ungewöhnlichen Arbeitskleidung konnte sie sich frei und gefahrlos auf einer Leiter bewegen, und allein das zählte, fand sie.

Aus dem Inneren des Hauses war das dumpfe Geräusch von Hämmern auf Holz zu hören. Berse, Sigurd und einige Sklaven waren noch dabei, die Verkleidung des Fachwerks fertig zu stellen und die Innenwand zwischen Halle und Schlafkammer einzuziehen.

»Morgen wird der Dachstuhl fertig«, versprach Candamir.

»Und wenn du mir zeigst, w e

i es geht, werden ich und

ein paar meiner Leute dir beim Dachdecken helfen. Es wird zu viel für dich allein.«

Sie widersprach ihm nicht. Mit so vielen Arbeitskräften, Berses Erfahrung und Candamirs Erfindungsreichtum ging der Häuserbau schneller voran, als sie es je für möglich gehalten hätte. Sie kam mit dem Schneiden, Binden und Anbringen der Riedschindeln allein nicht mehr nach.

»Oh, das ist nicht weiter schwierig.« Sie drückte ihm den Krug in die Hand, stand auf und holte eine der Schindeln herbei. »Man fängt unten a

n der Traufe an«, erklärte sie,

als sie sich wieder zu ihm setzte.

»Was du nicht sagst«, warf er trocken ein. »Ich bin nicht so beschränkt, wie du glaubst, weißt du.«

500

»Wenn du mich unterbrichst, statt mir zuzuhören, wirst du nichts lernen«, schalt sie.

Er gab ihr den Krug zurück und hob dann beide Hände.

»Vergib mir noch dies eine Mal …«

»Die Schindeln werden an die Latten genagelt. Ganz eng aneinander. Die nächste Reihe muss die vorherige zu zwei Dritteln überlappen, sonst wird es nicht dicht. Und wenn man am First angekommen ist, fängt man von innen wieder an der Traufe an und spannt hinter jeder Schindelreihe ein Seil, um die Schindeln ein wenig nach oben abzuspreizen. Dadurch entsteht die endgültige Dichte, aber auch das struppige Aussehen, verstehst du?«

Er nickte fasziniert.

»Ich hoffe jedenfalls, sie werden dicht halten«, fügte Siglind mit einem nervösen kleinen Lächeln hinzu. »Die richtige Zeit, um Ried zu schneiden, ist eigentlich der Winter. Dann sind die Halme reif. Aber darauf können wir nicht warten.«

»Nein. Aber ich bin sicher, es spielt keine Rolle.

Entscheidend ist doch gewiss, dass die Halme richtig trocknen und aushärten, ehe der Herbstregen kommt, nicht wahr?«

Sie nickte.

»Da wir einen so trockenen Sommer haben, sollte das wohl klappen«, schloss er zuversichtlich. »Und wenn du Hilfe beim Schneiden brauchst, lass es mich wissen. Dann schicke ich dir Gunda.«

»Lieber heute als morgen«, antwortete sie prompt.

Er warf ihr einen argwöhnischen Seitenblick zu und grollte dann leise: »Lass mich raten: Du meinst, ich behandelte sie schlecht und sie könne ein bisschen Abwechslung gebrauchen.«

Candamir hatte Gunda verboten, die Hütte ohne seine ausdrückliche Erlaubnis zu verlassen, was dazu führte, dass sie die Tage meist mit dem kleinen Nils im dämmrigen Halbdunkel verbrachte, während alle anderen einer sinnvollen Beschäftigung im Freien nachgingen.

Aber Siglind schüttelte den Kopf. »Nein, Candamir. Mir steht kein Urteil zu. Und ich finde nicht, dass du sie unverhältnismäßig schlecht behandelst. Im Gegenteil. Ich war erstaunt, dass du sie hast leben lassen. Und ich verstehe deine Haltung. Jeder andere Mann wird sie als leicht zu haben betrachten, und du kannst ihr nicht mehr trauen.«

Er stierte auf die dunkelbraune Erde zu seinen Füßen.

»So ist es«, murmelte er verlegen. Aber es war ihm nicht mehr unangenehm, mit Siglind darüber zu sprechen. Sie waren vertraut miteinander geworden, seltsam ungezwungen. Seit einem Monat arbeiteten sie beim Bau der Häuser zusammen. Es war für sie beide etwas Neues, ein herrliches Abenteuer, und sie hatten vom ersten Tag an viel zusammen gelacht. Er verzehrte sich immer noch nach ihr,

suchte beinah instinktiv ihre Nähe und litt darunter, dass sie ihn abgewiesen hatte, aber dessen ungeachtet waren sie Freunde geworden.

»Doch bei dir weiß ich sie in sicheren Händen«, fügte er hinzu. »Und ich kann sie ja nicht ewig einsperren, schon wegen des Jungen. Er braucht Licht, Sonne und Wind um seine kleine Nase.« Wie immer wurden seine Züge sanft, als er von seinem Soh

n sprach. Nils war jetzt ein

Vierteljahr alt. Er gedieh prächtig, und er lächelte, wenn sein Vater ihn auf den Arm nahm.

»Dann ist es abgemacht. Denn ich kann wirklich ein Paar Hände gebrauchen«, sagte Siglind beinah brüsk und streckte ihm den Metkrug entgegen. Er nahm ihn, und für einen Augenblick berührten sich ihre Hände. Siglinds 502

waren langfingrig und sehr schmal, aber so rau und schwielig wie die seinen. Er verharrte einen Moment länger als notwendig in dieser Berührung, betastete ihre Fingerspitzen verstohlen, bis sie die Hände schließlich wegzog und zwischen die Knie legte, als wolle sie sie verbergen.

»Komm heute Abend und iss mit uns«, schlug er gewohnheitsgemäß vor.

Siglind hätte gern eingewilligt. Sie wusste, dass Candamir sich ein wenig verlassen vorkam. Er vermisste Asta und Hacon, wenngleich er seinem Bruder immer noch grollte. Und auch Osmund kam jetzt abends nicht mehr so häufig an das anheimelnde kleine Feuer vor Candamirs Hütte, denn Inga war eifersüchtig und wollte ihren Mann ganz für sich allein. Der duldete ihre Besitzansprüche mit einem

nachsichtigen Lächeln, jedenfalls noch. Osmund war seiner jungen Frau offenbar sehr zugetan, und es wurde allgemein darüber getuschelt und gescherzt, wie viel Zeit sie bei geschlossener Tür in ihrem neuen Haus verbrachten.

Doch nach einem kurzen Zögern schüttelte Siglind den Kopf. »Nein, heute nicht.«

Candamir wandte den Blick ab und nickte, nicht wirklich überrascht, aber dennoch enttäuscht. Er fragte sie nicht nach dem Grund. Er wusste, dass sie Situationen mied, in denen sie Gefahr lief, allein mit ihm zu sein, und sei es auch nur für ein paar Augenblicke.

Es tat ihr Leid, ihn niedergeschlagen zu sehen. Zu gern hätte sie seine Hand ergriffen und es ihm erklärt. Aber sie wusste, das durfte sie nicht.

»Also dann.« Candamir erhob sich. »Ich mache mich wieder an die Arbeit. Danke für den Met.«

Geschickt und flink i

w e eine Katze kletterte er die Leiter 503

hinauf, aber als er auf halber Höhe war, geriet oben am Dachstuhl einer der schmalen Längsbalken –

Rofen

genannt – ins Rutschen, stürzte herab und traf Candamir an der Schulter. Der hatte das Unheil nicht kommen sehen, verlor den Halt und landete unsanft wieder am Boden.

»Candamir!«, riefen Siglind und Godwin, Haralds Sohn, erschrocken aus. Sie lief zu ihm, und auch Godwin und der junge Turonländer kletterten hastig vom Dachstuhl hinab.

Doch Candamir hatte sich bereits aufgesetzt, rieb sich mit einer Hand den linken Knöchel und winkte mit der anderen beruhigend ab. »Es i t nichts passiert. Glaube s

ich.«

Er kam

auf die Füße und verzog

ein wenig ungeschickt

das Gesicht, als er den umgeknickten Fuß mit seinem Gewicht belastete. Dann bedachte er seinen Lehrjungen und den stummen Sklaven mit einem missfälligen Kopfschütteln. »Andauernd purzelt euch irgendetwas vom Dach – es ist ein Wunder, dass ihr nicht längst jemanden erschlagen habt. Wann wollt ihr lernen, ein bisschen mehr Acht zu geben?«, schimpfte er.

»Es tut mir Leid, Candamir«, murmelte Godwin betreten, obwohl er in diesem Fall schuldlos war.

Der Turonländer stand einen Schritt zur Rechten. Er hielt den Blick gesenkt, aber man konnte sehen, wie versteinert seine Kiefermuskeln waren. Er rührte sich nicht, doch er zitterte, und Schweiß rann ihm die Brust hinab, der nicht von der Hitze rührte. Der Mann war außer sich vor Furcht.

»Nimm dich zusammen«, brummte Candamir ungehalten.

»Ich hab nicht vor, dir das Herz rauszureißen.«

Der Tur n

o länder warf ihm einen blitzschnellen, gehetzten Blick zu und schluckte sichtlich.

Candamir verscheuchte ihn mit einem Wink und wandte sich angewidert ab. Mit dem abgestürzten Rofen in der Linken stieg er erneut die Leiter hinauf.

Doch hinter seiner Schroffheit verbargen sich Unbehagen und Mitgefühl. Er hatte sich lange dagegen gesträubt, sich einzugestehen, dass er den jungen Schiffsbauer eigentlich recht gern mochte, denn der war ein Turonländer und hatte großes Leid über ihr Volk gebracht. Aber das war lange her, und wenn man Tag für Tag mit ihm zusammenarbeitete, kam man kaum umhin, ihn schätzen zu lernen: Er war nicht nur ein hervorragender Zimmermann, sondern ebenso ein angenehmer Mensch. Candamir hatte sich dabei ertappt, dass er die Stummheit des Turonländers bedauerte, denn er hätte gerne gewusst, wie ein so junger Mann ein derart erfahrener Handwerker sein konnte, wie die Menschen in Turonland lebten und vieles mehr. Und er erinnerte sich, wie tapfer der Gefangene am Morgen nach dem Überfall Verstümmelung und Tod ins Auge geblickt hatte. Doch von diesem Mut war nichts übrig. Es war unschwer zu erraten, was einen so nervösen Feigling aus ihm gemacht hatte – Rücken, Arme und Brust des Turonländers waren mit Narben von Olafs grausamer Peitsche übersät. Und da Candamir inzwischen selbst erfahren hatte, wie zermürbend Schmerz und körperliche Erniedrigung sein konnten, kam er nicht umhin, sich z

u fragen, ob er selbst

auf Dauer nicht auch daran zerbrochen wäre. Es war ein beunruhigender Gedanke.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll, Austin«, gestand Siglind ihrem Vertrauten und Lehrer.

Sie hatte ihn am späten Nachmittag auf der kleinen Koppel neben Candamirs Hütte ausfindig gemacht und half ihm, die Kühe und Ziegen zu melken. Candamir besaß inzwischen von jedem ein halbes Dutzend, und es 505

war viel Arbeit. Der Sachse war dankbar für die Hilfe, zumal die Tiere heute ungewohnt unruhig waren und entschlossen schienen, abwechselnd nach dem Melkeimer oder ihm selbst zu treten. Die Melker hockten jeder auf einem niedrigen Schemel und unterhielten sich unter den Bäuchen der Kühe hindurch und um die geschwollenen Euter herum. Das gleichmäßige Spritzen des Milchstrahls in den Eimer untermalte ihr vertrautes Gespräch.

»Du musst beten«, antwortete er. »Es ist ganz natürlich, dass dir Zweifel an der Richtigkeit deines Weges kommen, das geschieht uns allen.«

»Beten?«, fragte sie ein wenig verzagt. Das war nicht die Antwort, auf die sie gehofft hatte.

Der Mönch nickte. »Hast du mir nicht selbst gesagt, wie viel Trost du im Gebet gefunden hast, als wir um Hacons Leben bangen mussten?«

»Doch«, räumte sie ein

. »Aber das war etwas anderes.

Nur Gott konnte Hacon retten. Und allein ihn darum bitten zu können, gab mir das Gefühl, weniger hilflos zu sein.

Das hier hingegen hat eigentlich nichts mit Gott zu tun.«

»Das solltest du nicht sagen«, wies er sie untypisch streng zurecht. »Du hast beschlossen, ihm dein Leben zu weihen.

Also hat alles, was du fortan machst, auch mit ihm zu tun. Du bist im Begriff, ihn zu verraten, Siglind.«

»Das ist nicht wahr!«

»Es *ist* wahr«, entgegnete der Mönch, seine Stimme wieder sanfter. »Und wir alle, die wir Gott als Lebensweg gewählt haben, geraten hin und wieder in diese Versuchung. Gott schickt sie uns, um uns zu prüfen. Oder der Satan, um uns für sich zu gewinnen. Es ist unterschiedlich. Aber so oder so: Vertiefe dich ins Gebet.

Faste. Öffne dich Gott. Dann wird die Versuchung vergehen, glaub mir.«

506

Sie lauschte ihm mit besorgt gerunzelter Stirn. »Ich bin nicht sicher, ob ich das will«, gestand sie offen.

Austin seufzte verstohlen. »Nein«, sagte er mitfühlend.

»Wie könntest du auch? Du bist noch sehr jung und obendrein eine Frau. Aber erinnere dich an das, was ich dir über den Ursprung der Sünde und die Frauen erzählt habe. Nur wenn du widersagst, kannst du Gott wirklich angehören.«

Siglind melkte eine Weile schweigend weiter – in unausgesprochener Rebellion, argwöhnte er.

»Hast du nie den Wunsch gehabt, eine Frau zu nehmen, Austin?«, fragte sie schließlich.

»Das tut nichts zur Sache«, entgegnete er.

»Ich wüsste es trotzdem gern.«

»Nein.«

»Nein? Bist du nie einer begegnet, die dir anders vorkam als alle anderen? Die du ganz für dich allein wolltest? Mit der du Kinder zeugen wolltest?«

Der Mönch errötete allein bei der Vorstellung und schüttelte kategorisch den Kopf. Die einzigen Frauen, die er je kennen gelernt hatte, waren seine Mutter, seine zwei Schwestern und die Mägde auf dem Hof seines Vaters gewesen. Mit zwölf war er ins Kloster gegangen. Dort war ein Knabe vor allen Anwandlungen und Versuchungen des Fleisches sicher. Und als er mehr als zehn Jahre später übers Meer gefahren und nach Elasund gekommen war, wo er wieder Frauen begegnete, hatte er erleichtert festgestellt, dass sie ihm nichts mehr anhaben konnten. Es waren andere Dinge, mit denen Gott ihn gelegentlich prüfte oder dessen Widersacher ihn ins Verderben zu treiben suchte: Hochmut, wusste Austin, war seine große Schwäche.

507

»Natürlich bedaure ich manchmal, dass ich keine Familie habe«, gestand er, denn seit er die Gemeinschaft der Brüder im Kloster verlassen hatte, fühlte er sich gelegentlich schon sehr allein. »Aber es ist ein geringer Preis für das Privileg, ein Leben im Einklang mit Gott zu führen. Ihm ganz nahe zu sein.«

»Ja«, räumte sie bereitwillig ein. »Ich bin sicher, das ist beinah jeden Preis wert. Aber wenn Gott mich will, Austin, warum hat er dann zugelassen, dass das geschieht?

Ich meine … Du kannst es dir vermutlich nicht vorstellen, wenn es dir nie passiert ist. Aber wenn ich morgens aufwache, ist es das Erste, woran ich denke, und dann …

jubiliert mein Herz. Es pocht und macht wilde Sprünge bis in die Kehle. Ich habe nie geahnt, dass man so etwas empfinden kann. Es ist so … stark.«

»Es ist die Versuchung des Fleisches«, warf er warnend ein.

»Du meinst, es ginge nur darum, mit ihm zu liegen?«, fragte sie verwundert. »Nein. Nein, das ist es nicht. Nicht nur jedenfalls.«

Sie stand auf, schüttete den Inhalt des Melkeimers in den großen Milcheimer um, der im Schatten einer Linde stand, und ging dann zur nächsten Kuh.

»Du wirst nicht weit kommen, wenn du dich selbst belügst«, sagte der Mönch behutsam.

Doch Siglind schüttelte den Kopf. »Das weiß ich. Aber es ist so, wie ich sage. Das ist ein Gefühl, das ich kenne.

Es ist das, was du Lust nennst, nehme ich an. Manchmal hatte ich das auch mit Cnut. Wenn er mir lange ferngeblieben war und dann freundlichen Sinnes, nicht im Zorn zu mir zurückkehrte. Was gelegentlich vorkam. Cnut hatte seine guten Tage, weißt du.«

Sie dachte nach, war so in ihre Erinnerungen vertieft, 508

dass sie nicht merkte, wie sehr ihre Offenheit den Sachsen in Verlegenheit brachte. »Nein«, fuhr sie überzeugt fort.

»Mit Candamir ist es etwas anderes.«

Der Sachse hob kurz die Schultern. »Nun, wie dem auch sei. Du musst ihn dir aus dem Kopf schlagen, denn du b ist

eine verheiratete Frau. Gott verabscheut Ehebrecher. Der einzige Weg, der dir bleibt, ist der, den du vor wenigen Wochen noch wählen wolltest: Du musst der Welt entsagen und dich Christus vermählen.«

»Ich begreife noch immer nicht so recht, wie das gehen soll.«

»Es ist ein langer, steiniger Weg«, gab Austin zu. »Du musst lesen lernen und das Wort Gottes studieren. Und wenn du es dir ganz zu Eigen gemacht hast, legst du ein Gelübde ab.«

»Und was würde geschehen, wenn ich dieses Gelübde breche?«, fragte sie ernst.

»Dann zeigt Gott sich von seiner erbarmungslosen Seite.

Du würdest der ewigen Verdammnis anheim fallen. Allen Schrecken und Qualen der Hölle auf immerdar.«

»Aber … wieso ist er so eifersüchtig?«, fragte sie. Ihre Stimme klang nicht mehr rebellisch. »Das, was ich für Candamir fühle, hat doch gar nichts mit Gott zu tun. Das eine schließt das andere nicht aus. Wieso verlangt er mich ganz?«

»Ich weiß nicht, wieso. Es ist nicht an uns, seine Gebote in Frage zu stellen. Und ich habe dir von vornherein gesagt, dass er einen Preis für die Errettung deiner Seele verlangt.«

Siglind senkte den Kopf. »Ich hätte nicht gedacht, dass ich in dieser Welt einmal etwas finden würde, das ich will.

Darum schien es mir leicht, ihr zu entsagen. Aber jetzt bin ich nicht mehr sicher, ob ich das kann.«

Austin hatte ein großes Herz und Mitgefühl für die Schwächen und Unzulänglichkeiten der Menschen. Es fiel ihm nicht leicht, Gottes Unerbittlichkeit zu vertreten, aber er wusste, dass Siglinds Heil in Gefahr war und er ihr nur helfen konnte, indem er sie bewog, den eingeschlagenen Weg fortzusetzen. Nach einem kleinen Zögern erhob er sich von seinem Schemel und legte ihr segnend die Hand auf den Kopf. »Du kannst, glaub mir«, murmelte er. »Du bist stärker, als du ahnst. Wenn du betest, wird Gott dir die Kraft geben, die dir jetzt vielleicht noch fehlt.«

Es war keine sehr glückliche Fügung, dass Candamir ausgerechnet in diesem Moment auf die Koppel kam.

Natürlich missverstand er das Bild, das sich ihm bot, und die Schnelligkeit, mit der der Sachse seine Hand zurückzog, schien seinen Argwohn zu bestätigen. Er warf seinem Knecht einen Blick zu, von dem einem wahrlich das Blut in den Adern gefrieren konnte.

Siglind schaute auf, als die tröstende Hand so plötzlich verschwand, und sie schien überrascht, aber keineswegs schuldbewusst, als sie Candamir entdeckte. »Schon Schluss für heute?«, fragte sie verwundert und wischte sich verstohlen mit dem Handrücken über die Augen.

Candamir entging das verräterische Funkeln keineswegs.

Was mochte es sein, das ihr die Tränen in die Augen trieb?

Vermutlich hatte sie sich dem Sachsen an den Hals geworfen, mutmaßte er, und der hatte sie abgewiesen, weil er nicht lebensmüde war, hatte sich aber nicht verkneifen können, sie wenigstens einmal zu berühren …

Candamir hatte Mühe, seine rasende Eifersucht im Zaum zu halten und dem Mönch nicht auf der Stelle den mageren

Hals umzudrehen. Er nickte knapp. »Wie gesagt.

Der Dachstuhl ist fertig. Jetzt bist du an der Reihe.« Er wies auf den Eimer im Schatten. »Voll? Dann nehme ich ihn mit.«

Austin trat beiseite, um ihm Platz zu machen, und legte der hübschen, rotbraunen Kuh, die er zuletzt gemolken hatte, die Hand auf die Flanke. »Ja, das war's beinah. Nur noch …« Er brach ab, weil die Kuh plötzlich zu brüllen begann, it einem drolligen Sa

m

tz herumfuhr – wobei sie

ihm auf den Fuß trat – und Reißaus nahm.

Candamir hatte sich über den Eimer gebeugt, aber ehe er die Hand an den ledernen Griff legen konnte, kippte das schwere Gefäß, als habe ein unsichtbarer Kobold es umgestoßen. Im selben Moment hörte Candamir die Kuh brüllen und spürte ein Schwanken wie auf See unter den Füßen. Er wusste augenblicklich, was es zu bedeuten hatte, und ohne einen klaren Entschluss zu fass n e fuhr er

herum, erreichte Siglind mit zwei Schritten, riss sie zu Boden und warf sich auf sie, während seine Rinder und Ziegen wie von Sinnen umherrannten. Candamir schützte den Kopf mit den Armen, riskierte aber einen Blick zur Seite und beobachtete staunend, wie sein friedfertiger junger Ochse die Hütte auf die Hörner nahm und kurzerhand niederwalzte, nur einen Lidschlag nachdem Gunda mit Nils aus der Tür gelaufen kam und sich schreiend zu Boden warf.

Ein dumpfes, rumpelndes Dröhnen, das tief aus den Eingeweiden der Erde zu kommen schien, übertönte ihre Stimme ebenso wie das Bersten des Zweiggeflechts und des spärlichen Hausrats im Innern der bescheidenen Wohnstatt. Das eigene Zerstörungswerk schien die Panik des Ochsen noch zu steigern; mit scharrenden Hufen wich er zurück, trat Candamir einmal kräftig in die Seite und galoppierte Richtung Fluss.

All das dauerte vielleicht zwanzig Herzschläge lang.

Dann verstummte die Erde und hielt wieder still.

Siglind regte sich und stieß Candamir einen spitzen Ellbogen in die andere Seite. »Würdest du mich bitte 511

loslassen? Was soll das? Dachtest du, der Himmel könnte mir auf den Kopf fallen?«, fragte sie verdrossen.

Schleunigst stemmte er sich in die Höhe und gab sie frei.

»Entschuldige, edle Königin«, erwiderte er nicht minder verdrossen. »Ich wollte dich vor Huftritten schützen.«

»Das ist dir gelungen. Dafür hast du mir mit deinem Hünengewicht die Rippen gebrochen und obendrein mein Gewand zerrissen.« Anklagend wies sie auf den fadenscheinigen einstigen Trägerrock.

Candamir schnalzte. »Ein Jammer um das edle Tuch …«

Sie saßen im Gras und maßen sich einen Moment mit finsteren Blicken. Dann erhob sich Candamir und trat zu seiner Magd, die jetzt so reglos auf der Erde lag, als habe sie der Schlag getroffen, das Kind an den Bauch gepresst.

Nils hatte zu brüllen begonnen.

Candamir fasste Gunda am Arm und zog sie unsanft in die Höhe. »Komm schon, nimm dich zusammen. Es ist vorbei, und weder dir noch ihm ist etwas geschehen.«

Seine Stimme klang nicht so schroff wie sonst, geradezu nachsichtig.

Verblüfft hob Gunda den Kopf. »Du hast Recht, Herr«, murmelte sie. »Danke, es geht schon.« Behutsam legte sie Nils an die Schulter und küsste ihn auf den Kopf, wo sich inzwischen dichter, schwarzer Flaum kräuselte.

Candamir ließ sie los und schaute sich nach seinem Sachsen um. Auch Austin hatte sich zu Boden fallen lassen, als die Erde zu beben begann und das Vieh verrückt spielte. Jetzt kam er langsam wieder auf die Füße und bekreuzigte sich.

»Meine Güte, der wackere Austin ist ganz blass um die Nase«, spottete Candamir.

Der Mönch nickte schwach. »Das will ich glauben, Herr.

Meine Knie sind ganz weich.«

Wie die meinen, dachte Candamir flüchtig, aber er hatte nicht die Absicht, das einzugestehen. »Nun, wenn sie aufhören zu schlottern, mach dich auf die Suche nach dem Vieh.«

»Natürlich, Herr. Hast du je solch ein Erdbeben erlebt?«

Candamir überlegte kurz. »Im Sommer bevor meine Mutter starb, hat in Elasund einmal die Erde gezittert. Ich weiß nicht, ob es so stark war wie heute. Mir kam es jedenfalls gewaltig vor, und ich bildete mir ein, es habe ewig gedauert.

Aber mein Vater hat mich ausgelacht und gesagt, es habe nicht länger angehalten als ein durstiger Mann braucht, einen Krug Bier zu leeren.«

Siglind war ebenfalls aufgestanden und schnipste Grashalme von ihrer ramponierten Kleidung. »Ich hoffe nur, die neuen Häuser sehen nicht so aus wie deine Hütte

…«

»Willst du mich beleidigen?«, fragte Candamir entrüstet.

»Nein, aber …«

»Candamir! Alles in Ordnung bei euch? Oh, trutzstarker Thor, die Hütte …« Hacon, der keuchend angerannt gekommen war, blieb wie angewurzelt stehen.

Sein Bruder zuckte seufzend mit den Schultern. »Das war der Ochse. Aber es war niemand drin. Alle sind wohlauf. Bei euch?«

Der Jüngere nickte. »Auch.« Verlegen stierte er ins Gras.

In den Wochen, seit er als Lehrling bei Harald und Asta lebte, hatte er seinen Bruder nur noch selten gesehen, denn er ging ihm geflissentlich aus dem We e g . Trafen sie

jedoch gelegentlich aufeinander, wusste er nie, was er sagen oder tun sollte. Und er hatte den Verdacht, dass Candamir sein Unbehagen sehr wohl bemerkte und sich 513

daran weidete.

Auch jetzt maß der ältere Bruder ihn mit einem kühlen Blick und wandte sich dann ab, als gefalle ihm nicht, was er sah.

»Ich gehe und stelle fest, ob irgendwer unsere Hilfe braucht.«

»Ich komme mit«, beschied Siglind.

»Ich auch«, erbot Hacon sich weit weniger selbstbewusst.

Candamir hob ungeduldig die Schultern, wandte sich nicht nach ihnen um und versetzte dem Sachsen im Vorbeigehen einen tückischen Stoß. »Du bist ja immer noch hier. Hol das Vieh zurück, hab ich gesagt!«

Der Sachse machte sich zügig, wenn auch ohne unwürdige Hast aus dem Staub.

Das Erdbeben hatte alle Siedler in Aufregung versetzt. Da viele gerade beim Melken gewesen waren, hatten ein paar Mägde und Knechte l

k einere Blessuren von wild

gewordenen Kühen und Ziegen davongetragen, aber niemand hatte ernstlichen Schaden genommen. Außer Candamirs waren vier weitere Hütten niedergetrampelt worden oder schlicht in sich zusammengefallen. Doch die neuen Häuser, stellte er befriedigt fest, wiesen keinerlei Schäden auf. Dennoch glich die Schmiede einem Schlachtfeld: Werkzeuge waren von den Wänden gefallen, ein Sack Erzklump

it Holzkohle

en und ein zweiter m

hatten ihren Inhalt über den festgestampften Boden verstreut. Hacon und Siglind blieben dort, um bei der

Beseitigung des Durcheinanders zu helfen, und Candamir setzte seinen Weg zu Osmunds neuem Heim alleine fort.

Osmunds Halle war geräumig, und das goldene Spätnachmittagslicht strömte durch das Fenster in der Westwa d

n . Rechts neben dem Fenster stand Ingas 514

Webstuhl, und die farbenfrohen Behänge an den Wänden kündeten von ihrem unermüdlichen Fleiß. Genau wie Olaf und Harald hatte auch Osmund sich gegen ein Langfeuer entschieden, und in der Mitte der Wohnhalle stand der Tisch, mit dem Candamir seinen Freund zum Einzug ins neue Heim überrascht hatte. Doch beherrscht wurde der Raum von dem wundervollen Hochsitz, der ja nicht nur den Untergang des *Falken* überdauert, sondern obendrein dem kleinen Roric das Leben gerettet hatte.

Vater und Sohn lächelten, als der Gast an der Tür erschien.

»Tritt ein, Candamir«, forderte Osmund ihn auf. »Ich hoffe, auch ihr seid mit dem Schrecken davongekommen?« Er war dabei, vorsichtig die Scherben eines Tontellers einzusammeln, der vermutlich während des Bebens zu Bruch gegangen war.

Candamir trat über die Schwelle und nickte Inga zu. Sie erwiderte den stummen Gruß, ohne zu lächeln.

»Alle sind unverletzt. Nur meine Hütte ist dahin«, antwortete Candamir seinem Freund, »aber das ist kein großer Verlust.« Unaufgefordert ließ er sich auf der Bank an der Gästeseite der Tafel nieder und hob Roric, der mit unsicheren Schritten auf ihn zu taumelte, lachend auf sein Knie. »Du meine Güte, Roric, was für ein großer Junge du schon bist.«

Osmund legte die Scherben achtlos neben die Herdeinfassung auf den Boden und setzte sich ihm gegenüber. »Komm mit deinem Haushalt hierher, bis deine eigene Halle fertig ist.«

Er sagte es mit größter Selbstverständlichkeit, und noch vor zwei Monaten hätte auch Candamir dies für die nächstliegende Lösung gehalten, doch Ingas unwilliges Stirnrunzeln warnte ihn, dass die Dinge sich geändert 515

hatten.

»Danke, Osmund«, erwiderte er mit einem Lächeln, das unbeschwerter war, als er sich fühlte. »Aber Harald hat uns bereits eingeladen. Er ist jetzt mein Schwager und wäre vermutlich beleidigt, wenn wir nicht zu ihm zögen.«

»Ach ja.« Osmund nickte. »Komisch, ich vergesse das ständig.« Beiläufig sagte er zu Inga: »Wo bleibt der Met, Frau?« Es klang nachsichtig, aber Candamir spürte deutlich, dass hier eine Verstimmung in der Luft lag.

Er wollte sich erheben. »Danke, Osmund, aber das ist wirklich nicht …«

»Du bleibst sitzen«, protestierte der Freund. »Ich bestehe darauf.«

Candamir sank zurück auf die Bank, und Inga brachte jedem einen großen Krug mit frischem Met. Sie mied Candamirs Blick, nahm ihm Roric trotz der lautstarken Proteste des kleinen Jungen ab und trug ihn zur Schlafkammer. »Schsch, mein kleiner Krieger, es ist Zeit für süße Träume …«, hörten sie sie murmeln, ehe die Tür sich schloss.

Osmunds Sklaven und Cudrun, die Amme, waren nirgends zu entdecken. Sie waren allein, stellte Candamir zufrieden

fest, ein wenig verwundert darüber, dass dieser Umstand ihn erleichterte.

»Deine Frau ist nicht gut auf mich zu sprechen«, bemerkte er.

Osmund winkte ab. »Sie ist schwanger. Gisla war in den ersten Wochen auch unleidlich. Am besten, man beachtet sie einfach nicht, es vergeht schon wieder.«

»Das ging schnell, Osmund«, lobte Candamir mit einem anzüglichen Grinsen.

Wie immer fand Osmund das Grinsen ansteckend. Und 516

er war in der Tat stolz darauf, dass seine Frau nach kaum sechs Wochen schon guter Hoffnung war. Er lehnte sic h

auf seinem komfortablen Hochsitz zurück, und sie redeten lange miteinander so wie früher. Sie sprachen über die Roggenernte und das Pflügen und den Fortgang des Häuserbaus. Sie machten Pläne.

»Und wirst du vor dem nächsten Thing Klage gegen meinen Onkel erheben, damit er dir das Saatgut gibt, das er dir schuldet?«, erkundigte Osmund sich irgendwann.

Candamir hob die Schultern und drehte versonnen den Becher zwischen den Händen. »Ich weiß es noch nicht.

Eigentlich sollte ich das, nicht wahr? Aber ich könnte auch großmütig darauf verzichten – um des lieben Friedens willen –, denn mein Lohn für den Häuserbau hat mir genug Saatgut beschert.«

»Hm«, machte Osmund. »So friedfertig kenne ich dich gar nicht. Und hast du deine unerhörten neuen Gesetze nicht

vor allem durchgesetzt, um die Willkür von Männern wie Olaf einzudämmen?«

Candamir schaute auf. »Doch. Aber du hast dagegen gestimmt, ich weiß. Warum? Aus Loyalität deinem Onkel gegenüber?«

Osmund zog verwundert die r

B auen hoch. »Meine

Loyalität meinem Onkel gegenüber hat jüngst ein wenig nachgelassen, weißt du«, spöttelte er. »In beklagenswerter Weise, meint Olaf.«

»Also? Warum dann?«, fragte Canda ir.

m

Osmund antwortete nicht gleich. Nachdenklich fuhr er mit dem Finger die Muster und geschnitzten Runen auf den Balken des Hochsitzes nach. »Weil ich große Ehrfurcht vor Traditionen habe. Vielleicht zu große Ehrfurcht, das mag sein. Dir jedenfalls bedeuten sie gar zu wenig.«

Candamir war nicht verärgert. »Tja, wer weiß.« Er nahm einen tiefen Zug aus dem Becher. »Aber ich finde es nun einmal unsinnig, an Traditionen festzuhalten, deren einzige Tugend ihr Alter ist.«

»Das Gesetz der Blutrache ist nicht so schlecht, wie du glaubst. Gerade weil eine Blutfehde immer auch Unschuldige trifft, schreckt mancher Mann vor einem Unrecht zurück, wenn er weiß, dass die Tat, zu der es ihn drängt, seine Söhne und Enkel das Leben kosten könnte.«

»Ja, Osmund, das klingt wunderbar vernünftig«, entgegnete Candamir hitzig. »Nur hat es so nie funktionier Erinne

t.

re dich an Haflad beim letzten Julfest.

Er war viel zu betrunken, um die Folgen abzuwägen, und so ist es doch nur zu oft.«

»Aber es ist gefährlich, die Rechtsprechung dem Thing zu übertragen, weil jeder Mann im Thing parteiisch ist«, erwiderte Osmund. »Angenommen, das Gleiche würde heute noch einmal passieren und dieses M l a würdest du

Haflad töten. Was dann? Jeder im Thing, der ein Urteil darüber fällen sollte, würde danach entscheiden, ob er dir oder ihm näher steht. Verwandtschaftlich, freundschaftlich

– ganz gleich, in welcher Hinsicht. Das ist der falsche Weg, Candamir.«

»Und welcher ist der richtige?«, wollte Candamir wissen.

Wenn er geglaubt hatte, seinen Freund mit der Frage mundtot zu machen, so hatte er sich geirrt. Osmund zögerte, aber nicht, weil er um eine Antwort verlegen war, sondern weil er seine Worte mit Bedacht wählen wollte.

»Wir bräuchten einen Richter. Einen aus unserer Mitte müssten wir erwählen, den Klügsten und Weisesten, der in Streitfällen und bei Rechtsverstößen richtet. Nur so können je Ordnung und Gerechtigkeit in einer 518

Gemeinschaft herrschen.«

Candamir sah ihn ungläubig an. » *Freie* Männer sollen sich dem Urteil eines Einzelnen unterwerfen wie Sklaven ihrem Herrn?«

Osmund nickte. »Einem, der erhaben über sie ist, dessen Urteil niemand anzuzweifeln wagt.«

Candamir ging ein Licht auf. » *Ein gutes Volk sollte einen guten König haben, der sein Recht schützt*«,

murmelte er.

Osmund sah ihn überrascht an.

»Das hast du zu Wiland gesagt«, erinnerte Candamir ihn.

»Am Morgen nach dem Überfall der Turonländer. Ich habe es nicht vergessen.«

Sein Freund nickte versonnen. »Ja. Das ist es, was ich glaube. Ein gutes Volk verdient Sicherheit, und allein ein guter König kann sie gewährleisten.«

»So wie Cnut auf den Kalten Inseln, ja?«, höhnte Candamir.

Osmund schüttelte entschieden den Kopf. »Ich meine, einen wirklich *guten* König. Vom Volk gewählt und von den Göttern bestätigt.«

Der Gedanke war nicht ohne Reiz, musste Candamir gestehen. Die Führung der Gemeinschaft einem Einzelnen zu übertragen, demjenigen unter ihnen, der für die Aufgabe am besten geeignet war, würde viele Dinge vereinfachen. Und doch erfüllte die Vorstellung ihn mit Unbehagen. »Aber wem wolltest du ein solches Amt anvertrauen? Ich meine, selbst Harald oder Eilhard, die sicher zu den Weisesten gehören, kannst du nicht ins Herz schauen, oder? Würden

wir der Willkür nicht Tür und Tor öffnen, wenn wir einen aus unserer Mitte über die anderen erheben? Wie soll man vorher wissen, wer den 519

Versuchungen der Macht standhalten kann?«

»Indem man den Rat der Götter einholt, wie ich sagte.«

Candamir legte die Hände flach auf die Tischplatte und atmete langsam tief durch. »Die Götter verfolgen nur zu oft ihre eigenen Absichten.«

Zum ersten Mal wurde Osmunds Miene abweisend, beinah finster. »Ich höre deinen Sachsen sprechen. Du verleumdest die Götter, Candamir, das ist gefährlich.«

Candamir schnaubte. »Mein Sachse …«

»Osmund hat vollkommen Recht«, hörten sie plötzlich Brigitta von der Tür sagen. »Es ist wahrlich kein Wunder, dass Odin in seinem Zorn die Erde erzittern lässt, wenn man betrachtet, wie wir ihm sein Geschenk danken.«

Candamir sah unwillig über die Schulter zum Eingang.

»Und wie lange stehst du schon da und lauschst, he?«

Sie ignorierte ihn, trat unaufgefordert ein und setzte sich ein gutes Stück von ihm entfernt auf die Bank. »Über ein Vierteljahr sind wir schon hier. Wir bauen uns Häuser und fangen in den nächsten Tagen damit an, unsere erste Ernte einzubringen. Aber was ist mit dem Tempel, den wir Odin errichten wollten? Es war deine Idee, Osmund, doch du verlierst kein Wort mehr darüber.«

Osmund schlug beschämt den Blick nieder. »Du hast Recht«, bekannte er. »Das Roden und die Häuser kamen mir

wichtiger vor. Aber das Beben war eine deutliche Warnung, daran besteht kein Zweifel.«

Eine Warnung gewiss, nur von welchem Gott?, fragte Candamir sich. Es stimmte nicht, was Osmund ihm unterstellte, er war keineswegs den Einflüsterungen seines sächsischen Sklaven erlegen. Aber dessen Gott hatte ihm seine Macht bewiesen, wie es deutlicher wohl kaum möglich war, als er Hacon, der doch schon im Sterben lag, 520

genesen ließ. Es war das erste Mal gewesen, dass ein Gott ihm einen persönlichen Gefallen getan hatte. Allein aus diesem Grund fühlte Candamir sich ihm verpflichtet, und er musste zugeben, dass er sich auch ein wenig vor ihm fürchtete. Jedenfalls war er geneigt, dem Sachsen eines zu glauben: Dieser Gott war mächtiger als alle, die er bislang gekannt hatte.

»Wir bauen den Tempel, wenn jede Sippe ein Dach über dem Kopf hat, Brigitta«, versprach er, um die alte Frau zu beschwichtigen. »Von mir aus noch vor der Mühle. Aber im Augenblick geht es nicht, das musst du doch einsehen.«

»Es ist gleich, was ich einsehe oder nicht«, entgegnete sie scharf. »Odin gilt es zu besänftigen. Und er hat uns wissen lassen, dass seine Geduld sich erschöpft hat. Ihr müsst alle anderen Arbeiten ruhen lassen und morgen mit dem Bau auf der Insel beginnen.«

»Du bist ja närrisch …«, grollte Candamir.

»Nein, *du* bist närrisch«, fiel sie ihm schneidend ins Wort.

»Und du wirst zu einer Gefahr für uns alle, wenn du dich nicht besinnst. Der Schmied und deine Schwester deuten die Zeichen übrigens genauso wie ich. Harald hat vorgeschlagen, für morgen früh ein Thing einzuberufen und

dort zu entscheiden, wie der Tempelbau vonstatten gehen soll. Da du ja so entschieden dafür eingetreten bist, die Befugnisse der Versammlung zu erweitern, wirst du dich ihrem Spruch kaum widersetzen, nicht wahr, mein Junge?«

521

ERNTEMOND, Jahr 1

Der Roggen ist eingebracht, das Stroh gebündelt, auf den neuen Feldern haben die Aussaat und das Pflanzen der Pastinaken begonnen, die wir hier überall wild wachsend gefunden haben. Die Tage werden zwar kürzer, jedoch nicht kühler, und allmählich fangen die Menschen an zu glauben, dass es hier vielleicht niemals wirklich Winter wird. Die Furcht, die sonst gegen Ende des Sommers um sich zu greifen pflegt, ist nicht zu spüren.

Jeden Tag lehrt der Allmächtige uns etwas Neues über dieses gesegnete Land, mit jedem Tag gelingt es uns besser, uns den Gegebenheiten unserer neuen Heimat anzupassen. Wir haben weniger Wolle als früher, aber einen Überfluss an Rinderhäuten und – durch das viele geschlagene Holz – an Baumrinden, die uns Gerbsäure liefern. Also gehen wir zunehmend dazu über, Gewänder aus weichem Leder zu tragen, die viel widerstandsfähiger sind als wollene Tuche. Haflad der Köhler hat zum größten Erstaunen all seiner Nachbarn einen Weg gefunden, die neuen Felder mit Feuer statt mit Äxten zu roden. Durch zuvor geschlagene breite Schneisen begegnet er der Gefahr unkontrollierter Waldbrände.

Nächstes Jahr schon werden wir so viel Ackerland haben, wie wir bestellen können. Auch die Anlage der Gärten und der Bau von Häusern und Wirtschaftsgebäuden sind der neuen Witterung angepasst worden. Die Zimmerleute

genießen hohes Ansehen. Dies gilt in besonderem Maße für meinen Herrn, der sich seit einigen Wochen nur noc h

dem Tempelbau auf der Flussinsel widmet.

Bedauerlicherweise war es der verfluchten Hexe dank 522

ihrer gelehrigen Elevin gelungen, den perfekten Ort für ihre heidnische Kultstätte zu finden. Ausgerechnet in der Nacht ihrer Vermählung hatte Inga auf der kleinen Insel die Quelle ausgegraben – über die näheren Umstände dieses Rituals wollte Austin lieber gar nichts wissen –, und schon raunten die Siedler von der Zauberkraft dieses Wassers. Osmunds Knecht hatte einen verletzten Fuß hineingetaucht, und die Blutung hatte augenblicklich aufgehört. Der alte Eilhard schwor, die Gicht plage ihn kaum noch, seit er die schmerzenden Glieder mit Quellwasser wasche, und der bedauernswerte Turonländer, der mit Candamir am Tempelbau arbeitete, trank täglich aus der Quelle, weil er hoffte, ihm werde eine neue Zunge wachsen – bislang allerdings ohne Erfolg.

Am Tag nach dem Erdbeben hatte das Thing beschlossen, dass der Bau des Heiligtums Vorrang haben müsse, und Candamir – trotz Olafs nachdrücklichen Widerspruchs – mit der Planung und Ausführung betraut.

Und obwohl der junge Baumeister dagegen gewesen war, dieses Unternehmen vorzuziehen, widmete er ihm nun doch all seine Kraft, und er war von einem brennenden Ehrgeiz beseelt. Die Halle auf der Flussinsel versprach größer zu werden als jede, die die Siedler je gesehen hatten. Eine Woche lang hatten alle männlichen Sklaven im Grasland Kalksteine für das Fundament br c e hen

müssen, und wer zu langsam war oder zu kleine Steine brachte, über den kam Candamir im Zorn.

Inzwischen stand die Rahmenkonstruktion der Wände und war zum Großteil bereits ausgefacht. Nur die schönsten, makellos gewachsenen Stämme wählte Candamir für die Halle der Götter, und war das Bauwerk erst fertig, sollten die Balken kunstvoll geschnitzt und mit Runen und Bildern verziert werden. Doch das musste warten, bis sie die Muße hatten, sich derlei Zierrat zu 523

widmen. Immer noch schien ihm der Bau der Wohnhäuser dringender, und es quälte ihn, dass es jetzt, da Berse und seine Leute allein damit weitermachten, nur noch im Schneckentempo voranging. Doch auch für den Dachstuhl des Tempels hatte Candamir hochfliegende Pläne: Er sollte die Form eines umgestülpten Drachenschiffes haben, damit ihre Nachkommen niemals vergaßen, dass sie eigentlich ein Volk von Seefahrern waren und wie sie überhaupt hierher gelangt waren. Um den Eindruck zu verstärken, wollte er dieses Dach mit Holzschindeln, nicht mit Ried decken. Siglind hatte ihm voller Erleichterung zugestimmt, nachdem sie die Grundfläche der Halle gesehen und überschlagen h t

a te, welche Mengen an Schilf

nötig gewesen wären. Der Tempelbau erfüllte die Siedler mit Neugier und freudiger Erregung, und nach getaner Arbeit ruderten sowohl Männer als auch Frauen häufig zur Insel hinüber, um die Fortschritte zu begutachten. Viele bewunderten Candamirs Werk, brachten ihm und seinen Arbeitern kleine Leckerbissen oder Geschenke, um ihnen ihren Dank und ihre Wertschätzung zu zeigen. Aber nicht alle teilten die Begeisterung für die Halle der Götter.

»Er tut nichts ohne den Rat dieses verschlagenen Sachsen, Harald, und so wird das, was er uns baut, ein Tempel des verfluchten Zimmermannsgottes!«, erklärte Olaf erbost.

»Unsinn«, erwiderte der Schmied mit vollem Mund.

Dann spülte er den Bissen mit einem Schluck Met hinunter, ehe er fortfuhr: »Nicht ein Altar des Gekreuzigten ist das Herz unserer Götterhalle, sondern die heilige Quelle. So, wie Brigitta es wollte.«

Olaf hob einen Zeigefinger und schüttelte ihn warnend.

»Ich sage dir, ich habe die Tempel der Christen gesehen, und sie sehen genau aus wie das, was Candamir uns als 524

heilige Stätte verkaufen will.«

»Er verkauft ja gar nichts«, murmelte Hacon. »Er tut es ohne Lohn.«

»Halt den Mund!«, fuhr sein Bruder ihn scharf an. »Hast du denn gar keine Manieren? Olaf spricht mit Harald, und niemand hat nach deiner Meinung gefragt.«

Hacon stieß hörbar die Luft aus und ließ die Schultern hängen. Dann starrte er in seine Schale mit Eintopf und tauchte lustlos den Löffel ein. Immer wenn er mit Olaf im selben Raum war, war seine Kehle wie zugeschnürt, und seine Hände wurden feucht. Seine Furcht vor diesem Mann drohte ihn völlig zu lähmen, aber dennoch hatte er nicht länger widerspruchslos lauschen wollen, wie Olaf seinen Bruder und Austin bezichtigte.

Sie saßen alle an dem langen Tisch in Haralds Halle, Candamirs gesamter Haushalt ebenso wie der des Schmieds. Candamir und Austin aßen schweigend ihr Nachtmahl, während Olaf vor Haralds Hochsitz stand, wütend gestikulierte und über sie schimpfte, als wären sie nicht anwesend.

»Wenn ich Unrecht habe, dann sag mir, wieso ist der Tempel ausgerechnet auf einer Ost-West-Achse und nicht von Nord nach Süd errichtet, he?«

Harald gab die Hoffnung auf, bald weiteressen zu können, und schob seine Schale mit unterdrückter Ungeduld von sich.

»Ich weiß es nicht, Olaf. Ich verstehe mich auf derartige Dinge nicht. Wie wäre es, wenn du Candamir fragst?«

Olaf schnaubte. »Das kann ich mir ebenso gut sparen!«

»Die Lichtung war zu schmal, um die Halle nach Norden auszurichten, und die Quelle liegt nun einmal am Ostrand«, erklärte Candamir den vielen Fettaugen auf 525

seinem Eintopf.

»Brigitta hat verboten, dass wir auf der Insel auch nur einen einzigen Baum fällen. Sie war aber einverstanden, die Halle in Ost-West-Richtung zu bauen, denn es ist der Lauf der Sonne.«

»Was du nicht sagst. Aber ich gehe jede Wette ein, dass dein Sachse es vorgeschlagen hat«, beharrte Olaf.

Candamir antwortete nicht, denn Olaf lag mit seiner Vermutung richtig.

Der Sachse sah zum Herrn des Hauses. »Darf ich sprechen?«

Harald machte eine auffordernde Geste.

Austin musste seinen Mut zusammennehmen, um Olaf ins Gesicht zu sehen, denn genau wie Hacon fürchtete er sich vor diesem groß gewachsenen, jähzornigen Mann, doch

niemand hätte das erraten können. Die Miene des Sachsen war ernst, aber nicht angespannt. »Mein Herr hat mich nur um Rat gefragt, weil ich in meiner Heimat schon große Hallen, die dem Gebet dienen, gesehen habe, er jedoch noch nie. Aber du täuschst dich, wenn du glaubst, ich wolle ihn verleiten, meinem und nicht euren Göttern einen Tempel zu errichten. Mein Gott würde ihn gar nicht haben wollen, denn er hasst Unaufrichtigkeit.«

Harald ni k

c te. »Also bitte, Olaf, bist du beruhigt?«

Olaf lachte leise. »Bist du wirklich so töricht, diesem ausgefuchsten Sachsen zu glauben, oder tust du nur so, um mich zu blenden, Harald? Sie sagen doch immer, du seiest ein kluger Mann.«

»Ich bin auf jeden Fall ein hungriger Mann und würde jetzt gern weiteressen, wenn du erlaubst. Deine Anschuldigungen sind haltlos, aber wenn du unbedingt willst, bring sie vor das Thing. In einer Woche ist es 526

wieder so weit.«

Olaf wandte sich mit einem knappen Nicken zur Tür.

»Ich hoffe, Odin wird uns bis dahin keine neue Warnung schicken.«

Sie schwiegen, bis er die Halle verlassen und die Tür geräuschvoll gesc l

h ossen hatte. Dann bemerkte Asta spitz:

»Wie er die Götter mit einem Mal fürchtet. Ich dachte immer …« Sie verstummte, als ihr Mann ihr warnend die Hand auf

den Arm legte und dann einen Finger an die Lippen führte.

»Ja«, flüsterte Hacon vor sich hin. »Jede Wette, dass er draußen steht und lauscht.«

Harald und Asta begannen ein unverfängliches Gespräch über die Einlagerung von Äpfeln, die überall im Wald wuchsen, und derweil betrachtete Candamir seinen jüngeren Bruder aus dem Augenwinkel. Hacon war schon wieder gewachsen, und Asta hatte ihm neue Sachen aus feinstem hellbraunem Rindsleder genäht. Er trug das Haar länger als früher und genau wie Candamir zwei schmale Zöpfe, die sein Gesicht einrahmten, ordentlich geflochten und die Enden mit dünner Lederschnur gebunden. Und es würde nicht mehr lange dauern, bis Hacon sich erstmals würde rasieren müssen, stellte der Ältere verblüfft fest.

Hacons Beobachtungsgabe war nicht weniger ausgeprägt als Candamirs, und die eingehende Begutachtung entging ihm nicht. »Bist du bald fertig?«, fragte er unbehaglich, aber er lächelte.

Candamir ergriff achselzuckend ein Stück Roggenbrot und brach es in zwei Hälften. »Ich stelle mit Verwunderung fest, dass offenbar doch noch ein Kerl aus dir wird.«

»Dafür musste ich nur deinen Klauen entkommen!«, fuhr Hacon auf.

Vielleicht fühlte er sich sicher, weil er nicht in der unmittelbaren Reichweite seines Bruders saß, der sich jedoch erhob, Hacon mit der linken Faust am Ausschnitt zu sich heranzog und ihn links und rechts ohrfeigte. »So, das ist also dein Dank, ja?«

»Candamir!«, rief Asta erschrocken. Sie war solche Szenen nicht mehr gewohnt, denn im Haus des Schmieds ging es vergleichsweise friedlich zu. Niemand hier hatte ein aufbrausendes Temperament, sie selbst am allerwenigsten, und dieser Haushalt hier war ihr sicherer Hafen geworden.

Hacon befreite sein Gewand von Candamirs Faust und sprang auf die Füße. »Ja, das ist mein Dank, ein offenes Wort. Aber das konntest du noch nie aushalten, Bruder!

Seit ich zu alt geworden bin, um dich voller Ehrfurcht zu bestaunen, hast du keine Gelegenheit ausgelassen, mich zu erniedrigen und klein zu halten. Erst seit ich in diesem Haus lebe, fange ich langsam an zu glauben, dass ich vielleicht doch etwas wert sein könnte. Oh, nicht so untadelig und erhaben wie du, aber es sieht wenigstens so aus, als könnte ich lernen, gutes Werkzeug zu schmieden.

Weil Harald mir im Gegensatz zu dir zutraut, dass ich auch einmal etwas richtig machen kann, verstehst du?«

Candamir nickte knapp. Er war zutiefst gekränkt, seine Miene wie versteinert.

»Hacon, ich enttäusche dich nur ungern, aber du redest wieder einmal, ohne vorher nachzudenken«, sagte der Schmied.

»Das solltest du dringend nachholen. Am besten jetzt gleich, und zwar draußen an der frischen Luft, denn ich hätte nun gern ein bisschen Frieden an meiner Tafel. Und ich bin überzeugt, wenn du nachgedacht hast und wiederkommst, wirst du deinen Bruder um Verzeihung 528

bitten.«

»Das kann er sich sparen«, knurrte Candamir.

Hacon verließ die Halle mit gesenktem Kopf. Gunda glaubte sich unbeobachtet und wollte ihm folgen, aber Candamir knurrte: »Untersteh dich.«

Sie fuhr zusammen und kehrte auf ihre Decke nahe des Feuers zurück, wo sie mit Nils und Astas Kindern gespielt hatte. Fulc hatte seit jeher eine Schwäche für Gunda und war in ihrer Gegenwart immer lammfromm. Asta wünschte sehnlich, Candamir würde seine Meinung ändern und ihr die Magd überlassen. Aber die Chancen hatten wohl selten schlechter gestanden als heute.

»Entschuldige, Harald«, sagte Candamir seufzend und hob hilflos die Schultern. Vermutlich hätte er noch mehr gesagt, wäre er mit dem Schmied allein gewesen, aber vor Asta, dem Sachsen und dem übrigen Gesinde konnte er nicht eingestehen, dass er im Unrecht war.

Harald nickte mit einem flüchtigen Lächeln. Er konnte Candamir kaum einen Vorwurf machen, denn wäre sein Godwin für die Übergangszeit nicht zu Berse und dessen Söhnen gezogen, weil er das dem Haus seines Vaters vorzog, wären Vater und Sohn sich vermutlich ebenso bei jeder Gelegenheit an die Kehle gegangen wie Hacon und Candamir.

Als die Mahlzeit vorüber war, hieß Asta die Mägde den Tisch abräumen und fand auch für alle Knechte außer Austin eine Aufgabe, sodass sie schließlich nur noch zu viert am Tisch saßen.

»Du solltest gewappnet sein, wenn Olaf seine Vorwürfe nächste Woche vor der Versammlung wiederholt, Candamir«, warnte Harald.

»Ja«, gab der Jüngere verdrossen zurück. »Ich muss bei jedem Thing gegen irgendwelche Anschuldigungen von 529

Olaf gewappnet sein. Und wem verdanke ich das?«

»Mir«, antwortete Austin unaufgefordert. »Wir wollen nicht vergessen, wie das alles angefangen hat. Es ist nicht Hacons Schuld. Im Gegenteil, er ist in dieser Fehde das einzige unschuldige Opfer.«

» *Unschuldig?* « , wiederholte Candamir fassungslos.

»Also hat er mich nicht betrogen? Olafs Schafe nicht den Wölfen überlassen, um meine Sklavin zu rammeln?«

Asta und Austin zuckten ob seiner Wortwahl zusammen, wie er beabsichtigt hatte.

Doch der Sachse antwortete scheinbar unbeeindruckt:

»Dazu wäre es nie gekommen, hättest du Olaf nicht fronen müssen, was wiederum nur daran lag, dass ich …«

»Nein, du irrst dich, Austin«, fiel Harald ihm ins Wort.

Es war höchst untypisch, dass der wortkarge Schmied jemanden unterbrach, und alle schauten ihn verdutzt an.

»Olaf grollt Candamir aus ganz anderen Gründen, und seinem Neffen grollt er ebenso«, fuhr Harald schließlich fort.

»Und das müsst ihr euch klar machen, du und dein Ziehbruder, Candamir, weil ihr sonst beide ins offene Messer laufen könntet.«

»Was meinst du?«, fragte Candamir neugierig.

»Hier geht es allein um Macht. In Elasund war Olaf der mächtigste Mann, denn er war reich und alle anderen waren arm. Allein das hat dazu geführt, dass jeder ihm ehrfürchtig lauschte, wenn er sprach, dass praktisch jeder tun musste,

was er wollte, weil jeder ihm irgendetwas schuldete oder sich irgendetwas von ihm erhoffte.

Obendrein ist er unerschrocken, stark, weit gereist und reich an Erfahrung. Nun, weit gereist und einigermaßen reich an Erfahrungen sind wir inzwischen alle, und 530

unerschrocken und stark sind viele Männer. Olaf wird nicht jünger, weißt du. In nicht allzu ferner Zukunft werden seine Kräfte schwinden, seine Augen werden nachlassen, all die Dinge eben, zu denen diejenigen verflucht sind, die nicht in der Blüte ihrer Jahre im Kampf fallen. Du und Osmund hingegen seid jung. Schon deswegen seid ihr eine Bedrohung für ihn.«

»Was soll das heißen?«, fragte Candamir verständnislos.

»Olaf wird allerhand zu tun haben, wenn er mit jedem Mann, der jü g

n er ist als er, Streit anfangen will. Sein eigener Sohn zählt dazu.«

»Aber Jared kann er kontrollieren. Und Jared ist nicht in einer solchen Position wie Osmund und du.«

Austin nickte. Er wusste genau, worauf Harald hinauswollte. »Osmund ist auserwählt«, erklärte er seinem Herrn.

»Ihn hat Odin bestimmt, dieses Land zuerst zu betreten.

Vor allem Brigitta misst dem eine große Bedeutung zu, und Brigitta wiederum hat hier weitaus mehr Einfluss als in der alten Heimat. *Sie* hat dafür gesorgt, dass Osmund Inga heiratet, die ihre Nachfolge antreten soll. Osmund ist

… der neue Liebling eurer Götter. Das macht ihn mächtig.

Jeder sucht seine Nähe. *Du,* Herr, bist derjenige, der Olaf offen die Stirn geboten hat – auf eine Art und Weise, die alle hier erschüttert hat, die ihnen klar gemacht hat, dass Olafs Stern sinkt.«

»Es ist genau so, wie Austin sagt«, bestätigte der Schmied und fuhr sich mit der Linken über den Bart.

»Obendrein bist du derjenige, der die ungewisse Zukunft hier mit Worten und Taten gestaltet. Du baust den Menschen ihre Häuser und ihren Tempel, du hast ihnen vor Augen geführt, dass sie es nicht mehr nötig haben, sich einem machthungrigen y

T rannen wie Olaf zu

531

unterwerfen, sondern stattdessen die einmalige Gelegenheit, ihre Regeln selbst zu machen. Osmund verkörpert Odins Macht auf Catan. Du verkörperst die schöpferische Kraft unserer Gemeinschaft. Olaf verkörpert die Vergangenheit. Das weiß er ganz genau, und er wird euch töten, wenn er kann, um eure Rollen zu übernehmen.«

Candamir saß stockstill und starrte den Schmied ungläubig an. Dann hob er mit einem scheinbar unbekümmerten G

rinsen die Schultern. »Nun, ehe er mich töten kann, muss er mich besiegen. Er wird kaum kommen, um mich im Schlaf zu erschlagen, nicht wahr.

Ich sehe nicht, wovor ich mich fürchten müsste.«

Harald und Austin tauschten einen besorgten Blick. Sie dachten beide an Candamirs größte Schwäche: die eigensinnige junge Frau, die ganz allein in einer Zweighütte

am Flussufer lebte und die von Anfang an Olafs Jagdinstinkt geweckt hatte.

»Du solltest auf jeden Fall auf der Hut sein«, riet Harald ernst.

Austin gab ihm Recht. Zu Candamir sagte er: »Wenn du erlaubst, Herr, gehe ich Hacon nach. Es wird dunkel, und mir ist nicht wohl bei dem Gedanken, dass Olaf noch irgendwo dort draußen herumschleicht.«

Candamir entließ ihn mit einem ungeduldigen Wink.

Austin fand Hacon in der Schmiede, die einen Steinwurf von Haralds Halle entfernt gleich am Ufer des Flusses lag.

Der Junge war dabei, die Esse von der kalten Asche zu befreien und für den folgenden Tag mit Holzkohle zu füllen. Die Asche schaufelte er in einen ledernen Eimer.

Asta machte Seife daraus, und was sie nicht brauchte, benutzten sie als Dünger für die Gemüsebeete. Als er den
532

Mönch an der Tür entdeckte, lächelte er, fragte aber gleich darauf mit einem Stirnrunzeln:

»Bist du gekommen, um mir eine Predigt zu halten? Die kannst du dir sparen.«

»Wie willst du das wissen, ehe du sie gehört hast?«, erkundigte sich Austin.

»Weil ich schon jetzt weiß, dass du Recht hast. Aber es nützt nichts. Ich kann ihn nicht um Verzeihung bitten.

Nicht für heute Abend und auch nicht für das, was mit Gunda geschehen ist.«

Austin trat näher und setzte sich auf die Bank, die hier genau wie früher in Elasund in der Schmiede stand, um den Schwatzhaften und den Tagedieben Platz zu bieten, die sich immer so gern an diesem Ort einfanden, um auf ihre neue Pflugschar zu warten, über das Wetter, den Fischfang oder die Ernte zu jammern und das Arbeiten anderen zu überlassen. »Warum nicht?«, erkundigte sich der Mönch.

»Weil ich es nicht bereue«, erklärte Hacon kurz angebunden.

»Oh. Du hast Recht, das macht die Sache außerordentlich schwierig. Weder Gott noch dein Bruder werden dir deine Sünden vergeben, wenn du sie nicht bereust.«

»Ich weiß.« Hacon arbeitete emsig weiter, aber schließlich ließ er die Hände sinken, wandte sich zu Austin um, und erst jetzt erkannte der Sachse, welchen Kummer der Junge litt.

»Ich … ich liebe Gunda, Austin. Ich weiß, ich bin noch zu jung, aber ich würde sie eines Tages gern heiraten und eine anständige Frau aus ihr achen, wie sie es v m

erdient.«

Nichts wird je eine anständige Frau aus dieser Dirne 533

machen, lag Austin auf der Zunge.

»Aber Candamir wird das verhindern. Er will sie zwar nicht mehr, er behandelt sie wie den letzten Dreck und hat nur Augen für Siglind, aber bevor er Gunda mir überließe, würde er ihr eher d

as Genick brechen.«

»Und woran merkst du, dass du Gunda liebst? Ich meine, bist du sicher, dass es wirklich eine Sache des Herzens ist und nicht des …« Austin wies vage auf einen Punkt unterhalb von Hacons Gürtel und errötete wie üblich. »Du weißt schon.«

»Ja, ich bin sicher. Manch al

m treffen wir uns nachts. Oh,

mach kein solches Gesicht, wir haben es nicht wieder getan.

Wir reden. Wir …« Er hob kurz die Schultern. »Na ja, wir haben vieles gemeinsam und sind etwa gleich alt.

Vermutlich kann man sagen, wir haben uns kennen gelernt. Und vielleicht wird es deine Meinung von ihr bessern, wenn du erfährst, dass Gunda sich genau wie ich entschlossen hat, sich deinem Gott zuzuwenden. Ich habe ihr das wenige erzählt, was ich von ihm weiß, und sie würde dich gerne Dutzende Dinge fragen. Aber sie wagt es nicht. Sie fürchtet sich vor dir beinah so wie vor meinem Bruder. Und sie ist wieder guter Hoffnung. Wenn Candamir das merkt, dann …« Er brach ab. Er wusste wirklich nicht, was dann passieren würde.

»Sie weiß nicht, wer der Vater ist?«, fragte Austin leicht angewidert.

Hacon breitete kurz die Arme aus. »Woher denn?

Natürlich nicht. Darum wird Candamir ihr Kind verkaufen oder töten, wenn es kommt, und sie vermutlich auch. Aber *mir* wäre es egal. Ich würde meinen Neffen ebenso willig großziehen wie meinen Sohn. Das Wichtigste ist doch, dass wir uns vermehren, oder?«

»Schon. Trotzdem sind wir Gottes Kinder und keine Karnickel, Hacon, darum ist es doch erstrebenswert, zu wissen, wer der Vater eines Kindes ist, nicht wahr?

Außerdem bist du erst fünfzehn Jahre alt und kannst nicht heiraten. Und – entschuldige meine Offenheit – du bist zu schade für eine Frau wie Gunda.«

»Warum sagst du das?«, brauste der Junge auf. »Woher nimmst du das Recht, sie zu verurteilen?«

»Weil sie unkeusch ist und gegen Gottes Gebot verstoßen hat.«

»Sie wusste doch nichts von seinen Geboten.«

»Was sie getan hat, ist nach euren Regeln ebenso verboten wie nach meinen.«

»Aber hast du nicht gesagt, dass wir alle voller Sünde sind und deswegen froh sein können, dass Gottes Gnade keine Grenzen kennt?«

Austin lachte leise vor sich hin. »Und wieder einmal schlägst du mich mit meinen eigenen Waffen, Hacon.«

Hacon lächelte matt, trat zu ihm und setzte sich neben ihn.

»Hilf uns, Aus i

t n«, bat er eindringlich. »Candamir hört doch auf dich. Hilf uns, und ich schwöre dir, unsere Kinder sollen in deinem Glauben aufwachsen.«

Der Mönch war die faulen Kompromisse satt, zu denen sein mühevolles Missionswerk ihn zwang. Er hob abwehrend die

Linke. »Du hast Gottes Weg gewählt, und du sagst, Gunda wolle das auch. Also wäre es eine Selbstverständlichkeit, dass eure Kinder die Taufe empfangen, und es sollte unter deiner Würde sein, mich damit ködern zu wollen.«

»Das stimmt«, bekannte der Junge reumütig. »Aber wir werden diese Kinder nur haben, wenn du uns deine Hilfe

nicht versagst.«

»Ah«, machte der Sachse trocken. »Die gleiche Bestechung in abgewandelter Form. Du bist ein kluger Redner, Hacon, genau wie dein Bruder.«

»Also? Was wirst du tun?« Der Junge hielt den Atem an.

Austin legte die Hände auf die Knie und starrte einen Moment in die kalte Esse. Schließlich nickte er langsam.

»Na schön. Das wenige, was ich kann, will ich tun. Aber du musst mir schwören, dass ihr Enthaltsamkeit übt, bis ich euch mit Erlaubnis deines Bruder im Angesicht Gottes vermählt habe.«

»Oh, Austin, das kann *Jahre* dauern …«

»Es i t

s meine Bedingung«, unterbrach der Mönch entschieden. »Sonst werde ich zum Komplizen eures Vergehens.«

Hacon überlegte kurz, seufzte dann tief und nickte. »Du hast Recht. Das kann ich nicht von dir verlangen.« Er legte die linke Hand aufs Herz und hob die Rechte. »Ich schwöre beim Blute Jesu Christi.«

»Vergiss es nicht.«

»Nein.«

»Und um deinen guten Willen und deine Einsichtigkeit zu beweisen, musst du zu deinem Bruder gehen und dich mit ihm aussöhnen. Er hat dein ganzes Leben lang sein Bestes für dich getan, Hacon. Mehr kann man von niemandem verlangen. Ich würde nie behaupten, dass er alles richtig gemacht hat, denn das hat er nicht. Aber er hat sich bemüht.«

»Ja. Das weiß ich. Aber ganz gleich, was ich sage, er wird mir niemals vergeben.«

»Vielleicht unterschätzt du ihn. Auch dein Bruder hat allerhand gelernt, seit wir uns auf diese Reise begeben 536

haben. Er ist nicht mehr derselbe; das ist keiner von uns.

Und wie dem auch sei, du musst den ersten Schritt tun. Es ist Gottes Wille.«

»Woher willst du das so genau wissen?«, fragte der Junge skeptisch.

Austin lächelte. »Das gehört zu den Dingen, die *immer* Gottes Wille sind. ›Liebet eure Fein e d , tut denen Gutes,

die euch hassen‹, hat er gesagt. Und: ›Segnet die, die euch verfluchen, betet für jene, die euch misshandeln.‹«

»Aber wer das tut, den wird alle Welt einen Feigling nennen«, protestierte Hacon.

D r

e Mönch hob gleichmütig die Schultern. »Christus wird ihn keinen Feigling nennen. Denn er sagt auch, wenn wir tun, was er uns aufträgt, ›dann wird euer Lohn groß sein, und ihr werdet die Söhne des Höchsten sein, denn auch er ist gütig gegen die Undankbaren und Bösen‹.«

»Amen«, murmelte Hacon seufzend und senkte den Kopf.

»Aber er sollte besser nicht damit rechnen, dass ich Olaf je lieben werde …«

Die Bienen Catans machten aus den zahllosen Blüten des Waldes einen wunderbaren, goldenen Honig, aber sie verteidigten ihn mit allen Mitteln.

Osmund war ein geschickter, unerschrockener Honigsammler. s

E war eine Kunst, die ebenso viel Geduld wie Geschick erforderte, vor allem dann, wenn man nicht wusste, wo die Bienenstöcke lagen. Man musste den Tieren kreuz und quer durchs Dickicht folgen, wobei man sie ständig aus den Augen verlor, weil sie so winzig waren, und meist auf Bäume klettern, um an ihre Behausungen heranzukommen. Der Sachse hatte schon 537

vor Jahren berichtet, in seiner Heimat halte man Bienen in Körben, die man entweder nahe des Wohnhauses aufstellte, damit der Weg zum Honig nicht so weit war, oder aber in unmittelbarer Nähe der Bäume, Sträucher oder Blumen, deren Honig man bevorzugte. Wie jedes Jahr um diese Zeit dachte Osmund, dass die Angelsachsen trotz ihrer aberwitzigen Religion gar nicht so dumm sein konnten, wie allgemein angenommen wurde, und dass es sich gewiss lohnen würde, diese Bienenzucht selbst einmal zu erproben.

Am Fuß der Esche, die die Bi

achte er

enen bewohnten, m

aus trockenen Zweigen und Laub ein kleines Feuer, schnitt einen frischen Ast und hielt ihn geduldig in die Flammen, bis er unter starker Rauchentwicklung zu brennen begann.

Mit der qualmenden Fackel kletterte er in die Esche und schwenkte den Ast unter dem Bienenstock hin und her, um die Bewohner mehrheitlich zu vertreiben und diejenigen, die daheim blieben, zu betäuben. Wie alle anderen Bienen, die er je erlebt hatte, stoben auch diese hier empört auf, bildeten eine wütend summende, schwarze Wolke, doch statt das Weite zu suchen, stießen sie zielsicher auf den Übeltäter herab.

Osmund kannte das inzwischen und war vorbereitet. Er sprang zurück auf den Waldboden, flüchtete sich hinter sein Feuerchen und hüllte sich in den Rauch wie in einen Tarnmantel. Das vergraulte viele, aber längst nicht alle Bienen. Nicht umsonst trug er ein langärmliges Gewand mit einem Lederwams darüber, aber die Hände, die er schützend vors Gesicht halten musste, wurden grausam zerstochen.

»Mach schon, Jared, worauf wartest du?«, hörte sein Vetter ihn rufen. Er konnte ihn kaum sehen in all dem Qualm, und Osmunds Stimme klang dumpf, weil er immer noch die Hände vors Gesicht hielt.

Unter leisem Fluchen kletterte Jared in die Esche, setzte den Sax an, brach den Bienenstock auf und erntete die Waben. Auch er kam nicht ungeschoren davon. Vier Stiche spürte er fast gleichzeitig an Händen und Armen, aber er ließ sich nicht beirren, machte vor allem keine ruckartigen

Bewegungen, weil das die Gefahr nur vergrößerte, und warf die triefenden Waben in den Eimer, den er sich an den Gürtel gebunden hatte.

»Fertig!«

Flink kletterte er aus dem Baum, und zusammen suchten sie das Weite. An einem der kleinen Bäche, die den Wald durchzogen und schließlich den großen Stro speisten, m

machten sie Halt und tauchten dankbar die Hände ins Wasser.

Im ersten Moment schmerzten die Finger im kühlen Nass noch schlimmer als vorher, und Jared zog scharf die Luft ein.

»Warum muss das nur so sein?«, grollte er mit zusammengebissenen Zähnen. »Wenn dieses Land vollkommen ist, warum müssen wir dann trotzdem immer noch diesen Preis für den Honig bezahlen?«

Osmund lächelte ihm zu. »Das ist einfach, Ja e r d. Denk

darüber nach, und du kommst selbst auf die Antwort.«

Jared bewegte versuchsweise die Finger und ließ es augenblicklich wieder sein. »Oh ja, ich weiß, worauf du hinauswillst. Du meinst, wenn der Honig uns leichter zufiele, würde der Met uns nicht so süß schmecken.«

»So ist es.«

»Ich habe nur Zweifel, ob das stimmt. Verflucht, sieben Stiche haben diese Biester mir verpasst. Wie viele hast du?«

Osmund deut t

e e ein Schulterzucken an. »Ich habe keine

Ahnung.« Tatsächlich waren es mehr als zwei Dutzend, und ihm war ein wenig flau – vom Brennen oder vom Gift, er wusste es nicht. Vielleicht auch vor Scham, weil er nicht geschickter gewesen war.

Sein Vetter beäugte ihn kritisch. »Du schwitzt«, bemerkte r

e .

»Das ist kein Wunder. Es ist heiß.«

»Und du bist todesbleich.«

Osmund schnalzte ungeduldig. »Unsinn. Ich bin ebenso braun gebrannt wie du. Alle sind das – es bleibt nicht aus bei solch einem Sommer. Hör auf, mich anzuglotzen. Ich

…«

Er verstummte abrupt und kniff blinzelnd die Augen zusammen.

»Was?«, fragte der Jüngere.

Ohne Vorwarnung kippte Osmund vornüber ins Wasser und blieb reglos liegen.

»Osmund!« Jared sprang erschrocken auf. »Was ist mit dir?«

Er bekam keine Antwort. Besorgt watete er in das niedrige Bächlein und fischte seinen Vetter heraus.

Osmund war besinnungslos.

Wenn er stirbt, bekomme ich Inga, war Jareds erster Gedanke, aber gleich darauf musste er feststellen, dass ihm doch daran lag, seinen Vetter zu behalten. Mehr, als er gedacht hätte.

»Oh, Osmund, was tu ich denn jetzt bloß?«, fragte er furchtsam und schaute sich Hilfe suchend um.

Auch Candamir war im Wald unterwegs. Er ging seine Fallen ab, fand zwei Hasen und einen Marder. Er tötete die Tiere mit einem raschen, gnädigen Streich seines Messers 540

und befestigte die Beute am Gürtel. Marderfleisch schmeckte bitter, und in Catan hatte es niemand nötig, dergleichen zu essen. Aber er wollte das Fell.

Zufrieden machte er sich auf den Rückweg. Eine schläfrige Spätsommerstille herrschte im Wald. Mit geschlossenen Augen sog Candamir die warme Luft tief ein, die vom Duft der Farne und Bäume und der zahllosen Beeren erfüllt war, i

d e überall am Boden und in den

Dickichten reiften. Welch ein betörendes Aroma. Und so gründlich er auch schnupperte, konnte er noch nicht den leisesten Hauch von Herbst in der Luft feststellen.

Lan s

g am breitete er die Arme aus, legte den Kopf in den Nacken und lachte.

»Nur ein Narr lacht über nichts«, bemerkte eine vertraute Stimme hinter seiner linken Schulter.

Hastig ließ er die Arme sinken, beeilte sich aber nicht damit, sich umzuwenden. Er hatte die Stimme gleich erkannt. »Das mag sein. Ich hingegen lache vor Seligkeit über das Anhalten des Sommers.«

Siglind trat aus dem Schatten der Bäume zu ihm. »Ein guter Grund«, gab sie zu.

»Noch so früh am Tage und schon fern der Arbeit?«, erkundigte er sich. Gemächlich gingen sie Seite an Seite weiter.

»Das Gleiche könnte ich dir vorhalten«, konterte Siglind.

»Oh, ich bin eigentlich auf der Suche nach dem Turonländer. Vor über zwei Stunden habe ich ihn ausgeschickt, neues Holz auf die Insel zu bringen, und er ist nicht wiedergekommen. Also habe ich beschlossen, ihn zu suchen und zur Rede zu stellen und bei der Gelegenheit nach meinen Fallen zu schauen.«

»Was sich offenbar gelohnt hat.« Sie wies auf die Beute 541

an seinem Gürtel. »Mit mir ist es ganz ähnlich«, bekannte sie dann. »Thorbjörns Dach ist vorhin fertig geworden, und ich habe mich aufgemacht, um

a

nach Frauenm ntel zu

suchen.«

»Frauenmantel?«, wiederholte Candamir verständnislos.

Sie nickte. »Ein Heilkraut geg n

e ein Gebrechen, das

mich regelmäßig plagt, vor dem du dich hingegen niemals fürchten musst.«

»Was für ein Gebrechen?«, fragte er, ehe ihm aufging, was sie meinte. Er hob kurz die Linke. »Ah, ich weiß schon. e

M ine Mutter hatte darunter zu leiden. Jeden Monat. Aber sie kannte keinen Frauenmantel.«

»Weil Austin damals noch nicht bei euch war«, entgegnete sie.

Candamir warf ihr einen amüsierten, ungläubigen Blick zu.

» *Austin* kennt sich mit Mitteln gegen Frauenleiden aus?

Und kann ihre Namen nennen, ohne zu stammeln?«

Siglind lächelte wider Willen, nickte jedoch entschieden.

»Wenn es um Fragen der Heilkunde geht, ist er durchaus in der Lage, seine Verlegenheit zu überwinden.«

»Ich wette, das ist er«, brummte Candamir. »Ich wette, dir gegenüber überwindet er jedwede Verlegenheit.« Es sollte neckend klingen, aber es gelang ihm nicht ganz, seine Bitterkeit zu verbergen.

Siglind warf ihm einen Seitenblick zu. »Was willst du damit sagen?«

Er hob beide Hände zu einer Geste der Kapitulation. Er wollte diese Unterhaltung nicht führen. Jedenfalls nicht heute.

»Gar nichts.«

»Aber du …«

Candamir legte ihr die Hand auf den Arm und wies nach vorn. Zwischen den Bäumen, gleich am Ufer eines kleinen

Baches, hatte er eine Bewegung erhascht. Und jetzt erkannte er Jared, der aufgeregt winkte.

»Komm her! Beeil dich!«, rief Olafs Sohn. Er klang ängstlich.

Candamir und Siglind beschleunigten ihre Schritte. Als sie ankamen, entdeckten sie Osmund, der reglos zu Jareds Füßen im Ufergras lag.

Candamir kniete sich neben ihn. »Was i st passiert?«,

fragte er.

Jared hob hilflos die Schultern. »Ich weiß es nicht. Er ist einfach umgekippt.«

»Ich hole Austin«, sagte Siglind und wollte sich abwenden.

»Nein, das ist nicht nötig«, entgegnete Candamir. Er wies auf den Eimer mit den wundersam geformten Waben, den Jared achtlos am Ufer abgestellt hatte. »Osmund hat Honig gesammelt«, fügte er hinzu, als erkläre das alles.

»Und?«, fragte sie.

»Er weiß genau, dass er das eigentlich nicht sollte. Aber ich kenne niemanden, der so versessen auf Honig und auf Met ist wie Osmund. Darum kann er’s einfach nicht lassen. Wenn mehr als zwei oder drei Bienen ihn stechen, fällt er um. Ich weiß wirklich nicht, wie oft ich ihn früher aus dem Wald nach Hause getragen habe. Einmal war er fast zwei Stunden bewusstlos. Sein Vater bekam Angst um ihn und hat ihm danach verboten, auf Bienenjagd zu gehen.«

»Was Osmund nicht gehindert hat«, warf Jared ein.

Candamir nickte. »Wann ist es passiert?«

»Kurz bevor ihr kamt.«

543

Candamir untersuchte Arme und Hals seines Ziehbruders – die Stellen, wo die Bienen einen in der Regel erwischten. Als er die Vielzahl der geschwollenen Stiche sah, erschrak er, aber das ließ er sich nicht anmerken. »Nun, ich habe nicht vor, hier w z ei Stunden zu

warten, bis Osmund sich vom Schlaf erhebt«, brummte er, kniff seinen Freund kräftig in die fahlen Wangen und tätschelte sie unsanft.

Siglind knuffte ihn auf die Schulter. »O , h lass ihn

zufrieden, du Klotz!«, schimpfte sie und kniete sich neben ihn. »Zieh dein Gewand aus, mach es nass und bring es mir.«

Eifersüchtig beobachtete Candamir, wie sie Osmunds Kopf behutsam in ihren Schoß bettete, aber er tat widerspruchslos, was sie ihm aufgetragen hatte.

Jared war sehr erleichtert, nicht mehr allein mit seinem kranken Vetter zu sein. Aufmerksam schaute er zu, wie Siglind Osmunds Gesicht, Hals, Brust und Arme kühlte und vor allem die Schwellungen wieder und wieder mit Wasser betupfte. Doch es zeigte keinerlei Wirkung, und Jareds Besorgnis kehrte zurück.

»Atmet er überhaupt noch?«

Candamir stand an Siglinds Seite, die Arme vor der entblößten Brust verschränkt, und betrachtete Osmund halb mit Ungeduld, halb mit Sorge. Auf Jareds Frage beugte er sich vor, riss einen Grashalm aus und hielt ihn Osmund vor

die Nase. Der Halm erzitterte sichtbar. Dann legte Candamir seinem Freund die Hand auf die linke Brust. »Gleichmäßig und kräftig«, berichtete er.

»Gut«, sagte Siglind und strich dem Kranken behutsam die blonden Haare aus der Stirn. »Ich glaube, es wird nicht mehr lange dauern, bis er zu sich kommt. Mir scheint, sein Atem wird tiefer.«

Es stimmte. Bald konnten auch Jared und Candamir sehen, dass die Brust sich hob und senkte. Kurz darauf regte Osmund sich und schauderte.

»Schsch«, machte Siglind und tupfte ihm behutsam die Stirn ab, auf der plötzlich Schweißperlen standen. »Gleich geht es dir besser, du wirst sehen.«

Osmund lächelte selig. »Siglind …« Doch plötzlich öffnete er erschrocken die Augen und richtete sich ruckartig auf, als habe ihre Berührung ihn verbrannt.

»Sachte, Junge«, mahnte Candamir. »Immer mit der Ruhe.«

Er hockte sich neben seinen Freund und sah ihm prüfend in die Augen.

»Candamir …« Es klang verwirrt. »Was ist … Wo sind wir?«

»Im Wald. Du hast Honig gesammelt und bist wieder mal umgefallen.«

»Ach ja.« Osmund lächelte matt. »Jetzt erinnere ich mich. Wo ist Jared?«

»Hier, Vetter.« Der Jüngere trat zu ihnen. »Du hast mir einen ziemlichen Schrecken eingejagt.«

»Hm«, machte Osmund trocken, stützte sich auf Candamirs Arm und kam ein wenig unsicher auf die Füße.

»Jetzt ist es vorbei. Also sieh mich nicht so an, als wär ich von den Toten auferstanden, ja«, brummte er verstimmt.

Wie immer war es ihm unendlich peinlich, wie ein Backfisch in Ohnmacht gefallen zu sein.

Candamir war keineswegs sicher, ob es wirklich schon vorbei war. Manchmal folgte Osmunds rätselhaftem Bienenschlaf fürchterliche Übelkeit. Er hoffte inständig, dass seinem Freund das dieses Mal erspart bliebe – kein Mann erbrach sich gern zu Füße

n einer schönen Frau,

545

jedenfalls kein nüchterner Mann.

»Jared, vielleicht willst du mit Siglind schon vorausgehen. Ich bleibe bei Osmund, bis …«

»Kommt nicht in Frage«, fiel Siglind ihm entschieden ins Wort. »Ich bleibe hier, bis ich überzeugt bin, dass es ihm wieder gut geht.«

Osmund verdrehte verstohlen die Augen. »Es *geht* mir gut.«

»Umso besser«, gab sie ungerührt zurück und machte keine Anstalten, sich vom Fleck zu rühren.

Also blieben sie zu viert im Gras sitzen. Fast fühlten sie sich zu jenen ersten Tagen auf Catan zurückversetzt, da sie

gemeinsam als Kundschafter ausgezogen waren. Viel Zeit war seither vergangen, einiges hatte sich zugetragen, was zwischen ihnen stand, aber trotzdem waren sie immer noch vertraut miteinander wie alte Kampfgefährten. Sie sprachen über die Baufortschritte des Tempels, über die viel diskutierte Frage, ob die Wintersaat überhaupt gedeihen würde, wenn es keinen Frost gab, und über Osmunds und Candamirs Pläne, im späten Herbst, wenn alle Felder bestellt und alle Häuser gebaut waren, zu einem weiteren, langen Erkundungsmarsch ins Landesinnere aufzubrechen.

»Obwohl ich inzwischen wirklich nicht mehr glaube, dass wir hier noch irgendwo auf andere Menschen treffen werden«, bekannte Candamir. »Wir sind jetzt beinah ein halbes Jahr hier. Wenn Odin irgendwelche Leute außer uns auf seine Insel geführt hätte, wären wir längst auf Spuren von ihnen gestoßen.«

Osmund nickte. »Das glaube ich auch. Aber ich will ins Leere Land und den feurigen Berg aus der Nähe sehen.«

Seine Wangen waren immer noch fahl unter der Sonnenbräune, doch er atmete nicht mehr so keuchend wie

noch vor einer Viertelstunde. Es ging ihm tatsächlich besser.

»Nehmt euch bloß in Acht«, konnte Siglind sich nicht verkneifen einzuwerfen, obwohl es sie in Wahrheit drängte, die beiden Freunde zu begleiten.

»Je nachdem, wie gut wir vorankommen, würde ich gerne die Berge überqueren und sehen, wie das Land auf der anderen Seite der Insel beschaffen ist«, sagte Candamir, ohne auf ihre Warnung einzugehen.

»Wozu?«, fragte Jared verwundert. »Könnte es irgendwo besser sein als hier?«

»Vermutlich nicht.« Candamir hob die Schultern. »Ich will es nur anschauen. Und wenn wir bis an die Küste kommen, tauche ich nach Perlen und bringe sie dir, Siglind.«

Sie schlug hastig den Blick n

ieder, aber die Männer

konnten trotzdem die feine Röte sehen, die ihr Gesicht überzog. »Ich spare mir meinen Dank für den Tag auf, da das wirklich geschieht«, sagte sie mit einem unfreiwilligen Lächeln.

»Ja, ich schätze, das ist weise«, musste Candamir eingestehen, und sie lachten beide.

Osmund spürte den altvertrauten Stich. »Was denkt ihr, brechen wir auf?«, fragte er. »Wir haben genug Zeit vergeudet.«

Scheinbar mühelos kam er auf die Füße. Die anderen folgten seinem Beispiel, und sie machten sich in östlicher Richtung auf den Rückweg ins Dorf. Ihr Schritt war vielleicht ein wenig langsamer als sonst. Osmund wurde immer noch von Schwindel geplagt und war so erschöpft, wie er es sonst nur nach einem langen, erbitterten Kampf kannte. Aber übel war ihm nicht, und er wusste, dass der ganze

ü

Spuk morgen vorüber sein w rde. Es war glimpflich 547

abgegangen, fand er, und insgeheim überlegte er bereits, wie er seine Methode der Honigernte verbessern könnte.

Sie suchten sich einen Weg durch ein nahezu undurchdringliches Dickicht, fernab aller Pfade, die die Siedler sich kreuz und quer durch den Wald gebahnt hatten, denn es war eine Abkürzung, und sie kannten sich gut genug aus, um zu wissen, dass sie nach gut hundert Schritten zu einer kleinen Lichtung und einem weiteren Bach gelangen würden, der geradewegs zum Fluss führte.

Jared trug den Eimer mit der Ausbeute des Nachmittags in der Linken, brach ein großzügiges Stück von einer der Waben und reichte es Siglind. »Hier.«

»Oh, vielen Dank, Jared!« Gierig wie ein Kind stach sie die dünne Wachsschicht auf, die die einzelnen Kammern verschloss, und schleckte den Honig genüsslich heraus.

Mit sorgsam verborgener Wonne beobachteten Osmund und Candamir ihr selbstvergessenes Lächeln, ihre kleine, rosa Zungenspitze, die selbst den letzten Tropfen geschickt aus den vielen Winkeln hervorholte.

»Sei so gut, gib mir auch ein Stück, Jared.« Candamir streckte die Hand aus.

»Ich habe mich nicht zerstechen lassen, damit ihr Naschwerk bekommt«, protestierte Osmund.

»Ach, nur ein ganz kleines. Komm schon, a h b dich nicht

so. Du …«

Er brach ab, weil Siglind plötzlich reglo s stehen

geblieben war. Ein solcher Ausdruck des Grauens lag auf ihrem Gesicht, dass Candamir überzeugt war, eine Biene habe an der Wabe geklebt, sei in ihren Mund geraten und habe sie gestochen. In aufsteigender Panik fragte er sich,

was in aller Welt er nun tun sollte, als Jared einen halb unterdrückten Laut ausstieß, der ebenso Abscheu wie Verzweiflung auszudrücken schien.

548

Verwirrt stellte Candamir fest, dass Siglind und Jared in die gleiche Richtung starrten, und folgte ihrem Blick. Was er sah, erfüllte ihn mit einem so kläglichen Entsetzen, dass seine Eingeweide sich auf einen Schlag in Wasser zu verwandeln schienen. Der Schock schien ihm gewaltiger als jeder körperliche Schmerz, den er je gespürt hatte. Und das war kein Wunder.

Was sich da vor seinen Augen abspielte, war der geheimste und gleichzeitig der grauenvollste Albtraum, der ihn *je* heimgesucht hatte.

Keine zwanzig Schritte von ihnen entfernt lag der Turonländer mit heruntergelassenen Hosen auf den Knien.

Sein Rücken war gekrümmt, sein gesch r o ener Kopf

zurückgeworfen, das Gesicht zu einer grauen Maske des Elends verzerrt. Er hatte die Hände gegen einen Baumstamm gestemmt, um die grausamen Stöße des Mannes abzufangen, der hinter ihm kniete, die Hände in seine mageren Schultern gekrallt, und ihm Gewalt antat.

Während die vier unfreiwilligen Zeugen noch in ihrer Schreckensstarre verharrten, kam er zum Ende, stand auf und brachte seine Kleidung in Ordnung. Der junge Sklave fiel auf die Seite und zupfte mit zitternden Händen erfolglos an seiner Hose.

Osmund musste erkennen, dass ihm ein Anfall von heftiger Übelkeit doch nicht erspart bleiben sollte. Er wandte sich

hastig ab und verschwand zwischen den Haselnusssträuchern zur Linken.

Jared hatte seinen Eimer auf den Boden gestellt, bedächtig wie ein Traumwandler, hatte sich dann halb abgewandt, eine Hand über die Augen gelegt und murmelte in unregelmäßigen Abständen »Oh, trutzstarker Thor« vor sich hin, wieder und wieder, als wolle er seinen Schutzgott beschwören, ungeschehen zu machen, was er gesehen hatte.

549

Siglind machte einen unsicheren Schritt auf den Turonländer und seinen Peiniger zu, was Candamir endlich aus seiner Erstarrung befreite. Er legte die Hand um ihren Arm – so fest, dass sie fürchtete, der Griff werde ihren Knochen wie ein Zweiglein durchbrechen. Sie tauschten einen kurzen Blick. Candamir deutete ein Kopfschütteln an, legte einen Finger an die Lippen und trat dann selbst aus dem Schutz des Dickichts auf die grausige Szene zu. Seine Knie waren butterweich, sein Schritt nur scheinbar entschlossen.

Mit gesenktem Kopf hockte er sich neben den jungen Turonländer und half ihm, seine Blöße zu bedecken. Als der Sklave ihn sah, stieß er ein heiseres Schluchzen aus und vergrub den Kopf in den Armen.

Candamir richtete sich wieder auf und wandte sich langsam um.

»Nun bist du am Ende, Olaf.«

Die Erkenntnis erfüllte ihn mit einem wilden, bitteren Triumph, und er verbarg seine Befriedigung nicht.

Jetzt war Olaf derjenige, der stockstill dastand, aber es war keine Schreckensstarre, vermutete Candamir. Er glaubte zu erkennen, wie es hinter der Stirn arbeitete, sah förmlich, wie der hünenhafte Kauffahrer in Gedanken nach Ausreden oder nach einer List suchte. Und so war Candamir nicht überrascht, als Olaf die Flucht nach vorn unternahm. »Warum? Weil du mich dabei erwischt hast, dass ich mich mit meinem Sklaven vergnüge? Denkst du wirklich, irgendwer wird dir ein Wort glauben, wenn du mich einer solchen Schandtat bezichtigst, Candamir? Ich bin ein angesehener Mann, das solltest du nicht vergessen.« Er schien auf eine stille Art und Weise amüsiert, als erlaube er sich einen köstlichen Scherz auf Candamirs Kosten.

550

Candamir sagte ihm nicht, dass es weitere Zeugen gab, denn er wollte die anderen aus dieser abscheulichen Geschichte heraushalten, wenn es nur irgendwie möglich war. »Und nun wissen wir endgültig, worauf dein Ansehen gründet, nicht wahr? Auf Lug und Trug. In Wa r h heit bist

du ein … ein …« Es gab eine ganze Reihe verächtlicher Bezeichnungen für das, was Olaf war, aber Candamir brachte keine davon über die Lippen.

»Ja? Wie willst du Klage gegen mich erheben, wenn du dich zu sehr schämst, um es auszusprechen?«

»Ich werde mich überwinden«, versprach Candamir grimmig. Er schüttelte angewidert den Kopf. »Oh … bei allen Göttern, Olaf, wie kannst du dich selbst ertragen?«

Der ältere Mann winkte ab. »Es ist nicht so schlimm, wie es dir in deiner beschränkten Sicht der Welt erscheint, weißt du. Es gibt Orte, wo jeder Mann von Stand sich einen Lustknaben hält. Solltest du dich einmal in der Rolle

versuchen wollen, kannst du dich jederzeit vertrauensvoll an mich wenden.«

Es war wie ein Fausthieb in den Magen. Candamir wurde ganz übel vor Wut, und instinktiv riss er den Sax aus der Scheide am Gürtel, als gälte es, sich zu verteidigen.

Im selben Moment zog Olaf sein Schwert.

»Osmund«, brachte Jared im Gebüsch heiser hervor.

»Egal, was du tust, du musst sofort herkommen.«

Nach wenige

n Augenblicken trat Osmund zwischen den Sträuchern hervor und beobachtete genau wie die beiden anderen den ungleichen Kampf, e

d r dort auf der kleinen

Lichtung ausgetragen wurde. Candamir und Olaf hatten nicht wirklich genug Platz für einen Zweikampf, was besonders für Candamir gefährlich war, denn Olaf hatte die Klinge mit der größeren Reichweite.

»Wie er kämpfen kann«, murmelte Siglind bewundernd.

»Das … wusste ich gar nicht.«

Osmund warf ihr einen blitzschnellen Blick zu. Der ihre war unverwandt auf Candamir gerichtet, und ihre Augen leuchteten.

Osmund musste ihr Recht geben, auch wenn er weit weniger überrascht war als sie, denn er hatte sich mit Candamir im

Kampf mit Schwert, Streitaxt und Sax geübt, seit sie beide laufen konnten, und kannte die katzenhafte Geschmeidigkeit und die Kraft seines Ziehbruders. Ohne jede Mühe wich der Olafs rasender Klinge aus, brachte es gar einmal fertig, seinem Gegner nahe genug zu kommen, um ihn mit dem Messer am Arm zu verletzen.

»Trotzdem wird er draufgehen, wenn wir nichts tun.

Einen Schwertkämpfer wie Olaf kann man mit einem Messer nicht besiegen«, sagte Osmund leise. »Bleibt hier.

Ich gehe.«

Widerwillig verließ er die Deckung und trat auf die Kämpfer zu. Glücklicherweise befolgten Jared und Siglind seine Anweisung nicht, sondern folgten ihm. Denn als Olaf Osmund entdeckte, zeigte sich erstmals wahrer Schrecken in seiner Miene. Die Erkenntnis, dass er nun tatsächlich am Ende war, durchzuckte ihn wie ein plötzlicher Schmerz, und ohne das geringste Zögern hob er die Klinge gegen seinen unbewaffneten Neffen. Damit hätte Osmund niemals gerechnet, außerdem war er angeschlagen und matt – er wich viel zu langsam aus.

Jared fiel seinem Vater in den Schwertarm und verhinderte so den Stoß, der tödlich gewesen wäre. Siglind nutzte Olafs momentane Verwirrung, um ihm die Waffe aus der erschlafften Hand zu reißen. Candamir ließ die Arme sinken. Dann herrschte Stille auf der kleinen Wiese, nichts war zu hören als das Keuchen der Kämpfer. Selbst

die Vögel schienen vor Schreck verstummt.

Schließlich hob Olaf den Kopf. Er war so bleich, dass seine Haut beinah durchsichtig wirkte, und er schaute seinen Sohn verständnislos an. »Wie willst du damit leben, dass du

deinen Vater auf dem Gewissen hast, Jared? Ich glaube kaum, dass du das fertig bringst. Dafür bist du zu feige.«

»Er ist nicht feige«, widersprachen Candamir und Osmund wie aus einem Munde.

Der junge Mann schluckte sichtlich, aber er hielt dem Blick stand. »Ich weiß es nicht, Vater. Jedenfalls kann ich so nicht weiterleben.« Seine Miene war seltsam ausdruckslos, doch das Grauen in seinen Augen ließ die anderen ahnen, dass Jared von den Ereignissen weit weniger überrascht worden war als sie. Candamir fragte sich, wie das Leben hinter verschlossenen Türen in Olafs Halle wohl wirklich sein mochte, und erinnerte sich mit einem unterdrückten Schaudern, dass er seinen jungen, hübschen Bruder im vergangenen Hungerwinter um ein Haar dorthin geschickt hätte. »Du wolltest Candamir töten, und du wolltest sogar meinen Vetter töten, nur um immer und immer weitermachen zu können wie bisher«, fuhr Jared fort. Dann schüttelte er den Kopf. »Aber jetzt ist es genug. Wenn dies eine bessere Heimat sein soll als die alte, warum dann nicht auch für mich, für meine Geschwister und alle anderen, die dir ausgeliefert sind?«

So war dieses Mal Olaf derjenige, der gebunden und in Schande ins Dorf zurückgebracht wurde. Candamir hatte seine Jagdbeute im Wald zurückgelassen und Olaf mit der Schnur, die sie gehalten hatte, die Hände auf den Rücken gefesselt. Zusammen mit Osmund begleitete er ihn ins Dorf, doch sie achteten darauf, Olafs Würde nicht zu 553

verletzen; sie rührten ihn nicht an, hatten ihn nur entwaffnet und gingen nun einen halben Schritt hinter ihm, jeder an einer Seite.

Jared war im Wald geblieben. Er schien sehr verstört und hatte gesagt, er wolle eine Weile allein sein.

Siglind hatte sich des jungen Turonländers angenommen. Zuerst weigerte er sich, sie oder sonst irgendwen anzuschauen, und reagierte auf nichts, was sie sagten. Doch nachdem die Männer fort waren, ließ er sich überreden, mit auf die Tempelinsel zur heiligen Quelle zu kommen.

Es war später Nachmittag geworden. Die Männer kamen von den Feldern zurück und machten sich ums Haus zu schaffen, die Frauen standen am Herd, die Mägde molken das Vieh. So dauerte es nicht lange, bis sich herumgesprochen hatte, dass Osmund und Candamir Olaf gebunden ins Dorf gebracht hatten, und wie üblich versammelten sich alle an der neuen Dorfesche am Ufer, um zu hören, was vorgefallen war, und zu beraten, was z u

tun sei.

Als alle freien Männer und Frauen und auch die Mehrzahl der Unfreien sich eingefunden hatten, fragte Brigitta: »Was hat das zu bedeuten?«

Osmund und Candamir wechselten einen Blick. Dann antwortete Osmund der alten Frau: »Sie sollen die Kinder wegschicken.«

»Aber …«

»Hör lieber auf mich, Brigitta.«

Sie sah ihn einen Moment mit verengten Augen an, nickte dann und machte eine Geste, als wolle sie eine Gänseschar verscheuchen. »Ihr habt es gehört. Ab mit 554

euch in die Häuser und Hütten.«

Unterdessen trat Candamir zu Harald und flüsterte in sein Ohr.

Der Schmied riss die Augen auf. »Bist du *sicher*!«

Candamir stieß hörbar die Luft aus un d sah ihn an.

Natürlich bin ich sicher, sagte sein Blick, oder glaubst du, ich tue dies hier zu meinem Vergnügen?

Harald verschränkte die Keulenarme. Mit grimmiger Miene wandte er sich an die Versammlung. »Candamir sagt, Olaf habe sich an dem Turonländer vergangen.«

Ein paar Herzschläge lang herrschte entsetztes Schweigen. Dann erhob sich ein erregtes Raunen. Alle sprachen gleichzeitig, aber mit gedämpften Stimmen.

Brigitta ließ sich schwerfällig im Gras nieder und wandte der Versammlung den Rücken zu. Sie wusste, dies war eine Sache, die die Männer unter sich ausmachen mussten.

Der alte Eilhard wiederholte Haralds ungläubige Frage an Candamir: »Ist das sicher?«

»Es gibt drei Zeugen außer mir. Osmund, Siglind u d n …

Jared.«

Das Raunen schwoll noch ein wenig an.

So abscheulich, so unerhört war dieser Vorfall, dass niemand sich berufen fühlte, die Verhandlung fortzusetzen. Kaum jemand hatte je von solch einem Ereignis gehört. Allein Brigitta und Eilhard, die Ältesten unter den Siedlern, konnten sich erinnern, dass etwas Ähnliches v

or langer Zeit einmal vorgefallen war, und so ergriff Eilhard schließlich widerwillig das Wort.

Er wandte sich an Olaf. »Was hast du zu diesem Vorwurf zu sagen?«

Olaf stand hoch aufgerichtet und erwiderte den Blick des
555

alten Kriegers scheinbar unerschrocken. »Nichts.«

»Du leugnest es nicht?« Eilhard klang beinah beschwör n

e d.

»Nein.«

Es war wieder vollkommen still geworden.

»Dann musst du sterben, Olaf«, erklärte Eilhard bedächtig.

Austin senkte den Kopf und bekreuzigte sich. Ihm war gleich, wer es sah. *Jesus Christus,* betete er voller Inbrunst, *stimme sie gnädig und lass es sie schnell tun.*

Aber er hatte wenig Hoffnung, dass sein Gebet erhört würde. Er kannte seine unfreiwilligen Schäfchen. Sie würden irgendetwas Furchtbares tun. Er sah es an ihren grimmigen Mienen, dem grausamen Leuchten in ihren meergrauen und blauen Augen.

Der Sachse wusste, dass bei diesen Menschen, die es sonst mit Fragen der Moral nicht so genau nahmen, Unzucht unter Männern als das widerwärtigste aller Vergehen galt. Und grundsätzlich gab er ihnen Recht. Da er ohnehin davon überzeugt war, dass nur strenge Strafen die Menschen je Anstand und Enthaltsamkeit lehren würden, war auch bei dieser Sünde unnachgiebige Härte gefordert, fand er. Obgleich er gehört hatte, dass es diesbezüglich selbst in

christlichen Klöstern Vorkommnisse gab, über die man am besten einen großen Mantel des Schweigens breitete. Ihm erschien Männerliebe so verderbt wie jede andere Form der Unzucht. Doch das war bei diesem Volk anders. Er erinnerte sich an ein Gespräch, das er mit Candamir vor ein paar Jahren einmal über dieses Thema geführt hatte, als sein Herr sehr betrunken gewesen war. Und seither wusste er, dass diese spezielle Sünde den Menschen hier unverzeihlicher erschien als ihm. Für sie war Olafs 556

Vergehen unaussprechlich.

»Dann gebt mir mein Schwert zurück und lasst es mich selbst tun«, verlangte Olaf. Seine Stimme klang kraftvoll wie immer, zitterte nicht einmal. »Vergesst nicht, ohne mich wäre keiner von euch je nach Catan gela g n t. Ihr

schuldet mir etwas. Zumindest einen würdevollen Tod.«

Plötzlich erhob sich Siward aus dem Gras, trat vor ihn und spuckte ihm ins Gesicht. Olaf fuhr zusammen und zuckte zurück.

»Wir schulden dir nicht das Geringste!«, rief der ältere Mann erbost aus. Sein Hass auf Olaf, der über die letzten Monate nur geschwelt hatte, aber nie wirklic erlos h

chen

war, flammte nun wieder auf. » *Du* hast uns doch nur in die Irre geführt. Allein Odin verdanken wir, dass wir hier sind.

Du bist eine Schande für ihn und jeden von uns und nicht würdig, in diesem Land zu leben! Eilhard hat Recht. Du musst sterben. In den alten Tagen wurden solche wie du im Moor ertränkt.«

Olaf verzog spöttisch den Mund. »In Catan kannst du lange suchen, bis du ein Moor findest, wackerer Siward.«

Candamir kam nicht umhin, seinen Mut zu bewundern.

Olaf musste sich fürchten – er war zu klug, um nicht zu wissen, dass ihm ein schreckliches Ende bevorstand, aber er ließ sich nichts anmerken.

Plötzlich ertönte ein spitzer Schrei. Alle fuhren zusammen, und Osmund bedachte seine junge Frau, die die Übeltäterin war, mit einem unwilligen Stirnrunzeln.

I g

n a war aufgesprungen, hatte die schmalen Schultern hochgezogen, schaute ihren Gemahl mit großen Augen an und hob kurz di

e Hände. »Entschuldige. Es war eine

Schlange im Gras. Ich habe mich erschrocken …

entschuldige.«

Keine schwangere Frau war erbaut, wenn sie einer 557

Schlange begegnete, denn es war ein schlechtes Omen für die Zukunft des Kindes.

Siward hob den Kopf. »Eine Schlange? Wo?«

Sie zeigte mit einem Finger, der nicht ganz ruhig war.

»Dort. Sie kriecht Richtung Ufer, Vater.«

Furchtlos ging Berse, der Schiffsbauer, in die Richtung, die sie ihnen wies, beugte seinen buckligen Oberkörper vor und

erspähte im hohen Gras eine hellbraune, schwarz gezeichnete Schlange, die nicht länger war als sein Arm.

Mit einer blitzschnellen Bewegung packte er sie gleich unterhalb des Kopfes und hob sie hoch. Die Schlange kämpfte, um sich zu befreien, wand ihren Körper hin und her, doch das nützte ihr nichts. Am lang ausgestreckten Arm trug der Schiffsbauer das Tier zu Eilhard, Siward und Harald, die in einem ungleichmäßigen Halbkreis vor Olaf standen. »Und? Was sagt ihr?«

Die drei Männer verständigten sich mit stummen Blicken.

Eilhard wandte sich zu Brigitta um, die immer noch abgewandt reglos im Gras saß. »Ist es ein Zeichen?«

Sie antwortete nicht gleich. Doch schließlich nickte sie.

»Ja.«

Es klang grantig. »Es ist ein Zeichen, keine Frage.«

Eilhard trat vor den Gefangenen. »Du wirst den Schlangentod sterben, Olaf. Mögen die Götter dir Kraft und Mut verleihen.«

Olaf zeigte nicht die leiseste Regung, als er sein Urteil vernahm.

»Jetzt gleich?«, erkundigte er sich.

Der alte Mann schüttelte den Kopf. »Morgen früh. Du sollst Gelegenheit haben, dich von deinen Söhnen zu verabschieden und deine Angelegenheiten zu regeln.«

Zum ersten Mal schien Olaf um Haltung zu ringen. Er senkte den Kopf. »Danke, Eilhard«, hörten die anderen ihn murmeln.

»Schlangentod? Was bedeutet das?«, fragte Austin argwöhnisch, als er mit Candamir und Harald zurückging.

Er bekam keine Antwort. Mit gesenktem Kopf betrat der Schmied sein Haus und verzog sich sogleich in die Schlafkammer. Candamir ging weiter zur Schmiede und schloss seinem Sklaven demonstrativ die Tür vor der Nase.

Doch Austin war so leicht nicht abzubringen, wenn etwas seine Wissbegierde geweckt hatte. Er fragte Hacon, der zusammen mit seinem Freund Wiland am Ufer gleich bei der Schmiede saß und Kiesel ins Wasser warf. Auch die beiden Jungen waren ungewöhnlich niedergedrückt, aber nicht so sprachlos nd

u

finster wie die Erwachsenen.

»Sie stecken die Schlange in ein dünnes Rohr«, erklärte Hacon. »Das stopfen sie Olaf dann in den Schlund. Die Schlange gleitet in seinen Magen hinab und … zerbeißt ihn von innen.«

»Oh, mein Gott …«

Hacon nickte. »Ich hab’s noch nie gesehen. Aber es muss grauenvoll sein.« Er sprach ein wenig schleppend.

Doch er kannte seinen angelsächsischen Freund gut genug, um sich aus seiner Schreckensstarre zu reißen und eindringlich zu warnen: »Besser, du unternimmst nichts, um Olaf sein grausames Schicksal zu ersparen, Austin.

Wenn du ihn befreist und erwischt wirst, bist du derjenige, der die Schlange schluckt.«

Der Mönch schütt l

e te sich unwillkürlich. »Nein, vielen Dank. Für jeden anderen vielleicht, aber nicht für Olaf.

Obwohl nicht einmal er das verdient hat. Kein Mensch 559

verdient, so zu sterben. Es ist barbarisch.«

Hacon h t

a te keine Ahnung, was »barbarisch« bedeutete, aber er war trotzdem geneigt, Austin Recht zu geben.

Doch er sagte nichts.

»Wer bewacht ihn?«, erkundigte sich der Sachse.

»Thorbjörn und Haldir, Eilhards Söhne«, antwortete Wiland. »Mein Vater meinte, es sollten Männer sein, die selbst keinen Groll gegen Olaf hegen, damit gewährleistet ist, dass alles würdevoll und anständig vonstatten geht.«

Austin nickte beklommen. »Würdevoll« und

»anständig« schienen kaum zu dieser Art von Hinrichtung zu passen, aber er wusste, was Wiland meinte.

Sein reger Geist konnte nicht anders, als in die Zukunft zu eilen. »Vieles hier wird sich ändern, wenn Olaf nicht mehr ist«, bemerkte er versonnen.

»Vieles wird besser sein«, antwortete Wiland.

Austin nickte. »Trotzdem ist es nicht gut, wenn der Fortschritt unserer Gemeinschaft auf solch einer furchtbaren Bluttat gründet. Es ist kein gutes Vorzeichen für unsere Zukunft.«

»Vielleicht nicht«, räumte Hacon ein. »Aber irgendein Gott hat uns die Schlange als Zeichen geschickt. Und irgendein anderer Gott hat es nicht verhindert.«

Der Sachse nickte seufzend. »Ja. Mir ist schon gelegentlich aufgefallen, dass er in entscheidenden Momenten gern anderswo hinschaut.«

Je länger Jared über die Zukunft nachdachte, desto mehr graute ihm davor.

Er war auf der klein n Lich

e

tung geblieben, wo das

Schicksal seiner Familie eine so unheilvolle Wendung genommen hatte, weil er halb hoffte, dass einer der Götter

sich ihm offenbaren und wenigstens erklären würde, *warum* das hatte geschehen müssen. Während er darauf wartete, zog er Candamirs Marder und den Hasen das Fell ab und nahm sie aus, um sie dem Eigentümer später vor die Tür zu legen. Nicht weil er Candamir eine Gefälligkeit erweisen wollte, sondern um seine Hände zu beschäftigen und so daran zu hindern, die Waffe gegen sich selbst zu richten.

Nun war er also frei. Der Tag, den er schon so lange herbeisehnte, war endlich gekommen: Sein Vater war entweder schon tot oder würde innerhalb der nächsten

Stunden sterben – falls das Thing ihn einer letzten Gnade für würdig befand und ihm einen kleinen Aufschub zubilligte. So oder so, der Schrecken hatte ein Ende. Und Jared selbst würde nun das Oberhaupt seiner Familie sein.

An ihm war es, den Haushalt zu lenken, neue, bessere Regeln aufzustellen, seinen Geschwistern zu helfen, die Schreckensherrschaft ihres Vaters zu vergessen und mit Zuversicht in die Zukunft zu blicken. Aber er wusste nicht, wie er das bewerkstelligen sollte. Denn sie würden ihn hassen. Lars vor al e

l m, sein fünfzehnjähriger Bruder,

der ihm die Rolle des Ältesten immer geneidet und alles, aber auch alles willig ertragen hatte, was der Vater ihm antat, weil er bereit war, jeden Preis für dessen Aufmerksamkeit zu zahlen. Mit seinen Schwestern war es kaum anders. Denn sein Vater hatte nicht nur mit eiserner Hand geherrscht, sondern ebenso mit Schläue – er hatte es verstanden, Liebe ebenso zu wecken wie Furcht. Vor allem bei ihrer Mutter. Bis sie es schließlich nicht mehr ausgehalten und sich an einem stürmischen Wintertag in den eisigen Fjord gestürzt hatte. Jared hatte sie dafür verflucht, dass sie ihn und seine Geschwister im Stich gelassen hatte. Heute war er geneigt, ihr zu verzeihen.

Denn es drängte ihn, ihr in den Freitod zu folgen …

561

»Jared.«

Er schreckte zusammen und hob den Kopf. Inzwischen war es finster geworden, und er konnte nicht gleich ausmachen, wer dort am Rand des Dickichts stand. Aber er erkannte ihn

an seinem Schritt, als er näher trat. Nicht Thor war zu ihm gekommen, auch kein anderer der Götter.

»Osmund …«

Sein Vetter machte eine auffordernde Geste. »Komm. Er will dich sehen. Und du musst dich um deine Familie kümmern.«

Jared schluckte trocken. »Er lebt noch?«

»Ja. Bis morgen früh.«

»Wie …«

»Ich glaube nicht, dass du das wirklich wissen willst.

Und deine Geschwister und du solltet weit weg vom Dorf sein, bis es vorbei ist.«

»Oh, Osmund. Was soll ich ihnen sagen? Wie soll ich ihnen das jemals erklären? Sie … sie werden mich einen Vatermörder nennen. Alle werden mich insgeheim so nennen, selbst wenn sie jetzt wissen, was für ein Ungeheuer er ist, und keiner ihm eine Träne nachweinen wird.«

Osmund fürchtete, dass sein Vetter Recht hatte.

Obgleich Jared ja gar nicht hätte verhindern können, dass Candamir seinen Vater anklagte, würde der Makel, nicht wenigstens bei dem Versuch gestorben zu sein, ihm doch immer anhaften. Olafs Schandtat würde in Verg s e senheit

geraten, weil sie alle mit solcher Scham erfüllte, dass niemand sie je ohne Not erwähnen mochte. Doch Jared würde in die Lieder eingehen als der Sohn, der seinen Vater verraten hatte.

»Das Leben ist oft bitter, Jared. Ich kann nicht glauben, 562

dass diese Erkenntnis dir neu ist.«

»Nein.«

»Das Wichtigste sind jetzt deine Geschwister. Du musst versuchen, es so leicht wie möglich für sie zu machen.

Und was immer sie zu dir sagen, musst du aushalten. Ich bin überzeugt, dass du das kannst, denn deine Geschwister sind dir teuer, und vermutlich weiß niemand so gut wie du, wie zerrissen sie sich fühlen, wie groß ihre Verwirrung ist.

Du wirst geduldig und nachsichtig mit ihnen sein, das weiß ich.«

»Dann weißt du mehr als ich. Und ich will auf keinen Fall mit ihm sprechen.« Schon bei dem Gedanken wurde ihm ganz elend vor Angst. Auch wenn sein Verstand ihm sagte, dass sein Vater keine Bedrohung mehr darstellte, würde es wohl noch lange dauern, bis sein Körper das glaubte.

»Tu’s trotzdem, Jared. Tu es für dich. Sonst wird sein Schatten dich dein Leben lang verfolgen, und du wirst enden wie deine Mutter. Den Triumph solltest du ihm nicht gönnen.«

»Das ist wahr«, murmelte der jüngere Mann.

Ein paar Atemzüge lang war es still. Dann steckte Jared seinen Sax ein und stand auf. »Hier.« Er hielt Osmund den Stecken hin, an dessen einem Ende die fertig ausgenommenen Hasen baumelten, am anderen die Felle.

»Gib das Candamir. Wär doch schade um das gute Fleisch.«

»Danke. Ich begleite dich ein Stück.«

»Um mit mir zu sein oder um sicherzugehen, dass ich nicht doch noch Reißaus nehme?«, fragte der Jüngere mit einem unfrohen Grinsen.

»Weil wir den gleichen Weg haben, Vetter«, antwortete 563

Osmund, und Jared warf ihm einen argwöhnischen Blick zu, weil die Worte so merkwürdig bedeutsam geklungen hatten. Aber es war zu dunkel, um Osmunds Züge richtig zu erkennen.

Sie sprachen kaum ein weiteres Wort auf ihrem einstündigen Weg. Je näher sie dem Dorf kamen, umso schmerzhafter wurde das nervöse Ziehen in Jareds Magen, aber Osmunds Anwesenheit half ihm, sich zusammenzunehmen.

Auf der Wiese am Flussufer hatte man unweit der Esche eine einzelne Fackel in den Boden gesteckt. Jared schaute blinzelnd hinüber und erkannte am Rande des Lichtkreises die schemenhafte Gestalt seines Vaters. Wie ein Joch hatten sie ihm einen dicken Ast über die Schultern gelegt und seine ausgestreckten Arme daran festgebunden. Auch die Fußknöchel waren gefesselt. Thorbjörn und Haldir saßen in der Nähe im

Gefangenen

Gras und hatten dem

den Rücken zugekehrt, um ihm ihre Geringschätzung zu bekunden. Sie könnten ebenso gut schlafen gehen, fuhr es Jared durch den Kopf. So wie Olaf gefesselt war, bestand keinerlei Fluchtgefahr.

Osmund legte seinem Vetter für einen Moment die Hand auf die Schulter, ehe er sich abwandte.

Mit langsamen, unwilligen Schritten ging Jared auf die Fackel zu, vorbei an den Wächtern, die ihm mit ernsten Mienen zunickten, und blieb vor seinem Vater stehen. Erst jetzt entdeckte er Lars, der einen Schritt zur Rechten im Gras lag und erstickt schluchzte. Sein Leib wirkte eigentümlich gekrümmt, so als litte er an Krämpfen.

»Lars«, mahnte Jared gedämpft. »Nimm dich zusammen.«

Abrupt setzte der Jüngere sich auf. »Sprich nicht mit mir!«, zischte er. »Ich werde nie wieder ein Wort mit dir 564

reden, ich schwör's bei …«

»Nein, das darfst du nicht, Lars«, fiel sein Vater ihm ins Wort. Er sprach leise – sanft, hätte man meinen können –, dabei waren die Wächter ihnen nicht nahe genug, um sie zu hören.

»Ich erlaube nicht, dass ihr miteinander hadert. Dein Bruder hat getan, was er tun musste. Ich will, dass ihr Frieden haltet und dafür sorgt, dass unsere Sippe gedeiht und stark wird. Das ist mein letzter Wunsch.« Gehemmt durch das Joch in seinem Nacken, hob er langsam den Kopf und sah zu Jared auf. »Oder genauer gesagt, mein vorletzter. Mein allerletzter W

tet sic

unsch rich

h an dich,

Jared.«

Trotz der lauen Nachtluft spürte J r a ed einen eisigen

Schauer. »Was willst du?«, fragte er abweisend.

In den vielen Jahren, da er als Kaufmann zur See gefahren war, hatte Olaf gelernt, dass man ein geschickter, kaltblütiger Spieler sein musste, um zu bekommen, was man wollte. Nie hatte er um einen so hohen Einsatz gespielt wie heute. Und es schien i

hm, sein Kopf sei nie

zuvor klarer gewesen. Mit einem enormen Willensakt verlieh er seiner Stimme den Tonfall liebevoller Güte.

»Weißt du, was der Schlangentod ist?«

Ganz plötzlich gaben Jareds Knie nach. Halb sank, halb fiel er vor Olaf ins Gras. »Ja. Das weiß ich, Vater.«

Olaf lächelte ihm zu. »Dann nimm dein Messer, mein Sohn, und erweise mir einen allerletzten Dienst.«

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit ging Candamir zu Siglinds kleiner Hütte, die nur ein paar Schritte von der Schmiede entfernt lag. Er war rastlos. Er fühlte sich schauderhaft – beschämt, besudelt und schuldig, ohne so recht zu begreifen, wofür. Und wenn es Siglind ebenso 565

erging, dann, fand er, sollte sie heute Abend nicht allein sein. Doch ihre Hütte war verwaist, die Feuerstelle vor der Tür kalt. Candamir war bitter enttäuscht und musste erkennen, dass er offenbar nicht Trost hatte i b eten,

sondern finden wollen. Und er begann sich zu sorgen. Wo konnte sie stecken an einem so bleiernen, totenstillen, schwülen Abend?

Zuerst suchte er sie bei seinem Sachsen, doch der saß mit Hacon und Wiland neben der Schmiede und erzählte ihnen eine Geschichte. Die Jungen lauschten aufmerksam, mit

leuchtenden Augen. Gewiss ging es wieder einmal um die wundersamen Taten von Austins Gott, argwöhnte Candamir, doch wenn es dem Sachsen damit gelang, die beiden Knaben auf andere Gedanken zu bringen, dann war es ihm recht. Er ging flussabwärts weiter zu Osmunds neuer Halle, doch der Herr des Hauses war nicht daheim, und Inga wusste nicht, wo er steckte.

»Ich dachte, er ist bei dir«, s

agte sie. Es klang

vorwurfsvoll.

Candamir schüttelte den Kopf. »Vermutlich sucht er Jared.«

Sie seuf t

z e tief. »Du hast wahrscheinlich Recht. Oh, Candamir. Was ist das nur für eine furchtbare Geschichte

…«

Er nickte mit gesenktem Kopf. »Du weißt nicht zufällig, wo Siglind steckt?«

»Hast du nachgesehen, ob das Boot zurück ist?

Vielleicht ist sie noch drüben auf der Insel.«

Ein wahres Sammelsurium verschiedenster Wasserfahrzeuge lag inzwischen m

a Fluss: Ruderboote

aus ausgehöhlten Baumstämmen, Flöße und die verbliebenen Schiffe, die sie hierher gebracht hatten.

Haldir und Thorbjörn hatten gewaltige Pfähle ins Ufer getrieben und entlang des Wasserlaufs einen hölzernen Steg gebaut, wo sie alle sicher vertäut lagen. Doch selbst im schwachen Licht des abnehmenden Mondes sah Candamir auf den ersten Blick, dass sein kleines Boot fehlte. Es war wendig und leicht zu manövrieren, und er hatte Siglind gesagt, sie könne es borgen, wann immer sie es brauche. Inga hatte offenbar Recht.

Unentschlossen stand Candamir eine Weile am Ufer und lauschte dem majestätischen Rauschen des Flusses. Er hatte kein Bedürfnis, jetzt dem Turonländer zu begegnen.

Schon bei der Vorstellung bekam er feuchte Hände. Er hätte nicht gewusst, was er zu ihm sagen, wie er ihm auch nur in die Augen schauen sollte. Doch seine Beunruhigung überwog die Beklommenheit, also löste er die Leine von Osmunds Boot, sprang leichtfüßig hinein und ruderte flussabwärts zur Insel.

Im Schatten der Bäume war s

e dunkler als auf dem

Fluss, aber Candamir hätte den Weg zur heiligen Quelle auch mit verbundenen Augen gefunden, denn er ging ihn seit Wochen Tag für Tag. Als er auf die Tempellichtung trat, sah er Sigli d

n am Boden knien, den Kopf gesenkt und die Hände gefaltet, genau wie Austin es zu tun pflegte.

Eine neue Last senkte sich u

a f Candamirs Herz. Zögernd

trat er zu Siglind und sah den jungen Turonländer zu ihren Füßen liegen. Siglinds schmaler Dolch steckte in seiner linken Brust, die rechte Hand noch um den Griff gelegt.

Die Lider waren geschlossen.

Ein paar Herzschläge lang schaute Candamir auf den Toten und die Betende hinab und stellte fest, dass er alles andere als überrascht war.

Schließlich ließ Siglind die Hände sin e k n, blickte aber

nicht auf. »Austin sagt, der eine wahre Gott verbiete es, 567

sich selbst das Leben zu nehmen. Aber wie hätte ich ihm den Dolch verweigern können? Es war alles, was er wollte.«

»Du …« Er musste sich räuspern. »Du hast es ganz richtig gemacht. Und vielleicht ist das hier nicht der geeignete Ort, um Austins Gott den ›einen wahren‹ zu nennen«, fügte er warnend hinzu.

Sie nickte achselzuckend. Er hockte sich vor sie und legte ihr behutsam die Hand auf die Schulter. Siglind fuhr leicht zusammen und hob den Kopf, schüttelte die Hand aber nicht ab. Tränen rannen über ihr Gesicht. Es wirkte auf einmal spitz und sehr jung.

Candamir versuchte ein kleines Lächeln. »Denkst du, du könntest ein bisschen Holz sammeln?«

»Natürlich. Aber die Turonländer verbrennen ihre Toten nicht, Candamir. Genau wie die Leute auf den Kalten Inseln. Sie betten sie in eine Grube in der Erde und schütten einen Grabhügel darüber auf.«

»In Ordnung. Dann machen wir es so. Aber lass mich einen Augenblick mit ihm allein.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das ist nicht nötig. Ich werd dir helfen und …«

Er nahm ihre Hände in seine. »Du bist sehr verstört, Siglind. Trink von der Quelle und ruh dich dort einen Moment aus. Du hast dem Turonländer geholfen, sein unerträgliches Leben zu verlassen. Du hast wirklich genug für ihn getan. Ich mache den Rest.«

Sie war versucht nachzugeben, wandte jedoch ein:

»Aber du hast ihn verabscheut.«

Candamir schüttelte den Kopf. »Schon lange nicht mehr.«

Dann kam ihm ein Gedanke. »Du hast nicht zufällig 568

noch das Wachs? Von der Wabe, die Jared dir heute Nachmittag gegeben hat?« Es schien Jahre her zu sein.

Siglind öffnet

e den Beutel an ihrem Gürtel und zog ein paar krümelige Bruchstücke Wachs heraus. »Hier.«

Er nickte, wartete, bis sie sich entfernt hatte, kniete sich dann neben d n

e Toten und zog das Messer aus dessen Brust. Er legte es s rgsam

o

beiseite, um es später zu

säubern und Siglind zurückz

m

ugeben. Dann band er ihm

it

einem Streifen Tuch, welchen Siglind schon bereitgelegt hatte, das Kinn hoch, damit der Mund sich nicht öffnen konnte, und verschloss Ohren und Nasenlöcher mit Wachs, wie die Sitte es vors hr

c ieb, damit der Geist nicht

aus dem Körper entweiche und die Lebenden heimsuche.

Schließlich trug er den noch warmen Leichnam zu einer Stelle unweit der Lichtung, wo der Turonländer mittags manchmal gern eine kleine Rast eingelegt hatte. Siglind folgte ihm mit zwei Schaufeln von der Baustelle, und zusammen begruben sie den Toten.

Als die Arbeit getan war, traten sie beide einen Schritt zurück und betrachteten den flachen Grabhügel.

»Ich weiß nicht einmal, wie er hieß«, murmelte Candamir.

»Nein. Das weiß wohl niemand.«

Candamir rammte plötzlich die Schaufel in den Waldboden.

»Was für eine verfluchte Verschwendung«, stieß er mit mühsam unterdrückter Wut hervor. »Olaf verdient, was er bekommt.«

»Und das ist was?«, fragte Siglind zaghaft.

»Eine Schlange zum Frühstück.«

»Oh, Jesus Christus …«

»Spar dir dein Mitgefühl! Der Turonländer war nur ein 569

Sklave, aber er war ein anständiger Kerl, und er ist nicht der Erste, den Olaf in den Freitod getrieben hat. Oh, mächtiger Tyr, wer kann wissen, wie oft das passiert ist, ehe wir ihn erwischt haben …« Er konnte nicht weitersprechen. Die Vorstellung war so grauenhaft, dass sie ihm die Luft abschnürte.

»Oft«, sagte Siglind. »Und als der Turonländer gedroht hat, sich dem Schmied zu offenbaren, hat Olaf ihm die Zunge abgeschnitten.«

Candamir schlang unwillkürlich die Arme um den Leib.

Dann sah er sie an. »Woher weißt du das?«

Sie wies auf das Grab. »Wir … haben uns lange unterhalten, nachdem wir heute Nachmittag hierher gekommen sind. Soweit das möglich war. Ich habe Fragen gestellt, die er mit Nicken oder Kopfschütteln beantworten konnte, und er hat mit einem Stecken Bilder in die Erde geritzt. Zuerst … zuerst habe ich gedacht, es erleichtere ihn, all das einmal loszuwerden.«

»Ich bin sicher, das hat es.«

»Aber nicht genug, um weiterleben zu können«, gab sie erstickt zurück.

»Siglind … Es ist nicht deine Schuld. Das darfst du nicht denken. Tu dir das nicht an.«

»Wenn ich nur andere Worte gefunden hätte, Candamir

…«

»Nein«, fiel er ihr ins Wort. »Nein. Damit zu leben, dass es geschieht, ist eine Sache. Aber damit, dass alle Welt es weiß …«

Er schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Ich hätte das Gleiche getan wie er. Egal, was irgendwer zu mir gesagt hätte. Glaub mir. Das hätte jeder Mann.«

Siglind war erstaunt über dieses Eingeständnis, denn 570

freiwillig aus dem Leben zu scheiden galt nicht gerade als Heldentat. Es war so ungewöhnlich für Candamir, so etwas zu sagen, dass sie geneigt war, ihm zu glauben.

Bekümmert schaute er nochmals auf das Grab. »Er wird mir fehlen, so viel ist sicher. Und nicht nur als Zimmermann«, fügte er hinzu, offenbar selber ein wenig erstaunt über diese Erkenntnis. »Und nun würde ich gern baden.«

»Aber es ist Nacht«, wandte sie abwesend ein.

D

» as ist mir gleich. Warte hier auf mich. Ich komme dich holen, wenn ich fertig bin. Es dauert nicht lange.«

Sie nickte ihm mit einem matten Lächeln zu, und er wandte sich ab.

Wie immer bei Mondschein schimmerte das Wasser des Flusses bläulich, und der Mond, der schon im Westen stand, überzog die kleinen Wellenkämme mit einem wunderbaren Glanz.

Als Siglind ans Ufer kam, sah sie die Umrisse der beiden Boote, aber nichts sonst. Beunruhigt ging sie näher ans Wasser, und kaum hatte sie Candamirs Kleider auf dem Rand des linken Bootes entdeckt, tauchte der dazugehörige Mann aus dem Wasser – erst der rabenschwarze Schopf, dann die Schultern, schließlich der Rücken. Siglind zog leise die Luft ein und nahm die Unterlippe zwischen die Zähne.

Scheinbar selbstvergessen legte Candamir den Kopf zurück, hob die Hände, drehte die lange Haarpracht im Nacken zusammen und wrang sie aus. Doch plötzlich sagte er: »Ich werde jetzt bis zehn zählen. Dann drehe ich mich um. Wenn du dann immer noch da stehst, kann ich für die Folgen keine Verantwortung übernehmen.«

»Nein, dreh dich nicht um, bitte«, rief sie erschrocken.

»Lass mich dich noch einen Moment ansehen, aber dreh dich nicht um.«

Er ließ die Hände sinken, rührte sich ansonsten jedoch nicht. »Wozu willst du mich ansehen, wenn du mich nicht haben willst?«

Sie antwor te nich

te

t.

»Eins … zwei … drei …

«

»Untersteh dich!«, unterbrach sie halb ängstlich, halb drohend.

»Vier … fünf … sechs …«

Sie protestierte nicht mehr. Er nahm an, sie war geflüchtet. Aber er hielt Wort und zählte weiter: »Sieben

… acht … neun und …« Er wandte sich langsam um.

Siglind stand nur einen Schritt hinter ihm im Wasser, unbeklei e

d t. Das Mondlicht auf dem Flusswasser war schon ein erhebendes Schauspiel. Aber das Mondlicht auf den Tropfen, die über ihre weißen Brüste rannen, bot einen Anblick, von dem sein Herzschlag sich beschleunigte. Er betrachtete sie hingerissen, ohne sich zu rühren, vollkommen gebannt.

Siglind betrachtete ihn kaum weniger verzückt. Seine Lippen waren leicht geöffnet, und selbst im schwachen Licht konnte man sehen, wie rot sie waren. Seine Linke lag auf dem Wasser, halb zu ihr ausgestreckt, zögernd.

Wenn Austin Recht hatte, war sie im Begriff, ihr Seelenheil zu verwirken, das wusste sie. Aber seit sie von den Kalten Inseln geflohen war, war sie nie so einsam und unglücklich gewesen wie in dieser Nacht. Bete, wenn du Trost suchst, und der Herr wird dir Trost schicken, hatte der Sachse ihr ungezählte Male versichert. Und sie hatte es versucht, wieder und wieder, aber immer erfolglos.

Auch heute Nacht. Bis Candamir auf die Lichtung gekommen war. Vermutlich war es schon ein unverzeihlicher

Frevel, auch nur zu denken, Gott könne ihn als Antwort auf ihr Gebet gesandt haben. Und dennoch kam es ihr so vor.

So deutlich standen Kummer und Furcht in ihren Augen, dass nicht einmal Candamir sie übersehen konnte. Er streckte die Linke ganz aus. »Komm her«, sagte er leise.

»Komm nur. Ich schwöre dir, du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten.«

Sie musste über seine Beteuerung lächeln, a d rüber, wie

er ihre Angst missverstand. Mit einem kleinen Kopfschütteln schloss sie die Lücke zwischen ihnen. In Wahrheit hatte sie ihre Wahl ja längst getroffen. Sie brauchte Trost und Nähe aus Fleisch und Blut. So verlockend und verheißungsvoll ihr der Heilige Geist auch vorgekommen war – er war nicht genug. Christus war nicht der Bräutigam, den sie wollte. Sie wollte Candamir.

Wenn Gott ihr das nicht vergeben konnte, würden die Folgen schrecklich sein, das war gewiss, aber sie hegte die leise Hoffnung, dass Austin sich irrte, denn er wusste einfach nichts über die Magie zwischen Männern und Frauen, die doch schließlich auch von Gott kommen musste, wenn er es war, der alle Dinge erschaffen hatte.

Sobald sie in Reichweite war, umfasste Candamir ihr Handgelenk und zog sie an sich, als fürchte er, sie könne ihre Meinung noch ändern und ihm durch die Finger rinnen wie das Wasser des Flusses. Sie befreite ihre Hand, verschränkte die Arme in seinem Nacken und presste sich an ihn. Als sie spürte, wie es um ihn stand, lachte sie leise.

»Mein armer Candamir«, flüsterte sie. »Ich hoffe, du kannst mir verzeihen, dass ich dich so lange habe warten lassen.«

Er legte die Hände auf diese wunderbaren, runden 573

Brüste, spürte ihre Festigkeit, die samtige Haut und das Wasser darauf. Mit einem leisen Stoßseufzer drückte er die Lippen auf ihre und küsste sie, legte beinah gleichzeitig die Hände um ihre Taille und zog sie tiefer ins Wasser. Seine fiebrige Gier steckte sie an; sie schlang die Beine um seine Hüften und liebte ihn im seichten, sommerwarmen Wasser. Und Candamir war sich vage bewusst, dass ihm – ausgerechnet ihm – zuteil wurde, wonach Odin sich vergeblich gesehnt hatte von dem Augenblick an, da er Tanuri am Ufer entdeckte.

Sie schlief vielleicht eine Stunde, und er lag neben ihr im Gras auf der Seite, den Kopf auf die Hand gestützt, und nutzte die Zeit, um sie in Ruhe zu betrachten und sein freudiges Erstaunen zu überwinden. Er hatte nicht mehr ernsthaft darauf gehofft, dass dies hier passieren würde. Er begriff auch nicht, warum es ausgerechnet jetzt passiert war, noch hätte er sagen können, was es zu bedeuten hatte, aber das bekümmerte ihn nicht.

Sie wachte schließlich auf, weil er die Finger nicht länger von ihr lassen konnte.

»Was tust du da?«, fragte sie schlaftrunken.

»Ich suche das Muttermal. Irgendwo hier auf der Wade muss es sein – ich ha e

b es gesehen, als wir auf dem

Rückweg zur Küste durch das Flüsschen gewatet sind.

Aber es ist zu dunkel. Ich kann es nicht finden.«

Sie lächelte. »Es ist aber da. Warte bis morgen früh.«

Es war, als lege sich eine kalte Hand um sein Herz.

Candamir ließ von ihr ab, drehte sich auf den Rücken und steckte eine Hand in den Nacken. Morgen früh war nicht mehr fern.

Siglind ä g

r erte sich über ihre unbedachte Bemerkung.

Sie legte den Kopf auf seine Schulter und strich mit der 574

Hand über seine Brust, ließ die kleinen dunklen Locken darauf durch ihre Finger gleiten. Sie fühlten sich seidig an.

Candamir schloss die Augen, überließ sich einen Moment diesem herrlichen Gefühl und zog sie dann näher.

»Was … was hat deine Meinung geändert?« Er wusste, es war eine gefährliche Frage, aber seine Neugier ließ ihm keine Ruhe.

»Du«, antwortete sie.

»Ah ja? Womit?«

»Das verrate ich nicht.«

i

V elleicht besser so. »Und wirst du in meiner Halle wohnen, edle Königin, sollte ich je die Zeit finden, sie zu bauen?«

»Darüber reden wir ein anderes Mal«, beschied sie.

»Oh.« Es klang kleinlaut. »Ich nehme an, das heißt

›nein‹.«

»Du irrst dich. Aber ich habe Bedingungen.«

»Tatsächlich?« Er gestattete sich ein Grinsen in der Dunkelheit. »Lass hören.«

»Nein«, entgegnete sie bestimmt. »Später.«

»Schön. Wie du willst.« Mit »Bedingungen« konnte man sich arrangieren, da war er sicher. Er legte eine Hand auf ihre war e Flanke und schlo

m

ss die Augen, um sich dem

Gefühl vollständig zu ergeben. Nur zu gern hätte er sie auf den Rücken gedreht, sich auf sie gelegt und herausgefunden, wie ihre Haut sich anfühlte, wenn sie trocken war. Aber er wusste, dass dafür jetzt nicht der richtige Augenblick war. »Nicht mehr lange bis Sonnenaufgang«, sagte er leise und setzte sich unwillig auf.

Siglind legte die Hand auf seinen Arm. Ihre Augen waren groß und voller Unruhe. »Geh nicht.«

575

Er hob abwehrend die Linke. »Ich muss. Sosehr mir auch davor graut. Aber es muss sein.«

»Hast du nicht genug getan?«, fragte sie. »Du hast den Übeltäter überführt und das Opfer begraben. Reicht das nicht? Wozu willst du dir das antun?«

»Nein, ich will nicht. Aber für Osmund ist diese Geschichte noch viel schrecklicher als für mich, denn Olaf ist sein Onkel,

und er hat sich ihm immer verpflichtet gefühlt. Ich kann ihn jetzt nicht im Stich lassen, verstehst du?«

Sie seufzte. »Ich versuche es«, brumm e t sie.

Er nickte wortlos. Es war kein Wunder, dass es ihr an Verständnis mangelte, denn er hatte i hr nur die halbe

Wahrheit gesagt. Doch wenn er Olafs Hinrichtung fernblieb, würde sehr bald irgendwer merken, dass auch Siglind verschwunden war, und Osmund würde sofort die richtigen Schlüsse ziehen. Candamir ahnte, dass Osmund ihm lange nicht verzeihen würde, wenn er die Wahrheit über ihn und Siglind erfuhr – für diese Enthüllung gab es keinen wirklich günstigen Zeitpunkt. Aber ausgerechnet heute war wohl der unglücklichste von allen. Er zog Siglind ein wenig stürmischer als beabsichtigt an sich und küsste sie zum Abschied. Dann stand er auf. »Aber du solltest hier bleiben«, riet er.

Sie nickte und legte ihm die Hand auf die Wange. »Ich warte hier auf dich, Candamir.«

Theoretisch schien d

er Schlangentod simpel. Aber sie

hatten die Rechnung ohne die Schlange gemacht. Sie war klein, jedoch unglaublich schnell und ges h c ickt, und sie

hatte nicht das geringste Interesse daran, in ein trockenes, hartes Schilfrohr gezwängt zu werden. Bis eine Stunde vor Tagesanbruch mühten Siward, Berse und Haflad sich 576

vergeblich, ehe sie ihre Niederlage eingestehen mussten und zu Brigitta gingen, um sie um Hilfe zu bitten.

Die alte Frau hockte vor ihrer Hütte an einem kleinen Feuer, in dem sie mit einem krummen Stöckchen missgelaunt herumstocherte. Ihre drei schwarzen Raben saßen schlafend in der Nähe, und wie so oft hatte sich auch heute ein weißer Catanrabe dazugesellt.

Die Männer schilderten Brigitta ihr Problem, doch als sie geendet hatten, schüttelte die Alte den Kopf. »Nein. Ich werde euch nicht helfen.«

Siward machte wütend einen Schritt auf sie zu. »Du selbst hast gesagt, die Schlange sei ein Zeichen! Also jetzt tu nicht so, als wären wir unnötig grausam. Keinem von uns ist wohl bei der Sache, verstehst du?«

Sie nickte ungerührt. »Es war ein Zeichen. Aber muss mir deswegen gefallen, was die Götter sich ausgedacht haben? Olaf ist ein übler Geselle und war es immer, aber ich habe ihn auf die Welt geholt wie beinah jeden von euch oder doch zumindest eure Söhne und Töchter, und ich werde keinen Finger rühren, um euch bei dieser Sache zu helfen. Ist das klar?«

Die Männer nickten betreten.

»Gut! Dann hindert euch also nichts daran, zu verschwinden, richtig?«

Sie machten sich schleunigst davon.

Siwards junge Frau Britta kam schließlich auf die Lösung. Sie wusste durchaus, dass sie Olaf ihr Leben verdankte, denn er hatte Wasser gespendet, als sie beinah vor Durst und vom Meerwasser vergiftet gestorben wäre.

Doch sie kämpfte immer noch um die Zuneigung ihres Gemahls und war gewillt, alles zu tun, um sie zu gewinnen.

Als die kleine Schlange sowohl Berse als auch Haflad gebissen hatte und die Männer kurz davor waren, die Geduld zu verlieren, kam ihr der Gedanke, der Schlange das Maul zuzunähen. Und von der Eingebung war es nicht mehr weit bis zur Lösung des Problems: Mit vereinten Kräften nähten sie, ließen das Ende des stabilen Pferdehaares aber lang und fädelten es durch das Schilfrohr. Als es am anderen Ende wieder zum Vorschein kam, brauchten sie die Schlange nur noch hineinzuziehen.

Es war ein Kinderspiel.

Damit waren alle Vorbereitungen getroffen.

Als das erste zarte Rosa das graue Licht des Tagesanbruchs färbte, versammelten die Siedler sich vor Siwards Hütte: alle freien Männer, ein paar Knaben, aber nur ein halbes Dutzend Frauen. Die meisten hatten es vorgezogen, mit den jüngeren Kindern und Sklaven daheim zu bleiben.

Osmund und Candamir wechselten einen Blick und nickten sich zu, aber sie sagten nichts. Es wurde überhaupt wenig gesprochen. Nur hier und da war ein Flüstern zu hören, und es klang rau und abgehackt.

Der alte Eilhard wandte sich an Siward. »Ist alles bereit?«

Siward nickte und hielt das Schilfrohr hoch. Britta hatte es vorne und hinten mit einem Lehmpfropfen verschlossen, damit die Schlange, deren Maul sie zuvor wieder befreit hatte, nicht entwischen konnte. »All s e

bereit.«

»Dann lasst uns gehen«, sagte Eilhard.

Dicht zusammengedrängt m

e

achten sie sich auf den W g

zur Uferwiese, über welcher ein weißer Bodennebel schwebte. Darum bemerkten sie das Fehlen der Wachen 578

erst, als sie die Esche schon fast erreicht hatten.

»Wo sind sie?«, fragte Eilhard verwirrt. »Thorbjörn?

Haldir?«

Seine Stimme klang dünn. Vielleicht lag es an der feuchten Nebelluft. Vielleicht hatte ihn aber auch die gleiche Angst beschrichen wie alle anderen.

Halb verhüllt von den weißen Schwaden, erahnten sie ein Stück näher am Ufer den gefesselten Gefangenen.

Seine Haltung war gekrümmt. Er hatte die Stirn auf die angezogenen Knie gebettet, die an den dicken Ast gefesselten Hände hingen schlaff herab.

Berse der Schiffsbauer trat auf ihn zu, während die Übrigen sich auf der Wiese verteilten.

»Hier sind sie!«, rief Harald. »Eilhard, hier sind deine Söhne.«

Und fast gleichzeitig hörten sie Berse einen undeutlichen Laut der Überraschung ausstoßen. Er hatte den Gefangenen bei den Haaren gepackt und seinen Kopf zurückgerissen. »Es ist Jared! Oh, bei allen Göttern …«

Auf der Wiese brach ein Tumult aus. Alle liefen durcheinander wie Ameisen, in deren Hügel jemand einen Stock gestoßen hat. Eilhard, Siward und die meisten anderen eilten zu der Stelle, wo der Schmied im feuchten Gras kniete. Dort lagen Eilhards Söhne einträchtig nebeneinander, die Hände auf der Brust gefaltet. Ihr Vater hielt den Atem an und legte seinem Ältesten die Hand auf die Brust. Dann hob er blinzelnd den Kopf. »Er lebt …

Oh, Thorbjörn …«

»Hal i

d r auch«, erklärte Haflad weitaus gefasster. »Wenn ihr mich fragt, sind sie nur sternhagelvoll.«

»Aber zum Glück fragt dich niemand!«, fuhr Siward ihm über den Mund. »Hol lieber deine Mutter her, du 579

dämlicher Ochse!«

Haflad warf ihm einen beleidigten Blick zu, wandte sich dann aber ab und eilte zu Brigittas Hütte.

Derweil hatten Osmund und Candamir sich über Jared gebeugt und ihn von den unverdienten Fesseln befreit. Er hatte ein blaues Auge, und seine Lippe war aufgeplatzt –

Osmund vermutete, dass sein Vetter wieder einmal die Fäuste seines Vaters zu spüren bekommen hatte.

Er legte Jared einen stützenden Arm um die Schultern.

»Was ist passiert?«

Jared bewegte die verkrampften Glieder und fuhr sich mit der Zunge an den Zähnen entlang. »Er … Ich …« Er

schüttelte den Arm ab, richtete sich auf und sah Osm n u d

in die Augen.

»Er ist fort. Und es ist meine Schuld. Hol die anderen her, Osmund. Ich würde verstehen, wenn sie mich an seiner Stelle die Schlange schlucken lassen. Aber wenn es sein soll, dann will ich nicht warten.«

Osmund nickte und sah zu Candamir. »Würdest du sie holen?«

»Natürlich.«

Es dauerte ein Weilchen, ehe er die anderen Männer bewegen konnte, mit zum Ufer zu kommen. Sie standen ratlos um Thorbjörn und Haldir herum, sahen mit bangen Mienen auf die Schlafenden hinab, und erst als Brigitta hinzugekommen war und verkündete, die wackeren Wächter kämen wohl mit dem Leben davon, folgten sie ihm und nahmen im Kreis um Jared Aufstellung.

Der junge Mann hob müde den Kopf und war nicht verwundert, auf feindselige, argwöhnische Blicke zu treffen. »Er hat nach mir geschickt«, begann er sein Geständnis. »Und er verlangte, ich solle ihn entweder 580

losschneiden oder ihm zumindest den Schlangentod ersparen und ihn töten. ›Tu eins von beiden, Jared, aber tu es‹, sagte er. Ich dachte, es sei meine Pflicht, ihm dieses letzte Mal zu gehorchen …«

»Es gibt ein Urteil des Thing!«, fiel Siward ihm entrüstet ins Wort.

Jared nickte. »Aber sei ehrlich, Siward. Dir hat auch davor gegraut. Und er war nicht *dein* Vater.«

Siward fand es offenbar schwierig, darauf eine passende Erwiderung zu finden.

»Sprich weiter, Vetter«, ermunterte Osmund ihn.

Jared atmete tief durch. »Ich zog den Sax, ohne zu wissen, was ich tun würde. Ehe ich mich entschieden hatte, fiel mein Bruder mich von der Seite an. Er … er hatte einen Stein in der Hand und schlug mich damit nieder.« Das erschütterte ihn mehr als alles andere: Lars hatte willig in Kauf genommen, dass er Jared töten könnte.

Sein eigener Bruder …

Doch der junge Mann fasste sich schnell wieder und setzte seinen Bericht fort: »Offenbar hatten sie alles genau geplant. Als ich wieder zu mir kam, waren sie dabei, mich an Vaters Stelle zu fesseln. Und sie erzählten mir, dass schon eine Stunde vorher Vaters irische Sklavin mit einem Becher zu Haldir und Thorbjörn gegangen sei. Sie hat ihnen gesagt, sie habe Vater Met bringen wollen, doch der habe ihn verweigert, und ob sie vielleicht … Sie haben ihn getrunken, ohne Verdacht zu schöpfen.«

Candamir ging ein Licht auf. »Bilsenkraut?«, fragte er.

Jared nickte. »Es wächst hier genau wie auf den Kalten Inseln, nicht wahr

? Ja, sie hat Bilsenkraut hineingemischt, und bald schliefen die Wächter den vergifteten Schlaf.«

»Warum … warum in aller Welt hat die irische Sklavin 581

deinem Vater geholfen?«, unterbrach Candamir fassungslos. »Ich habe Mühe zu glauben, dass er immer nachsichtig und gütig zu ihr war.«

»Nein, das war er nicht. Sie hat es trotzdem getan, denn sie ist … abhängig von ihm. Genau wie Lars.« Jared schwieg einen Moment, ehe er seinen Vetter ansah und hilflos die Schultern zuckte. »Sie sind alle mit ihm gegangen, Osmund. Alle. Lars, Gunnar, Leif, Einar und Sigrun und Thorhild auch. All meine Geschwister außer Ota. Sie ist erst elf, aber sie … kennt ihn. Sie hat ihn schon lange durchschaut. Früher als ich …«

»Mit ihm gegangen?«, unterbrach Siward erregt.

» *Wohin?* «

Jared zeigte ein müdes Lächeln. »Du glaubst doch nicht im Ernst, dass sie mir das gesagt haben, oder?«

»Das heißt also, Olaf ist geflohen«, warf der Schmied ein. Er war wieder einmal ruhiger als die meisten anderen, und er dachte nach. »Mit deinen Brüdern, zweien deiner Schwestern, vier Sklavinnen und sieben Sklaven.« Er brach ab, seine Miene besorgt. Er schaute zur Anlegestelle hinüber, und viele folgten seinem Blick. Aber der *Seedrache* lag dort mit umgelegtem Mast vor Anker, genau wie am Tag zuvor. Olaf hatte Catan nicht verlassen.

»Er hat mehr als sieben Sklaven mitgenommen«, berichtete Jared. Er hob die Linke und fuhr sich mit dem Handrücken kurz über die aufgeplatzte Lippe. Er war nervös, das war nicht zu übersehen.

»Was heißt das?«, fragte Siward in die plötzliche Stille hinein.

Jared sah zu Haflad. »Während ihr bei Siward wart und euch mit der Schlange abgemüht habt, war Lars in deiner Hütte. Wenn du glaubst, deine beiden Sklaven seien bei deinem Meiler im Wald, dann täuschst du dich, Haflad.

Sie sind mit ihm gegangen.« Und sie waren nicht die Einzigen. Lars war auch noch zu ein paar anderen Hütten geschlichen, dorthin, wo die Sklaven besonders unter ihren Herren zu leiden hatten. Er hatte den Unzufriedenen in Aussicht gestellt, dass sie freie Männer und Frauen sein würden, wenn sie sich Olaf anschlössen. Ein halbes Dutzend war der Verlockung erlegen.

»Wir müssen sie verfolgen!«, erklärte Siward.

»Das kann nichts Gutes zu bedeuten haben«, stimmte der Schiffsbauer zu.

»Wie wollt ihr sie verfolgen?«, fragte Harald zweifelnd.

»Dieses Land ist weit.«

»Eine so große Gruppe *muss* Spuren hinterlassen …«

»Sie können noch nicht weit sein …«

Während eine hitzige Debatte entbrannte, nahm Osmund das Rohr mit der Schlange und schleuderte es mit Macht in den Fluss. Dann nahm er den Arm seines Vetters und half ihm auf. Niemand hinderte ihn.

Noch immer war Jared keineswegs sicher, dass niemand auf den Gedanken verfallen würde, ihn stellvertretend für seinen Vater büßen zu lassen. Immerhin hatte er es versäumt, dessen Flucht zu verhindern, hatte gar die Absicht gehabt, die grausame Hinrichtung zu vereiteln.

Auch Osmund schien zu befürchten, dass die aufgeheizte Stimmung sich plötzlich gegen Jared richten könnte. »Geh

nach Hause«, riet er ihm leise. »Bleib dort. Ich komme später zu dir, und wir überlegen, was geschehen soll.«

Mit einem matten Nicken wandte Jared sich ab.

Harald schaute ihm nach. »Er ist nicht zu beneiden«, raunte er Candamir zu.

»Nein. Ich schätze, das war er nie«, antwortete sein junger Schwager. »Und selbst wenn er jetzt nur noch seine 583

zwei Hände hat, um seine Felder zu bestellen, ist er doch wenigstens frei.«

Harald nickte versonnen. »Aber du glaubst doch wohl nicht, dass dies das Letzte ist, was wir von Olaf gehört und gesehen haben, nicht wahr? Und was immer wir in Zuk n

u ft von ihm hören und sehen, wird nicht erfreulich sein. Ich hoffe nur, dass niemand Jared irgendwann ernsthaft vorwirft, was hier heute Nacht passiert ist.«

»Harald … Olaf ist sein Vater. Jeder hätte genauso gehandelt.«

Der Schmied nickte mit einem traurigen kleinen Lächeln.

»Aber kaum jemand wird das wahrhaben wollen.«

Siward stellte eine Schar kampferprobter Männer zusammen, um Olaf und die geflohenen Sklaven zu verfolgen. Er nahm seinen Schwiegersohn mit, Berse und dessen Söhne, und auch Haldir und Thorbjörn schlossen sich an, denn Olafs feiger Giftanschlag hatte sie u z tiefst

erzürnt. Sie überquerten den Fluss und stießen im Wald am südlichen Ufer bald auf eine deutliche Fährte. Doch nach

fünf Tagen kehrten sie erschöpft, beschämt und vor allem unverrichteter Dinge zurück.

»Wir sind ihnen bis ins Leere Land gefolgt«, berichtete Siward. »Aber dort verlor sich die Spur. In der Gegend gibt es einfach nichts, um eine Fährte zu hinterlassen.

Weder Baum noch Strauch, deren Zweige man auf Bruchstellen untersuchen könnte, kein Gras, keine lockere Erde, um Fußspuren zu bewahren, gar nichts. Ein leeres Land in der Tat.«

»Wie ist es beschaffen?«, fragte Candamir neugierig.

»Habt ihr den feurigen Berg aus der Nähe gesehen?«

Haldir antwortete: »Ja, wir haben ihn gesehen. Er liegt vielleicht zehn Meilen vom Nordrand des Leeren Landes entfernt. Aber er war ruhig. Wir haben kein Feuer ausmachen können, nur ein wenig Rauch stand über dem Kegel.« Er stützte sich müde auf einen Wanderstab, den er sich im Wald geschnitten hatte, schüttelte den Kopf und schaute Candamir schließlich wieder an. »Ich habe nie etwas gesehen, das so karg und leblos ist wie das Land um den feurigen Berg. Es ist hügelig und zerklüftet, fast unmöglich zu passieren. Die Erde besteht aus braunem, seltsam porösen Gestein, und nichts wächst dort außer ein paar halb vertrockneten Dornensträuchern. Nichts kann dort leben; wir haben nicht einmal Fliegen gesehen. Olaf und die Seinen werden verhungern und verdursten.«

Candamir nickte schweigend, aber er hegte Zweifel.

Osmund sprach aus, was sein Freund dachte: »Ich kann mir irgendwie nicht vorstellen, dass es meinem Onkel bestimmt

ist, hungers zu sterben. Dafür ist er einfach zu findig. Jared sagt, er habe beinah das ganze Korn und sowohl Rinder als auch Schafe mitgenommen …«

»Man *kann* kein Vieh durchs Leere Land treiben, Osmund, es ist einf c

a h unmöglich!«, fiel Thorbjörn ihm

ins Wort. »Die Tiere würden sich in den zahllosen Spalten die Beine brechen oder die Hufe verletzen. Selbst für Menschen mit festem Schuhwerk ist es schwierig.«

»Nun

, da sich die Spur im Leeren Land verlor und ihr keine Tierkadaver gefunden habt, muss Olaf einen Weg gefunden haben, ganz gleich, wie unmöglich es erscheint«, entgegnete Harald.

Die Jäger nickten unwillig.

»Er ist vor einigen Wochen am feurigen Berg gewesen«, meldete Jared sich zu Wort. Er hielt den Kopf gesenkt und sprach ungewohnt stockend. »Mein Vater, meine ich.«

585

»Davon hat er nie ein Wort gesagt«, warf Brigitta skeptisch ein.

Jared schaute kurz auf und nickte. »Es gab viele Dinge, die er euch nicht gesagt hat. Vieles, das ihr nicht wisst …«

Die alte Frau seufzte leise. »Ich weiß mehr, als du glaubst, mein Junge. Aber du hast Recht, e r war ein

Geheimniskrämer, und es sieht ihm ähnlich, dieses Land zu erkunden, ohne seine Nachbarn an seinen Entdeckungen teilhaben zu lassen.«

Jared sprach weiter zu seinen Stiefeln. »Jedenfalls war ihm die Beschaffenheit des Leeren Landes bekannt.

Trotzdem hat er das Vieh mitgenommen. Also muss er einen Weg gefunden haben, um es hindurchzutreiben.«

»Aber wir haben dort nicht eine einzige u Q elle

entdeckt«, wandte Sigurd ein. »So wasserreich Catan auch ist, dort gibt s

e nur Staub und Dürre!«

»Ich an Olafs Stelle hätte jeden Mann, jede Frau und jedes Rind so viel Wasser tragen lassen, wie sie nur können, und den Tieren eine doppelte Lage Rindsleder um die Hufe gebunden«, sagte Osmund versonnen. »Ihnen Schuhe gemacht, wenn ihr so wollt. Dann könnte es gehen.«

Alle schauten ihn verwundert an, und Brigitta bemerkte trocken: »Man merkt, dass ihr nahe Verwandte seid. Du bist genauso gerissen wie er.«

Osmund verzog schmerzlich einen Mundwinkel. »Oh, vielen Dank …«

»Weiter, Osmund«, drängte Candamir neugierig.

Sein Freund hob kurz die Schultern. »Olaf muss Mensch und Tier ja nur einmal quer durch das Ödland führen. Er kann sicher sein, jeden Verfolger dort abzuschütteln. Auf der anderen Seite ist das Land so reich und fruchtbar wie 586

hier, wissen wir von Berse. Aber wohin Olaf sich auf e d r

anderen Seite des Leeren Landes wendet, ist unmöglich zu erraten.«

»Nun, westlich davon liegt das Meer, im Osten das Gebirge. Er kann nur nach Süden gehen«, schränkte Berse ein.

Osmund nickte. »Aber der Süden ist weit.«

»Das ist richtig.«

»Und wer weiß. Vielleicht bleibt er gar im Leeren Land.

Wenn es hügelig und zerklüftet ist, wie ihr sagt, gibt es dort gewiss Höhlen.«

»Aber warum in aller Welt sollte Olaf dort bleiben wollen?«, fragte Siward ungeduldig.

Osmund schaute ihn a

n, ein kleines, unfrohes Lächeln

um die Lippen. »Um in unserer Nähe zu sein, Schwiegervater. In Candamirs, meiner, deiner – in der Nähe all derer, die ihn zu Fall gebracht haben.«

Hacon spürte einen eisigen Schauer auf dem Rücken.

»Wovon wollen sie leben, wenn das Land leer ist?«

Osmund antwortete nicht. Aber er hatte eine böse Ahnung.

Candamir wusste genau, was sein Ziehbruder dachte.

Stirnrunzel d

n schaute er zu der wachsenden Siedlung stattlicher Häuser hinüber, ein jedes umgeben von einem großzügigen Gemüsegarten und Koppeln. Sie lagen viel zu

weit auseinander, erkannte er voller Schrecken. Die Siedler hatten nie darüber beraten, nie einen ausdrücklic en Beschlus

h

s gefasst, aber sie hatten bei der

Anlage ihres neuen Dorfes angenommen, dass räuberische Überfälle der Vergangenheit angehörten. »Wir s ind

einfach davon ausgegangen, dass wir in diesem gesegneten Land nie mit Feinden rechnen müssen …«, 587

murmelte er.

»Dabei habe ich euch gewarnt«, erwiderte Brigitta, und er glaubte, einen Hauch von Genugtuung in ihrer Stimme zu hören. »Ich habe euch gewarnt, dass ihr in Catan all die Schlechtigkeit finden würdet, die ihr mitgebracht habt.

Wie konntet ihr nur glauben, ihr hättet eure Streitsucht, eure Liebe zum Hader zurückgelassen?«

Candamir wurde unbehaglich bei ihren Worten, aber er tat sie mit einem verächtlichen Wink ab. »Ich kann mich nicht entsinnen, dass du uns geraten hättest, die Häuser enger beieinander zu bauen. Jetzt ist es jedenfalls zu spät.

Und ich werde mich wegen Olaf und seiner Hand voll Sklaven nicht um den Schlaf bringen.«

Sie berieten noch eine Weile, ob es sinnvoll wäre, eine zweite Suchmannschaft auszuschicken, aber sie entschieden sich dagegen. Die Suche hätte der nach einer Nussschale auf dem Ozean geglichen, und keiner hatte jetzt die Zeit, der Arbeit lange fernzubleiben: Winterweizen und -roggen wollten gesät, Honig geerntet, Äpfel und Beeren gepflückt und eingelagert oder eingekocht werden – und der Bau stabiler Häuser schien drängender denn je.

So löste die Versammlung sich bald auf, und Candamir trat ans Ufer, um auf die Flussinsel und an die Arbeit zurückzukehren. Er sprang ins Boot, und Jared löste die Leine.

»Danke!« Candamir streckte die Hand aus, um das Tau aufzufangen, aber Jared warf es ihm nicht zu.

»Kann ich mitkommen?«, fragte er stattdessen.

Candamir hob die Schultern. »Wenn du nichts Besseres mit dir anzufangen weißt … Ich hätte gedacht, du hast alle Hände voll zu tun, jetzt da du so ungewohnt wenige Knechte besitzt. Um nicht zu sagen, gar keinen, richtig?«

588

Jared ließ sich von Candamirs gutmütigem Spott nicht verscheuchen. Behände sprang er in das kleine Boot, ergriff die beiden Ruder und brachte sie schweigend auf die Insel hinüber.

»Bei Thors Hammer«, stieß er hervor, als sie auf die Tempellichtung kamen. »Die Halle ist fertig!«

»Fast«, schränkte Candamir ein, aber er schaute selber mit einem stolzen Lächeln an dem lang gezogenen Bauwerk

hinauf. Die Wände waren ausgefacht, der Dachstuhl errichtet. Auf einem Dutzend Leitern standen ebenso viel

e Zimmerleute – Godwin, der geschickte, vielseitig verwendbare Austin, der für den Turonländer eingesprungen war, und eine Schar weiterer Sklaven – und deckten das gewölbte Dach mit hölzernen Schindeln.

»Das Dach sieht aus wie ein Schiff«

, bemerkte Jared

verwundert.

Candamir nickte zufrieden und erklärte, was er sich dabei gedacht hatte. »Noch ein oder zwei Wochen, dann können wir den Tempel einweihen«, schloss er. »Aber zur Tagundnachtgleiche, wie Brigitta gehofft hatte, wird es nicht mehr klappen, fürchte ich. Wir müssen uns einen anderen Tag überlegen. Hier, komm mit hinein, ich zeig dir das Becken für die Quelle.« Mit dem so typischen Enthusiasmus packte er Jared am Ärmel und zog ihn ins Innere der Tempelhalle. Am östlichen Ende hatte Osmund das Erdloch, aus dem die heilige Quelle sprudelte, tiefer ausgehoben, verbreitert und mit großen, weiße n

Flusskieseln ausgelegt. Kristallklar sprudelte das Wasser nun zwischen den Steinen hervor, füllte das gleichmäßig runde Becken und rann durch eine schmale, ebenfalls mit Steinen ausgelegte Rinne zur Ostwand. Jenseits davon hatte sich ein natürlicher kleiner Wasserlauf gebildet, der sich im Wald verlor.

»Das ist … wundervoll«, sagte Jared tief beeindruckt.

Candamir zeigte zur Mitte der Halle. »Dort will Brigitta einen großen Opferstein, um die Tiere zu schlachten, die dann über zwei Feuerstellen links und rechts davon gebraten werden.«

Jared nickte und schaute sich gründlich um. »Ein wahrhaft angemessener Ort, um den Göttern zu huldigen.«

Candamir sah ihn von der Seite an. »Bist du mit hergekommen, um mir Honig ins Ohr zu träufeln? Willst du etwas von mir?«, erkundigte er sich argwöhnisch.

»Was?« Jared schien gänzlich in seine Betrachtungen versunken gewesen zu sein. Er schüttelte den Kopf, war aber merklich errötet. »Nein, nein.«

»Also? Raus damit.«

Der jüngere Mann folgte der Aufforderung nicht gleich.

Doch schließlich verschränkte er die Arme vor der Brust und sah Candamir direkt an. Seine hellblauen Augen waren ebenso strahlend und durchdringend wie die seines Vaters. »Candamir, was ich dir zu sagen habe, fällt mir nicht leicht. Würdest du mir dein Wort geben, dass du mich nicht unterbrichst?«

Candamir nickte unwillig. »Wenn es nicht stundenlang dauert …«

»Nein.«

»Ich höre.«

»Ich wollte dich um Verzeihung bitten. Das wollte ich schon lange. Wegen der Geschichte mit der Wildsau damals …«

»Ach du meine Güte, das ist ja Ewigkeiten her …«

»Du hast es versprochen!«, protestierte Jared.

Candamir hob ergeben beide Hände.

590

Jared stieß hörbar die Luft aus. »Es war kaum geschehen, da tat es mir schon Leid. Und … ich habe mich geschämt, wie so oft, wenn ich versucht habe, wie mein Vater zu sein. Aber ich habe ihm trotzdem davon erzählt, denn ich wusste, dass er das von mir erwartet. Weißt du, erst jetzt, da er fort ist, merke ich wirklich, wie vollkommen er mich beherrscht hat. Ich … ich habe ihm von der Sache erzählt, weil ich fürchtete, er könne sonst anderweitig davon erfahren. Nur aus Furcht vor ihm also.

Und so schreckliche Dinge sind deswegen passiert. Nur weil ich zu feige war, auf mein Gewissen zu hören. Das bedaure ich.«

Es war einen Moment still, ehe Candamir fragte:

»Fertig?«

Jared nickte, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

Candamir legte ihm einen Moment die Hand auf die Schulter. »Weißt du, du erinnerst mich an Osmund. Ihm sähe das ähnlich, sich nach *so* vielen Monaten noch an eine solche Nichtigkeit zu erinnern und die Schuld für die Folgen bei sich zu suchen. Aber wenn zwei Männer bei der Jagd auf einen Wal in einen Sturm geraten und ertrinken, ist nicht der Wal schuld, Jared. Was sich zwischen deinem Vater und mir zugetragen hat, hatte nichts mit dem Sachsen oder mit dir zu tun.« Das war ihm klar geworden, als Harald ihm vor

Augen geführt hatte, was die eigentlichen Gründe für Olafs Groll gegen ihn waren.

»Also ist keine Fehde zwischen uns?«, fragte Jared hoffnungsvoll.

Candamir schüttelte lächelnd den Kopf. Jared konnte es nicht ahnen, aber er hatte einen denkbar günstigen Zeitpunkt für diese Aussprache gewählt. Candamir befand sich seit sechs Tagen in einem anhaltenden Taumel der 591

Glückseligkeit, und seit sechs Tagen nächtigte er hier auf der Insel und tat alles, um seinem Bruder aus dem Wege zu gehen, denn er wusste, dass seine Euphorie über Siglinds unerwarteten Sinneswandel ihn gar zu milde stimmte. Und er hatte nicht die Absicht, es Hacon leicht zu machen. Aber mit Jared war es etwas anderes. »Nein, zwischen uns war und ist keine Fehde. Und wenn du nicht schnell genug fliehst, wirst du dir einen Rat von mir anhören müssen.«

Jared grinste und sah plötzlich vollkommen unbeschwert aus. »Und?«

»S h

c au nicht zurück. Nimm dir eine Frau, die ein paar Sklaven als Mitgift einbringt, und bestell deine Felder.

Das hier ist deine Chance, Junge. Du kannst jetzt tun, was du willst. Du allein hast es in der Hand.«

Der Jüngere senkte verlegen den Kopf, aber seine Augen leuchteten. »Du hast Recht«, sagte er leise. »Oh, bei allen Göttern, wie Recht du hast, Candamir …« Es schmerzte ihn immer noch, dass er Inga nicht mehr haben konnte.

Aber er war klug genug, zu erkennen, dass er ein so armes Mädchen in seiner jetzigen Situation kaum hätte zur Frau nehmen können. Eilhards Enkeltochter Margild hingegen konnte statt Silber und Vieh gewiss zwei Sklaven mit in eine Ehe bringen, denn der alte Eilhard, der sie seit dem Tod ihrer Eltern aufgezogen hatte, war durch sein Kampfesglück auf vielen längst vergessenen Beutezügen zwar nicht wohlhabend geworden, aber reich an Sklaven.

»Wenn du noch mehr Ratschläge oder Hilfe brauchst, kannst du jederzeit zu mir kommen«, fuhr Candamir fort.

»Aber wenn du klug bist, wendest du dich an Os und, m

denn sein Rat ist meist besser als meiner. Und er wird dir seine Hilfe nicht verweigern. Du wirst sehen, er wird dir deine Brüder mehr als ersetzen.«

Beim Gedanken an Lars, Gunnar und die anderen Geschwister huschte ein Schatten über Jareds Gesicht, aber als er sich abwandte, lächelte er schon wieder.

»Danke, Candamir«, murmelte er und eilte zurück zum Fluss.

Candamir kletterte pfeifend auf seine Leiter und half beim Decken des großen Daches. Die Arbeit ging langsamer voran, als er gehofft hatte, aber je weiter der Tag fortschritt, umso besser wurde seine Stimmung. Denn *sie* hatte versprochen, dass sie vor Einbruch der Dämmerung herüberkommen würde, um zu überprüfen, ob all ihre Anweisungen bezüglich des Anbringens der Schindeln auch geflissentlich befolgt wurden.

Wie immer hielt Siglind Wort. Kaum hatte die dottergelbe Sonnenscheibe die Baumwipfel i m Westen

berührt, erschien sie auf der Tempellichtung, barfüßig und in Arbeitskleidung – so wie er sie am liebsten hatte.

»Ich sagte, die Schindeln müssen zu zwei Dritteln überlappen. Das sieht eher aus wie ein Viertel«, bemängelte sie, kaum dass sie vor seiner Leiter Halt gemacht hatte.

»Godwin, Austin, ihr und die anderen könnt für heute Feierabend machen. Es reicht ja, wenn ich mir das königliche Gemäkel anhöre …«

Grinsend stiegen der Lehrling und die Knechte von den Leitern, grüßten Siglind höflich, räumten ihre Werkzeuge fort und ve s

r chwanden im Wald.

Candamir wartete vielleicht zehn Herzschläge lang, ehe er Siglind an sich zog, die Lippen auf ihre presste und gierig daran sog. Sie schlang die Arme um seine Hüften und schmiegte sich an ihn, drehte aber gleichzeitig den Kopf weg und schalt:

»Warte doch wenigstens, bis sie abgelegt haben. Wenn Austin uns sieht …«

»Seit wann muss es mich kümmern, was mein Sklave darüber denkt, wen ich zur Frau nehme?«, fragte er verdrossen.

Sie stemmte die schwieligen Hände gegen seine Brust und machte sich los. »So weit ist es ja noch nicht. Und er mag

dein Sklave sein, aber du weißt, was er in meinen Augen ist.«

Candamir brummte missfällig, nahm ihre Hand und drückte sie an seine Wange. »Ich bin die Heimlichkeiten satt.«

»Ja, ich weiß«, a t

n wortete sie unverbindlich. »Komm,

lass uns das Dach anschauen.«

Unwillig folgte er ihr ins Innere der Halle, ging langsam neben ihr her, während sie Rofen und Schindeln begutachtete, und wartete auf ihr Urteil.

Nahe der Quelle hielt Siglind schließlich an. »Es wird gut«, beschied sie.

Candamir nickte, setzte sich auf den Boden, wo Gras und Farn allmählich spärlich wurden, weil jeden Tag gar zu viele Füße darüber liefen und nun allmählich das Licht ausgesperrt wurde. Er schöpfte eine Hand voll Wasser und trank. Von all den klaren Quellen Catans war diese gewiss die wohlschmeckendste: kühl, süß und einen Hauch erdig.

Mit der nassen Hand umfasste er Siglinds Arm und zog sie zu sich herunter. Dann schöpfte er mit beiden Händen und hielt ihr diese hin. Siglind beugte sich darüber und trank ein paar kleine Schlucke. Als er die Hände sinken ließ, schaute sie zu ihm auf. Ihr Lächeln erschütterte ihn immer noch ein wenig. Es hatte sich so verändert, war so vertraut und offen geworden. Er konnte noch nicht so recht fassen, dass er der Glückliche war, dem dieses Lächeln galt.

Doch sein freudiges Staunen war seiner Stimme nicht anzuhören, als er sagte: »Also: Reden wir über deine Bedingungen, edle Königin.« Es klang eher schroff. »Was muss ich tun, damit du dich herablässt, mit mir in meiner Halle zu wohnen?«

»Wenn du nicht sofort aufhörst, mich so zu nennen, werde ich gehen und nie wieder ein Wort mit dir sprechen!«, drohte sie hitzig.

Er grinste flegelhaft. »Es ist komisch, dass dich das so aufregt. Sonst bringt dich so leicht nichts aus der Ruhe.

Und es ist schwer, der Versuchung zu widerstehen, weißt du.«

»Ich rate dir, dich diesbezüglich in Enthaltsamkeit zu üben«, warnte sie finster. Dann wandte sie den Blick ab und strich sich die langen, blonden Haare hinter ihr kleines Ohr, das rosa und durchsichtig wie eine Muschel schimmerte. »Du sagst es immer in so überheblichem Ton.

Es erinnert mich an das, was war. An die Geringschätzung, mit der Cnuts Männer mich behandelt haben. Wenn sie ›edle Königin‹ sagten, klang es genauso.«

Er schnalzte ein wenig ungeduldig, hob aber gleichzeitig begütigend die Linke. Sie hatte ihm nicht viel über ihr Leben als Königin der Kalten Inseln erzählt, und er wollte auch nicht unbedingt mehr darüber erfahren. Aber man musste nur bedenken, unter welchen Umständen sie Cnuts Königin geworden war, um sich vorstellen zu können, wie ihr Leben an seinem Hof ausgesehen hatte.

Er nahm ihre Hand. »Ich gelobe Besserung.«

Sie lachte wider Willen. »Darauf bin ich gespannt.«

»Sag es mir. Spann mich nicht länger auf die Folter. Was sind deine Bedingungen?«

»Ich will Austins Segen für unsere Vermählung. Den 595

seines Gottes.«

»Das sollte nicht schwierig sein.«

»Es *ist* schwierig.« Sie erklärte ihm, warum.

Candamirs Miene wurde grimmig. »Überlass das mir.«

»Candamir, ich will nicht, dass du ihm zusetzt. Das würde auch nichts nützen. Er wird in dieser a S che nur das

tun, was sein Gewissen ihm vorschreibt. Lass mich zuerst mit ihm reden.«

r

E konnte nicht fassen, dass er die Erlaubnis seines Sklaven brauchen sollte, um sich eine Frau zu nehmen, aber er verbarg seinen Unwillen. »Meinetwegen. Weiter.

Was noch?«

Sie schluckte, hob den Kopf und sah ihn an. »Ich will, dass du mir treu bist.«

»Ich bin nicht sicher, dass ich das verstehe.«

»Du musst mir schwören, die Finger von anderen Frauen zu lassen.«

» *Was?* Aber warum, in aller Welt?«

»Es ist Gottes Gebot.«

Candamir ließ ihre Hand los und raufte sich die Haare.

»Mächtiger Tyr … Ich habe schon jetzt das Gefühl, dass wir immer zu dritt in meinem Bett liegen werden: du, ich und Austins Gott.«

»Ist es denn wirklich zu viel verlangt?«, fragte sie untypisch verzagt. »Stellst du nicht die gleiche Forderung an mich?«

Das war nun wirklich nicht zu vergleichen, fand Candamir. Aber er hatte von Anfang an gewusst, dass diese Frau anders war, seltsam. Es sollte ihn also nicht verwundern, wenn sie besondere Ansprüche stellte. Er konnte keinen Sinn in ihrer Forderung erkennen und fand 596

sie unverschämt, aber da er noch nie im Leben etwas so sehr gewollt hatte wie Siglind, fasste er seinen Entschluss ohne langes Zögern.

»Einverstanden.«

Sie sah ihn unverwandt an. »Du wirst Gunda aus dem Haus schicken.«

Es gab nur einen Ort, wohin er Gunda schicken konnte.

»Das bedeutet zwangsläufig, dass Hacon sie bekommt«, protestierte er schwach.

Siglind nickte. »Überleg dir, ob du das in Kauf nehmen kannst, ohne es mir irgendwann vorzuwerfen. Überleg es dir gut. Aber du musst dich entscheiden. Sie oder ich.«

»Ich wähle dich.«

»Dann schwöre.«

Candamir legte die linke Hand aufs Herz und hob die Rechte.

Gegen Mitternacht trafen Austin, Siglind, Hacon und Gunda sich in der Schmiede, um die heilige Messe zu feiern. Sie taten es seit einiger Zeit regelmäßig, immer an dem Tag der Woche, den der Sachse den Sabbat nannte.

Es war nicht ungefährlich. Hätte Candamir Hacon und seine Sklavin dabei ertappt, wie sie sich nachts gemeinsam aus dem Haus schlichen, hätte er natürlich die falschen Schlüsse gezogen, wäre vermutlich in Raserei verfallen und hätte Blut vergossen, ehe irgendwer ihn aufklären konnte. Und das war nicht das einzige Risiko. Austin wusste, wenn die Hexe je erführe, dass er eine kleine Gemeinde um sich geschart hatte, mit der er seinem Gott huldigte, dann wären die Tage der missfälligen Duldung ein für alle Mal vorbei, und Brigitta würde keine Ruhe geben, ehe irgendwer ihn erschlagen hatte. Vermutlich 597

würde diese Ehre Osmund zufallen, der ja seit ihrer Ankunft in Catan Brigittas treuester Gefolgsmann war, und das wäre besonders bitter für Candamir. Nein, es war klüger, den Gottesdienst so heimlich zu feiern, wie die frühen Christen im gottlosen Rom es hatten tun müssen.

Er breitete ein kleines Tuch auf dem Amboss aus, das Siglind liebevoll mit rotem Faden bestickt hatte, legte sein schlichtes Kreuz und ein Stück Brot darauf und stellte einen Becher Wasser daneben, denn er hatte ja keinen Wein. Das spielte keine Rolle. Er war zuversichtlich, dass der Herr ebenso wie er selbst bereit war, Zugeständnisse zu machen. Immerhin war es eine geweihte Kapelle, in der sie sich versammelten, dafür hatte Austin kraft seines Priesteramtes sorgen können. Was Harald wohl gesagt hätte, wenn er

gewusst hätte, dass er seinen Hammer auf geheiligtem Boden schwang …

Austin wartete, bis seine drei Schäfchen vor ihm knieten, ehe er segnend die Hand hob. » *In nomine patris, et filii, et spiritus sancti.* «

Mit ehrfürchtig gesenkten Köpfen machten sie das Kreuzzeichen.

Er folgte der lateinischen Liturgie, die man ihn gelehrt hatte, aber er lockerte sie hier und da ein wenig a f u , denn

er wusste, es wäre unklug, seinen drei Gläubigen das Gefühl zu vermitteln, sie seien vom heiligen Mysterium der Messe ausgeschlossen. Er erzählte ihnen zwischendurch kleine Geschichten von d n e Taten der

Patriarchen oder den Wundern, die Jesus ge i w rkt hatte.

Davon konnten sie einfach nie genug bekommen. Und manchmal stimmte er einen der Gesänge an, die im Kloster Bestandteil seines täglichen Lebens gewesen waren und von denen er im e

m r so schreckliches Heimweh

bekam.

598

Als er Brot und Wasser schließlich gewandelt hatte und Siglind reichte, schüttelte sie den Kopf.

Er schaute sie fragend an, eine Spur verärgert gar, doch sie s h

c üttelte nur wieder den Kopf.

Austin wandte s

ich an Hacon. » *Corpus Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam.* «

»Amen«, antwortete Hacon, beinah tonlos vor Ergriffenheit, und nahm ein Stück von dem Brot.

»Was hatte das zu bedeuten?«, fragte der Mönch Siglind, als Hacon und die junge Friesin nach dem Schlusssegen aus der Schmiede geschlüpft waren.

»Ich war nicht würdig«, erklärte sie entschieden, aber ohne besondere Zerknirschung.

Der Sachse faltete das Altartuch sorgfältig zusammen und legte es liebevoll mitsamt dem Kruzifix und dem schlichten Becher in den Beutel, der auch die Bibel enthielt. Erst dann wandte er sich wieder zu ihr um. »Und wieso glaubst du das?«

»Du hast gesagt, man dürfe an der Kommunion nur reinen Herzens teilnehmen. Wenn man frei von Sünde ist.

Und das bin ich nicht.«

Austin seufzte tief. Er bedurfte keiner großen Erklärungen. Er war unerfahren in den Dingen zwischen Mann und Frau, aber er war weder blind noch ein Narr.

»Ich habe dir erklärt, was die Beichte ist, nicht wahr?«

Siglind nickte.

»Wenn du möchtest, kann ich dir hier und jetzt die Beichte abnehmen. Du musst versuchen, die Schwäche deines

Fleisches zu besiegen, und versprechen, es nicht wieder zu tun. Dann wird Gott ein Auge zudrücken.«

»So einfach ist es nicht, Austin«, entgegnete sie 599

bekümmert.

»Candamir hat mich gefragt, ob ich seine Frau werden will.«

»Und was hast du geantwortet?«

»Die Wahrheit. Aber ich habe ihm gesagt, es ginge nur mit Gottes Segen und deiner Zustimmung.«

Auf einen Schlag wurden Austins Knie weich. Er sank auf den Amboss, der ihm eben noch als Altar gedient hatte, und stützte die Stirn auf die Faust. »Das ist …

wundervoll, Siglind.

Du hast es geschafft, einen Märtyrer aus mir zu machen; Candamir wird nichts, aber auch gar nichts unversucht lassen, um meine Zustimmung zu erwirken, und ich kann sie euch nicht geben.«

»Nein, das wird er nicht tun, ich habe sein Wort«, sagte sie eilig.

Das wird nichts nützen, dachte er finster. Es war einen Moment still. Sie saßen sich gegenüber, der Mönch auf dem Amboss, Siglind auf dem festgestampften Lehmboden, und sahen sich unglücklich an. Schließlich nahm Austin ihre Hände in seine. »Ich sehe, dass du glaubst, dein Lebensglück hinge davon ab. Aber ich *kann es* nicht billigen, weil Gott es nicht billigt. So gern ich dir helfen würde. Es ist nicht meine Entscheidung. Du bist die Frau eines anderen

Mannes, und wenn du mit Candamir liegst, bist du eine Ehebrecherin. Es tut mir Leid.«

Siglind ließ ihn nicht aus den Augen. Sie erschien ihm weder so verzweifelt noch so beschämt, wie er angemessen gefunden hätte. »Ich weiß«, antwortete sie.

»Du hast mir all das schon mehrmals gesagt.« Es klang eine Spur ungeduldig.

Austin hob das Kinn. »Und ich werde es so oft 600

wiederholen, bis du dich Gottes Gebot fügst, denn das ist meine Pflicht.«

Plötzlich ließ er ihre Hände los, hob einen Zeigefinger, und seine Augen glommen gefährlich auf. »Ich warne dich vor deiner Halsstarrigkeit, Siglind. Sie ist eine Eingebung Satans und deine größte Schwäche. Du glaubst, du müsstest unbedingt bekommen, was du haben willst, aber nicht dein Wille wird Gottes Willen beugen, sondern umgekehrt!«

Wie ein König auf einem Thron, ein mächtiger Herr auf einem Hochsitz dräute er über ihr, und mit einem Mal fürchtete sie sich. »Wirst du mir eine Frage beantworten, Austin?«

»Gewiss.«

»Was macht einen Mann und eine Frau in Gottes Augen zu einem rechtmäßigen … wie heißt es? Ehepaar?«

»Der Segen der Kirche«, antwortete der Mönch prompt.

»Den Cnut und ich niemals hatten.«

Austin konnte sich ein anerken e

n ndes Lächeln nicht

ganz verbeißen, doch er schüttelte den Kopf. »Da es den wahren Glauben in deiner Heimat noch nicht gibt, ist euer heidnisches Hochzeitsritual bindend, fürchte ich.«

»Dann beantworte mir noch eine Frage. Wenn ein Mann sich einer unverheirateten Frau aufzwingt, sind sie dann in Gottes Augen verheiratet?«

»Nein. Es ist Unzucht. Beide sind sündig.«

»Die Frau auch, die doch keine Wahl hatte?«

Er hob kurz die Schultern und nickte.

»Was kann sie tun? Kann sie beichten, um Vergebung für diese Sünde zu finden?«

»Ja.«

601

»Und kann sie danach einen anderen Mann heiraten und Gottes Gnade finden?«

Er wusste natürlich, worauf sie hinauswollte. »Siglind

…«

»Ja oder nein?«

»Ja. Sie sollte idealerweise den Mann heiraten, mit dem sie schon gelegen hat, aber notfalls kann es auch ein anderer sein«, brummte der Mönch unwillig.

Siglind lächelte triumphierend.

»Aber das ändert nichts an den Dingen, du bist dennoch Cnuts Frau«, beharrte er.

Sie schüttelte entschieden den Kopf. »Es gab kein Ritual. Nur den königlichen Willen. Niemand sonst wurde gefragt, hat sein Einverständnis erklärt oder gar so etwas wie einen Vertrag abgeschlossen. Wie würdest du das nennen, Austin?«

Er wurde das Gefühl nicht los, dass er überrumpelt worden war, aber sie hatte Recht, musste er einräumen. Es gab nur eine mögliche Antwort: »Sünde.«

»Dann würde ich jetzt gerne beichten.« Ihre Augen funkelten – übermütig, argwöhnte er.

Er gab sich keine besondere Mühe, seine Verdrossenheit zu verbergen. Er holte das Kruzifix wieder aus dem Beutel, hielt es ihr hin, damit sie es küssen konnte, und brummte: »Also knie nieder und bekenne deine Sünden. In der gebotenen Reue und Demut, wenn ich bitten darf.

Aber sei so gut und erspare mir die Einzelheiten …«

WINDMOND, Jahr 1

Am letzten Tag des Septembers wurde der Tempel auf der Flussinsel geweiht. Bei den Heiden hat dieser Tag keine besondere Bedeutung, doch mir erschien es ein Zeichen der Hoffnung, dass die Stätte des Gebets ausgerechnet am Namensfest des heiligen Hieronymus ihrer Bestimmung übergeben wurde, der doch durch seine Übersetzung der Heiligen Schrift der Urvater aller Missionare ist. Er war es, so dünkt mich, der es überhaupt möglich machte, das Wort des

Herrn in die Welt hinauszutragen, und so unwürdig ich auch sein mag, setze ich doch sein Werk fort.

Und wenngleich ich dem Frevler Olaf versichert habe, ich wolle ihren Tempel nicht meinem Gott weihen, betete ich doch an jenem Tag und in jenem Tempel zu meinem Herrn und seinem Heiligen.

Mir will scheinen, dass selbst dieser Heidentempel dem Allmächtigen gefällig sein muss, denn er ward in Demut und zu Ehren des Höchsten errichtet. Mein weltlicher Herr hat sich in seiner Kunst übertroffen. Wahrlich, ein wundervolles Gotteshaus hat er geschaffen. Doch gab es zu dessen Einweihung keine großen Festlichkeiten: Einige Ochsen wurden geschlachtet, gebraten und verspeist, und anschließend hielten die Freien im Tempel ein Thing ab.

Als die Männer jedoch am Ende der Versammlung ihrer Sitte entsprechend gemeinsam Wasser lassen wollten, scheuchte die Hexe sie ins Freie und gebot ihnen, diesen Ort niemals durch im Hader vergossenes Blut oder menschlichen Unrat zu entweihen. Wie immer taten sie willig, was die Alte ihnen befahl.

Alle sind sich einig, was die Vortrefflichkeit dieses Tempels angeht, und sie erweisen meinem Herrn, seinem

Freund Osmund, der als Odins Auserwählter gilt, und dessen Weib Inga, welche die Quelle ausgrub, große Ehren. Und sie haben beschlossen, ihr Thing fortan immer im Tempel abzuhalten, um dem Rat der Götter näher zu sein.

Candamir war in der Tat stolz auf sein Werk, und insgeheim hegte er den Verdacht, dass Odin ihn für seine Mühen belohnen wollte und deswegen Siglinds Sinn gewandelt hatte.

Inzwischen hatten Berse und seine Leute begonnen, Candamir ein Haus zu bauen. Getreulich waren sie seinen Wünschen gefolgt, und man konnte bereits jetzt sehen, wie prächtig es werden würde. Trotzdem war Candamir wohler, als er selbst mit Hand anlegen konnte, und auch Berse schien überaus zufrieden, dass der findige junge Zimmermann sich seiner gewaltigen Aufgabe entledigt hatte und sich wieder am Bau der Häuser für Sterbliche beteiligte, denn Candamirs Ideenreichtum war beinah so unerschöpflich wie seine Ausdauer.

»Und es wird Zeit, dass wir fertig werden mit den Häusern«, bekundete der zwergenhafte Schiffsbauer. »Es wird kälter.«

Candamir nickte. Daran konnte es keinen Zweifel geben.

Auch nach Catan war schließlich der Herbst gekommen.

Man merkte es an einer Unzahl verschiedener Dinge: Das Laub färbte sich, die Tage waren kürzer geworden, morgens lag Nebel über dem Fluss und Tau auf der Wiese, und ein herrlicher Duft würzte die Waldluft. In der Nacht nach der Tempelweihe hatte es gestürmt. Nicht wirklich furchteinflößend, aber schlimm genug für all jene, die noch in Hütten hausen mussten. Besorgt war Candamir zu Siglind geschlichen, um sich zu vergewissern, dass ihr das

Zweigdach nicht über dem Kopf fortgerissen wurde. Sie hatte ihn willkommen geheißen, hatte ihn geradezu gierig auf ihr schmales Lager hinabgezogen, aber gleichzeitig schien sie beunruhigt. Wie eine Ertrinkende hatte sie sich an ihn geklammert und doch die Hände gegen seine Brust gestemmt, als wolle sie ihn wegstoßen. Er wusste, die Heimlichtuerei war ihr zuwider, und sie sah auch keinen Grund mehr dafür, jetzt da sie die Erlaubnis ihres Gottes erwirkt hatte. Doch eins galt es noch zu tun, ehe sie ihr

Geheimnis lüfteten, und davor graute Candamir so sehr, dass er es bislang lieber vor sich hergeschoben hatte …

Statt sich dem Haushalt des Schmieds zum Nacht ahl m

anzuschließen, entschuldigte er sich bei Asta, warf sich den fest gewalkten Wollmantel über, den sie ihm genäht hatte und den man jetzt nach Einbruch der Dämmerung gut gebrauchen konnte, und machte sich auf den Weg zu Osmunds Haus am anderen, dem westlichen Rand des neuen Dorfes. Er war überrascht, seinen Ziehbruder und dessen Vetter mit Beitel und Hobel über vier stabile Holzpfosten gebeugt zu finden.

»Osmund …«

Sein Freund fuhr erschrocken herum und verdrehte d ie

Augen. »Du kommst reichlich ungelegen, weißt du.«

Candamir lächelte unsicher. »Tut mir Leid. Ich werde gehen und morgen wiederkommen. Aber verratet ihr mir, was ihr da macht?«

Osmund und Jared wechselten einen halb amüsierten, halb bestürzten Blick. Dann seufzte der ältere der Vettern.

»Nein, nein, du brauchst nicht zu gehen. Komm nur her und schau es dir an. Es sollte eine Überraschung für dich werden, aber wir sind ohnehin fast fertig.«

Neugierig trat Candamir näher, und als er die Pfosten aus der Nähe sah, die dort auf zwei roh 605

zusammengeschusterten Holzböcken lagen, wusste er sofort, was er vor sich hatte. Ganz plötzlich wurde seine Kehle eng. »Ein Hochsitz …«

Osmund betrachtete ihr Werk kritisch. »Was denkst du?

Man sieht, dass wir nicht viel Erfahrung haben, oder?«

Candamir schüttelte den Kopf. »Er ist wunderbar.« Das fand er wirklich. Die Pfosten waren reich mit Runen und Zahnornamenten verziert, die obendrein in dunklen Grün-, Rotund Ockertönen ausgemalt waren. Osmunds Hochsitz war alt und ehrwürdig, so wie auch Candamirs eigener, der mit dem *Falken* in die Tiefe gesunken war: die Schnitzereien an Arm- und Rückenlehnen von den vielen Familienoberhäuptern blank poliert, die im Laufe der Gen r

e ationen darauf gesessen und über ihren Haushalt geherrscht hatten. Dieser neue Hochsitz hingegen war aus so jungem Holz, dass es noch nach Harz duftete, die Stämme hell, die Farben frisch. Unverbraucht wie dieses Land, ohne Vergangenheit. Candamir fand ihn angemessen.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, bekannte er verlegen. Er konnte den Blick kaum von seinem unfertigen Geschenk abwenden, und seine Augen leuchteten.

Inga rief vom Herd herüber: »Teil unser Essen, Candamir. Osmund hat gestern eine Sau geschlachtet, und wir haben frische Schweinshaxen.«

Candamir ließ sich nicht lange bitten. Der Duft war verführerisch. »Gern. Danke.«

Auch Jareds Schwester Ota kam zum Nachtmahl, Cudrun die Amme, Osmunds zwei Knechte und der kleine Roric saßen mit am Tisch, und es war eine fröhliche, lebhafte Runde. Ingas Schwangerschaft war nicht mehr zu übersehen, zumal die junge Frau mit stolz vorgerecktem

Bauch an der Seite ihres Gemahls saß, dem sie gelegentlich verstohlene, sehr verliebte Blicke zuwarf.

Candamir musste sich ein Lächeln verkneifen, als er sie einmal dabei erwischte.

Sie sprachen über die viel diskutierte Frage, ob man weiße Raben von den frisch eingesäten Feldern vertreiben dürfe oder nicht, über die mühevolle Arbeit des Sammelns von Eicheln und Kastanien, die im Winter als Schweinefutter dienten, ganz zu schweigen von Bucheckern, aus denen sie Lampenöl herstellten, und über die große Sensation der vergangenen Woch : e Austin war

mit Harald und Hacon in die Berge gezogen, um neues r E z

zu holen, und hatte an einem Südhang im Vorgebirge einen Rebstock mit einigen wenigen, kleinen Trauben entdeckt. Die Klostergemeinschaft, in welcher er einmal gelebt hatte, hatte auch Wein angebaut. Er verstand nicht wirklich viel davon, hatte er eingeräumt, aber vielleicht doch genug, um die Pflanze zu kultivieren. Es werde allerdings Jahre dauern, ehe irgendwer den ersten Catan-Wein kosten könne, hatte er sie gewarnt. Trotzdem bekamen die Siedler allein bei dem Gedanken leuchtende Augen.

Kurz nach dem Essen verabschiedeten sich Jared und Ota, und auch Inga kündigte an, sie und Roric würden bald schlafen gehen.

»Was denkst du?«, fragte Candamir seinen Freund.

»Gehen wir ein paar Schritte vor die Tür? Es ist ja nicht wirklich kalt.«

Osmund ließ sich nicht lange bitten. Es war Neumond, und da sie hier nicht weit vom Meer entfernt lebten, war der

Sternenhimmel meist klar. Den ganzen Sommer über hatte er diesen überwältigenden Anblick genießen dürfen, doch er bekam niemals genug davon.

607

Seite an Seite schlenderten sie durch die Finsternis, ein jeder einen Becher Met in der Hand. Es war zu dunkel, um zu sehen, wo das Gras endete und der Fluss begann, aber sie konnten sein unablässiges Murmeln hören, und sie kannten dieses Ufer inzwischen so gut, dass sie nicht auf ihre Augen angewiesen waren.

»Du bist also nicht nur gekommen, um Jared und mir die Überraschung zu verderben«, bemerkte Osmund nach einem längeren Schweigen.

Candamir runzelte die Stirn. »Das klingt, als br u a chte

ich neuerdings einen Grund, um dich aufzusuchen.«

»Nein. Aber du tust es merklich seltener als früher.«

»Deine Frau kann mich nicht ausstehen, Osmund. Ist dir das noch nicht aufgefallen?«

»Was für ein Unsinn. Sie ist ein bisschen scheu.« Und möglicherweise war sie ein wenig eifersüchtig auf Candamir, weil sie den Verdacht hegte, ihr Mann liebe seinen Ziehbruder mehr als sie. »Aber wieso sollte es dich kümmern, was sie denkt?«

»Du hast Recht. Es kümmert mich nicht. Und es stimmt, ich bin gekommen, weil ich dir etwas zu sagen habe.«

»Also?«

Candamir glaubte zu sehen, dass sein Freund abwartend die Ar e

m verschränkte. Eben noch hatte er gedacht, dass die Dunkelheit es leichter für ihn machen würde. Jetzt wünschte er, er könne Osmunds Gesicht erkennen. »Es geht um Siglind. Sie … wir werden heiraten.« *Sei nicht gekränkt,* hätte er gerne hinzugefügt. *Sie hat wirklich gemeint, was sie in der Thorsnacht zu dir gesagt hat: Sie wollte überhaupt keinen Mann mehr, weder dich noch mich. Aber sie konnte ja nicht ahnen, dass sie ihre Meinung würde ändern müssen, weil ihr passiert ist, womit sie nie gerechnet hat.* Doch das durfte er nicht 608

sagen. Er wusste, das Allerwichtigste an dieser Unterredung war, sie so zu führen, dass Osmund sein Gesicht wahren konnte. Wenn es irgendwie möglich war, wollte Candamir vermeiden, dass sich durch diese Sache irgendetwas zwischen ihnen änderte, nur wegen einer Frau. Also beschränkte er sich auf diese schlichte Feststellung, machte sie in einem Tonfall, als habe er angekündigt, dass er nächste Woche den Hafer zu säen gedenke. Den Rest schluckte er herunter und wartete besorgt auf Osmunds Reaktion.

Er musste eine ganze Weile warten. Schließlich erah t n e

er, dass sein Ziehbruder den Becher ansetzte und in einem gewaltigen Zug leerte, ehe er leise wiederholte: »Heiraten

…«

»Ja.«

Unvermittelt nahm Osmund ihn beim Arm, führte ihn zurück in die Halle, ohne die Sterne auch nur eines Blickes zu würdigen, und wies ihm mit einer Geste einen Platz am

Tisch. Das Gesinde hatte sich in den Alkoven an der gegenüberliegenden Wand schlafen gelegt – sie waren allein. Osmund entzündete an der Herdglut einen Kienspan, den er an den Docht einer Öllampe führte. Mit dem Licht kam er zum Tisch herüber, stellte es ab und setzte sich seinem Freund gegenüber auf seinen Hochsitz.

»Candamir, ich beschwöre dich, überleg es dir noch einmal.«

Candamir fiel aus allen Wolken. Mit kühler Distanziertheit hatte er gerechnet, mit Eifersucht und Zorn. Aber nicht mit diesem offenen, besorgten Blick.

»Warum?«, fragte er verständnislos.

»Weil sie nicht gut für di h

c ist. Sie wird dir nichts als

Unglück bringen.«

Candamir spürte einen heftigen Stich und vergaß alle 609

guten Vorsätze. »Es ist noch nicht so lange her, da hast du selbst um sie geworben!«

Osmund nickte und hob leicht die Schultern. »Ich kann Unglück auch besser aushalten als du.«

Candamir schnaubte in seinen Becher.

Osmund wurde wieder ernst. »Nein, ich habe inzwischen eingesehen, dass es ein Fehler war. Heute danke ich Odin, dass Siglind mich abgewiesen und er mir rechtzeitig die Augen geöffnet hat.«

»Die Augen geöffnet? Wovon redest du?«

»Davon, dass sie den Zimmermannsgott gewählt hat.«

Candamir sah ihn ungläubig an. »Und das ist alles? Du meine Güte, Osmund, du hast mir vielleicht einen Schreck eingejagt. Ich dachte, du wüsstest irgendein abscheuliches Geheimnis über sie …«

»Es ist abscheulich genug«, unterbrach Osmund.

Candamir stützte die Ellbogen auf den Tisch. »Und wer war es gleich wieder, der verhindert hat, dass Brigitta auf dem Weg hierher das Buch meines Sachsen ins Feuer warf, weil Siglind so viel daran lag? Ich meine, du hast doch *gewusst,* dass sie sich Austins Gott zugewandt hat.«

»Das stimmt. Ein verliebter Mann ist eben immer ein Tor, Candamir. Ich war so töricht, zu glauben, sie werde diesen verfluchten Gott vergessen, wenn sie erst feststellt, dass *ich* in Wahrheit derjenige bin, den sie sucht. Aber sie war ihm schon verfallen. Ich wollte das nicht wahrhaben.«

»Ach, ist das alles denn wirklich so furchtbar wichtig?«, entgegnete Candamir wegwerfend.

»Das fragst du? Ausgerechnet du, der Odin mit unermüdlicher Schaffenskraft einen so herrlichen Tempel gebaut hat?«

»So herrlich ist er nun auch wieder nicht. Nur groß, und 610

er hat ein hübsches Dach, das ist alles. Und ich habe ihn gebaut, weil Brigitta mir keine Ruhe gelassen hat und weil ich fürchtete, sie könne Recht haben, das Erdbeben eine Warnung des Göttervaters sein.«

»Gewiss hatte sie Recht. Odin *hat* uns auserwählt, und *natürlich* stellt er besondere Ansprüche an uns. Und denk an

die alten Geschichten, Candamir: Wie leicht wendet Odin sich von jenen ab, die ihn enttäuschen oder ihm nicht mehr dienlich sind. Wenn wir seine Gunst behalten wollen, dürfen wir nie aufhören, darum zu werben.«

Was für ein kleinmütiger Gott, hörte Candamir Austins Stimme in seinem Kopf sagen, und der Gedanke jagte ihm selbst einen Schreck ein. Um Osmund ebenso wie sich selbst zu beschwichtigen, wandte er ein: »Das hier hat überhaupt nichts mit Odin zu tun. Ich will mir eine Frau nehmen, das ist alles. Und ich wollte es dir sagen, weil …

weil … Ach, du weißt verdammt gut, warum.«

»Und ich schätze deine Rücksichtnahme. Aber deine Befürchtungen waren unbegründet. Ich habe mir Siglind schon lange aus dem Kopf geschlagen. Und das solltest du auch tun. Oh, sie ist eine schöne Frau, kein Zweifel. Aber sie ist eine Abtrünnige. Und sie ist gefährlich. Der Gott deines Sachsen hätte nie solche Macht über so viele der Unseren gewonnen, wenn sie sich ihm nicht zugewandt hätte.«

Was Candamir an diesen Worten wirklich erschreckte, war, dass sie so ehrlich klangen. Osmund hatte sich das nicht nur eingeredet, um über Siglinds Zurückweis n u g

hinwegzukommen. Er glaubte es tatsächlich. »Aber Austins Gott hat doch in Wirklichkeit keinerlei Macht über irgendwen hier in Catan«, wandte er verständnislos ein. »Und was kann es schon schaden, dass Siglind sich ihm zugewandt hat? Er ist doch harmlos.«

»Er ist *nicht* harmlos. Er fordert unsere Götter heraus.

Hast du schon mal daran gedacht, dass sie vielleicht deshalb unfruchtbar ist, weil sie die Götter erzürnt hat?«

Ja, er hatte daran gedacht. Aber es ärgerte ihn, dass Osmund so zielsicher den Finger auf diese Wunde legte, und er brauste auf: »Das ist mir gleich! Ich habe meine Schuldigkeit den Göttern gegenüber geleistet. Ich habe getan, was ich konnte. Aber ich will Siglind, und mir ist es gleich, wenn sie keine Kinder bekommen kann.

Schließlich habe ich einen gesunden Sohn.«

Osmund nickte. »Ich hoffe, die Götter lassen ihn dir.«

Candamir spürte einen eisigen Schauer seinen Rücken hinabrieseln. »Oh, Osmund

. Ich habe wirklich nicht

gewusst, dass du so schlecht von ihr denkst.« Es klang bekümmert.

Osmund antwortete nicht sofort. »Nein, ich denke nicht schlecht von ihr«, widersprach er schließlich nachdenklich. Aber er war nicht mehr ihr Freund, musste er feststellen, wenngleich er ihr das in der Thorsnacht gesagt hatte. »Ich denke, sie ist in die Irre geleitet worden.

Und die Folgen können für uns alle gefährlich sein, für dich ganz besonders, wenn du sie wirklich zur Frau nimmst.«

Candamir seufzte, zuckte die Schultern und sah seinen Freund hilflos an. »Ich werd’s trotzdem tun. Ganz gleich, was du sagst, ganz gleich, was passiert. Ich kann einfach nicht anders.«

»Also bist auch du nichts als ein Tor«, bemerkte Osmund und lächelte wider Willen.

Ja, aber ein glücklicher, dachte Candamir und stieß mit seinem Becher an Osmunds.

In der zweiten Woche des Windmondes – der auch in der neuen Heimat seinem Namen alle Ehre machte –

612

wurde Candamirs Haus fertig. Wie die meisten seiner Nachbarn vor ihm gab auch er zu dem Anlass ein großes Fest. Die Gäste jubelten ausgelassen, als Jared u d n

Osmund mit der Hilfe zweier Sklaven den fertigen Hochsitz in die Halle trugen und der Herr des Hauses zum ersten Mal darauf Platz nahm.

Als sein Schwager und väterlicher Freund übernahm der Schmied die Aufgabe, Candamir viel Glück in seinem neuen Heim und das Wohlwollen der Götter zu wünschen.

Candamir lauschte ihm andächtig, doch sein Blick glitt verstohlen durch den Raum, und seine Augen leuchteten voller Stolz. Noch hatte er keine Wandbehänge, auch das Geschirr auf den Regalen an der Herdwand war noch spärlich. Die Tische, welche die lange Tafel bildeten, waren bis auf einen geborgt. Aber all das war ohne Belang. Der Raum war großzügig und verfügte über zwei weite Fenster, die man bei ruppigem Wetter wie heute mit stabilen Läden verschließen konnte. Der Herd war breit genug, dass Heide zwei große Kessel darüber hängen konnte. Und gleich dahinter lag die Schlafkammer, durch deren Fenster die aufgehende Sonne hereinflutete und wo er am nächsten Morgen zum ersten Mal an der Seite seiner Frau erwachen wollte.

Er tauschte einen Blick mit Siglind, die neben ihm auf der Bank saß und ihm mit einem kleinen Lächeln aufmunternd zunickte.

Als alle Haralds Aufforderung gefolgt waren und auf Candamirs Wohl getrunken hatten, erhob der seinen Metbecher, dankte dem Schmied für die schönen Worte, den Gästen für ihr Kommen und die Geschenke und sagte schließlich: »Wenn ich ein Jahr zurückblicke, kann ich kaum fassen, was alles geschehen, wie viel Glück mir und uns allen beschert worden ist. Letztes Jahr um diese Zeit habe ich kaum zu hoffen gewagt, meinen Haushalt ohne 613

Verluste über den Winter zu bringen. Wir haben gehungert und gefroren, und die Welt war dunkel. Heute beklagen wir uns darüber, wie viel Arbeit es macht, all die Früchte des Feldes und des Waldes zu sammeln und unser Vieh zu melken.« Die Cataner lachten leise, Candamir lächelte schwach und schlug verlegen die Augen nieder, fuhr aber ohne zu zaudern fort: »Da ihr mich kennt, wird es euch nicht verwundern, dass ich trotz der Fülle und Schönheit, die Odin uns in der neuen Heimat geschenkt hat, nie wirklich zufrieden war, bis ich vor kurzem endlich die Frau, die ich wollte, überzeugen konnte, es mit mir zu versuchen.« Er legte eine kleine Pause ein, um es spannend zu machen, und wenngleich sich jeder denken konnte, von wem Candamir sprach, hielten doch alle den Atem an. Er schaute wieder auf. »Ihr sollt wissen, dass es mein Wunsch ist, Siglind zur Frau zu nehmen. Als Mitgift bringt sie an Getreide, Saatgut und Vieh ein, was sie von euch als Lohn für eure Dächer bekommen hat, darunter auch drei Schafe. Da sie weder Vater noch Vormund hat, muss sie für sich selbst sprechen. Ich frage dich also, Siglind, willst du meine Frau werden?« Er streckte ihr die Rechte entgegen.

Sie erhob sich und legte ihre Linke in seine Hand. »Ja, das will ich«, antwortete sie feierlich.

Ohrenbetäubender Applaus brach los, und alle riefen durcheinander, um dem junge

n Paar zu gratulieren. Asta

machte das Rennen: Schneller als alle anderen hatte sie sich erhoben und schloss ihre Schwägerin in die Arme.

Viele waren von den Bänken aufgesprungen und drängten sich um sie. Auch Osmund zählte dazu.

Candamir kannte ihn zu gut, um nicht zu sehen, dass das Lächeln seines Ziehbruders ein wenig bemüht war, aber er war ihm dennoch dankbar. Sie umarmten sich kurz, wie sie es immer taten, wenn es gelegentlich vorkam, aber in 614

unveränderter Eintracht. Candamir fühlte sich erlöst. Und die Tatsache, dass Inga und Brigitta auf den Bänken sitzen geblieben waren und nicht ein freundliches Wort für ihn und seine Braut übrig hatten, kümmerte ihn nicht im Geringsten.

Die Nacht wurde schon alt, als sich schließlich die letzten Gäste verabschiedeten. Nur Harald, Asta und Hacon waren geblieben, und sie folgten Austin, der das Brautpaar zur hinteren Kammer führte. Er schloss die Tür vor den neugierigen Blicken des übrigen Gesindes, dem die undankbare Aufgabe zufiel, vor dem Schlafengehen die Halle in Ordnung zu bringen.

»Hacon, ich denke, auf deine Anwesenheit können wir verzichten«, sagte Candamir kühl.

Mit hängenden Schultern wollte der Junge sich abwenden, doch Austin sagte: »Bleib hier.« Und an Candamir gewandt

fuhr er fort: »Bei dieser Sache wirst du ausnahmsweise einmal tun müssen, was ich sage, Herr, nicht umgekehrt.«

Candamir starrte ihn einen Augenblick verdattert an, nickte dann ergeben, konnte sich aber nicht zurückhalten zu knurren: »Vergiss lieber nicht, dass morgen wieder alles beim Alten ist.«

»Nein.« Austin verzog kurz den Mund, wurde aber sogleich wieder ernst und feierlich. »Da ihr beide bereits öffentlich bekundet habt, dass ihr die Ehe eingehen wollt, brauche ich euch nicht zu fragen. Aber ich mache euch darauf aufmerksam, d s

a s dieser Bund in den Augen

meines Gottes unverbrüchlich ist und euer Schwur euch ein Leben lang bindet.«

»Komm zur Sache, Sachse«, murmelte Candamir. Er hatte diese Nacht noch etwas anderes vor …

Austin gab vor, ihn nicht gehört zu haben. »Dann hätte ich jetzt gerne die Ringe«, erklärte er stattdessen.

Candamir sah ihn verständnislos an. »Was für Ringe?«

»Ihr müsst Ringe tauschen, sonst gilt es nicht.«

»Und das sagst du mir *jetzt,* du nichtsnutziger, verschlagener, ausgekochter …«

»Hier sind sie«, meldete Hacon sich scheu zu Wort. Er streckte dem Mönch und seinem Bruder die flache Hand entgegen. Zwei schmale Silberreifen lagen darin, der eine

klein, der andere groß, aber sie trugen das gleiche einziselierte Wellenmuster. Sie waren nicht vollkommen makellos und gleichmäßig, doch das Silber leuchtete satt und strahlend im Licht der beiden Wachskerzen, die auf der Wandtruhe standen.

»Was … ist das?«, fragte Candamir dümmlich.

Hacon sammelte seinen Mut, sah seinem Bruder in die Augen und lächelte. » *Mein* Geschenk an euch.«

»Und sind sie nicht vortrefflich geworden?«, fragte Harald leise, aber mit unverhohlenem Stolz auf seinen Lehrling. »Es gibt nicht nur Eisenerz in den Bergen im Osten, weißt du. Wir haben auch Kupfer und Silber gefunden. Und als Hacon hörte, dass ihr Ringe braucht, hat er beschlossen, sich als Silberschmied zu versuchen.

Ich konnte ihm fast nichts darüber beibringen. Er ist ein Naturtalent.«

Mit ungläubigem Staunen betrachtete Candamir die feinen Schmuckstücke.

»Ja, sie sind wirklich hübsch«, lobte Austin, der offenbar fand, dass seine Geduld hier ungebührlich strapaziert wurde.

»Können wir jetzt vielleicht beginnen?« Er nahm die Ringe aus Hacons Hand, gab Candamir den kleinen und 616

Siglind den großen.

Das Brautpaar wandte sich ihm wieder zu, und er forderte sie auf, ihm nachzusprechen: »Mit diesem Ring nehme ich dich zu meinem vor Gott angetrauten Ehemann

… meinem Eheweib … und gelobe, dich zu halten und zu ehren, in guten wie in schlechten Tagen, bis dass der Tod uns scheidet.«

Candamir und Siglind schauten sich tief in die Augen, während sie ihr Versprechen tauschten, und als sie sich gegenseitig den Ring ansteckten, stellte Candamir zu seiner Verwunderung fest, dass beide perfekt saßen.

Austin breitete die Hände aus, murmelte irgendwelche unheimlich klingenden Zaubersprüche in einer fremden Sprache, von denen Candamir himmelangst wurde, machte dann ein merkwürdiges kreuzförmiges Zeichen mit der Rechten, das Hacon und Siglind zu allem Überfluss auch noch nachahmten, und dann war es überstanden.

Candamir verharrte einen Augenblick mit eingezogenem Kopf. Aber weder Donnergrollen ertönte, noch traf ihn ein Blitz aus heiterem Himmel. Er atmete erleichtert auf und wartete keine priesterliche Aufforderung ab, ehe er seine Frau in die Arme schloss, als wolle er ihr jeden einzelnen Knochen im Leib brechen, und sie ungeniert küsste.

Austin wandte sich mit einem ebenso verstohlenen wie missfälligen Kopfschütteln ab.

Als Candamir Siglind endlich freigab und einen kleinen Schritt zurücktrat, fiel sein Blick auf den funkelnden Reif an ihrem Finger, und er wandte sich zu Hacon um. Einen Moment beäugten sie sich unsicher. Dann atmete Candamir tief durch.

»Also schön. Meinetwegen.« Er legte ihm die beringte Hand auf die Schulter. »Danke, Bruder.«

Es war nicht viel. Aber Hacon hatte das Gefühl, als wäre

eine Last von der Größe eines Findlings von seinen Schultern genommen, und er schloss erleichtert die Augen. Gleichzeitig legte er seine Hand hastig auf Candamirs, ehe der sie zurückziehen konnte, drückte sie kurz und ließ sie dann los. Sie sagten kein weiteres Wort zueinander. Doch als seine Familie sich verabschiedete und zur Tür drängte, war es Hacon, den Candamir anschaute, während er sagte: »Asta, nimm Gunda mit. Ich will sie nicht länger im Haus haben, und ich weiß, du kannst sie gut gebrauchen. Ich schenke sie euch

. Aber ich

will den Jungen, sobald er alt genug ist, auf die Milch seiner Mutter zu verzichten. Was aus dem Balg wird, das sie trägt, soll mich nicht kümmern.«

Asta nickte und ließ sich weder ihre Erleichterung über diese Lösung anmerken noch ihr Mitgefühl für Gunda, die ihren Sohn verlieren würde. »Wie du w I i lst. Danke,

Candamir. Und gute Nacht.«

Candamir wartete, bis die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte. Dann trat er gemächlich zu seiner Braut, schaute mit leuchtenden Augen auf sie hinab und legte die Hand an die Bronzespange, die ihren Trägerrock hielt.

»Candamir …«

»Was?«, er löste die erste Spange. Die kurze Kette, die die Spangen miteinander verband, klimperte leise.

»Ich … Danke. Danke, dass du das für mich auf dich genommen hast. Ich weiß, dass dir das nicht leicht gefallen ist.« Sie verschränkte die Arme in seinem Nacken und schaute zu ihm auf.

Er lächelte und ergab sich willig dem Zauber dieser blauen Augen. »Nein. Aber ich hatte es dir versprochen, und außerdem war ich Austins Gott etwas schuldig. Jetzt sind wir quitt.«

618

»Aber …«

Er legte einen Finger auf ihre Lippen und schüttelte den Kopf. »Schsch. Wir reden morgen darüber. Jetzt will ich wissen, wie du aussiehst, wenn du nichts als diesen Ring trägst.«

Auch in Catan näherte sich der jährliche Kreislauf des Säens und Erntens allmählich dem Ende. Die Felder waren bestellt, und eigentlich wäre nun die Zeit des Schlachtens, Räucherns und Pökelns gekommen, aber die Siedler sahen keine Veranlassung, so viel Vieh zu schlachten wie früher.

Da es in Catan keinen Schnee und offenbar auch keine eisigen Temperaturen gab, war damit zu rechnen, dass das Gras den ganzen Winter über weiter wachsen würde und sie das Vieh weiden lassen konnten. Wofür haben wir eigentlich all das Heu gemacht?, fragten sie einander.

Gegen Mitte des Nebelmondes, gerade rechtzeitig bevor die schweren Regenfälle einsetzten, wurde das letzte der Häuser fertig, das Ivar, der Kapitän des *Meerespfeils,* der das schlechteste Los erwischt hatte, mit seinem großen Haushalt bezog. Nun fehlte nur noch die Mühle, doch war deren Bau ein großes, kompliziertes Unterfangen, und sie hatten beschlossen, es auf das nächste Jahr zu vertagen.

Austin hatte Wassermühlen in seiner Heimat gesehen, aber er wusste nicht viel darüber. Olaf war der Einzige gewesen, der sich je für ihre Konstruktion interessiert, auf seinen

vielen Reisen so manche Mühle besucht hatte und den Siedlern Näheres darüber hätte sagen können. Aber auf Olafs Rat mussten sie fortan verzichten. Alle waren sich einig, dass das kein sehr großer Verlust sei. Ihr bisschen Roggen konnten sie ebenso gut mit Handmühlen mahlen, und wenn sie nächstes Jahr Weizen und Gerste ernteten, bestand immer noch die Möglichkeit, einen großen Mühlstein herbeizuschaffen und von i e nem Ochsen

619

drehen zu lassen. Das hatte Candamir einmal im Frankenland gesehen.

Immer noch gab es Dutzende wichtiger Dinge zu tun: Speicherhäuser, Scheunen, Badehäuser und Ställe mussten errichtet werden, auch das Roden sollte fortgesetzt werden, wann immer das Wetter es zuließ. Die beinah schläfrige Winterruhe, zu der Schnee, Eis und Dunkelheit sie in der alten Heimat verurteilt hatten, stellte sich hier einfach nicht ein, und Harald bemerkte, wenn sie nicht Acht gäben, würden sie das ganze Jahr ohne Unterbrechung weiterschuften, und das könne nicht gesund sein.

Zu Beginn des Julmondes endlich verzogen sich die grauen Regenwolken, und die Sonne kam wieder zum Vorschein. Der kühle, stetige Wind wurde schließlich einfach zu viel für Candamir; er konnte seine Sehnsucht nach dem Meer nicht länger zügeln. Er sprach mit Osmund und Jared und einigen anderen, und sie kamen überein, dass sie alle die ewigen Forellen satt hatten und sich nach einem anständigen Seefisch sehnten. Also machten sie den *Seedrachen* klar und fuhren für ein paar Tage zum Fischen aufs Meer hinaus.

Sie machten reiche Beute, fingen große, bis zu drei Ellen lange Fische, die den Dorschen und Seehechten der alten

Heimat ähnlich waren, aber auch kleinere, zarte und unglaublich wohlschmeckende, für die sie keine Namen wussten. Candamir genoss die u

nbeschwerten Tage auf

See, die unkomplizierte Kame a

r dschaft, die es nur dort

geben konnte, wo weit und breit keine Frau war. Er sog die salzige Luft tief und gierig ein und fragte sich, wie er so lange darauf hatte verzichten können.

Und abends saßen Osmund und er in Felldecken gehüllt an Deck und redeten so wie früher und betranken sich.

Jared und Sigurd, die zu Hause beide um die junge 620

Margild warben, begannen jeden Abend eine Schlägerei und boten den anderen ein lohnendes Schauspiel. Es war herrlich.

Doch nach fünf Tagen war Candamirs Gier nach der See gestillt, und stattdessen überkam ihn die Sehnsucht nach seiner Frau. Auch die anderen fanden, es sei an der Zeit umzukehren. Den Fang der ersten Tage hatten sie ausgenommen und zum Trocknen auf Schnüre gezogen, doch sie wollten möglichst viel frischen Fisch nach Hause bringen, damit die Frauen ihn räuchern konnten.

Da der Wind auf Ost gedreht hatte, mussten sie den Fluss hinaufrudern, und ehe sie ankamen, zog der Himmel sich wieder zu. Bald begann ein eisiger, dichter Regen zu fallen, und sie beglückwünschten sich gegenseitig zu dem weisen Entschluss, rechtzeitig vor dem Wetterumschwung heimzufahren – zumindest beinah rechtzeitig.

Triefend nass, durchfroren und mit einer schweren Kiste auf der Schulter kam Candamir schließlich bei Dämmerung zu seiner Halle. Alle fühlten den kalten Luftzug von der Tür und schauten sich um.

Siglind stand vom Webr h

a men auf und trat ihm

entgegen.

»Willkommen daheim, Seemann«, sagte sie, und bei ihrem Lächeln durchrieselte es ihn wohlig.

Polternd stellte er die Kiste ab und schlang die Arme um seine Frau, ließ die Linke ungeniert in ihrem Nacken in den Ausschnitt des Kleides gleiten.

»Ich bringe herrlichen Fisch zum Julfest«, verkündete er gedämpft, das Gesicht in ihre Flechten gedrückt.

Sie strich ihm über den Rücken. »Das ist sehr gut von dir. Aber du bist ganz nass und kalt. Komm ans Feuer und wärm dich auf.«

621

»Ich wüsste was Besseres …«, murmelte er.

»Ja, darauf wette ich«, raunte sie ebenso gedämpft. Es klang verschwörerisch, und sie sahen sich lachend in die Augen. Doch dann d

eutete sie ein Kopfschütteln an. »Wir können gleich essen.«

Er war ausgehungert. »Riecht wunderbar«, bemerkte er, ließ von ihr ab, nahm aber gleich wieder ihre Hand und zog sie mit sich zum Tisch. »Sachse, bring mir zu trinken.«

»Ja, Herr. Soll ich den Met heiß machen?«

»Nicht nötig.«

Austin füllte einen Krug aus dem Metfass und brachte ihn mit zwei Bechern zum Tisch. Candamir nahm auf seinem Hochsitz Platz, Siglind an seiner Seite. Er schaute sich ausgiebig um. Nach fünf Tagen sah er sein Haus wieder mit frischem Blick, und er stellte fest, wie viel sich seit ihrem Einzug schon verändert hatte. So unermüdlich, wie Siglind den ganzen Sommer und Herbst über Dächer gedeckt hatte, war sie nun tagein, tagaus am Webstuhl beschäftigt, und ein wundervoll gemusterter Teppich bedeckte die zuvor so kahle Wand zwischen den Fenstern.

Bunte Decken und mit größter Sorgfalt gegerbte Felle polsterten Hochsitz und Bänke. Auf dem Tisch standen zwei Öllampen, die Tjorv und Nori aus dem weichen Kalkstein des Graslandes gemacht hatten. Die eine hatte einen Henkel in Form einer eingerollten Schlange, in dem anderen konnte man mit ein bisschen gutem Willen einen Rabenkopf erkennen. Ein lebhaftes Feuer prasselte im Herd, ein Kessel mit einem Eintopf aus Kaninchenfleisch, frischen Kräutern und Pilzen hing darüber und verbreitete einen herrlichen Duft.

Candamir atmete tief durch. »Ich muss schon sagen …

Es ist wunderbar, wieder zu Hause zu sein.«

»Na, das will ich doch hoffen«, bemerkte Siglind trocken, nahm ihren Becher und trank ihm zu. Ein beinah übermütiges Funkeln lag in ihren Augen, und es schmeichelte ihm nicht wenig, dass seine Rückkehr sie offenbar so sehr erfreute.

Heide stellte hölzerne Schalen auf den Tisch und legte Löffel dazu. »Schönen Fisch hast du mitgebracht, Herr«, lobte sie zufrieden. »Ich fang noch heute Abend an zu räuchern.«

»Tu das.«

»Wenigstens etwas, das an Elasund erinnert. Odin vergebe mir, aber ein Julfest ohne Schnee … das ist schon seltsam.«

»Du hast Heimweh, Heide«, neckte er sie.

»Ich bin nur ein dummes, undankbares altes Weib«, brummte sie, füllte den Eintopf auf, und auch die Knechte kamen an den Tisch.

»Und?

it vollem Mund. »Was gibt

«, fragte Candamir m

es Neues?«

Nori wartete höflich, ob die Herrin der Halle etwas zu sagen hatte. Da das offenbar nicht der Fall war, ergriff er das Wort.

»Ich möchte gern heiraten, Herr.«

»Wirklich?«, Candamir schaute ihn neugierig an. »Wer ist die Glückliche?«

»Freydis. Sie gehört Eilhard.«

Candamir nickte. Er kannte die Magd des alten Eilhard.

Sie war Margilds Amme gewesen, aber da Margild bald selbst heiraten würde – auch wenn noch nicht feststand, wen –, war eine Amme im Haushalt des l a ten Kriegers

gewiss verzichtbar. Freydis war ein paar Jahre älter als Nori, schätzte er, und sie hatte einen verkrüppelten Fuß, 623

aber sie war ansonsten gesund und konnte gewiss noch Kinder bekommen. Candamir hatte keine Einwände gegen die Verbindung.

Er schaute zu Siglind. »Was denkst du?«

Sie machte eine ermunternde Geste. »Nur zu. Wir könnten hier weiß Gott noch ein Paar Hände gebrauchen.

Ich hoffe, Eilhard macht sie nicht zu teuer.«

Nori rührte verlegen in seiner Eintopfschale. »Er will ein Schaf«, eröffnete er ihnen mit gesenktem Kopf.

Candamir seufzte. *Alle* wollten Schafe. Obwohl die kleinen Bergziegen, die sich jetzt fast jeder hielt, gute Wolle und Milch gaben und auch gar nicht ü e b l

schmeckten – jedenfalls die Zicklein –, waren Schafe so begehrt wie in der alten Heimat Gold und Silber. Und vermutlich aus genau dem gleichen Grund: Allein ihre Knappheit machte sie kostbar. Früher wäre ein Schaf ein lächerlicher Preis für eine gesunde, gebärfähige Sklavin gewesen. Jetzt war es eigentlich zu viel. Aber Schafe ließen sich im Gegensatz zu Silbermünzen nun einmal nicht teilen, und er konnte sehen, dass seinem Knecht sehr an seiner Freydis gelegen war.

»Ich rede mit Eilhard«, versprach er Nori. »Wir können eigentlich auf keins unserer Schafe verzichten, aber zwei sind trächtig. Vielleicht kann ich ihm das dritte aufschwatzen.«

Nori strahlte. »Danke, Herr. Und darf ich uns draußen im Hof ein Grubenhaus bauen?«

»Von mir aus. Wenn du deine Arbeit nicht vernachlässigst.«

Nori atmete tief ein und aus. Offenbar konnte er sein Glück kaum fassen. Mit wiedererwachtem Appetit aß er weiter und bemerkte zwischen zwei Löffeln: »Sie ist schon schwanger, weißt du. Du machst ein gutes 624

Geschäft.«

»Falls das Kind am Leben bleibt«, schränkte Candamir trocken ein, belustigt, dass sein Sklave ihm den Handel schönreden wollte.

»Oh, das wird es«, meinte Heide zuversichtlich. »Wir sind seit einem Dreivierteljahr hier, und es sind erst zwei Kinder gestorben. So viele starben in El s a und früher in

einem Monat. Im Winter oft mehr.«

Sie hat Recht, erkannte Candamir erstaunt. Genau betrachtet war das nicht so verwunderlich, denn in der alten Heimat waren doch meist Kälte oder Mangel an Nahrung schuld gewesen, wenn e

in Kind starb; oder aber

die Frauen, die während der Schwangerschaft nicht genug zu essen bekamen, hatten Fehlgeburten erlitten oder schwächliche Säuglinge geboren, die von vornherein keine Überlebenschance hatten. Von den sieben Kindern, die seine Mutter zur Welt gebracht hatte, waren allein er, Asta und Hacon übrig geblieben, und ihre Familie galt noch als glücklich. Osmunds Mutter hatte sieben oder acht Kinder verloren, er wusste es nicht ganz genau, jedenfalls war

Osmund der Einzige, der das Erwachsenenalter erreicht hatte.

Austin schien seinem Gedankengang zu folgen. »Nicht nur die Herden wachsen hier schneller als in Elasund«, bemerkte er.

»Auch die Zahl der Menschen nimmt rascher zu.«

Candamir nickte grinsend. »Weil zum Glück nicht alle hier so keusch sind wie du.«

Und damit erhob er sich, nahm seine Frau bei der Hand und führte sie zu ihrer Kammer. Das übrige Gesinde lächelte nachsichtig, doch Austin hörte nie auf, schockiert darüber zu sein, wie schamlos diese Menschen waren.

625

Und tatsächlich holten Candamir und Siglind ohne alle Scham nach, was sie in fünf Tagen versäumt hatten, rissen sich gegenseitig die Kleider vom Leib, ungeschickt in ihrer Hast, liebten sich erst stürmisch, dann gemächlich, und es war ihnen völlig gleich, wer sie hörte.

Siglind war vom allerersten Mal an eine hemmungslose und einfallsreiche Bettgefährtin gewesen, aber heute erschien sie ihm wie berauscht, und nur zu gern hatte er sich mitreißen lassen. Mit geschlossenen Augen, immer noch ein wenig außer Atem, lag er auf dem Rücken und hielt sie. Siglind hatte den Kopf auf seine Schulter gebettet, lauschte seinem kräftigen, gleichmäßigen Herzschlag und fuhr mit dem Zeigefinger über die Narbe auf seinem Bauch – Haflads kleines Andenken vom vergangenen Julfest –, für die sie eine etwas merkwürdige Vorliebe entwickelt hatte. Nach einer Weile ließ sie die Hand abwärts wandern.

Candamir biss sich mit einem leisen Lachen auf die Lippen.

»Mächtiger Tyr … du bist ja unersättlich, Weib.«

»Sag nur, wenn dir die Kräfte schwinden«, gurrte sie scheinbar mitfühlend.

Bald, dachte er ein bisschen nervös, aber noch nicht. Er packte ihre freche Hand, die andere ebenfalls, hielt sie beide mühelos in einer seiner Pranken hinter ihrem Rücken zusammen und wälzte sie beide herum, sodass er halb auf ihr lag.

»Dass dein Übermut dich nur nicht teuer zu stehen kommt …«, drohte er leise.

»Du machst mir keine Angst«, eröffnete sie ihm und versuchte erfolglos, ihre Hände zu befreien.

Candamir betrachtete sie entzückt und lachte über ihre vergeblichen Bemühungen. »Und verrätst du mir, was 626

dich so furchtlos macht?«

»Mein Glück«, antwortete sie, und mit einem Mal hörte sie auf zu kämpfen. Prompt ließ er sie los. Schnell wie eine Schlange zog sie die Arme unter dem Rücken hervor und verschränkte sie in seinem Nacken. »Wir bekommen ein Kind, Candamir.«

Er stieß einen Jubellaut aus, nahm ihr Gesicht in beide Hände und küsste sie. Er war nicht wirklich verwundert, erkannte er, dass dies fruchtbare Land dieses Wunder bewirkt hatte. Und dennoch dachte er, dass dies vielleicht der beste Tag seines Lebens sei. Er fühlte sich stark und unbezwingbar, als er voller Ungestüm in sie hineinglitt.

Es war schon spät. Der beinah volle Mond war aufgegangen und schien durchs Fenster, aber immer noch redeten sie. Sie sprachen über die Zukunft, strit e t n über

die Frage, ob Austins Gott diese Empfängnis ermöglicht hatte, um ihnen ein Zeichen zu geben, oder aber, was Candamir viel lieber glauben wollte, der Zauber Catans dies bewirkt hatte, ganz abgesehen von der außergewöhnlichen, Leben spendenden Kraft seines Samens natürlich, konnte er sich nicht verkneifen hinzuzufügen, was ihm einen spitzen Ellbogen zwischen die Rippen eintrug. Sie redeten auch darüber, was Heide und Austin während des Abendessens gesagt hatten, wie viel besser die Chancen i

h er als in der alten Heimat

standen, ein Kind großzubekommen, und ohne es zu merken, legte Candamir schützend die Hand auf Siglinds noch gänzlich flachen Bauch. Und so schlummerten sie schließlich ein.

Candamir war sicher, nur einen Augenblick geschlafen zu haben, als er mit einem Ruck aufwachte, geweckt von dem
627

warnenden Gefühl, dass etwas nicht stimmte. Er richtete sich auf, und das Erste, was er sah, waren die schreckensweiten Augen seiner Frau.

Sie stand reglos neben dem Bett, und eine große

,

schattenhafte Gestalt war unmittelbar hinter ihr, umklammerte mit einer Hand ihre rechte Brust und hielt mit der anderen eine Klinge an ihre Kehle.

»Steh auf, Candamir. Langsam«, befahl Olaf leise.

Für einen Moment konnte Candamir sich nicht rühren, war wie gelähmt von der Erkenntnis, dass die Nornen offenbar beschlossen hatten, der beste Tag sein s e Lebens

solle gleichzeitig der letzte sein.

»Lass mich nicht zu lange warten, sonst schneide ich ihr die Kehle durch, ich schwör's.«

Candamir schwang die Beine aus dem Bett, an der Seite, die Olaf und Siglind abgewandt war, stand langsam auf und tastete mit dem Fuß nach seinem Sax, den er abends immer neben seine Schlafstatt legte. Doch dann fiel ihm ein, dass Siglind ihm den Gürtel gleich an der Tür abgenommen und ihn achtlos hatte zu Boden fallen lassen.

Sein Sax war außer Reichweite.

Candamir wandte sich Olaf zu. »Was …« Er räusperte sich.

»Was willst du?« Er wusste selbst, es war eine dumme Frage, aber irgendetwas musste er schließlich sagen.

Olaf drängte Siglind zum Fußende, und plötzlich fiel das Mondlicht auf die beiden Gestalten, sodass Candamir die Gesichter deutlich erkennen konnte. Olaf lächelte beinah nachsichtig. »Ich will abrechnen, Candamir. Und weil deine Schuld die größte ist, fange ich mit dir an.« Er zog einen offenbar vorbereiteten Lederriemen aus dem Gürtel.

»Bleib, wo du bist«, befahl er. Dann nahm er sein Messer zwischen die Zähne, fesselte Siglind blitzschnell die 628

Hände auf dem Rücken zusammen und band das lose Ende des Riemens an den Bettpfosten, ohne Candamir auch nur

einen Lidschlag lang aus den Augen zu lassen.

Schon hielt er das Messer wieder in der Hand, die nadelfeine Spitze auf Siglinds Kehlkopf gerichtet.

»Jetzt komm her.«

»Tu’s nicht, Candamir«, sagte Siglind leise. »Besser, er tötet uns beide jetzt sofort.«

Olaf schlug ihr mit dem Handrücken ins Gesicht.

»Darauf brauchst du gar nicht erst zu hoffen. Halt den Mund.«

»Lass sie in Ruhe.« Candamirs Stimme klang ihm selbst fremd in den Ohren. Zügig, aber nicht so schnell, dass Olaf sich bedroht fühlen konnte, trat er in den Strahl aus Mondlicht, und nie im Leben hatte er sich sehnlicher ein Paar Hosen gewünscht. Er versuchte, sich ein Beispiel an Siglind zu nehmen, die ihre Nacktheit trug wie ein Festtagskleid und Olaf trotzig, scheinbar furchtlos ins Gesicht schaute.

»Komm noch einen Schritt näher, mein Junge«, bat Olaf mit seinem schauderhaften Lächeln, und als Candamir direkt vor ihm stand, rammte Olaf ihm mit ungehemmter Kraft das Knie in die Hoden.

Candamir hatte so etwas geahnt, aber das machte es nicht besser. Mit einem erstickten Laut brach er in die Knie, beide Hände vor sein Geschlecht gepresst, die Augen zugekniffen.

»Du verdammter, feiger Mist u

h nd!«, schrie Siglind, und

es klang so unecht, war so vollkommen untypisch für sie, dass selbst Olaf es durchschaute. »Du kannst so laut schreien, wie du willst«, eröffnete er ihr, während er Candamir die Hände auf den Rücken band. »Euer Gesinde ist nicht mehr in der Halle. Wir sind ganz allein, mein 629

schönes Kind.«

Durch die schmalen Schlitze seiner Lider sah Candamir, dass Siglind an ihren Fesseln zerrte, aber das war aussichtslos. Olaf verstand sich auf Knoten, und der Bettpfosten würde ganz gewiss nicht nachgeben.

Candamir selbst hatte dieses Bett gebaut, und er wusste, es war stabil. Doch Siglinds Unbeugsamkeit beschämte ihn.

Wütend über seine eigene Schwäche, versuchte er, sich aufzubäumen und Olaf von sich zu schleudern, ehe der Riemen um seine Gelenke festgeknotet war. Aber er war zu langsam, zu atemlos und zu zermürbt von dem Schmerz in seinem Unterleib. Also wurde der Knoten festgezurrt, bis das Leder in die Haut schnitt, und Candamir lag auf den Knien auf der kalten Erde und erkannte, dass er geschlagen war. »Was hast du mit meinem Gesinde gemacht?«, fragte er.

»Ich nehme sie mit. Ich brauche mehr Männer.«

»Ah ja? Und wie willst du verhindern, dass sie dir wieder davonlaufen?«

»Den beiden ö

T lpeln, die schon dein Vater hatte, mach ich erst ein bisschen Angst, dann geb ich ihnen eine Frau.

Das sollte reichen. Deinem Sachsen schneide ich die Sehnen über den Fersen durch. Er wird nirgendwo mehr hinlaufen.

Ich brauche ihn wegen seiner Heilkunst und der vielen anderen nützlichen Dinge, die er weiß; auf seine Füße kann ich verzichten.«

Candamir drehte die Handgelenke gegeneinander. Er bildete sich ein, der Riemen habe sich ein wenig gelockert.

So unauffällig wie möglich machte er weiter. »Du versuchst, mit Sklaven eine zweite Siedlung zu gründen?«, fragte er, und für einen kurzen Moment überwog sein Erstaunen die Angst. »Du bist ja närrisch, Olaf. Was hast du ihnen denn schon zu bieten, was sie hier nicht 630

bekommen?«

»Oh, allerhand. Die Freiheit – oder zumindest etwas, das sie dafür halten –, Frauen, ein arbeitsfreies Leben. Und deinen Roggen, deine Schafe und deine übrigen Vorräte.«

Panik drohte über Candamir hinwegzuspülen, aber er hatte sich sogleich wieder in der Gewalt. Er wusste, er und Siglind würden keine Vorräte und kein Vieh mehr brauchen.

Trügerisch sanft nahm Olaf ihn beim Oberarm und zog ihn auf die Füße, gab vor, ihn zu stützen, und strich ihm dabei unmissverständlich über eine Gesäßbacke.

Candamir spürte seine Eingeweide ebenso wie seine Hoden schrumpfen und konnte einen kläglichen Laut des Entsetzens nicht ganz unterdrücken.

Olaf lachte zufrieden und tätschelte die andere Backe.

»Mir bleibt leider nicht die Zeit, es euch beiden zu besorgen, aber ich denke, deine schöne Königin werde ich einfach mitnehmen. Dann kann ich mich ihr in aller Ruhe widmen, und sie wird mir in vielerlei Hinsicht nützlich sein. Doch

nach dir hab ich mich schon so lange verzehrt, Candamir, dass ich keinen Augenblick länger mehr warten kann.«

Wie betäubt ließ Candami

a

r sich zur Truhe an der W nd

führen, doch in der Mitte des großzügigen Raums riss er sich plötzlich los und trat Olaf vors Schienbein. Er hatte beabsichtigt, ihm den Knochen zu brechen, doch das erhoffte berstende Geräusch blieb aus. Olaf stieß dennoch einen heiseren Schmerzenslaut aus und fluchte, aber er reagierte ungeheuer schnell. Mit einem geschickten Ausfallschritt wich er dem nächsten Tritt aus und schlug Candamir fast gleichzeitig eine Faust in den Magen und die andere gegen den Kehlkopf. Candamir taumelte, aber noch war sein Kampfgeist nicht gebrochen. Mit der 631

Schulter versuchte er, Olaf abzudrängen und gegen die Wand zu schleudern. Olaf packte ihn von hinten an der Kehle und drückte zu.

Candamir tat alles, um ihn mit ruckartigen Bewegungen abzuschütteln, doch er bekam immer weniger Luft, und schließlich

w

urde ihm schwarz vor Augen. Mit

erschreckender Plötzlichkeit wich alle Kraft aus seinen Beinen, und er sackte zu Boden, Doch ehe er besinnungslos wurde, ließ Olaf seine Kehle los, drückte seine gefesselten Hände nach oben zwischen die Schulterblätter und zwang seinen Oberkörper so nach vorn. Krachend schlug Candamir

mit der Stirn auf den Deckel der Truhe. In langen, rasselnden Zügen rang er um Atem, während seine Niederlage und die Dem tigung ihm ü

heiße Tränen in die Augen trieben.

Olaf kniete hinter ihm, drückte mit der Linken immer noch Candamirs Hände

it der

nach oben und nestelte m

Rechten an seiner Kleidung herum. Candamir riss den Kopf zur Seite und sah durch den Vorhang seiner Haare Siglind keine fünf Schritte entfernt stehen. Ihr Gesicht war starr, ihr Blick gequält, und als er die Zähne aufeinander biss, um für den Schmerz gewappnet zu sein, erfüllte sie ihm seinen unausgesprochenen letzten Wunsch und schloss die Augen.

Als Candamir Olafs Haut plötzlich auf seiner spürte, holte die Panik ihn schließlich doch noch. Mit einem verzweifelten Protestschrei warf er sich zurück, obwohl er sicher war, der Ruck werde zumindest eine seiner überlasteten Schultern brechen.

Olaf packte einen der steinernen Kerzenleuchter, der von der Truhe gefallen war, und schlug Candamir damit über den Schädel. »Jetzt ist Schluss«, knurrte er. Candamirs Körper erschlaffte. Olaf lachte leise. »Ja, genau so will ich dich haben …«

»Aber du wirst ihn nicht bekommen.«

Ehe Olaf aufsehen konnte, traf ihn ein Fausthieb an der Schläfe, und er fiel zur Seite. Mit einem wütenden Knurren, das wenig menschlich klang, fuhr er herum, und er konnte kaum glauben, was er sah.

»Ganz beachtlich für eine halbe Portion wie dich, Mönchlein.« Ohne Hast kam Olaf auf die Füße und vergewisserte sich, dass der Sachse einen guten Blick auf sein Gemächt bekam, ehe er se

ig

ine Hose nachläss

zuschnürte.

Austin sah ihm unbeirrt in die Augen, um jede Bewegung rechtzeitig erraten zu können. In der Linken hielt er einen Sax – sehr ruhig –, die Rechte war immer noch zur Faust geballt, und er sah überhaupt nicht aus wie ein Mann, dem das Kämpfen fremd war.

Olaf schoss durch den Kopf, dass er ebenso gut tot sein könnte, und mit aufsteigendem Schrecken erkannte er, dass es Lars' Waffe war, die der Sachse auf ihn richtete.

»Wo ist mein Sohn?«, fragte er, während er sein eigenes Messer zückte.

Austin glitt einen Schritt zurück. »Das weiß ich nicht.

Aber er lebte, als ich ihn verließ. Geh, Olaf.«

»Nein«, widersprach Siglind heiser. » ö T te ihn. Lass ihn

nicht laufen.«

Austin sah sie nicht an, aber er schüttelte den Kopf.

»Nur wenn es nicht anders geht. Sei kein Narr, Olaf.

Geh!« Er wies auf Candamir, der immer noch halb am Boden, halb auf der Truhe lag, sich aber zu regen begann.

»Er wird jeden Moment zu sich kommen und …«

»Vater?«, rief Lars' Stimme gedämpft durchs Fenster.

»Vater, komm schnell. Wir müssen weg. Einer dieser verdammten Sklaven hat das ganze Dorf geweckt!

Schnell, wir müssen fliehen!«

633

Mit einem Fluch trat Olaf ans Fenster und schwang sich hinaus.

Austin starrte lange mit gerunzelter Stirn auf die mondsilbrige Öffnung. Er hörte verstohlene Schritte im Gras, die sich rasch entfernten. Etwas weiter weg erahnte er rufende Stimmen, aber hinter dem Haus war es still geworden.

Zittrig ließ der Sachse einen zu lang angehaltenen Atem entweichen, trat ans Fenster und schloss hastig den Lade .

n

Dann nahm er eine wollene Decke vom Bett und hing sie Siglind mit abgewandtem Blick wie ein loses Gewand um den Leib, ehe er ihre Hände losschnitt. Während sie voller Verblüffung über seine Prioritäten nachsann, trat er zu Candamir, durchschnitt auch dessen Fesseln und wollte ihn behutsam am Oberarm fassen, als Candamir

zusammenzuckte, zu ihm herumfuhr und Austin zum Dank für seine Rettung den Schädel in die Weichteile rammte.

Der Sachse hatte so etwas kommen sehen n u d wich

schnell genug zurück, um der schlimmsten Wucht zu entgehen. »Es ist gut, Herr«, sagte er leise, mit bewundernswert ruhiger Stimme.

»Er ist fort. Alles ist gut.«

Candamir hob den Kopf wie ein Hund, der eine vertraute Stimme vernimmt. Als seine seltsam trüben Augen den Sklaven erkannten, entspannte sich sein Körper, er sank gegen die Truhe, zog die Knie bis ans Kinn und vergrub den Kopf in den Armen.

Austin holte auch ihm eine Decke und hielt sie ihm geduldig hin, klug genug, ihn nicht noch einmal anzufassen. Endlich wurde Candamir seiner gewahr, nahm i

das Tuch m t einem Nicken und deckte sich damit zu.

»Ich lasse euch einen Moment allein«, sagte der Sachse, 634

lächelte Siglind matt zu und ging zur Tür.

Candamir hob den Kopf. »Nein, warte. Wie … was …«

»Gleich, Herr. Hab einen Moment Geduld. Ich hole euch einen Becher Met. Dann werde ich all deine Fragen beantworten. Aber sei guten Mutes. Es ist alles in Ordnung.«

Ich bin ein Wrack, musste Candamir angewidert feststellen. Schlotternd saß er auf der Bettkante, die Decke fest um die Hüften gewickelt, und als er Siglind neben sich spürte, na m

h er ihre Hand, war aber unfähig, sie anzuschauen. »Es tut mir Leid …«, murmelte er in unregelmäßigen Abständen. »Es tut mir Leid.«

»Dazu besteht kein Grund«, entgegnete sie energisch.

»Mir ist nichts geschehen. Und dir auch nicht. Nimm dich zusammen, Candamir.«

»Ja. Ich versuch’s, ehrlich.«

»Dann gib dir mehr Mühe.«

Ihr halb nachsichtiger, halb strenger Tonfall half ihm, das Entsetzen zu überwinden. Allmählich wich die Starre aus seinen Gliedern, und das Zittern ließ nach. Als er endlich den Kopf hob, sah er, dass sie vollständig bekleidet war, und er beneidete sie. Nun, es gab nur einen Weg, den Nachteil wettzumachen. Er stand auf, streifte die Decke ab, war auf grimmige Weise belustigt darüber, dass er sich plötzlich so vor seiner Frau genierte, und stieg erleichtert in seine Hose.

Als Austin nach einer guten Weile an die Tür klopfte und mit zwei gefüllten Bechern eintrat, hatte Candamir sich so weit gefasst, dass er ruhig auf dem Bett sitzen konnte. Seine Frau lehnte mit dem Rücken an seine Brust gepresst zwischen seinen angewinkelten Knien, und er 635

hatte die Linke sacht auf ihren Bauch gelegt. Außerdem war er wieder hinreichend Herr seines Verstandes, dass er sich um sein übriges Gesinde, seine Habe und seine Nachbarn sorgen konnte.

»Was ist passiert? Welche Verluste haben wir?«

Der Sachse schüttelte den Kopf und trat näher.

»Niemand ist tot, soweit ich weiß. Olaf ist mit Lars und sechs seiner Männer gekommen. Zu Fuß. Um dich zu überfallen, so hat es den Anschein.«

Candamir nickte. »Das hat er gesagt. Ich sei der Erste.«

»Und er wollte sein Schiff holen. Ich schätze, das ist ihm auch gelungen. Jedenfalls drangen sie in die Halle ein, und wir wachten alle vier mit einer fremden Hand über dem Mund auf. Alles ging schnell und leise, sie müssen geübt haben. Sie brachten uns, deine Schafe und Pferde und dein Korn auf den *Seedrachen,* fesselten uns und erzählten uns, wie gut wir es im Leeren Land haben würden.« Er grinste geisterhaft und streckte ihnen die Becher entgegen. »Hier, Herr, Herrin, trinkt endlich. Das würde mich beruhigen.«

Siglind griff dankbar zu. Auch Candamir nahm den Becher in die Linke, gleichzeitig aber mit der Rechten Austins Handgelenk, über das sich eine hässliche Brandwunde zog. »Woher hast du das?«

Höflich, b

a er bestimmt befreite der Sachse seine Hand.

»Ich habe meine Fesseln an einer Fackel durchbrennen müssen, es war der einzige Weg. Niemand bewachte uns.

Sie waren alle damit beschäftigt, den *Drachen* klarzumachen und dein Hab und Gut zu verstauen. Ich habe Tjorv und Heide geschickt, das Dorf zu wecken. Nori wollte versuchen, wenigstens deine Schafe zu retten – aus nicht ganz uneigennützigen Gründen, muss man wohl annehmen –, und ich bin hergekommen, weil ich um euer Leben fürchtete.«

»Du hast mehr als nur das gerettet«, sagte Candamir. Es klang spöttelnd, allmählich fand er die Fassung wieder.

Aber seine Augen verrieten, dass er es nicht als Scherz gemeint hatte.

Der Sachse machte eine Geste, als wolle er sagen: Jederzeit gern wieder, und Candamir sah bei der Gelegenheit, dass das andere Handgelenk ebenso verbrannt war. »Jemand muss deine Hände versorgen.

Und ich muss zum Fluss runter und sehen, wie es steht.«

»Bleib hier«, widersprach Austin. »Du hast einiges abgekriegt und solltest dich lieber schlafen legen. Osmund und Harald werden sich um alles kümmern. Und ganz gleich, was Olaf erbeutet hat: Der Wind steht im Osten.

Wir können den *Drachen* nicht einholen.«

»Nein, ich weiß.« Trotzdem stand Candamir auf. »Aber wenn ich mich nicht blicken lasse, wird es Gerüchte geben, und alle werden glauben … dass passiert ist, was um ein Haar passiert wäre. Das könnte ich nicht ertragen.«

Austin hob ergeben die Schultern. »Verstehe.«

Doch Candamir brauchte sich nicht bis ans Ufer zu bemühen. Er hatte die Tür seiner Halle kaum erreicht, als sie aufgestoßen wurde. Osmu d

n , Harald, Hacon und viele

andere stürzten herein.

»Candamir!« Osmund packte ihn an den Sch l u tern.

»Odin sei Dank. Ich war sicher, du bist tot.«

Candamir lächelte verwegener, als ihm zumute war. »Ich habe wieder einmal mehr Glück gehabt, als ich verdiene.«

»Deine Frau?«, fragte Ast

a angstvoll.

Candamir schüttelte den Kopf. »Uns ist nichts geschehen, sei unbesorgt. Wie steht es? Wo ist mein Gesinde?«

Heide und Tjorv traten vor, die Köpfe scheu gesenkt. Sie 637

waren es nicht gewohnt, dass die Leute eine Gasse für sie bildeten. »Nori ist bei seiner Liebsten, Herr«, erklärte Tjorv nervös.

»Er hat deine Schafe und Pferde von Bord bringen können, ehe Olaf zurückkam und der *Drache* ablegte.«

Candamir e

l gte ihm kurz die Hand auf den Arm.

»Immerhin. Und ihr seid alle unversehrt.«

»Aber dein Getreide ist dahin, fürchte ich«, sagte der Schmied niedergeschlagen. »Siward und Berse sind mit dem *Wolf* los, um Olaf zu verfolgen, aber sie werden ihn nicht kriegen.«

»Nein«, stimmte Candamir düster zu. »Das ist so gut wie aussichtslos.« Er rieb sich die Stirn. Er war so erschöpft, dass er sich kaum auf den Beinen halten konnte.

Seine Nachbarn missverstanden die Geste. »Sei nicht verzweifelt, Candamir«, murmelte Osmund. »Wir werden dir helfen. Wir haben doch alle genug, und …«

Candamir hob den Kopf und lächelte schwach. »Oh, das ist sehr gut von dir, aber zum Glück nicht nötig. Olaf hat nicht all mein Getreide bekommen. Nicht einmal ein Drittel.« Er sah die verwunderten Gesichter und hob die Hände. »Na ja, wir mussten doch damit rechnen, dass so etwas passiert, oder nicht? Mein Korn liegt zum größten Teil in einem Schuppen, den ich im Wald auf der Tempelinsel gebaut habe. Nur was dort nicht hineinpasste, habe ich hier aufbewahrt. Es wird vermutlich ein bisschen eng, aber reichen wird es. Ja, bin ich denn etwa der Einzige, der solche Vorsichtsmaßnahmen getroffen hat?«

Es folgte eine kurze Stille, ehe der Schmied antwortete:

»Nein. Mein Korn liegt in einer verborgenen Kammer unter der Schmiede.«

»Bilde dir nur nicht ein, du seiest schlauer als der Rest, 638

Candamir«, neckte Haldir. »Aber ich sage euch nicht, wo ich meins versteckt habe. Ich bin ja nicht verrückt …«

Ein Mann nach dem anderen räumte ein, dass er sein Saatgut, sein Mehl und was ihm sonst kostbar war an einem sicheren Platz verwahrte.

»Nun, dieses Mal sind wir glimpflich davongekommen«, sagte Brigitta, als sie sich zum Heimweg rüsteten. »Aber wer kann sagen, ob wir beim nächsten Mal ebensolches Glück haben?«

Allein der Gedanke an ein nächstes Mal verursachte Candamir eine Gänsehaut. »Du hast Recht«, räumte er ein.

»Es ist nicht damit getan, unsere Vorräte zu verstecken wie die Eichhörnchen. Wir müssen uns etwas einfallen lassen.« *Aber nicht mehr heute Nacht,* dachte er.

Osmund ging als Letzter, nachdem er seinen Freund noch einmal kritisch angesehen und sich davon überzeugt hatte, dass Candamir ihm nichts vormachte.

»Es ist alles in Ordnung«, versicherte Candamir ihm zum wiederholten Male.

Einigermaßen beruhigt wandte Osmund sich ab. »Also dann. Gute Nacht, Candamir. Ich schätze, ich sollte bei Jared vorbeischauen. Er ist sicher erschüttert.«

»Ja, bestimmt.« Candamir seufzte. »Gute Nacht, Osmund.«

Er schloss die Tür, sprach noch ein paar Worte mit Heide und Tjorv und auch mit Nori, der gerade mitsamt den zurückeroberten Schafen und Pferden heimkam, und ging dann zurück zu Siglind und Austin.

Seine Frau hatte die Brandwunden an den Handgelenken des Sachsen inzwischen mit einer von dessen berüchtigten Salben bestrichen und verbunden. Austin saß auf der Truhe, Siglind stand über ihn gebeugt.

Candamir lehnte mit der Schulter an der Tür, starrte mit zusammengekniffenen Augen auf das Möbelstück, das er so liebevoll gezimmert hatte, und entschied, es am nächsten Morgen zu Brennholz zu zerhacken.

»Tja, Austin«, sagte er und verschränkte die Arme, als Siglind sich aufrichtete und den Blick auf den Sachsen freigab. »Du hast mehr für meine Frau und mich getan, als irgendein Mann von seinem Knecht erwarten kann. Ich bin dir etwas schuldig.«

Austin stand auf und trat einen Schritt auf ihn zu.

Kopfschüttelnd entgegnete er: »Ich habe es nicht als euer Knecht getan, sondern als euer Freund. Darum schuldest du mir nichts.«

»Ich würde sagen, die Schuld ist umso größer«, widersprach Candamir. »Und wenn es irgendeinen Wunsch gibt, den ich dir erfüllen kann, dann will ich, dass du ihn mir nennst.«

Austin rührte sich nicht, ließ Candamir ebenso wenig aus den Augen wie vorhin Olaf, als fürchte er auch von ihm jeden Moment einen tückischen Angriff. »Ich … ich könnte in Versuchung geraten, dich beim Wort zu nehmen«, sagte er schließlich.

»Mach eine Ausnahme von deiner ehernen Regel und gib deiner Versuchung nach«, schlug Candamir vor.

Austin straffte die Schultern und rieb sich die Nase, als ringe er um Entschlossenheit, ehe er seinen Wunsch aussprach:

»Dann … lass mich frei.«

Candamir nickte. Er schien nicht überrascht.

Siglind hingegen war entsetzt. »Aber Austin, als Candamirs Sklave genießt du seinen Schutz. Wenn du frei bist …«

»Wenn ich frei bin, kann ich das Werk des Herrn tun«, fiel er ihr ins Wort.

»Und dein Leben dabei lassen?«

»Wenn es sein Wille ist, ja, wenn nicht, nein. Wir werden sehen. Das ist weder in meiner Hand noch in Candamirs.«

»Es gibt einen Unterschied zwischen Gottvertrauen und Unvernunft«, entgegnete sie ungeduldig.

»Wenn du ihn gefunden hast, lass es mich wissen«, erwiderte er knapp und blickte zu Candamir. »Was sagst du?«

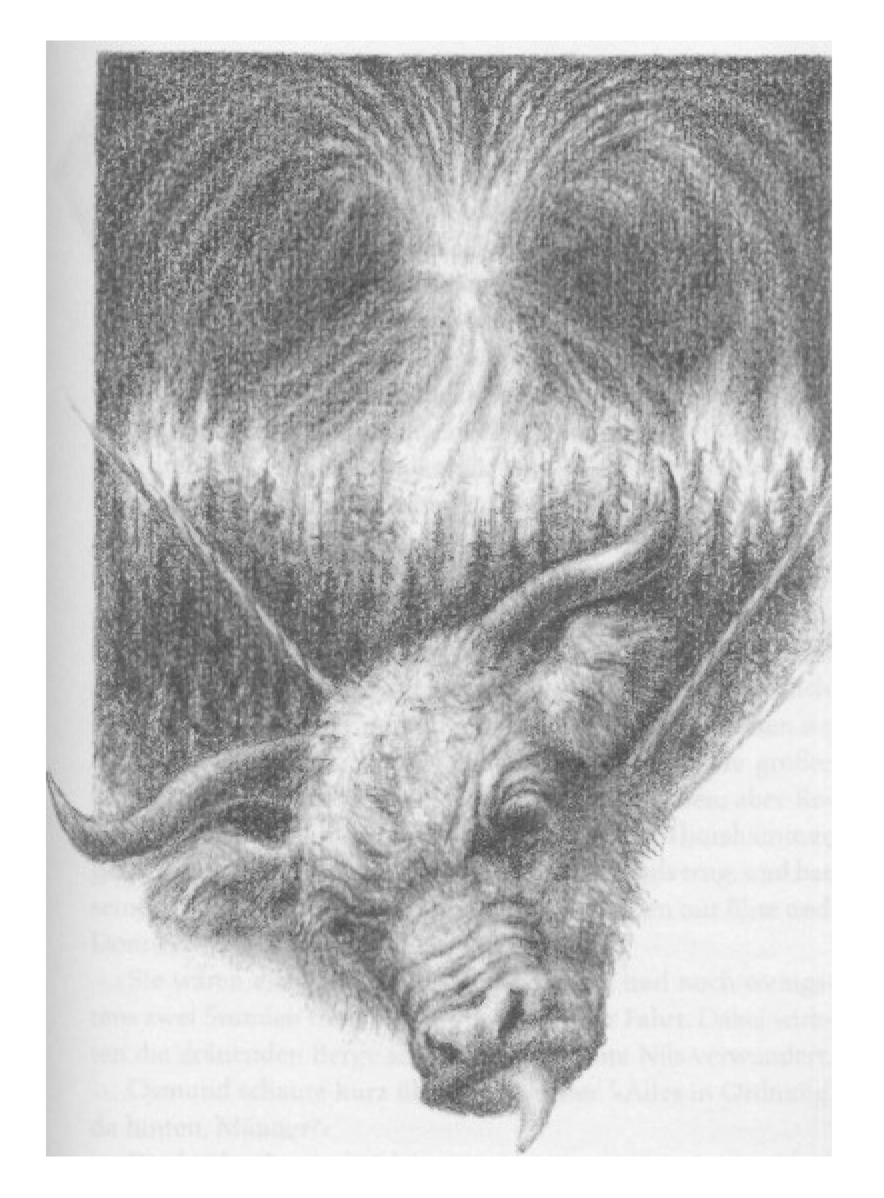
Langsam löste Candamir sich von der Tür und trat auf ihn zu. Einen Schritt vor ihm blieb er stehen und sah ernst auf den schmächtigen Mann hinab. I

» ch entlasse dich aus

meinen Diensten, aber nicht aus meiner Freundschaft.«

Er streckte die Hände aus, und sie umfassten sich kurz an den Unterarmen.

»So scheide ich aus deinen Diensten und nicht aus deiner Freundschaft«, antwortete Austin ebenso feierlich. Dann ließ er die Hände sinken und ging zur Tür. » *Dominus vobiscum*« , sagte er leise. »Gute Nacht, Candamir. Gute Nacht, Siglind.«



642



WONNEMOND, Jahr 7

»Ich glaube, da drüben wird es heller.« Candamir wies nach Norden. Er musste fast brüllen, um sich über den prasselnden Regen und den rollenden Donner hinweg Gehör zu verschaffen. Der wackere Buri, den er ritt, ein für gewöhnlich unerschrockener und übermütiger Dreijähriger, zuckte bei jedem der grellen Blitze zusammen. Sein sandfarbenes Fell war dunkel vor Nässe, der schwarze Schweif schwang nervös von einer Seite zur anderen. Candamir klopfte ihm beruhigend den Hals. »Ho, schon gut. Es hört bald auf, du wirst sehen.«

»Gebe Odin, dass du Recht hast«, knurrte Osmund verdrossen. Er lenkte den Wagen, der von zwei sehr stämmigen Ochsen gezogen wurde. Auf der leeren Ladefläche saßen Roric und Nils. Tagelang hatten sie gebettelt, bis ihre Väter schließlich eingewilligt hatten, sie mitzunehmen. Doch jetzt wünschten sie beide, sie wären daheim geblieben. Sie gaben sich die größte Mühe, sich ihr Unbehagen nicht anmerken zu lassen, aber Roric hatte unauffällig die Faust um den kleinen Thorshammer gelegt, den er an einem Lederriemen um den Hals trug, und bat seinen Schutzgott, er möge es bald gut sein lassen mit Blitz und Donner.

Sie waren alle vier nass bis auf die Haut, und noch wenigstens zwei Stunden trennten sie vom Ziel ihrer Fahrt. Dabei wirkten die dräuenden Berge schon so nah, dachte Nils verwundert.

Osmund schaute kurz über die Schulter. »Alles in Ordnung da hinten, Männer?«

Die beiden Jungen nickten.

»Wenn euch kalt ist, stehlt Hacons Pferd die Satteldecke«, riet er. »Ich bin zuversichtlich, dass es euch nicht anschwärzen wird.«

Die Knaben zögerten nicht. Roric stand auf, schwankte ein wenig auf dem rollenden Gefährt, sprang aber behände herunter und erleichterte den frommen Wallach, der hinten angebunden war, um seine Decke. Damit kletterte er zurück auf die Ladefläche, breitete das wollene Tuch aus und legte es sich und seinem Freund um die Schultern.

Sie zogen die Decke bis ans Kinn, kuschelten sich zurecht und tau chten

s

ein Grinsen. Das war viel besser.

Beinah wie ein Zelt.

»Wird denn Onkel Hacon das Feuer nicht ausgehen in so einem

e

W tter?«, fragte Nils besorgt.

Candamir schüttelte den Kopf. »Nein, denn sein Feuer brennt …« Ein dröhnender Donnerschlag unterbrach ihn, und er winkte ab. »Wenn wir a

nkommen, wirst du

verstehen, warum nicht.« Nun war er es, der einen argwöhnischen Blick auf den schwarzen Wolkenturm warf, der sich über ihren Köpfen entlud.

Doch seine Hoffnung hatte nicht getrogen. In einem abschließenden Höhepunkt zeigte Thor ihnen noch einmal so richtig, was er konnte, sodass selbst die Ochsen blass um die Nase wurden, wie Candamir später behauptete, doch bald war der Himmel wieder blau, und der Seewind trieb das Gewitter südwärts. Als die Sonne zum Vorschein kam, fielen nur noch ein paar vereinzelte Tropfen.

Osmund wies geradeaus. Über den Bergen stand ein wundervoller Regenbogen. »Da, seht nur«, sagte er zu den Jungen.

»Bifröst!«, rief Roric hingerissen.

Sein Vater nickte mit einem kleinen Lächeln. »So ist es.«

645

»Aber sag mir, Vater, wenn das die Brücke ist, die zur Wohnstatt der Götter führt, warum gehen wir dann nicht hinüber und fragen Odin, ob wir in Wallhall wohnen dürfen?«

»Weil das den Tapfersten der Krieger vorbehalten ist, wie du genau weißt. Kein lebender Mann darf dort wohnen. Und meinst du nicht, dass wir es hier gut genug haben?«

Roric unterdrückte eine ungeduldige Grimasse. Er hatte keine Erinnerung an die alte Heimat oder die sagenhafte Fahrt hierher, auch nicht an die ersten, mühevollen Jahre.

Er kannte nichts anderes als Catan, wie es heute war, hatte nie anders als in milder Witterung und Überfluss gelebt, und es ging ihm auf die Nerven, dass sein Vater ihm ständig vorbetete, wie gut sie es hatten und wie dankbar er sein müsse. »Doch, natürlich, Vater«, antwortete er dennoch. »Ich

meine vielleicht auch gar nicht, dass ich dort wohnen will. Ich will es nur einmal anschauen. Aus Neugier.«

»Ja, das kann ich verstehen. Das Problem ist, dass bislang noch niemand den Anfang der Brücke gefunden hat.«

»Aber was ist so schwer daran? Er ist da vorn, im Tal zwischen dem Asi und dem nächsten Berg im Süden. Das sieht man doch.«

»Wenn du hingingest, würdest du feststellen, dass du dich irrst«, prophezeite sein Vater und wahrte mit Mühe eine ernste Miene.

Nils öffnete den Mund, schloss ihn jedoch schleunigst wieder, als er den warnenden Blick seines Vaters auffing.

Aber Austin sagt, der Regenbogen ist gar keine Brücke, sondern nur ein Bild, das Gott an den Himmel malt, hatte er einwenden wollen. *Ein Zeichen des Friedens zwischen* 646

ihm und seinen Geschöpfen. Das wusste er aus der Geschichte von Noah und seinem großen Schiff, die er ganz besonders liebte. Also wie sollte man den Anfang finden oder den Regenbogen gar besteigen können, wenn er gar nicht wirklich vorhanden war? Das hätte Nils zu gerne gewusst. Aber ihm war gerade noch rechtzeitig eingefallen, dass sein Vater ihm eine Tracht Prügel versprochen hatte, wenn er das nächste Mal einen Satz mit

» *Aber Austin hat gesagt*« begann. Also hielt er den Mund und wandte den Kopf ab, um zurückzuschauen. Der Weg, der sich fast schnurgerade nach Westen zog und über de m

Kamm des nächsten Grashügels verschwand, war schmal, nur eine doppelte Fahrspur mit einem Grasstreifen in der Mitte, aber dennoch deutlich erkennbar. Nicht häufig

verkehrten Ochsenkarren zwischen dem Dorf und den Bergen, doch mit den Jahren hatten ihre schweren, eisenbereiften Scheibenräder die dünne Krume abgetragen, sodass der nackte, weiße Fels hervorschaute.

Und nicht nur Karren benutzten den Weg. Zu Pferd oder zu Fuß zogen die Männer manchmal in die Berge, um Silber oder Kupfer zu holen oder aber nach Gold zu suchen. Hin und wieder fand einer welches, und Nils’

Onkel Hacon machte daraus wundervolle Ringe und Armreifen, gar eine Blutschale für den Tempel hatte er gefertigt.

Nach einer Weile wurden die Hänge steiler, und der Weg kletterte jetzt stetig. Es bereitete den Ochsen nicht wirklich Mühe, den unbeladenen Karren bergan zu ziehen, aber da sie ebenso faul wie stark waren, wurden sie immer langsamer. Osmund ließ die Zügel über ihren breiten Hinterteilen knallen, um sie munter zu machen.

Als sie aus einer kleinen Senke über den nächsten Kamm rollten, sahen sie endlich die Blockhütte und den eigenartig geformten Schmelzofen davor.

647

Hacon entdeckte sie schon von weitem und winkte.

Vor vier Jahren hatten Harald und Hacon entschieden, dass es unsinnig sei, das Erz aus den Bergen ins Dorf zu schaffen und erst dort das Eisen von der Schlacke zu trennen. Also hatten sie an der höchsten Stelle, die mit einem Ochsenkarren noch zu erreichen war, diesen kleinen Außenposten errichtet.

Vor zehn Tagen war Hacon zu Fuß mit zwei von Haralds Sklaven in die Berge aufgebrochen. Sie waren hoch in die zerklüfteten Hänge des Asi gestiegen, hatten den Stollen weitergetrieben, der dort entstanden war, und während die Knechte das Erz hinunterschafften, hatte Hacon den Schmelzofen beschickt. Er war gerne hier draußen am Fuß der mächtigen Berge, und er liebte diese Arbeit, die abwechselnd aus harter Schinderei, teilweise in glühender Hitze, dann wieder aus stundenlangem Warten bestand. Es war immer eine willkommene Gelegenheit, über allerhand nachzudenken, was ihm so durch den Kopf ging, und die Schönheit dieses Landes aufs Neue zu entdecken.

Doch nach zehn Tagen it

m

den meist missgelaunten

Sklaven war er froh, dass die Ankunft seines Bruders das Ende seiner Verbannung ankündigte.

Bald hatten Karren und Reiter die Blockhütte erreicht.

Herzlich begrüßte Hacon seinen Bruder, dessen Freund und die beiden kleinen Jungen, und er wies einen der Knechte an, den Ankömmlingen einen Becher Bier zu holen.

Ohne ein Wort verschwand der Sklave in der Hütte.

Candamir sah ihm kopfschüttelnd nach. »Hast du nie Angst, sie könnten dir den S h

c ädel einschlagen und ins

Leere Land fliehen?«

»Doch«, gestand Hacon mit einem verschämten Grinsen.

648

»Die erste Nacht hier draußen verbringe ich immer schlaflos. Aber Harald schwört auf ihre Ergebenheit. Es sind Letten, und er behauptet, die seien alle so, es habe nichts zu bedeuten. Und da ich hier lebendig vor dir stehe, kann man wohl davon ausgehen, dass er Recht hat.«

Candamir, Osmund und die Knaben bekamen ihr Bier, und nachdem Nils getrunken hatte, erwachte seine Neugier, die noch unstillbarer war als der Durst seines Vaters, wie seine Stiefmutter gern behauptete.

»Ist das der Ofen, in dem das Eisen gebacken wird, Onkel Hacon?«

Hacon nickte. »So könnte man sagen. Komm mit und ich zeige dir, wie es geht. Aber sieh dich vor – es t seh

is

r

heiß.«

Nicht nur die Jungen, sondern auch deren Väter folgten Hacon neugierig zu seinem Schmelzofen, der wie ein riesiger umgestülpter Korb aussah.

Der junge Schmied wies auf den unteren Rand. »Zuerst muss man eine Grube ausheben. Dann mauert man mit Tonziegeln die Wände des Ofens auf, siehst du?« Er wies mit dem Zeigefinger auf die dicken, länglichen Quader.

Oben waren sie nach innen geneigt, bildeten beinah ein Dach, aber in der Mitte war eine kreisrunde Öffnung, aus der es rauchte. »Man schichtet Eisenerz und glühende Holzkohle abwechselnd bis obenhin auf.«

»Wozu ist dieses Loch?«, fragte Roric. Er wies auf eine kleine Öffnung im unteren Drittel der Ziegelmauer.

»Für den Blasebalg«, erklärte Hacon. »Man führt dem Feuer Luft zu, wodurch es sehr, sehr heiß brennt.«

»Und so wird das Eisen herausgeschmolzen«, schloss Roric mit einem faszinierten Kopfschütteln.

»Tatsächlich ist es die Schlacke, die ausgeschmolzen 649

wird und sich unten ablagert. Darüber bildet sich die Eisenschicht, doch muss das Eisen später in der Schmiede nochmals auf eine viel größere Hitze gebracht werden, ehe man es verarbeiten kann.«

»Und wie lange dauert es? Vom Anzünden bis man das Eisen herausholen kann?«, wollte Nils wissen.

»Bei einem Ofen dieser Größe ungefähr einen Tag. Wir haben ihn beschickt, noch ehe die Sonne aufging, also können wir ihn bald öffnen. Aber ich will, dass ihr zwei dann zum Wagen geht und dort bleibt, hört ihr.« In den Tiefen des Ofens bildete sich eine solche Hitze, dass es einen weiteren Tag dauerte, ehe das Eisen ausgeglüht und weit genug abgekühlt war, dass man es ohne Schutz berühren konnte. »Ein Schmelzofen ist kein Ort für kleine Bengel wie euch«, fügte er mit einem vorwurfsvollen Blick auf seinen Bruder hinzu.

Candamir hob seufzend die Hände. »Leider ist mein Sohn nicht so fügsam wie deiner.«

Ole, der zweite Junge, den Gunda nur knapp ein Jahr nach Nils zur Welt gebracht hatte, war ebenso dunkelhaarig und grauäugig wie Nils, Candamir und Hacon, doch er war ein so stilles, gehorsames Kind, dass Candamir erleichtert zu dem Schluss gekommen war, er könne unmöglich der Vater sein. Es hatte den Groll gegen seine einstige Sklavin nicht besänftigt, im Gegenteil. Auch als Hacon und Gunda geheiratet hatten, hatte Candamir ihr nicht vergeben. Mit seinem Bruder hingegen hatte er schon lange Frieden geschlossen. Candamir war unbändig stolz auf ihn. Hacon war ein begnadeter Schmied und hatte mit den Jahren auch die dazugehörige Statur entwickelt, sodass Candamir ihn letztes Jahr zu Mittsommer im Ringkampf nicht hatte schlagen können. Sie hatten sich nach

b

einah einer Stunde auf ein Unentschieden verständigt, als der Durst allmählich größer wurde als der 650

Siegeswille …

»Lasst uns anfangen, den Wagen zu beladen«, schlug Osmund vor, der nie lange untätig sein konnte. Er wies auf das fertige Eisen, das während der vergangenen Tage gewonnen worden a

w r und wie ein Haufen grauer,

löchriger Schwämme neben der Hütte lag.

»Dazu bleibt morgen noch der ganze Tag«, entgegnete Hacon.

Doch Osmund schüttelte den Kopf. »Roric und ich steigen morgen auf den Asi, stimmt’s nicht, Söhnchen?«

Roric nickte mit leuchtenden Auge ,

n aber es war Nils,

der seinem Onkel berichtete: »Und wenn sie Gold finden, will Osmund sein großes Trinkhorn da it beschlag m

en

lassen. Kannst du das?«

Hacon fuhr ihm über den Schopf. »Ich könnt’s versuchen. Aber ich werde mir nicht den Kopf zerbrechen, ehe Osmund und Roric tatsä h

c lich ihr Gold gefunden

haben.«

Nils grinste verschwörerisch. »Das ist gewiss klug, Onkel«, raunte er.

Candamir verpasste ihm eine dieser beiläufig wirkenden Kopfnüsse, an die Hacon sich so gut erinnerte: Sie sahen ganz harmlos aus, aber man fühlte sie noch stundenlang.

»Du redest mal wieder zu viel, Nils. Geh, hol Käse, Brot und Fleisch vom Wagen. Hacon hat fast eine Woche nur Dörrfleisch und Hartbrot gegessen.«

»In Ordnung«, antwortete der Junge unbekümmert und rieb sich abwesend den gemaßregelten Kopf. Auf einen Blick seines Vaters schloss Roric sich dem Freund an, um ihm zu helfen.

Hacon sah ihnen einen Moment versonnen nach. Schon so manches Mal hatte er seinen sechsjährigen Neffen 651

insgeheim bedauert, denn der wurde mit dem gleichen Ungestüm erzogen wie Hacon selbst. Osmund war im Gegensatz zu Candamir ein überaus geduldiger Vater, der seinen Söhnen, vor allem seinem Ältesten, viel Zeit widmete. Und meistens war er nachsichtig. Trotzdem war Roric ein verschlossener, scheuer Junge, der oft bekümmert wirkte, während Nils immer das glücklichste Kind zu sein schien, das Hacon je gesehen hatte. Das irritierte ihn. Er konnte sich nicht erinnern, in seiner Kindheit besonders glücklich gewesen zu sein, wirklich nicht …

»Wie geht es deiner Frau?«, erkundigte er sich, als er mit seinem Bruder zusammen den Ofen abzudecken begann.

Candamir kamen die Ziegel glühend heiß vor, und er fluchte leise und ließ sie möglichst schnell fallen, während Hacon sie anfasste und ordentlich aufstapelte, als seien sie ganz kühl.

»Gut«, antwortete Candamir und blies auf seine Finger.

»Sehr rund und schwerfällig, aber du weißt ja, dass ihr das nichts ausmacht. Vielleicht ist das Kind schon da, wenn wir zurückkommen.«

»Nun, gebe Gott, dass es dieses Mal ein Junge wird«, konnte Hacon sich nicht verkneifen zu sagen.

Candamir hob die Schultern und lächelte untypisch duldsam. Er war es gewohnt, damit aufgezogen zu werden, dass seine Frau ihm bislang vier wunderschöne

,

kerngesunde Töchter geschenkt hatte, aber keinen Sohn.

Ihm war es gleich. Er vergötterte seine Töchter. Und außerdem hatte er Nils. »Von mir aus können wir das halbe Dutzend Mädchen erst voll machen, ehe wir mit den Söhnen anfangen«, erklärte er.

Hacon bedachte diese Prahlerei mit dem abfälligen Grunzen, das sie verdiente, ehe er fragte: »Und was gibt es 652

sonst Neues?«

Candamir ahnte, was sein Bruder eigentlich meinte –

was jeder wissen wollte, der von zu Hause fort gewesen war: Sind Olaf und sein Diebespack wieder gekommen?

Und wenn ja, hat es mein Haus getroffen?

»Alles in Ordnung«, antwortete der Ältere beruhigend.

»Wer weiß, vielleicht hat es Olaf nachdenklich gestimmt, dass sie die letzten beiden Male mit nichts als ein paar Beulen abziehen mussten. Womöglich sind sie zu dem Schluss gekommen, dass es gesünder ist, anständig für sein Brot zu arbeiten, und sind nach Süden gegangen.«

Hacon lächelte wehmütig. »Das wäre zu schön, um wahr zu sein, darum habe ich Mühe, daran zu glauben.«

»Ja, ich auch«, räumte Candamir seufzend ein, und sie lachten.

Die Cataner waren ein wehrhaftes Volk, und als sie erkannt hatten, dass sie sich einen gefährlichen Feind aus der alten Heimat mit hergebracht hatten, waren sie nicht untätig geblieben: Sie hatten einen Schutzwall um ihr Dorf gezogen. Keinen Palisadenzaun und auch keine Steinmauer, wie Eilhard und Siward zuerst vorgeschlagen hatten, denn

niemand wusste so recht, wie man eine große Steinmauer baute, und die Erdarbeiten sowie die Herbeischaffung der Stämme für Palisaden hätten monatelang alle Arbeitskräfte gebunden, die anderswo dringend benötigt wurden. Es war Siglinds Idee gewesen, stattdessen eine Dornen e

h cke anzulegen. Lasst uns die

Vorzüge dieses Landes zu unserem Schutz nutzen, hatte sie gesagt. In dieser fetten Erde und bei dem milden Klima hören die Pflanzen nicht einmal im Winter auf zu wachsen. Wenn wir eine Hecke aus diesem weißdornartigen Gesträuch, das sich überall im Wald findet, um das Dorf pflanzen, haben wir in kürzester Zeit 653

einen Hag, den kein Feind überwinden kann.

Und sie hatte Recht behalten. Jetzt, nach sechs Jahren, war die Hecke mehr als mannshoch und fünf Fuß breit und wurde mit hingebungsvoller Sorgfalt gepflegt. Sie zog sich in einem weiten Bogen um das Dorf herum und reichte sowohl im Osten als auch im Westen bis ans Flussufer. An der Ostseite zum Grasland hin und am Nordrand zu den Feldern gab

e

es je ein g waltiges, mit tückischen Spitzen bewehrtes Gittertor. Harald und Hacon hatten wochenlang daran gearbeitet. Wenn die Sonne die Baumwipfel im Westen berührte, wurden die Tore geschlossen.

Verwundbar blieben sie dennoch. Olaf und seine Männer stahlen ihnen das Vieh von den Weiden, die außerhalb des Hags lagen, und die größte Gefahr drohte von der Flussseite. Vom Julmond bis zum Wandelmond im Frühling fiel so viel Regen auf Catan, dass der Fluss ein reißender Strom wurde,

sodass Olaf ihn weder mit dem *Drachen* hinaufsegeln noch mit Flößen überqueren konnte. Aber vom Wonnemond bis in den späten Herbst hinein mussten die Männer des Dorfes nachts am Ufer patrouillieren, und auf Austins Rat hin und nach seiner Anleitung hatte Harald eine Glocke gegossen, die auf der Dorfwiese an einem der unteren Äste der inzwischen recht stattlichen Esche hing und mit deren Hilfe alle Dorfbewohner gewarnt und zu den Waffen gerufen werden konnten, wenn Olaf und die Seinen über den Fluss kamen. Seit sie die Glocke hatten, waren zwei Angriffe erfolgreich zurückgeschlagen worden. Doch nach dem zweiten missglückten Überfall waren Olaf und die Seinen außerhalb des Hags am Nordufer gelandet und hatten die Weizenfelder in Brand gesteckt. Niemand hatte deswegen Not leiden müssen, aber die Angst blieb, ebenso wie der Zorn.

Candamir wechselte das Thema und set t z e seinen

Bericht fort: »Brigitta hat sich immer noch nicht erholt.

Wenn du mich fragst: Ehe dieser Frühling zu Ende geht, wird sie uns von ihrer Gegenwart erlösen.«

»Candamir …«, murmelte Hacon vorwurfsvoll und sah sich erschrocken um.

Aber Candamir hatte sich selbst vergewissert, dass weder Osmund noch die Knaben in der Nähe ware , n ehe

er das sagte.

»Nun tu doch nicht so«, entgegnete er. »Gerade du und Austin werdet doch eurem Gott ein Dankopfer darbringen, wenn sie diese Welt endlich verlässt.«

»Wir opfern unserem Gott nicht …«, begann Hacon zu erklären, aber Candamir fiel ihm ins Wort.

»Wahrscheinlich ist das der Grund, warum er euch so lange mit ihr geschlagen hat. Wie dem auch sei. Kein Mensch lebt ewig, auch nicht Brigitta, und du wirst ebenso wenig um sie trauern wie ich.«

»Stimmt«, räumte der Jüngere ein, wandte Candamir den breiten Rücken zu und stapelte die letzten seiner Ziegel sorgsam neben dem Ofen auf. Die Lehmgrube, die Haldir vor vier Jahren entdeckt hatte und aus der sie Ton für Ziegel und Geschirr gewannen, lag südlich des Leeren Landes und einen halben Tagesmarsch von der Küste entfernt. Mit Schiffen und Lasttieren musste der Ton herbeigeschafft werden, darum gingen die Leute sparsam damit um. Nur Haldir und sein Bruder Thorbjörn waren so verliebt in ihre Entdeckung, dass sie sich neue Häuser aus gebrannten Ziegeln gebaut hatten. Ihre Nachbarn hatten sie ausgelacht, aber Haldir hatte prophezeit, ihnen allen werde das Lachen noch vergehen, wenn Olaf das Dorf niederbrenne und nur ihre beiden Häuser stehen blieben …

»Ich werde nicht um Brigitta trauern«, nahm Hacon den Gedanken wieder auf. »Aber ebenso wenig wünsche ich 655

ihr den Tod.«

»Ja, ja«, brummte Candamir gelangweilt. »Weil dein Gott solch böse Gedanken verbietet.«

»Nicht nur deswegen«, entgegnete Hacon unerwartet.

»Aber sie war immer da, solange ich denken kann. Die Vorstellung einer Welt ohne sie beunruhigt mich.«

Candamir verschränkte die Arme und betrachtete seinen Bruder mit einem nachsichtigen Lächeln. »Manchmal bringst du mir in Erinnerung, dass du erst einundzwanzig Jahre alt bist, Hacon. Nur manchmal. Meist bist du ja klüger und besonnener als ich. Aber es ist kindisch, den Wandel der Dinge zu beklagen.«

Hacon nickte. »Wie Recht du hast, Bruder.« Er dachte einen Moment darüber nach. Wie der Rest der Welt hatte sich natürlich auch ihre Gemeinschaft verändert, seit sie nach Catan gekommen waren. Nicht nur der alte Eilhard war gestorben, sondern ebenso Siward und einige andere Männer und Frauen, während Hacon selbst, seine Freunde Wiland und Godwin und ihre ganze Generation erwachsen geworden waren, geheiratet und eine große Schar Kinder gezeugt hatten. Die Bevölkerungszahl sowohl an Freien als auch an Sklaven hatte sich nahezu verdoppelt, hatte Austin ihm kürzlich vorgerechnet.

»Nein, ich habe keinen Grund, den Wandel der Dinge zu beklagen, denn so viel Gutes ist uns hier beschert worden.

Aber ich frage mich, was geschieht, wenn Bri i g tta stirbt.«

»Was soll schon geschehen? Osmunds Frau wird die Zeremonien im Tempel leiten und uns in regelmäßigen Abständen mit einem Orakel beglücken oder uns ermahnen, Odin mit größerem Eifer zu dienen, gena u wie

Brigitta es immer getan hat. Sie wird ihre Rolle übernehmen und alles tun, was Brigitta getan hat, denn sie ist ihre getreue Schülerin. Alles wird sein wie bisher«, 656

schloss er. »Nur hübscher anzusehen«, fügte er nach einem Moment hinzu.

Hacon lächelte und fragte sich flüchtig, warum Candamir Inga so selten beim Namen nannte. »Austin glaubt, wir werden uns Brigitta zurückwünschen, wenn sie fort ist«, bemerkte er.

Candamir nickte. »Austin hat eine höchst eigentümliche Neigung zum Leiden. Brigitta macht seit Jahren Front gegen ihn, seinen Gott und alle, die zu ihm beten. Also auch gegen dich und meine Frau. Wirklich nur Austin kann sich wünschen, dass es so bleibt.«

»Du irrst dich, Candamir. Es erzürnt Austin zutiefst, dass unser Glaube so schlecht angesehen ist. Aber er fürchtet, dass es schlimmer wird, wenn Inga Brigittas Platz einnimmt.«

»Unsinn«, entgegnete Candamir ungeduldig. »Sie ist Osmunds Frau.«

Eben, hätte Hacon antworten können, aber er ließ das Thema lieber ruhen. Candamir verschloss seit Jahren die Augen davor, dass Osmund sich verändert hatte, und er wurde ausgesprochen grantig, wenn irgendwer ihn bewegen wollte, sie wieder zu öffnen und einmal genau hinzuschauen. Siglind versuchte es gelegentlich, und dann flogen im Haus seines Bruders die Fetzen. Aber Hacon fand im Gegensatz zu seiner unerschrockenen Schwägerin bis auf den heutigen Tag kein großes Vergnügen daran, mit Candamir zu streiten.

»Komm, lass uns zur Hütte hinübergehen«, schlug er stattdessen vor und legte Candamir einen Moment die Hand auf den Arm. »Wenn wir Haralds Letten gar zu lange mit dem Käse allein lassen, bleibt für uns nichts übrig.«

»Mir scheint, sie haben zu wenig Respekt vor dir, weil 657

du vermutlich viel zu nachsichtig bist«, brummte Candamir, der es einfach nie müde wurde, seinen jüngeren Bruder ob dessen Sanftmut zu schelten.

Hacon nahm es gelassen. »Sie tun, was ich ihnen auftrage, mehr will ich gar nicht. Im Übrigen sind es Haralds Knechte, nicht meine, also ist es nicht an mir, ihnen Respekt beizubringen. Ich besitze keine Sklaven, Candamir.«

Der Ältere hob beide Hände – halb flehend, halb abwehrend. »Keine Predigt über die Gleichwertigkeit aller Menschenkinder und ihrer unsterblichen Seelen, Hacon.

Zeig Erbarmen und verschone mich mit diesem wirren Gefasel, wenigstens bis nach dem Essen.«

Als sie fünf Tage später heimkamen, begrüßte Siglind ihren Mann an der Tür seines Hauses. Ihr unbeschreiblich dicker Bauch war verschwunden, und als Candamir erkannte, dass sie nicht ein kleines Bündel hielt, sondern zwei, wurde ihm auch klar, warum sie ihn gegen Ende der Schwangerschaft an ein trächtiges Walross erinnert hatte.

Mit einem zufriedenen Lächeln schloss er die Mutter mitsamt Kindern in die Arme, untypisch behutsam. Seine Hände strichen über Siglinds Hüften und Taille, die vielleicht nicht mehr ganz so schmal waren wie am Tag ihrer Hochzeit, aber dennoch erschien seine Frau ihm heute noch so gertenschlank und geschmeidig wie das siebzehnjährige Mädchen, das sie damals gewesen war. Er schob mit den Daumen die kleinen blonden Flechten von ihren Schläfen zurück, ehe er die Lippen auf ihre Stirn legte.

Dann ließ er sie los und wies unfein mit dem Zeigefinger auf den Unterleib des Säuglings in ihrem linken Arm.

Siglind schüttelte ernst den Kopf. »Heidrun.«

658

Ohne große Hoffnung zeigte er auf das zweite Kind.

»Heidlind, nehme ich an.«

»So ist es.«

Er wandte den Kopf ab, stützte die Stirn in die Hand und fing an zu lachen. »Damit ist das halbe Dutzend voll.«

Siglind lächelte und hob ein wenig ratlos die Schultern.

»Ich weiß auch nicht … Es tut mir Leid, Candamir.«

»Oh, sei nicht albern.« Nacheinander nahm er ihr seine beiden jüngsten Töchter ab, hob sie der Sonne entgegen, studierte eingehend ihre winzigen Gesichter und küsste sie auf die Stirn. Heidrun wachte auf und fing an zu schreien.

Nur sie gab er Siglind zurück, die winzige Heidlind, die beinah auf seiner ausgestreckten Rechten Platz fand, trug er selbst ins Haus.

Den freien Arm legte er seiner Frau um die Schultern.

»War's schlimm?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ach wo.«

Siglind gebar ihre Kinder mit einer Leichtigkeit, die den Neid vieler anderer Frauen erweckte. Es könne einfach nicht mit rechten Dingen zugehen, dass die Wehen kaum je länger als zwei Stunden dauerten, raunten manche, dass man nie einen Laut der Klage hörte, wenn Siglind niederka ,

m und dass sie obendrein auch noch immer ihre Figur behielt. Das Einzige, was Siglind vor dem Argwohn und womöglich gar der Feindseligkeit ihrer Nac b h arinnen

bewahrte, war die Tatsache, dass sie offenbar nur Mädchen austragen konnte. Ihr viertes Kind hatte sie nach nur drei Monaten verloren, und Brigitta hatte hier und da Andeutungen gemacht, es sei der Sohn gewesen, der Siglind nicht vergönnt war, weil sie die Götter verleumdete.

»Heidrun kam, ehe Heide Asta herholen konnte«, vertraute sie Candamir an.

659

»Offenbar ist Heidrun so von Ungeduld und unbezähmbarer Neugier beherrscht wie ihre Mutter«, bemerkte Candamir.

»Das musst du gerade sagen«, protestierte sie. Dann wandte sie sich zur offenen Tür und rief: »Nils? Wo steckt mein süßer Lausebengel? Komm her, du Kobold, und begrüße deine neuen Schwestern!«

Außer Atem und mit nicht ganz sauberem Gesicht erschien Candamirs Sohn auf der Schwelle. »Schon wieder ein Mädchen?«, fragte er.

»Zwei«, entgegnete Siglind.

Mit leuchtenden Augen trat Nils in die Halle, und als Siglind sich zu ihm herabbeugte und ihm das winzige Bündel in die Arme legte, nahm er es behutsam und fachmännisch. Wenn es eine Sache auf der Welt gab, auf die Nils sich verstand, dann waren es kleine Schwestern.

»Zwillinge?«, fragte er ungläubig. »Und werden sie ganz genau gleich aussehen, so wie die Zwillingskälber letztes

Frühjahr?«

»Ja, ich glaube schon«, antwortete Candamir und hielt Heidlind neben ihre Schwester. »Oder kannst du irgendeinen Unterschied feststellen?«

»Neue Schwestern sehen immer gleich aus«, eröffnete Nils seinem Vater. »Alle Neugeborenen tun das.«

»Was für ein Unsinn«, widersprach Siglind.

Candamir gab seinem Sohn insgeheim Recht. Doch ehe er seine Meinung kundtun konnte, stürmte Irmgardis aus ihrer Kammer, die von der Halle abgeteilt worden war, um ihren heimgekehrten Vater mit Beschlag zu belegen.

Candamir drückte Siglind den Säugling in die Arme n u d

begrüßte seine älteste Tochter – die einzige, die ihm ähnlich sah und so rabenschwarzes Haar hatte wie er. Er 660

schwang sie in die Höhe und wirbelte sie durch die Luft, was sie mit einem ausgelassenen Jauchzen quittierte. Dann legte sie die Arme u seinen Hals. »Schon wieder m

Mädchen«, vertraute sie ihm seufzend an. »Und gleich zwei auf einmal.«

Er setzte sie auf seinen Arm. »Macht nichts, Elfchen.

Wenn sie mir so viel Freude machen wie du, werde ich keinen Grund haben, mich zu beklagen.«

Irmgardis strahlte ihn vertrauensvoll an. Sie wusste durchaus, dass er das ernst meinte. Im Gegensatz zu vielen anderen Mä c

d hen wuchs sie in der sicheren Gewissheit auf, dass sie keine Enttäuschung im Leben ihres Vaters darstellte, sondern einen festen, gar einen wichtigen Platz darin einnahm.

Siglind winkte Freydis, Noris Frau, die ihr bei der Sorge um die Kinder eine große Hilfe war. Die Sklavin hinkte eilig herbei und nahm die beiden Säuglinge mit in die kleine Kinderstube. Candamir ließ sich auf seinen Hochsitz sinken, seine Frau und die beiden älteren Kinder nahmen auf den Bänken links und rechts von ihm Platz.

Die alte Heide begrüßte die Heimkehrer mit der ihr eigenen brummigen H

erzlichkeit, brachte dem Herrn und

der Herrin der Halle einen Krug Bier, für die Kinder Milch und stellte einen Teller mit Brot und kaltem Rindfleisch auf den Tisch. Vater und Sohn langten hungrig zu.

»Und was habt ihr erlebt, hm?«, fragte Siglind den kleinen Nils.

Lebhaft erzählte ihr Ziehsohn von der Reise, dem Gewitter, dem gewaltigen Schmelzofen und von Osmunds und Rorics vergeblicher Goldsuche an den Hängen des Asi. Siglind lauschte ihm geduldig und tat an den richtigen Stellen ihre Verblüffung und Bewunderung für seine kleinen Heldentaten kund.

Sie hatte Nils vom ersten Tag an ins Herz geschlossen und schenkte ihm die gleiche Zuneigung wie ihren Töchtern. So kam es, dass der Junge nicht den leisesten Verdacht hegte, die Frau seines Vaters könne nicht seine leibliche Mutter

sein. Sowohl Siglind als auch Candamir graute vor dem Tag, da Nils von irgendeinem indiskreten Schwätzer die Wahrheit erfuhr. Sie wussten beide, dass dieser Tag kommen würde, wenn sie ihren Sohn nicht selber rechtzeitig aufklärten. Aber der geeignete Zeitpunkt schien einfach nie zu kommen. Vorerst fanden sie es klüger, den Jungen in seinem Irrglauben zu lassen. Die große Hingabe seiner Tante Gunda nahm N

ils ohne jeden

Argwohn hin, und wenn sie gar zu aufdringlich wurde, reichte meist ein finsterer Blick von Candamir, um Gunda zur Zurückhaltung zu mahnen.

Die goldene Nachmittagssonne schien durch das Fenster in der Südwestwand, das auf die Dorfwiese zeigte.

Candamir musste blinzeln, aber ihm wäre nie eingefallen, den Laden zu schließen. Selbst nach sechs Jahren empfand er die Fenster seiner Halle noch als ein Geschenk, für das sie den Göttern – ganz gleich welchen – Dank schuldeten.

Er schloss die Augen, genoss das Licht- und Schattenspiel von Sonne und Eschenzweigen auf seinen Lidern, spürte die kleine Hand seiner Tochter auf seinem Knie ruhen und war für einen Moment gänzlich im Einklang mit sich und der Welt.

Godwin, Candamirs getreuer Geselle, machte dem Familienidyll schließlich ein Ende. Candamir hörte seinen schweren Schritt schon, ehe er die Halle betrat, und hob den Kopf. »Godwin. Tritt ein. Trink einen Becher mit uns.«

Der Sohn des Schmieds ließ sich nicht lange bitten.

»Willkommen daheim, Candamir. Nils.«

Er nahm einen überschäumenden Becher von Heide 662

entgegen, nickte seinen Dank, setzte sich auf die Gästeseite der Tafel und trank durstig. Godwin war untersetzt und vierschrötiger als Harald, schien eher seiner Mutter nachzuschlagen. Manche fanden ihn übellaunig oder gar finster, weil er die Welt immer voller Skepsis betrachtete und jedem unaufgefordert sagte, was er dachte.

Candamir fand ihn unkompliziert, seine Aufrichtigkeit erfrischend, sein handwerkliches Geschick über jeden Zweifel erhaben.

»Also?«, fragte er seinen jungen Gehilfen. »Wer hat sich heute deinen wohlverdienten Groll zugezogen?«

Godwin lächelte grimmig. »Siwold war vorhin drüben in der Werkstatt und hat sich beklagt, die Truhe sei größer, als er in Auftrag gegeben habe.«

Candamir nickte unbekümmert. Siwold war Siwards ältester Sohn, und genau wie sein Vater fand er an allen Dingen etwas zu bemängeln. »Er will den Preis drücken, nehme ich an.«

Godwin schniefte angewidert. »Zehn Spann breit, hat er gesagt. Zehn Spann breit hab ich sie gemacht. Ich weiß nicht, worüber er sich beklagt.«

»Vermutlich sind deine Hände größer als seine«, sagte Siglind.

Godwin nickte in seinen Becher. »Wär er nicht so arbeitsscheu, wären seine Hände nicht so klein.«

Candamir grinste verstohlen, ehe er sagte: »Ich rede mit ihm. Ich werde ihm schon klar machen, dass *er* nicht

weniger bezahlen kann, weil er mehr bekommen hat, als er wollte.«

Er hatte nie Gelegenheit gefunden, Bauer zu werden wie die meisten seiner Nachbarn. Anders als sie hatte er auch irgendwann aufgehört, neues Land zu roden. Die Flächen, die er besaß, nutzte er als Weideland. Und Siglind 663

bewirtschaftete den großen Obst- und Gemüsegarten, der ihr Haus umgab. Aber sie bestellten keine Getreidefelder.

Sie kamen einfach nicht dazu. Nachdem alle Häuser fertig gestellt worden waren, hatte Candamir schnell gelernt, dass trotzdem weiterhin Zimmerleute gebraucht wurden.

Berse der Schiffsbauer hatte sich wieder ganz seiner eigentlichen Kunst zu e

g wandt und fertigte Boote, Flöße,

Anlegestellen, dann und wann gar ein richtiges Schiff.

Aber alle wollten Möbel: Betten für sich und ihre wachsenden Familien, Regale für ihren Hausrat, Truhen für ihre Kleider, Webrahmen, Butterfässer und hölzerne Eimer. Alle wollten Scheunen, Ställe, Pferche und Abtrittbuden. Und als Candamir glaubte, es gäbe nichts mehr zu tun, kamen die Ersten, die Umbauten und Erweiterungen an ihren Häusern wünschten. Junge Leute wurden erwachsen, heirateten und wollten eigene Häuser.

Das Dorf wuchs, bis es innerhalb des Hags schon eng zu werden drohte.

Candamir und Godwin waren immer gut beschäftigt.

Nebenbei frönte Candamir seiner alten Leidenschaft und züchtete Pferde. Jeder Mann, jeder Knabe und manche Frau wollten eines. Also ritt er dann und wann ins Grasland, fing einen Jährling oder eine trächtige Stute, zähmte sie und bildete sie aus, bis sie selbst dem unerfahrensten Reiter ein verlässlicher Gefährte wurden.

Und sowohl für ihre Häuser und Möbel als auch für ihre Reittiere zahlten die Leute mit Getreide und Schafen – den einzigen Währungen, die in Catan von Wert waren.

Manchmal wusste Candamir wahrlich nicht, wohin mit all den Kornsäcken. In Elasund wäre er ein sehr wohlhabender Mann gewesen.

»Besser, du lässt Austin mit ihm reden«, riet Godwin.

»Austin?«, fragte Candamir verblüfft. »Was bei allen Göttern hat der mit Siwold zu tun?«

Godwin spuckte verächtlich aus. »Siwold hält es neuerdings mit dem jämmerlichen gekreuzigten Gott.

Genau wie sein Bruder.«

»Wenn du noch einmal in meiner Halle auf den Boden spuckst, kannst du in Zukunft in deinem Grubenhaus essen«, fuhr Siglind ihn scharf an. Sie hielt große Stücke auf gute Manieren, und darüber hinaus schätzte sie es nicht, wenn jemand ihrem Gott den gebotenen Respekt versagte.

Godwin senkte reumütig den Kopf. »Entschuldige«, brummte er.

Sie nickte ergeben.

»Nun, ich sehe nicht, was die Götter mit Siwolds Truhe zu tun haben«, warf Candamir ein. »Entweder er zahlt mir den vereinbarten Preis, oder ich bringe die Sache vors Thing. Dann werden wir ja sehen, wer das Recht auf seiner Seite hat.«

»Und das wiederum hat allerhand mit den Göttern zu tun«, bemerkte Siglind säuerlich. »Oder ist dir noch nicht aufgefallen, dass es so gut wie unmöglich ist, vor dem Thing Recht zu bekommen, wenn man dem neuen Glauben anhängt?«

Candamir winkte ab. Er kannte diese Reden zur Genüge

– die angebliche Benachteiligung der Christen im Dorf war eines von Siglinds Lieblingsthemen, über welches sie sich gern und häufig ereiferte. Er verschränkte die Arme und grinste sie an.

»Nun, wenn es so ist, kann ich wenigstens gewiss sein, dass ich den vereinbarten o

L hn bekomme.«

»Inga?« Osmund betrat seine Halle, nachdem er das Ochsengespann im Hof einem Sklaven anvertraut hatte.

»Wir sind zurück!«

»Deine Frau ist nicht daheim, Herr«, sagte eine scheue Stimme, die vom Herd zu kommen schien. »Sie ist bei Brigitta.«

Osmund musste blinzeln, ehe er das Mädchen entdeckte, dem die Stimme gehörte. Inga zog es vor, in den warmen

Monaten tagsüber die Fensterläden zu schließen, damit die Hitze nicht in die Halle gelangte.

Doch seine Augen stellten sich schnell auf das dämmrige Halbdunkel ein. Mit einem Lächeln begrüßte er die junge Sklavin am Feuer. »Birte. Alle wohlauf?«

»Ja, Herr. Setz dich. Ruh dich aus nach deiner langen Reise. Ich bringe dir gleich etwas Gutes«, versprach sie.

»Und mach die Läden auf«, bat er, während er sich müde auf seinen Hochsitz sinken ließ. »Hier ist es finster wie in einem Elasunder Langhaus im Winter.«

Sie trat an das Fenster, das dem Hochsitz gegenüberlag, und stieß den Laden auf. Dann wandte sie sich zu ihm um.

»Es ist seltsam. Ich kann mich an die Winter in der alten Heimat kaum erinnern.«

Osmund nickte und hob die Schultern. Birte hatte vielleicht acht Lenze gezählt, als sie die alte Heimat verlassen hatten. Sie war die Tochter von Ingas Amme gewesen, und vor zwei oder drei Jahren hatte Osmund sie dem alten Siward abgekauft. Für ein prächtiges Mutterschaf. Genau wie die junge Fränkin, die Thorbjörn gehört hatte und nun Osmunds zwei Söhne und seine Tochter hütete. Und für die kräftigen, jungen Knechte, die er im Laufe der letzten Jahre erstanden hatte, hatte er je zwei Schafe hergegeben. Es spielte keine Rolle. Er konnte es sich leisten. Reichtum und Besitz waren in Catan nicht von so großer Bedeutung wie in Elasund, denn alle Cataner besaßen genug zum Leben. Doch es blieb eine 666

Tatsache: War Candamir nach den Maßstäben der alten Heimat wohlhabend, so war Osmund steinreich.

Er verdankte diesen gänzlich unerwarteten Umstand seiner glücklichen Hand mit Schafen, für die er schon früher bekannt gewesen war. Aus den drei Tieren, die sein Onkel ihm kurz nach der Landung so widerwillig überlassen hatte, war inzwisehen nicht nur die größte, sondern auch mit Abstand die beste Schafherde Catans geworden. Und Schafe waren hier immer noch knapp genug, um von allen begehrt zu werden. So war es gekommen, dass Osmund, der einstige Habenichts, sich alle Sklaven leisten konnte, die er haben wollte, und er konnte sie sich aussuchen. Seine Familie und er selbst trugen die kostbarsten Tuche, die in Catan hergestellt wurden. Nichts Auffälliges oder Prahlerisches zwar, aber doch immer von erlesener Qualität. Das Gleiche galt für die Wandbehänge seiner Halle, und der Metbecher, den Birte ihm brachte, war ebenso aus Silber wie Osmunds Leuchter und Fleischplatten.

Birte reichte ihm den Becher und wollte sich abwenden, doch er ergriff ihr Handgelenk und wies ihr mit einer Geste einen Platz auf der Bank.

»Willst du nichts essen?«, fragte sie mit gerunzelter Stirn.

Er schüttelte den Kopf. »Später. Wie steht es mit Brigitta?«

»Schlecht, Herr«, berichtete das Mädchen und senkte bekümmert den Kopf. »Sie isst überhaupt nichts mehr, hat deine Frau gesagt, und sie wird von Stunde zu Stunde schwächer. Ich fürchte … es geht bald zu Ende.«

Er nickte versonnen. Nichts regte sich in seiner Miene.

Niemand hätte ahnen können, mit welch freudiger Erregung diese Eröffnung ihn erfüllte. Endlich machte die 667

alte Hexe Platz für Inga. Endlich konnte sich das Orakel erfüllen …

Er hob den Becher an die Lippen und nahm einen tiefen Zug. Der Met war süß und würzig, genau so, wie er ihn gern hatte. Es durchrieselte ihn wohlig. Er stellte den Becher auf dem Tisch ab und legte seiner Sklavin die Hand auf die Schulter.

Sie hob den Kopf und war ein wenig verwundert über das unbeschwerte, beinah spitzbübische Lächeln, mit dem er sie betrachtete. Das sah ihm nicht ähnlich.

»Geh ins Badehaus und füll den Zuber«, sagte er unvermittelt. »Ich bin staubig und will baden.«

»Ja, Herr.«

»Aber nicht allein.«

»Dann komme ich mit und schrubbe dir den Rücken«, versprach sie lächelnd.

Osmund brummte zufrieden. »Das klingt wunderbar.«

Birte stand auf. »Wo ist Roric?«, erkundigte sie sich, während sie ein paar glühende Holzkohlen aus dem Herd in eine steinerne Schale schaufelte, um das Wasser im Badehaus auf eine angenehme lauwarme Temperatur zu bringen.

»Mit seinen Geschwistern und der Amme am Fluss. Wir trafen sie, als wir zurückkamen. Sie wollen fischen, glaube ich.«

Die Magd nickte beruhigt. Sie hatte eine besondere Schwäche für den stillen, verträumten Roric, und sie wollte nicht, dass er heimkam und sich allein in einem leeren Haus fand, während sie seinem Vater im Badehaus die Zeit vertrieb. Sie wusste, der Junge neigte zu Ängstlichkeit.

Mit der steinernen Schale auf der Hüfte ging sie zur Tür 668

und drehte sich noch einmal um. »Leere in Ruhe deinen Becher und dann komm. Nicht zu bald, sonst ist das Wasser noch nicht warm.«

»Ich will versuchen, mich in Geduld zu fassen«, versprach Osmund.

Austins Haus war das eigenartigste, das Hacon kannte.

Halb verborgen hinter Nusssträuchern und kleinen, knorrigen Apfelbäumen stand es inmitten eines Kräutergartens zwischen Candamirs Haus und Haralds Schmiede. Als freier Mann hätte Austin natürlich ein Anrecht darauf gehabt, Ackerflächen zu roden, Felder zu bestellen und große Viehherden wie alle anderen zu halten, doch er hatte nichts von alldem gewollt. Er besaß eine Kuh, die auf den Namen Godiva hörte, eine Sau und ein paar Hühner. Das war alles. Austin war genügsam.

Sein geringer Bedarf an Getreide und Gemüse wurde reichlich durch die Gaben gedeckt, die er als Lohn für die Heilung von Krankheiten und Versorgung von Wunden oder für seine Salben und Tinkturen bekam. Von den Deckenbalken seines Häuschens hingen stets irgendwelche Kräuterbündel, die er zum Trocknen dort aufhängte, eine ganze Längswand war mit Regalbrettern versehen, auf denen sich Tiegel und kleine Krüge aufreihten. Doch nicht diese Utensilien der Heilkunst waren es, die die Behausung so eigentümlich machten, auch nicht der kleine Altar mit dem Kreuz und der Kerze an der Ostwand, sondern die Bücher und all die Gerätschaften ihrer Herstellung prägten das Bild in der hellen, einräumigen Kate.

Aus Tierhäuten stellte Austin Pergament her, schnitt es zu gleichmäßigen Bogen, zog Schreiblinien darauf und malte

sie mit seinen kleinen Runen voll, ehe er sie zusammennähte und in lederbezogene Holzdeckel band.

669

Außer der lateinischen Bibel standen schon fünf fertige Werke auf einem der Borde an der Wand: eine Abhandlung über die Heilkräuter Catans, die Regel des heiligen Benedikt, eine Sammlung mit Sagen und Liedern, die die Cataner aus der alten Heimat mitgebracht hatten, eine lateinische Grammatik und natürlich die Chronik von Catan, der längst ein eigenes Buch gewidmet war und die Austin laufend fortsetzte, wenn es wichtige Ereignisse zu berichten gab.

Immer noch empfand Hacon den Anblick der Bücher als fremdartig. Doch sie erfüllten ihn nicht mehr mit Furcht, sondern mit Neugier und einer seltsamen Erregung, die etwas von Abenteuerlust hatte.

»Woran arbeitest du?«, fragte er zur Begrüßung, als er eintrat. Er zog den Kopf ein, trotzdem strichen ihm die Lavendel- und Kamillebüschel über den Schopf und betörten ihn mit ihrem Duft.

Austin saß am Tisch über einen seiner ungezählten Pergamentbogen gebeugt und schrieb. Ohne aufzusehen, antwortete er: »Am Heiligenkalender. Ich habe beschlossen, die Übersetzung der Bibel erst einmal ruhen zu lassen. Es ist wichtiger, die Dinge aufzuschreiben, die ich nur in meinem Gedächtnis bewahre, wie die Liturgie oder auch die Regel des heiligen Benedikt, die schon fertig ist. Die Viten und Festtage der Heiligen zählen auch dazu, und sie dürfen nicht verloren gehen.« Als der Tintenstrich zu dünn wurde, setzte er die Feder ab und sah lächelnd auf. »Willkommen daheim, Hacon.«

»Danke.« Unaufgefordert setzte er sich neben den Mönch auf die Bank und schaute ihm über die Schulter. In zwei Spalten war das Blatt eng beschrieben. Hier u d n da

begann ein neuer Absatz, jeweils mit einem Datum.

» *Achtzehnter August*« , las Hacon murmelnd. » *An diesem*
670

Tage begehen wir das Fest der heiligen Helena. Helena war die Mutter des römischen Kaisers Konstantin, welcher sich als erster Imperator zum wahren Glauben bekannte.

Nachdem der fromme Kaiser von den Bischöfen das Wort Gottes erfahren hatte, bat er nun seine Mutter Helena, sie möge sich mit einer Eskorte von Soldaten nach Osten aufmachen ins Land der Juden und sich auf die Suche nach …« An dieser Stelle brach der Text ab. Hacon schaute auf. »Auf die Suche nach was?«, fragte er.

Austin lächelte geheimnisvoll. »Wart’s ab. Du darfst es lesen, wenn ich fertig bin.«

»Nein, ich will nicht warten«, protestierte der junge Mann.

»Erzähl es mir. Komm schon, Austin.«

»Lies mir fünf Verse aus der Bibel vor und übersetze sie

– ausnahmsweise einmal fehlerfrei –, dann werde ich deine Neugierde befriedigen«, bot sein Lehrer an.

Willig stand Hacon auf und wusch sich gründlich die Hände in dem Eimer mit Wasser neben der Tür, ehe er behutsam und ehrfürchtig das dicke, abgegriffene Buch herbeiholte. Er schlug es etwa in der Mitte auf, landete bei den Psalmen, las ein Stück und übersetzte es ohne die geringste Mühe.

Austin lauschte mit verschränkten Armen und einem sehr zufriedenen Lächeln. Hacon war ein hervorragender Schüler. Auch Siglind hatte Lesen und Latein gelernt und fand sich häufig zum Bibelstudium bei ihm ein, aber wohl vornehmlich, argwöhnte Austin, um Gott und ihm gegenüber ihr Versprechen zu halten und ihre Pflicht zu erfüllen. Sie war ernsthaft bemüht, sich das Wort des Herrn zu Eigen zu machen und danach zu leben, doch seit sie Candamir geheiratet hatte, standen er und ihre Familie im Mittelpunkt ihres Lebens, nicht Gott. Das galt auch für 671

Gunda, für Wiland und Asta und beinah alle seiner rund vierzig Schäfchen, die er im Laufe der letzten Jahre gewonnen hatte. Doch es bekümmerte ihn nicht mehr. Er hatte eingesehen, dass nicht jeder zu einem Leben für Gott berufen war, und er war schließlich nicht ausgezogen, um ein ganzes Volk zu Mönchen und Nonnen zu machen, sondern um ihre Seelen vor der Finsternis zu retten, wenn er konnte. Er hatte nichts dagegen, dass sie ihr weltliches Leben weiterführten. Doch Hacon, so hatte es den Anschein, war auserwählt. Seine Wissbegier und sein spirituelles Verlangen wurden größer, je mehr er lernte.

Und mochte Hacon auch Schmied sein, die lasterhafte Gunda geheiratet haben und noch ein Dutzend Kinder mit ihr zeugen, so stand er dennoch im Begriff, Austins Bruder *in Christo* zu werden. Ihr Verhältnis erinnerte den Mönch oft an seine Jugend im Kloster, an den wissensdurstigen Novizen, der er gewesen war, und den Abt, der ihn alles gelehrt hatte, was er wusste, ihn zu dem Mann gemacht hatte, der er war. Er war Gott zutiefst dankbar, dass er jemanden gefunden hatte, an den er all das weitergeben kon t

n e.

Also erzählte er Hacon ausführlich von Helenas Suche nach dem Kreuz, an welchem der Herr Jesus Christus für die Menschheit gestorben war, einer Suche, die schließlich von Erfolg gekrönt wurde. Doch er verschwieg auch nicht die Gräueltaten, die die Mutter des Kaisers begangen hatte, um ihr Ziel zu erreichen, und so waren sie bald in eine angeregte und äußerst gelehrte Debatte über die Frage vertieft, ob der Zweck die Mittel heilige oder nicht.

Ehe sie zu einem Ergebnis gekommen waren, erschien Candamir in der kleinen Hütte. »Ich störe das Plauderstündchen ja nur ungern …«

Hacon sah sich stirnrunzelnd um, und Austin bemerkte seufzend: »Ich bin sicher, das ist gelogen. Und so hast du

schon wieder eine Sünde auf dein Haupt geladen, Candamir. Meinen herzlichen Glückwunsch zur Geburt deiner Töchter. Möge Gottes Segen sie immer begleiten.«

»Danke«, knurrte Candamir. »Aber nicht er wird ihr Schutzgott, sondern Loki und Baldur. Damit das klar ist.«

Austin schauderte unwillkürlich. Er hatte nichts gegen Baldur, im Gegenteil. Der edle Gott des Lichts, der ob seiner Sanftmut von allen Göttern am meisten geliebt wurde und dessen heimtückische Ermordung nach dem Glauben dieser Menschen dereinst die große Schlacht des Weltenendes auslösen sollte, war die einzige dieser barbarischen Gottheiten, welcher der Mönch etwas abgewinnen konnte. Denn Baldur war ein Opferlamm, rein und unschuldig, beinah wie Christus. Aber Loki?

»Du gibst deine Tochter in den Schutz eines Lügners und Verräters? Des Teufels selbst?«, fragte er fassungslos.

»Ich weiß nie so recht, was du mit dem Wort meinst«, entgegnete Candamir. »Loki ist der schlaueste aller Götter, darum ist sein Schutz machtvoll – falls es seinen Absichten dient, ihn zu gewähren. Es stimmt, er ist unzuverlässig und voller Niedertracht, doch er gehört zu den Göttern, so wie die Niedertracht Bestandteil der Welt ist. Deine Religion krankt daran, dass sie alles verleugnet, was nicht gut ist, so als wäre es gar nicht da.«

»Und deine Religion krankt daran, dass sie einfach alles hinnimmt, was nicht gut ist, statt es zu bekämpfen«, ereiferte Austin sich.

»Du bist und bleibst ein Narr, Sachse«, bekundete Candamir kopfschüttelnd. »Du willst das Wesen der Dinge verändern, dabei behauptest du doch selbst, dein Gott habe die Welt so gemacht, wie sie ist. Wie kannst du dir nur anmaßen, sein Werk in Zweifel zu ziehen? Wirst du dich als Nächstes dagegen auflehnen, dass im Herbst die 673

Blätter fallen oder dass jedes Leben enden muss?«

Hacon sah gespannt von einem zum anderen. Es amüsierte ihn immer, wenn Austins und Candamirs Welten aufeinander prallten, und manchmal brachten ihre Wortgefechte ihn zu den erstaunlichsten Erkenntnissen.

»Ich lehne mich nicht auf«, erklärte der Mönch. »Aber wir dürfen das Böse in der Welt nicht einfach hinnehmen wie das Fallen der Blätter. Gott hat uns mit Vernunft und Herz gesegnet, damit wir es bekämpfen, vor allem in uns selbst.«

»Mächtiger Tyr, er bringt es fertig, sich selbst in einem einzigen Atemzug zu widersprechen«, brummte Candamir mit komischer Verzweiflung.

Austin schüttelte den Kopf. »Eines Tages wirst auch du es noch begreifen.«

»Ja. An dem Tag, da Schnee auf den Hängen des Asi liegt.«

Der Tag mag kommen, dachte der Mönch. Größere Wunder werden alle Tage von Gott und seinen Heiligen vollbracht. Er hob gelassen die Schultern. »Wie dem auch sei. Ich habe deine Töchter getauft, darum ist es gleich, welchen Götzen du sie anempfiehlst, denn selbst vor der Heimtücke Lokis wird mein Gott sie beschützen.«

Candamir seufzte. Er hatte sich schon lange damit abgefunden, dass Austin immer das letzte Wort bei diesen Auseinandersetzungen hatte, denn dessen Eifer war weitaus größer als seiner. Unaufgefordert, aber keineswegs unwillkommen nahm Candamir auf der Bank Platz. »Ich bin nicht gekommen, um mir wieder einmal anzuhören, wie du meine Götter beleidigst, Sachse.«

»Nein? Weswegen dann?«

»Ich brauche ein Stück Pergament. Ein ziemlich großes 674

Stück. Ich will es vor das Fenster der Kinderstube spannen. Säuglinge sind anfällig, und wenn ich das Fenster mit Pergament abdecke, hab ich mir überlegt, kommt das Licht noch hindurch, aber weder die Hitze noch der Rege

n oder der kühle Nachtwind.«

Hacon sah ihn verblüfft an. »Das ist eine großartige Idee«, befand er. »Vielleicht wäre unser Ole nicht so oft erkältet, wenn wir das auch machen.«

»Ich kann nicht so viel Pergament erübrigen, um jedes Fenster Catans damit zu bespannen«, warnte Austin.

Candamir grinste. »Ja, ich weiß, wenn es um dein heiß geliebtes Pergament geht, wirst du geizig.«

»Erlaube mal …«

»Ich bau dir einen kleinen Schrank für deine Bücher«, bot Ca d

n amir an. »Mit einer Tür, sodass sie vor Staub und Feuchtigkeit geschützt sind.«

Austin lächelte breit. »Du hast dein Pergament.«

»Gut. Siglind lässt ausrichten, du sollst zum Essen kommen. Wir wollen einen Becher Met auf das Wohl von Heidrun und Heidlind trinken. *Je* einen Becher Met auf das Wohl jeder Tochter, versteht sich.«

»Ich komme gern, wenn du mir versprichst, mich nicht wieder zu nötigen, so viel zu trinken wie du.«

Candamir zog eine spöttische Grimasse. »Du hast mein Wort«, beteuerte er und wandte sich an seinen Bruder.

»Komm auch, Hacon. Bring deine Familie mit. Lass uns ein bisschen feiern, wie wär's?«

»Abgemacht.«

»Gut.« Zufrieden erhob sich Candamir. »Dann gehe ich jetzt zu Harald und Asta.«

»Wird Osmund zur Feier kommen?«, fragte Hacon möglichst beiläufig. Er wusste, dass Austin sich immer 675

unwohl fühlte, wenn er mit Osmund an einer Tafel saß, weil der ihn stets misstrauisch beäugte und der Mönch jedes

Wort auf die Goldwaage legen musste, um einen Streit mit Candamirs Ziehbruder zu vermeiden.

»Ich war noch nicht dort«, antworte

i

te Candam r. »Wir

waren doch über eine Woche fort und sind erst vor zwei Stunden zurückgekommen. Osmund lässt man am besten ein wenig Zeit, wenn er nach so langer Abwesenheit heimkommt, denn er hat dann immer alle Hände voll zu tun.«

Austin errötete, und lachend schlenderte Candamir in den Kräutergarten hinaus, der die laue Frühlingsluft mit den herrlichsten Düften erfüllte.

»Geh, Kind«, sagte Brigitta. Ihre Stimme war zu einem heiseren Flüstern geworden, aber immer noch erstaunlich deutlich. »Du hast alles getan, was du für mich tun konntest. Jetzt geh.«

»Schick mich nicht fort«, bat Inga. »Ich kann dich doch nicht allein lassen.«

»Ich bin nicht allein«, widersprach die Alte und wies mit einer matten Geste auf ihr

e drei Raben. Von den

schwarzen Gesellen war allein Skuld übrig geblieben.

Seine beiden Artgenossen waren Brigitta in die andere Welt vorausgegangen, und ihre Nachfolger waren schneeweiße Catanraben. So hockten nun zwei weiße und ein schwarzer

Vogel am Fußende des Sterbelagers, so still und ergeben wie eh und je. Ein matter Glanz, wie eine Erinnerung an ein liebevolles Lächeln, trat in die gelblich trüben Augen der alten Frau, als sie ihre treuen Gefährten betrachtete. »Nein, sei unbesorgt, mein Kind. Ich bin nicht allein.«

Inga spürte eine Gänsehaut auf Armen und Rücken. Sie 676

wusste, dass dies ein endgültiger Abschied war. »Oh, Brigitta …« Sie versuchte nicht mehr, ihre Tränen hinunterzuwürgen. »Was soll ich nur tun ohne dich? Ich kann das nicht …«

»Oh doch, du kannst. Du weißt alles, was du wissen musst. Und du hast alles, was du brauchst: die Runen, die Sprüche, und bald hast du auch die Raben. Obendrein hast du den Mann und den Sohn, um die Prophezeiung zu erfüllen. Also hör auf zu heulen und dich zu beklagen.«

Wider Willen musste Inga lachen. Sie nahm Brigittas uralte, fleckige Hand in ihre beiden und küsste sie liebevoll. »Du hast Recht. Vergib mir. Natürlich kann ich.

Und willig nehme ich dir i

d e Bürde ab, die du so lange

getragen hast.«

»Ja, sie sollte auf jüngeren Schultern als meinen ruhen, das wissen die Götter«, brummte Brigitta. »Und nun fort mit dir. Lass uns dies hier nicht in die Länge ziehen.

Schick nach meinem Unhold von Sohn. Er hat mir wenig Freude beschert, aber ich will ihn trotzdem noch einmal sehen.«

Inga beugte sich vor, küsste Brigitta auf die Stirn und ließ dann ihre Hand los. »Ich hole ihn dir. Glückliche Reise, Brigitta.«

Die runzeligen Lider schlossen sich. »Leb wohl, Inga.«

Sie brauchte nicht bis zu Haflads Haus am Nordrand des Dorfes zu gehen, um den Köhler zu rufen, denn er saß vor der Hütte seiner Mutter auf der Erde, die Beine ausgestreckt, die Hände im Gras, und heulte wie ein Bengel.

Inga legte ihm mitfühlend die Hand auf die Schulter.

»Sie verlangt nach dir.«

677

Er nickte, kam schwerfällig auf die Füße und ging zur Tür. Den plumpen, grau bezottelten Haflad so bitterlich weinen zu sehen, machte es Inga plötzlich leicht, ihre eigenen Tränen zu trocknen. Sie war gefasst, von einer tröstlichen, melancholischen Ruhe erfüllt, als sie die Dorfwiese überquerte und sich nach Westen wandte.

Doch ihre Ruhe währte nur so lange, bis sie nach Hause kam. Als sie in ihren Hof trat, der an der Westseite von der Halle, nach Norden von den Wirtschaftsgebäuden und im Süden vom Fluss begrenzt war, passierte sie das Badehaus fast als Erstes, und die Geräusche, i d e durch die

Bretterwände drangen, waren unmissverständlich. Alma, die fränkische Amme, hatte Birte einmal vorgeworfen, sie mache einen solchen Lärm, wenn sie mit dem Herrn zusammen sei, als wolle sie ganz Catan verkünden, dass er sie erwählt habe. Inga hatte das Geplänkel der Mägde zufällig gehört und bei sich gedacht, dass Alma den Mund ziemlich voll nahm, wenn man bedachte, dass sie ihrem Herrn mit

schöner Regelmäßigkeit jedes Jahr einen Bastard schenkte. Trotzdem hatte das fränkische Luder nicht ganz Unrecht, musste Inga jetzt einräumen.

Vermutlich konnte man Birtes Lustschreie bis ins Leere Land hören …

Angewidert wandte Inga sich ab, hastete über den Hof und ging ins Haus. Drinnen war es heiß und stickig. Mit einem ärgerlichen Stirnrunzeln registrierte sie, dass schon wieder irgendwer einen der Fensterläden geöffnet hatte, und schlug ihn krachend zu. Sie hätte gern noch mehr Radau gemacht. Das Geschirr zertrümmert oder laut geschrien, ganz gleich, irgendetwas, das die Erinnerung an Birtes Stimme aus ihrem Kopf verbannte. Mutlos ließ sie sich auf die Bank neben dem Hochsitz sinken, legte den Kopf auf die Tischplatte und presste die Unterarme auf die Ohren.

678

Sie wusste nicht, wie lange sie reglos so dagesessen und sich ihrem Kummer ergeben hatte. Als sie Kinderstimmen von der Tür hörte, fuhr sie auf, beschämt über ihr Selbstmitleid.

Siward, ihr fünfjähriger Sohn, erstürmte die Halle vor seiner Schwester Rutild. Gleich hinter ihnen folgte die Amme mit ihren eigenen Kindern und Roric.

»Mutter, Mutter, wir haben eine Forelle gefangen!«, verkündete Siward aufgeregt und streckte ihr voller Stolz einen toten Fisch entgegen, der ziemlich mitgenommen aussah.

Sie strich ihrem Sohn über den blonden Schopf. »Das ist großartig, mein Junge. Erzähl mir, wie ihr’s gemacht habt.«

In großer Ausführlichkeit berichtete Siward von seinem Jagdglück. Jeder Satz begann mit »Und dann hab ich …«

Seine kleine Schwester plapperte unbekümmert dazwischen, obwohl ihr Bruder sie regelmäßig mit dem Ellbogen anrempelte, um sie zum Schweigen zu bringen.

Inga lauschte ihnen mit einem liebevollen Lächein, zog sie links und rechts neben sich auf die Bank und legte jedem der Kinder einen Arm um die Schultern.

Alma brachte ihren eigenen Nachwuchs so unauffällig wie möglich wieder hinaus ins Freie und führte die Kinder zum Kuhstall hinüber, um zu sehen, ob die Knechte schon mit dem Melken begonnen hatten und e inen Schluck

Milch für die Kleinen erübrigen konnten.

Roric blieb allein an der Tür zur Halle zurück. Seine kleine Hand lag um den Türpfosten und krampfte sich mehr und mehr zu einer Kralle zusammen, je länger er den prahlerischen Lügengeschichten seines Bruders lauschen musste.

»Es ist nicht wahr«, sagte er leise, den Kopf tief gesenkt.

Niemand hörte ihn.

»Und dann hab ich vorsichtig an dem Haken geruckt, wie Vater es mir beigebracht hat«, behauptete Siward.

»Das stimmt nicht«, murmelte Roric.

»Und dann hab ich den Fisch an Land gezogen«, schloss Siward triumphierend.

Roric war sprachlos. Langsam, beinah zögernd betrat er die Halle und stellte sich neben den Hochsitz seines Vaters.

Inga nahm aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahr und wandte den Kopf. »Nanu, Roric! Ihr seid zurück?«

Er lächelte sie scheu an und nickte.

»Und habt ihr euer Gold gefunden, mein Junge?«

»Nein«, gestand er beschämt. »Aber *ich* habe die Forelle gefangen. Siward lügt, Mutter. Es war *mein* Fang.«

Einen Moment herrschte Stille. Dann fing S

iward

sicherheitshalber an zu heulen. Inga nahm die Hand von seiner Schulter, um ihm zu zeigen, dass sie darauf nicht hereinfiel, doch es war Roric, den sie anschaute.

»Ich bin nicht deine Mutter.«

Es klang sanft – mitfühlend, hätte man meinen können.

Aber ihr Blick war feindselig. Nicht einmal gleichgültig.

Eine seltsam verschämte Niedertracht lag in diesem Blick.

Roric hatte sie schon so oft gesehen, aber er konnte sie nie verstehen. Er war zu klein, um zu begreifen, dass er, der seine Vater ähnliche

m

r sah als all seine Geschwister, für dessen Vergehen büßen musste.

»Roric, nimm deinen Bruder und deine Schwester mit hinaus«, sagte Osmund von der Tür. »Ich hätte deine Mutter gern einen Moment allein gesprochen.«

680

Als Candamir zu Osmunds Halle kam, hörte er schon auf zehn Schritte Entfernung, dass sein Ziehbruder und dessen Frau stritten.

»Sie stirbt!« Ingas Stimme war nicht wirklich laut, nur ein wenig erhoben, aber die Tür stand offen. »Und während sie im Sterben liegt, hast du nichts Besseres zu tun, als …«

»Je eher sie den letzten Atem aushaucht, desto glücklicher werde ich sein«, fiel Osmund ihr schneidend ins Wort. »Und es geht nicht um sie oder darum, was ich tue, sondern um Roric. Du hast dein Versprechen gebrochen. Schon wieder.«

»Osmund …« Es klang furchtsam.

Hastig trat Candamir den Rückzug an. Das hier ging ihn nichts an, und er wollte es auch nicht hören. Gemächlich schlenderte er zum Fluss hinunter, um abzuwarten, bis der Sturm sich gelegt hatte, und eine Stimme hinter ihm bemerkte trocken: »Ja, das ist weise, Herr. Man ist gut beraten, in diese Geschichten nicht hineinzugeraten.«

Er wandte den Kopf. »Birte.« Unwillkürlich musste er lächeln. Sie war wahrhaftig ein schönes Kind. Das dunkle Haar fiel ihr in nassen Kringeln über den Rücken, und ihr Gewand war feucht, sodass es an ihrer üppigen Brust klebte und keine Fragen offen ließ.

Sie trat zu ihm und setzte sich keck neben ihn ins Ufergras.

»Wenn sie streiten, finden wir alle immer hastig irgendetwas auf dem Hof zu tun, das keinen Aufschub duldet.« Sie wies nach rechts, wo ein paar Himbeersträucher standen. »Vor allem er.«

Roric kniete im Gras bei den Himbeerbüschen und hielt 681

einen Stecken in der Rechten. Ein Welpe mit grauem, gelocktem Fell sprang um ihn herum und schnappte nach dem Stock, versuchte, ihn Roric zu entreißen. Osmund züchtete Hütehunde mit ebenso großem Erfolg wie Schafe.

»Sein Vater hat ihn ihm geschenkt«, erklärte die Magd.

»Es war der Größte im ganzen Wurf, wird sicher ein Prachtkerl. Aber die Ergebenheit eines Hundes kann die Liebe einer Mutter nicht ersetzen.«

»Du hast ein sehr loses Mundwerk«, bemerkte Candamir, aber es klang nicht vorwurfsvoll.

Birte zuckte die Achseln. »Ja, ich weiß.«

»Vielleicht wären die Dinge einfacher, wenn du deiner Herrin ein bisschen mehr Respekt erweisen würdest.«

Sie schüttelte den Kopf. »Oh, du irrst dich. Ich habe den allergrößten Respekt vor ihr. Sie ist eine großartige Frau.

Eine hervorragende Hebamme und Heilerin und sehr klug.

Sie weiß alles über die Götter, genau wie Brigitta. Sie wird ihr eine würdige Nachfolgerin sein. Aber … alle Klugheit geht ihr ab, wenn es um ihren Mann geht, Herr.«

Candamir nickte. Er wusste, das Mädchen sagte die Wahrheit, doch er war unwillig, das mit ihr zu erörtern.

Stattdessen beschränkte er sich auf einen Rat: »Seid ein bisschen diskreter.«

»Aber warum?«, fragte sie verständnislos. »Er tut, was jeder gesunde, normale Mann tut. Das heißt, jeder außer dir«, fügte sie neckend hinzu.

Er hob lächelnd die Schultern. »Was vermutlich daran liegt, dass ich nicht so schöne junge Mägde habe.«

Er hatte sein Versprechen an Siglind nie gebrochen, aber es war ihm nach wie vor peinlich, und er versuchte erfolglos, aus seiner ehelichen Treue ein Geheimnis zu machen. Denn Birte hatte Recht. Was Osmund tat, war 682

völlig normal, und viele Kinder mit vielen Sklavinnen zu zeugen war ein Anzeichen von Wohlstand, war etwas, worauf jeder Mann stolz sein konnte. Und nie wa r

Kinderreichtum wichtiger gewesen als hier.

»Mir ist unbegreiflich, worüber sie sich aufregt«, fuhr Birte seufzend fort. »Sie ist eine der angesehensten Frauen im Dorf, jedermann achtet sie. Aber sie tut gerade so, als würden wir ihr irgendetwas wegnehmen. Das ist doch lächerlich, oder? Mir ist es ja gleich, wenn sie mir das Leben deswegen schwer macht, aber *er* ist es, der alles ausbaden muss.« Sie wies verstohlen auf Roric, der mit seinem Hündchen im Gras herumtollte, ohne zu lachen.

»Und d s

a ist wirklich sehr unklug von ihr, weißt du. Sie hat keine Liebe für den armen klei e n n Kerl, dabei ist das

das Einzige, was der Herr von ihr will.«

Und genau das ist das Problem, wusste Candamir.

Lächelnd kniff er Birte in die Wange. »Ich sage es noch einmal: Du redest zu viel. Sei lieber vorsichtig. Wenn du mir einen Becher Bier besorgen kannst, ohne dafür in die Halle zu müssen und zwischen die Fronten zu geraten, dann sei so gut und tu's. Ich gehe und vertreibe Roric seine düsteren Gedanken.«

»Das ist sehr gütig von dir, Herr«, sagte die Magd mit einem warmen Lächeln. »Das kann auch kaum jemand so gut wie du.«

»Lebenslange Übung«, erklärte Candamir, während er sich erhob. »Er ist genau wie sein Vater.«

Candamir erwachte mit einem gewaltigen Brummschädel und einem Gefühl im Bauch, als habe er glühende Koh e l n

verschluckt.

»Nie wieder Met«, brummte er, drehte sich auf die Seite und zog sich ein Federkissen über den Kopf.

683

»Den Schwur hab ich schon gar zu oft gehört«, erwiderte Siglind unbeeindruckt und zog ihm das Kissen unbarmherzig weg. »Steh auf, Candamir Faulpelz. In Catan scheint die Sonne.«

Er wusste, dass er von seiner Frau keinen Funken Mitgefühl zu erwarten hatte, trotzdem wandte er ein: »Die Sonne scheint in Catan fast jeden Tag.«

Sie legte ihm eine kühle Hand auf die Stirn. »Steh trotzdem

er versammeln s

auf. Die Männ

ich an der Esche.

Irgendetwas ist geschehen.«

Sie konnten sich beide denken, was das war. Ohne weitere Proteste setzte Candamir sich auf und rieb sich di e

Augen. »Wo sind die Zwillinge?«, fragte er verwundert, denn üblicherweise teilte das jüngste Kind das Bett mit ihnen, bis es nicht mehr gestillt wurde.

»Ich habe sie zu Freydis gebracht. Sie haben so laut geschrien, und ich wollte nicht, dass sie dich aufwecken.

Ich habe nicht genug Milch für zwei, Candamir.«

»Dann kaufen wir eine Amme.« Ihm war es nur recht, wenn eine Sklavin seine Kinder stillte, denn er wollte gern, dass die Brüste seiner Frau so blieben, wie sie waren. Zumal er die anderer Frauen ja nur aus der Ferne bewundern durfte …

Siglind nickte. »Freydis wird mit den Kindern allein ohnehin nicht mehr fertig, und unsere Heide wird alt. Ich frage Sigurds Frau. Sie hat eine junge Sklavin, die Tochter ihrer Köchin, die letzte Woche auch ein Kind bekommen hat.«

»Tu das.« Candamir unterdrückte ein Gähnen. »Sag Sigurd, er bekommt das Pferd dafür, das er seit Wochen anschmachtet, wenn er an meiner Weide vorbeikommt.«

»Ist gut.«

Candamir erhob sich von ihrem Lager und trat an die große, hohe Kleidertruhe unter dem Fenster, auf der eine Schüssel mit Waschwasser für ihn bereitstand. Er wusch sich Gesicht und Hände, und das kühle, klare Flusswasser tat ihm wohl. Gründlich putzte er sich die Zähne mit Salz und zerkaute das Rosmarinzweiglein, das neben dem Salztopf lag, um den widerwärtigen Geschmack aus seinem Mund zu vertreiben, ehe er es aus dem Fenster spuckte.

Siglind hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt, lehnte am Bettpfosten und betrachtete ihren Mann. Sie liebte es, ihn zu beobachten, wenn er so völlig selbstvergessen war wie jetzt, bewunderte das Spiel der Muskeln unter der hellen Haut. Als Candamir nach dem Hornkamm griff, trat sie zu ihm.

»Lass mich das machen«, erbot sie sich.

Mit einem wissenden, aber matten Lächeln überließ er ihr den Kamm und setzte sich auf den Schemel. Siglind löste die schmalen Zöpfe und kämmte ihm das Haar –

ganz behutsam, um seine Kopfschmerzen nicht zu verschlimmern. Als sie hinter ihm stand, fiel ihr Blick auf die furchtbaren Narben, die seinen Rücken selbst nach all den Jahren noch entstellten. Nachdenklich strich sie mit dem Finger darüber.

Candamir warf ihr über die Schulter einen fragenden Blick zu.

»So viel Zeit ist vergangen«, sagte sie. »So viel hat sich zugetragen. Wir haben manch schicksalhaften Tag erlebt.«

»Und heute ist wieder einer«, antwortete er, nahm ihre Hand und drückte sie einen Moment an die Lippen.

Siglind nickte und begann, seine Zöpfe neu zu flechten.

»Eigentlich kann ich das ganz gut selbst«, bemerkte er verlegen.

»Gönn mir die Freude. So habe ich dich noch einen Moment ganz für mich allein. Wenn du das Haus verlässt, sehe ich dich tagelang nicht wieder, dabei bist du gerade erst heimgekommen.«

Er hielt geduldig still, bis sie fertig war. Dann drehte er sich zu ihr um. »Ich wünschte auch, die alte Hexe hätte noch ein paar Tage gewartet«, bekannte er seufzend.

»Aber wann hätte sie sich je nach unseren Wünschen gerichtet?«

»Wohl wahr«, murmelte sie mit einer Spur Bitterkeit in der Stimme. Brigitta hatte ihr oft das Leben schwer gemacht, weil Siglind Christin geworden war und kein solches Geheimnis daraus machte wie manch anderer. Je heftiger Brigittas Attacken gegen Austin und seinen Gott geworden waren, umso trotziger hatte Siglind ihren Glauben zur Schau gestellt. Seit sie zur vorletzten Julzeremonie mit einem silbernen Kreuz um den Hals in den Tempel gekommen war, hatte Brigitta kein Wort mehr mit ihr gesprochen und Hacon vor der versammelten Dorfgemeinschaft wüst beschimpft, weil er das Kreuz geschmiedet hatte. Danach waren weder Siglind noch Hacon je wieder bei einer Tempelzeremonie erschienen.

Candamir z

og Siglind auf seinen Schoß, und als er die Arme um sie legte, spürte er trotz seines jämmerlichen Zustandes eine

unmissverständliche Regung in den Lenden. Aber die Geburt lag erst fünf Tage zurück, und er wusste, er musste sich noch gedulden. »Selbst für die ehrwürdige Brigitta können wir nicht länger als zwei Nächte Totenwache halten, denn die Tage s ind schon

warm. Alles in allem werden die Feierlichkeiten kaum länger als eine Woche dauern, und dann werden wir Zeit haben, um …«

»Sag's nicht«, fiel sie ihm lachend ins Wort. »Lass uns einen Pakt schließen, die Worte ›Sohn‹ und ›zeugen‹ nicht 686

mehr in einem Atemzug zu nennen. Vielleicht klappt es ja, wenn wir es nicht aussprechen.«

»Einverstanden.« Es war immerhin einen Versuch wert.

Mit großer Sorgfalt kleidete Candamir sich an, wählte ein Paar Hosen aus dunkelbraunem, leichte W

m

olltuch

und ein Obergewand aus weichem Kalbsleder, das Siglind an Säumen und Halsausschnitt mit grünem Garn bestickt hatte. Dann knöchelhohe, feste Schuhe, deren dunkelgrüne Schmuckbänder so lang waren, dass er sie gekreuzt bis unters Knie schnüren konnte. Nachdem er seinen Gürtel mit Sax und Beutel und seinen Schwertgurt umgelegt hatte, betrachtete Siglind ihn mit einem anerkennenden Nicken.

»Erspar es mir«, kam er ihr zuvor.

»Was?«

»Oh, irgendetwas von einem versoffenen Taugenichts in feinen Kleidern oder was immer dir gerade durch den Kopf geht.«

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn auf die Wange. »Du irrst dich.« Es stimmte, dass es ihr Missfallen erregte, wenn er übermäßig trank, was einigermaßen häufig vorkam, denn auch Gerste, Hopfen und Honig gab es im Überfluss. Aber das war ein Kummer, den sie mit fast allen Frauen teilte – es war einfach üblich. Und im Gegensatz zu vielen anderen Männern wurde Candamir nicht zur Gefahr für Frau und Kinder, sondern höchstens für sich selbst, wenn der Met ihm zu Kopf stieg. »Ich dachte eher, dass du sehr würdevoll aussiehst. Dem Anlass angemessen.«

»Gut.« Er nahm ihre Hand und führte sie in die Halle.

Nils und Irmgardis saßen schon mit ihren Schwestern und dem Gesinde am Tisch. Freydis fütterte die Kleinen.

»Die Zwillinge sind eingeschlafen«, berichtete sie.

687

Unaufgefordert brachte Hilde Candamir ein deftiges Frühstück aus Fischsuppe und saurem Kohl. »Hier, iss, Herr. Wer weiß, wann du das nächste Mal Zeit dazu findest.«

Bis zu diesem Moment hätte er geschworen, er könne keinen Bissen hinunterbringen, aber er fiel beinah heißhungrig über die würzigen Speisen her.

»Was ist denn, Vater?« Nils wies aus dem offenen Fenster.

»Warum versammeln sich die Männer?«

Candamir brach sich ein Stück Brot ab. »Ich bin nicht sicher. Aber ich nehme an, die alte Brigitta ist gestorben.«

»Oh«, machte Nils beklommen. Er wusste, »gestorben«

bedeutete »nicht mehr da«. In Brigittas Fall war das für ihn persönlich kein großer Verlust – anders als bei Tjorv, der vergangenen Winter an Wundbrand gestorben war, nachdem er sich mit einem Meißel an der Hand verletzt hatte. Brigitta war in Nils’ Vorstellung nur eine ferne, beinah entrückte Gestalt, die irgendetwas mit irgendwelchen Göttern zu tun hatte. Aber er spürte, dass es ein wichtiges Ereignis war, welches seine großen Pläne für den Tag vermutlich zunichte machen würde. »Also gehen wir heute nicht zu Berse?«, fragte er, seine Enttäuschung unüberhörbar.

»Ich denke nicht, nein«, antwortete Candamir kurz angebunden.

Berse war dabei, Candamir ein Schiff zu bauen. Der Rumpf war fertig, und Candamir hatte vorgehabt, nach seiner Rückkehr aus den Bergen ein oder zwei Tage mit Berse und dessen Söhnen zu verbringen, um bei den Arbeiten an Reling und Deck selbst mit Hand anzulegen.

Er hatte Nils versprochen, er würde ihn mitnehmen, und der Kleine hatte dem Ereignis entgegengefiebert. Nun ließ 688

er die Schultern hängen und senkte den Kopf tief über seine Milchschale.

»Hör auf zu flennen, Bengel«, knurrte sein Vater. »Bist du nicht gerade erst von einem Ausflug zurück? Hier zu Hause gibt es Pflichten, um die du dich zu kümmern hast, oder nicht? Wie wäre es, wenn du zur Abwechslung einmal daran

denkst? Und wenn du nicht lernst, dich zu beherrschen, nehme ich dich nirgendwo mehr mit hin.«

Nils wurde immer kleiner und schluchzte erstickt auf.

Siglind warf Candamir einen äußerst finsteren Blick zu.

Sie fand, er war viel zu schroff und ungeduldig zu seinem Sohn – so wie früher zu seinem Bruder – und schien ständig zu vergessen, dass Nils erst sechs Jahre alt war.

Sie hob den Jungen auf ihren Schoß. »Ihr werdet bestimmt in ein paar Tagen zu Berse gehen«, sagte sie tröstend. »Es ist ja nicht so, als wäre es besonders eilig mit unserem Schiff, nicht wahr?«

Nils fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen. »Nein, Mutter«, murmelte er kleinlaut.

» *Nein, Mutter« ,* ahmte Candamir ihn nach, wobei er das weinerliche Stimmchen treffsicher imitierte. Und im gleichen Tonfall fuhr er fort: »Ich weiß ja, dass du nichts von diesem Schiffsbau hältst, Mutter. Wir sind auf einer Insel irgendwo im weiten Meer, also wo in aller Welt sollen wir hinsegeln?«

Irmgardis lachte über die verstellte Stimme und die komischen Possen ihres Vaters, und Siglind musste wider Willen einstimmen, bemerkte aber gleich darauf: »Eine durchaus berechtigte Frage, auf die ich immer noch keine befriedigende Antwort bekommen habe.«

»Glücklicherweise gibt es kein Gesetz, das einem a M nn

vorschreibt, die vielen Fragen seiner Frau zu beantworten«, raunte Candamir seiner Schale zu.

Er konnte ihr keine befriedigende Antwort geben. Er wollte Catan umsegeln. Er wollte im Herbst wieder mit ein paar Freunden aufs Meer hinaus zum Fischen. Aber für all diese Unternehmungen hätte er sich auch den *Wellenwolf* borgen können. Die Wahrheit war: Er wollte ein Schiff. Er hatte den Verlust des *Falken* nie wirklich verschmerzt. Er wollte ein Schiff, weil all seine Vorfahren Seefahrer gewesen waren und die Sehnsucht nach dem Meer ihm im Blut lag. Ich brauche ein Schiff so wenig wie du das verfluchte Silberkreuz um deinen Hals, hatte er entgegnet, als sie diese Debatte zum ersten Mal geführt hatten, aber so wie du dein Kreuz wolltest, will ich ein Schiff.

Sie hatte nicht einmal entgegenhalten können, dass ein Silberkreuz weitaus weniger kostete als ein Schiff, denn Hacon, der Miteigner des neuen *Falken* sein würde, trug die Hauptlast dieser Anschaffung. Er hatte dem Schiffsbauer neue Äxte, Hobel und weiteres Werkzeug versprochen.

»Wenn du willst, gehe ich mit Nils zu Berse«, erbot sich Godwin, der mit seiner jungen Frau in einem so kleinen Grubenhaus im Hof wohnte, dass sie die a M hlzeiten der

Einfachheit halber mit Candamir und den Seinen einnahmen.

Doch der Herr des Hauses schüttelte entschieden den Kopf.

»Du musst an Haldirs Karren weiterarbeiten. Er wartet dringend darauf. Es ist ärgerlich genug, dass ich im Moment zu nichts komme.«

Godwin hob die Schultern und nickte willig.

»Sven«, wandte Candamir sich an den jungen Sklaven, den er gekauft hatte, um Tjorv zu ersetzen. »Du gehst Godwin

zur Hand. Du bringst die Gäule auf die Weide, Nori. Und ehe die Tore geschlossen werden, holst du sie 690

zurück.«

Die Knechte nickten.

Osmund erschien an der Tür zur Halle. Grüßend nickte er Siglind zu, ohne sie wirklich anzuschauen.

»Ich komme«, sagte Candamir und stand auf.

»Kurz nach Mitternacht hat sie Haflad geschickt, um i m ch

zu rufen«, berichtete Harald. Er stand im Schatten der Esche, umringt von den freien Männern des Dorfes, und wie so oft hatten sich auch Frauen und Unfreie in großer Zahl eingefunden, saßen ein Stück entfernt im Gras und lauschten, was der Schmied berichtete. »Sie habe noch viel zu sagen, erklärte sie mir, und weil manches davon einigen von euch ungelegen käme, wolle sie mir ihren letzten Willen auftragen, damit ihr ihm die gebotete Aufmerksamkeit schenkt und ihn erfüllt.« Er senkte einen Moment verlegen d n

e Blick. Harald war wohl irgendwo

auf halbem Wege zwischen dem vierzigsten und dem fünfzigsten Lebensjahr, schätzte Candamir. Sein Bart war stritten als der weiseste Mann im

grau, und er galt unum

Dorf. Aber es schien ihm immer peinlich zu sein, wenn irgendwer ihm eine herausragende Rolle zuwies.

Um seinen Schwager von diesem Unbehagen zu erlösen, warf Candamir ein: »Sie hat Recht getan. Allen hier ist wohl klar, dass du ihre Wünsche wahrheitsgemäß wiedergibst und nicht gegen irgendwelche persönlichen Interessen abwägst.«

Zustimmendes Gemurmel erhob sich.

»Fahr fort, Harald«, bat Candamir höflich.

Der Schmied nickte. »Wir sollen sie im Tempel aufbahren, wo sie d

en Göttern nahe ist, und ihr die

Totenwache halten, wie wir es für angemessen befinden.

Da sie eine weise, hochehrwürdige Frau war, schlage ich vor, dass zwölf Männer von heute bis übermorgen früh bei ihr wachen.«

Wieder nickten alle.

»Sie will nicht, dass wir ihren Leichnam verbrennen, sondern wir sollen sie am Südufer in Sichtweite der Tempelinsel beerdigen.«

Verblüfftes Schweigen.

»Und auch alle, die nach ihr gehen, sollen nicht verbrannt werden, sagt sie. Denn dieser Boden sei heilig, und jeder, den Odin nach Catan geführt habe, solle in der Erde Catans unverbrannt ruhen und großzügig mit Beigaben ausgestattet werden, auf dass ihnen der Weg in die andere

Welt erleichtert werde und diejenigen, die sie dort erwarten, sehen können, wie Odin uns ausgezeichnet hat.«

Verstehen dämmerte auf den Gesichtern. Austin traute seinen Ohren kaum. Es war das erste – und letzte – Mal, dass die alte Hexe ein Gebot aufstellte, das seinen Wünschen entgegenkam. Tjorv war der Erste seiner Gemeinde gewesen, der gestorben war, und es hatte Austin zutiefst geschmerzt, den Leichnam des treuen Knechts brennen zu sehen, denn während alle anderen geretteten Seelen dereinst die Aufer t s ehung des Fleisches

erleben durften, würde Tjorv auf immerdar nur ein trauriges Häuflein Asche sein …

»Was sie an Besitz zurücklässt, sollen wir nach unserem Gutdünken aufteilen«, fuhr der Schmied fort. »Das meiste sind Zutaten für ihre Tränke und Pulver und dergleichen, aber auch ein paar Perlen, ein bisschen Gold und Bernstein. Ich schlage vor, dass Inga sich von Brigittas Sachen nimmt, was sie braucht, und der Rest zwischen Haflad und Roric aufgeteilt i

w rd, denn sie sind Brigittas

einzige Nachkommen, und so schreiben Sitte und Gesetz es vor.«

Die Männer bekundeten Zustimmung, nur Sigurd fragte:

»Inga? Wieso Inga?« Seine Frau war ebenfalls kundig in Kräutern und alten Liedern, und seiner Meinung nach konnte auch sie einen Anspruch a

uf die Nachfolge geltend

machen.

Harald nickte, als habe er den Einwand erwartet.

»Brigitta hat viele Dinge gesehen in den Stunden vor ihrem Tod, hat sie gesagt. Es ist wohl kein Geheimnis, dass Inga ihre bevorzugte Wahl als Nachfolgerin war, aber es sei auch der Wunsch der Götter, und die Götter würden uns ein Zeichen geben, das nicht einmal die blindesten Holzköpfe unter uns übersehen könnten. Ahm … ihre Worte, nicht meine.«

Viele schmunzelten, manche lachten gar. Die Stimmung war eher angespannt als gedrückt. Niemand außer Inga und vermutlich Haflad hatte Brigitta geliebt. Sie war eine bedeutende Persönlichkeit gewesen, und es war dementsprechend wichtig, alle Regeln des Anstandes bei ihrer Bestattung zu befolgen. Aber Trauer verspürte nie and. Al

m

le hatten ihre ganz persönlichen Erinnerungen an Brigittas scharfe Zunge und ihre Boshaftigkeit.

»Was für ein Zeichen?«, wollte Jared wissen.

»Das werden wir wissen, wenn wir es sehen«, erwiderte der Schmied.

Er warf Osmund einen fragenden Blick zu, doch der hob kurz die Hände. »Ich weiß nicht mehr darüber als du. Als Haflad die Nachricht brachte, seine Mutt r sei tot, ist Inga e

in den Wald gegangen. Sie hat gesagt, sie werde zur rechten Zeit zurückkommen. Was immer das heißt.«

»Dann bleibt nur noch eine Botschaft, die ich euch auszurichten habe.« Harald sah kurz in die Runde. »Hört 693

gut zu, ich gebe es Wort für Wort wieder, wie sie es gesagt hat: ›Und die Götter zeigten mir, dass der abtrünnige Verräter großes Unglück über Odins Volk bringen will.

Nur der Würdigste unter euch kann ihn niederwerfen. Den Würdigsten unter euch müsst ihr zu eurem Anführer kiesen, wenn ihr dem Untergang entrinnen wollt.‹«

Es war still geworden auf der Uferwiese. Alle ließen sich diese Botschaft durch den Kopf gehen und versuchten, sie zu entschlüsseln.

Candamir wechselte einen Blick mit Siglind und sah sein eigenes Unbehagen in ihrer Miene wie in einem Spiegel.

Ihnen erschien Brigittas letzte Botschaft tückisch. Sie glaubten nicht daran, dass ein Anführer ein Gewinn für ihre Gemeinschaft wäre. Siglind hatte den Großteil ihres Lebens unter Cnuts Willkürherrschaft verbracht, und ihre Schilderungen hatten Candamir vor Augen geführt, dass es gefährlich war, einem einzelnen Mann zu viel Macht zuzugestehen. Wo lag schon der Unterschied zwischen einem Anführer und einem König?

»Was heißt ›erkiesen‹?«, fragte Gunda Austin flüsternd.

»Auswählen«, gab er ebenso leise zurück.

Obwohl Candamir, Hacon und Harald ihn schon etliche Male aufgefordert hatten, sich beim Thing zu den Männern zu gesellen, zog Austin es vor, im Hintergrund zu bleiben und nur zu sprechen, wenn sich irgendwer mit einer Frage direkt an ihn wandte. Frei oder nicht frei, er war und blieb ein Außenseiter, dem viele mit Argwohn begegneten.

»Nun, bedauerlicherweise stellt sich der ›abtrünnige Verräter‹ keinem von uns zum Zweikampf, sondern überfällt uns im Schlaf«, sagte Haldir. »Was soll uns also ein würdiger Anführer nützen, wenn es keine offene Schlacht gibt, in die er uns führen kann?«

Jared war bleich geworden. Wie immer überkam ihn ein quälendes Schamgefühl, wenn sein Vater und seine Brüder Gegenstand der Beratungen waren. Hilfe suchend sah er sich um und f n

a d den Blick seiner Frau, Margild.

Augenblicklich fühlte er sich besser. Jared und Margild waren eins jener Paare, bei denen aus Vernunft Liebe geworden war. Sie waren einander sehr zugetan, und Candamir mokierte sich gern über ihr ewiges Geturtel.

Auch Osmun

d war immer bemüht, seinem Vetter

qualvolle Situationen zu erleichtern. »Wir sollten Brigittas Weissagung nicht leichtfertig abtun, nur weil ihr Sinn sich uns nicht auf den ersten Blick erschließt«, riet er, »denn sie kommt von einer Weisen, die den Göttern nahe war.

Lasst uns zum Tempel ziehen und Brigitta dort aufbahren, wie es ihr Wunsch war. Diejenigen von uns, die ihr di e

Wache halten, werden dort Zeit und Ruhe haben, ihre Botschaft zu überdenken, und vielleicht zeigen die Götter uns dann den Weg.«

»Das ist ein sehr vernünftiger Vorschlag«, befand Harald.

Der Tempel hatte sich über die Jahre verändert.

Annähernd mannshohe Standbilder der Götter umgaben den Opferstein in der Mitte der Tempelhalle. Die meisten hatte Berse gefertigt, der sich aufs Schnitzen am besten verstand, weil er ein Leben lang Tierköpfe für die Steven der Schiffe geformt hatte. Die Schnitzereien an den Balken des Fachwerks waren längst fertig gestellt, denn alle Männer hatten bei jedem Opferfest daran gearbeitet.

Und die Wände des Tempels waren innen wie außen rot vom Blut der Opfertiere, mit welchem sie bei jedem Fest bestrichen wurden.

Das war der Grund, warum Austin sich weigerte, an 695

diesen Zeremonien teilzunehmen. Der Anblick und vor allem der Geruch von so viel Tierblut, gepaart mit den heidnischen Ritualen, verursachte ihm Übelkeit.

Doch erst am Tag des Begräbnisses sollte es wieder ein solches Opferfest geben, hatte Candamir ihm versichert und ihn gebeten, eine größere Menge seines nach Kräutern duftenden Lampenöls zum Tempel zu bringen, denn zwei Tage und zwei Nächte waren in der frühsommerlichen Wärme doch eine recht lange Zeit, um einen Leichnam unbestattet liegen zu lassen.

Die Bahre stand zwischen dem Opferstein und der Quelle, und zwölf Männer hatten darum Aufstellung genommen. Mit ehrfürchtig ges n

e kten Häuptern und

reglos wie die Standbilder ihrer Götzen umringten sie die Tote, deren Körperöffnungen vorschriftsgemäß verschlossen

worden waren und deren Gesicht mit einem Leinentuch bedeckt war.

Neben jedem der Wächter stand eine brennende Öllampe, sodass das Zentrum des Tempels hell erleuchtet war. Unruhige, missgestaltete Schatten huschten über die Wände. Austin machte ein Kreuzzeichen, ehe er aus dem Dunkel trat und den Tonkrug mit dem Lampenöl vor Candamir abstellte.

Candamir lächelte ihm flüchtig zu.

»Du kannst wieder gehen«, raunte Osmund. Es klang leise, aber unverkennbar barsch. »Verschwinde. Du entweihst diesen Ort und störst die Ruhe der Toten.«

Austin nahm es ihm nicht übel. Er wusste, viele Stunden stillzustehen, zu fasten und zu schweigen fiel diesen Männern ungeheuer schwer. Sie waren derartige Übungen der Askese und Einkehr, die nicht ihrer Natur entsprachen, nicht gewohnt. So war es kaum verwunderlich, dass sie grimmig und reizbar wurden.

696

Der Mönch warf einen letzten Blick auf den verhüllten Leichnam. Zwei weiße und ein schwarzer Rabe hockten reglos zu seinen Füßen, und Austin überlief ein eisiger Schauer. Mit einem Mal fürchtete er, Brigitta könnte sich plötzlich bewegen oder gar aufsetzen. Ruhe in Frieden, alte Hexe, dachte er. Aber ruhe.

Ohne erkennbare Eile, aber erleichtert verließ er den heidnischen Tempel.

Am Morgen des übernächsten Tages betteten sie Brigitta zur Ruhe. Ein paar Sklaven hatten am unbewohnten Flussufer

gleich gegenüber der Insel i e ne große Grube

ausgehoben, und die Frauen hatten die Beigaben vorbereitet: Brot, Fleisch, Fisch und Met als Proviant, ein Paar neuer, fester Schuhe für den weiten, gefahrvollen Weg, Brigittas kleinen Handwebrahmen, ein hölzernes Kistchen mit Perlen und – die wichtigste Gabe von allen –

das Säckchen mit ihren Runen. All dies hatten die Frauen und Mädchen um ein Strohlager arrangiert, welches mit weichen Fellen und feinsten Wolldecken gepolstert war.

Auf diesem Lager stellten die Männer die Bahre behutsam ab.

Als die Träger aus der Grube geklettert waren, erhob sich ein vertrautes Krächzen, und Brigittas Raben ka e m n

von der Tempelinsel herübergeflogen, landeten in der Grube und ließen sich wieder zu Füßen ihrer toten Herrin nieder.

Die Cataner, die vollzählig versammelt um das Grab standen, wechselten verwunderte Blicke.

Haflad kletterte ächzend wieder in die Grube hinab und versuchte, die Vögel zu verjagen, doch erfolglos.

Missgelaunt hackten sie nach seinen Händen, sodass er schließlich unverrichteter Dinge und mit ein paar 697

Blessuren wieder zum Vorschein kam.

»Was nun?«, fragte Harald ratlos.

»Sollen wir sie töten, ehe wir den Hügel aufschütten?«, fragte Jared unsicher.

» *Heilige* Vögel?«, entgegnete Osmund ungläubig. »Dazu *Brigittas* heilige Vögel? Ich an deiner Stelle würde noch einmal gut darüber nachdenken …«

»Schließt die Grube«, sagte eine Stimme hinter ihnen entschieden.

Alle fuhren herum.

»Schließt die Grube«, wiederholte Inga. »In alten Zeiten war es üblich, dass ein treuer Hund, ein Ross oder gar eine ergebene Sklavin mit einem Toten von hohem Rang verbrannt oder begraben wurde. Es ist schon recht so.

Rührt sie nicht an, aber begrabt sie mit ihr.«

Niemand antwortete. Alle starrten die junge Frau an, hier und da stand gar ein Mund offen. Inga trug ein schlichtes, weißes Gewand ohne alle Stickereien, nur um den Hals hatte sie eine Lederschnur mit einem goldenen Thorshammer daran. Sie sah sehr erhaben aus. Doch nicht das war der Grund, warum die Menschen sie so voller Ehrfurcht und Staunen betrachteten, sondern die Vögel.

Inga trug drei weiße Raben. Zwei hockten links und rechts auf ihren Schultern, einer auf ihrem linken Unterarm, genau wie Brigitta ihre Raben getragen hatte. Doch Brigittas Raben hockten dort unten in der Grube, außerdem war einer davon schwarz. Diese drei hatte Inga offenbar während der zwei Tage gezähmt, die sie im Wald verbracht hatte. Dabei wusste jeder, dass es vollkommen unmöglich war, die weißen Catanraben zu zähmen. Sie waren scheu und mieden die Menschen. Niemand außer der Priesterin brachte das fertig …

, ehe e

Harald fasste sich als Erster. Er räusperte sich r

respektvoll sagte: »Sehet das Zeichen. Ich schätze, damit ist die Frage nach Brigittas Nachfolge beantwortet, oder?«

Er schaute zu Sigurd. Der junge Schiffsbauer senkte den Blick und nickte.

Osmund ging seiner Frau entgegen, nahm ihre rechte Hand und führte sie ans offene Grab. Die Cataner bildeten eine Gasse, um sie durchzulassen. Schweigend blickten Osmund und Inga auf die Tote und ihre prächtigen Beigaben hinab.

Inga nickte zufrieden. »Es ist recht so«, bekundete sie und trat zurück, damit die Männer die Grube schließen und den Grabhügel aufschütten konnten.

Sie wandte sich an Jared, der schon mit der Schaufel in der Rechten bereitstand. »Öffne deine Hand«, bat sie ihn.

Wie ein Traumwandler folgte er der Aufforderung und streckte die Linke aus.

Sie ließ ein paar kleine Samenkörner hineinrieseln.

»Streu sie auf den Hügel, wenn ihr fertig seid.«

Jared nickte. »Ist gut.« Er betrachtete die kleinen, graugrünen Körner neugierig. »Was ist es?«

»Wasserschierling«, erklärte sie. »Er schützt die Ruhe der Toten vor Druden und bösen Flussgeistern.«

»Bestimmt«, raunte Austin Siglind zu. »Aber er ist sehr giftig für Mensch und Tier.«

Inga hatte ihn gehört. Sie wandte den Kopf und sah ihn an, lange und unverwandt.

Er musste feststellen, dass ihm die junge Hexe mit ihren drei schneeweißen Raben ebenso unheimlich war wie die alte. Aber er erwiderte ihren Blick scheinbar gelassen; er lächelte gar ein wenig, wenngleich es ihn Mühe kostete.

Der Fanatismus, der in Ingas Augen loderte, stand dem seinen in nichts nach, und er wusste, er machte einen 699

Fehler. Es wäre weiser und Gottes Sache dienlicher, wenn er jetzt, dieses eine Mal, Demut zeigte. Wäre es ein Mann gewesen, mit dem er sich hier maß, hätte er es getan. Doch so war es unmöglich.

Mit Booten und Flößen kehrten die Cataner auf die Tempelinsel zurück, wohin die Sklaven inzwischen die Opfertiere gebracht hatten. Candamir hatte seinen schönsten Jungbullen für diesen feierlichen Anlass ausgewählt, doch er konnte ein leises Seufzen nicht ganz unterdrücken, als er dem Bullen, der ihn treuherzig und ahnungslos anschaute, die stämmige Schulter klopfte.

»Nichts für ungut, mein Junge …«

Nils stand an seiner Seite,

it den Fingern

spielte nervös m

an dem Blumenkranz, den die Sklavinnen dem Bullen gebunden hatten, und flüsterte erstickt: »Bitte, Vater, tu’s nicht.«

Kopfschüttelnd sah Candamir auf ihn hinab. »Das haben wir alles schon ein Dutzend Mal besprochen. Es muss sein, und ich meine, es wird Zeit, dass du mit diesem albernen Getue aufhörst. Du kannst nicht jedes Mal in Schwermut verfallen, wenn wir ein Tier schlachten, Nils, denn wir müssen *essen*.«

»Ich weiß.«

»Na also.« Er hockte sich vor seinen Sohn ins Gras und zog das Amulett hervor, das unter der Kleidung um den kleinen Hals hing und das Antlitz des einäugigen Gottes zeigte. »Hier, schau ihn dir an.«

Folgsam nahm Nils das Bildnis in die Hände und betrachtete es mit einem beinah andächtigen Lächeln.

»Odin.«

Candamir nickte und legte seinem Sohn die Hände auf die Schultern. »Er hat uns auserwählt. Und dich ganz 700

besonders, denn du warst der Erste, der in diesem Land zur Welt kam, das weißt du doch, oder?«

Nicken.

»Deswegen ist er dein Schutzgott, und er wacht jeden Tag, jede Stunde über dich. Du kannst von Glück sagen, den Weisesten und Größten der Götter zum Beschützer zu haben. Denkst du nicht, es ist das Mindeste, dass du dich ihm zu Ehren ohne Tränen von diesem dummen Rindvieh trennst?«

»Doch, schon. Aber …«

»Nein, Nils, es gibt kein Aber. Tu es, oder geh mit deiner Mutter und Austin nach Hause.«

»Ich will hier bleiben!« Es war das erste Mal, dass er an einer Zeremonie im Tempel teilnehmen durfte. Roric, der ja beinah zwei Jahre älter war als er und den sein Vater von klein auf mit in den Tempel genommen hatte, hatte ihm schon so viel davon erzählt. Nils war aufgeregt und voller Vorfreude.

»Einverstanden«, sagte Candamir. »Dann weißt du ja, wie du dich zu benehmen hast. Ich will kein Gejammer hören, wenn die Tiere geschlachtet werden. Machst du mir hier Schande, dann wird dein Gejammer, wenn wir heimkommen, ungleich viel größer sein. Ist das klar?«

Nils nickte.

Candamir lächelte und knuffte ihn leicht mit der Faust auf die Schulter. »Dann lauf und such deine Freunde.«

Der kleine Junge streichelte dem Bullen verstohlen das Knie und stob dann davon.

Die Männer begannen zu trinken, kaum dass sie auf der Insel eingetroffen waren. Während sie Holz hackten, die großen Feuer links und rechts des Opfersteins anzündeten und die übrigen Vorbereitungen trafen, flossen Bier und 701

Met in Strömen. Fast alle Cataner beiderlei Geschlechts, Freie wie Unfreie, hatten sich zum Tempelfest eingefunden, nur ein oder zwei Sklavinnen aus jedem Haushalt blieben mit den kleineren Kindern daheim.

Natürlich fanden längst nicht all diese Menschen im Tempel Platz, so groß er auch war. Man hatte beschlossen, die Plätze im Innern den Freien vorzubehalten. Lediglich Austin und die knapp zwei Dut e

z nd seiner Anhänger, die

es wagten, sich offen zu ihrem neuen Glauben zu bekennen, blieben den Zeremonien fern.

Candamir wusste, dass Siglind diese Feste genauso verabscheute, wie Austin es tat, trotzdem fragte er sie:

»Willst du nicht dieses eine Mal bleiben? Für Inga? Es ist ihre erste Zeremonie, sicher ist sie aufgeregt. Und ist sie nicht deine Freundin?«

Siglind runzelte verblüfft die Stirn, dann schüttelte sie mit einem leisen Lachen den Kopf. »Schon lange nicht mehr. Es hört nie auf, mich zu verwundern, wie blind du dich stellen kannst.«

Inga und Siglind waren einander einmal verbunden gewesen, denn sie hatten beide zu dem inzwischen fast schon legendären Kundschaftertrupp gehört. Der Altersunterschied war gering, und sie hatten damals manches gemeinsam gehabt. Doch wie so viele Dinge hatte sich auch das geändert. Siglind hatte kein großes Bedürfnis nach weiblichen Vertrauten, denn sie hatte Candamir, mit dem sie ihr Leben und ihre Gedanken teilte, und für jene Gedanken, die zu begreifen er sich weigerte, hatte sie Austin. Die einzigen Frauen, die sie Freundinnen nannte, waren ihre Schwägerin Asta und ihre Sklavin Freydis, die beide den neuen Glauben gewählt hatten.

»Nein, glaub mir, es ist viel besser, ich gehe heim.«

Er hob ergeben die Schultern. »Wie du willst.«

Sie legte die Hände auf seine Schultern und stellte sich auf die Zehenspitzen, um ihn zu küssen. »Denkst du, es würde

irgendetwas nützen, wenn ich dich ermahnte, maßvoll zu trinken?«

Er grinste. »Nein.«

Er schloss sie in die Arme, legte ungeniert die großen Hände auf ihr Gesäß, und dann ließ er sie bedauernd ziehen.

Wie immer war es im fensterlosen Tempel dämmrig. Die e

b iden Feuer waren schon weit heruntergebrannt. Um das Becken der Quelle stand ein Kranz aus Öllampen, die jedoch ebenso viel Rauch wie Licht spendeten.

Dicht an dicht saßen die Menschen auf der Erde und redeten. Die Stille, die diesen Ort während der Totenwache geheiligt hatte, war vertrieben. Doch als Osmund und Thorbjörn das erste Opfertier hereinführten, wurde das Gemurmel gedämpfter.

Es war Candamirs Jungbulle. Ihm schwante offenbar nichts Gutes, denn er drehte nervös den Kopf und schaute sich mit rollenden Augen um, doch Inga hatte die Opfertiere mit einem Trank beruhigt, wie Brigitta es ihr beigebracht hatte, damit sichergestellt war, dass bei der Zeremonie alles reibungslos ablief.

Die beiden Männer führten den Stier zum Opferstein und zwangen ihn die flache Stufe hinauf. Dann nahmen sie links und rechts neben ihm Aufstellung und hielten die Seile gespannt, die um den Hals des Tieres lagen. Der Bulle konnte den Kopf nicht mehr bewegen.

Als Inga den Tempel betrat, wurde es still. Sie trug ein Gewand, wie keiner von ihnen es je gesehen hatte: einen weiten Umhang von einer schockierenden, blutroten Farbe

mit einer Kapuze, die ihr Gesicht so vollkommen beschattete, dass man es nicht mehr sah. Gewand und 703

Kapuze waren mit magischen Zeichen, mit Runen und Fünfsternen, bestickt. Der Umhang reichte ihr bis zu den Knöcheln der bloßen Füße und war vorn geschlossen, der Ausschnitt jedoch großzügig, sodass Candamir nicht der einzige Mann war, der sich fragte, ob sie etwas darunter trug.

Sie blieb mit gesenktem Haupt vor dem Bullen stehen, und das Tier schien etwas von ihrer Ruhe wahrzunehmen, stand mit einem Mal stockstill. Die Furcht war aus seinen Augen verschwunden.

Mit einem kleinen, blitzschnellen Ruck zog Inga einen Dolch aus dem Ärmel und schnitt dem Bullen in einer gekonnten, fließenden Bewegung die Kehle durch. Ein erregtes Raunen erhob sich.

Fast sofort brach das stämmige Tier in die Knie, und Osmund und Thorbjörn mussten ihre ganze Kraft aufbieten, um es im Lot zu halten und so zu verhindern, dass es zu früh kippte.

Inga bückte sich und hob die große, goldene Schale auf, die Hacon gemacht hatte. Es war ein überaus kostbares Gefäß, der Rand mit Perlen, Türkisen und anderen wertvollen Steinen besetzt, die man in Catan finden konnte. Leise begann die Priesterin zu Odin zu singen, während sie das rote, sprudelnde Blut auffing. Die monotone Melodie war dieselbe, die Brigitta immer gesummt hatte, doch Ingas Stimme war kraftvoller, verlieh den Worten mehr Gewicht.

Als die Schale fast bis zum Rand gefüllt war, wandte Inga sich den Versammelten zu.

Osmund und Thorbjörn ließen die Seile los, schienen auf einen Schlag jegliches Interesse an dem Bullen zu verlieren und setzten sich in die vorderste Reihe zwischen ihren Nachbarn auf die Erde.

704

Vier Sklaven traten lautlos zum Opferstein, um das tote Tier fertig auszubluten, zu häuten, auszunehmen und sein Fleisch u

z zubereiten. Niemand schenkte ihnen die geringste Beachtung. Unter den Sklaven galt es als hohe Auszeichnung, für diese Aufgabe ausgewählt zu werden, aber sie war nicht ungefährlich. Wer zu viel Lärm machte oder den Ablauf der Zeremonie in anderer Weise behinderte, hatte von seinem Herrn keine Gnade zu erhoffen.

Alle Blicke ruhten auf Inga, die die Schale mit ausgestreckten Armen hochhielt und ihren Gesang fortsetzte. Beiläufig bewunderte Candamir ihre Kraft, denn die Schale war schon ohne Inhalt schwer.

Schließlich stellte Inga das Gefäß auf das dafür vorgesehene Dreibein, hob die Hände und warf die Kapuze zurück. Hier und da schnappte jemand nach Luft.

Inga trug das herrliche, blonde Haar offen, nur ein Stirnreif aus kunstvoll ziseliertem Kupfer hielt es zurück.

»Du meine Güte, Hacon«, murmelte Candamir. »Du hast dich wieder mal selbst übertroffen.«

Doch nicht das Schmuckstück war es, das den Leuten den Atem verschlug, sondern Ingas Gesicht. Stirn und Wangen waren mit kleinen roten Runen bemalt. Diese Zeichnung

verfremdete ihre Züge so vollkommen, dass es allen schien, als sähen sie sie zu ersten Mal. In m

ga wirkte

erhaben und furchteinflößend.

Sie tauchte eine kleine Reisigrute in die Blutschale und berührte damit die Stirn der zentralen Götterfigur vor dem Opferstein. »Heil dir, Vater der Götter, der du alle Dinge ersonnen und erschaffen und uns die r K önung deiner

Schöpfung geschenkt hast!«

»Heil dir, Odin«, murmelten die Versammelten.

Blut rann von der Stirn des Gottes in sein Auge, über die
705

Wange und tropfte schließlich von seinem Kinn.

Inga wandte sich der Figur zu, die Odin rechts flankierte.

»Heil dir, Trutzstarker, der du die Götter und ihre Heimstatt vor allen Feinden beschützest!«

»Heil dir, Thor.«

»Heil dir, Spender des Lebens, der du Erde, Mensch und Tier mit Fruchtbarkeit segnest!«

»Heil dir, Freyr …«

Einen nach dem anderen grüßte und pries sie die Götter und benetzte sie mit Blut, genau wie Brigitta es vor ihr getan hatte.

Ganz allmählich und behutsam hatte die alte Frau die Menschen zu den halb vergessenen Riten ihrer Ahnen zurückgeführt und sie gele r

h t, dass die Menschen mit dem

Blut der Opfertiere die Kraft der Götter zu stärken vermochten. Zu Anfang hatte die Zeremonie viele erschreckt, doch inzwischen hatten sie sich daran gewöhnt. Niemand zuckte mehr zurück, als Inga ihre Rute wieder in die Schale tauchte und die Gläubigen mit Blut besprengte. Mit demütig gesenkten Häuptern machten sie ihr Platz, damit sie weiter nach hinten durchgehen und möglichst viele mit dem Kraft spendenden Blut benetzen konnte. Als die Schale zur Hälfte geleert war, reichte sie sie dem Mann, vor dem sie scheinbar zufällig gerade stand.

»Heilige den Tempel mit dem Blut des Opfers, Candamir.«

Candamir stand auf und nahm ihr die Schale ab. Einen Augenblick starrte er in ihr fremdartiges, bemaltes Gesicht. Er verspürte einen fast unbezäh b m aren Drang,

der Priesterin ihr seltsames Gewand vom Leibe zu reißen, sie zu Boden zu zerren und sich zu nehmen. Es war nicht 706

nur die Heftigkeit dieses Verlangens, die ihn beunruhigte, sondern auch dessen Beschaffenheit. Alle Bilder, die ihm plötzlich durch den Kopf schossen, waren abscheulich.

Gemeine, grausame Dinge waren es, die er tun wollte. Mit einem kleinen Kopfschütteln befreite er sich von diesem unheimlichen Bann und schaute Inga noch einen Moment in die Augen. Ihre Pupillen schienen ihm unnatürlich geweitet, ihr Blick fern, so als sehe sie nicht ihn und den Tempel, sondern etwas völlig anderes.

»Worauf wartest du?«, fragte sie schneidend.

Blinzelnd wandte er sich ab und trug die Opferschale zur Tempelwand, wo er sie auf die Erde stellte und dann beide Hände hineintauchte. Mit den Handflächen strich er über die Wand und benetzte sie mit einer neuen, hellroten Farbschicht. Er war dankbar, dass er schon reichlich betrunken war, denn für diese ehrenvolle Aufgabe hatte er immer noch nicht viel übrig. Er ekelte sich ein bisschen davor. Und als er neben sich plötzlich seinen Sohn entdeckte, der ihm verschwörerisch zulächelte, ehe er die kleinen Hände eintauchte und sich mit großem Eifer dem unteren Teil der Wand widmete, beschlich Candamir der Verdacht, es könne gefährlich, gar unheilvoll sein, was sie hier taten.

Mit jedem Tier, das geopfert wurde, mit jedem Becher, den die Männer tranken, heizte die Stimmung sich weiter auf. Ohne Pause brieten und kochten die Sklaven das Fleisch, verteilten es an die Menschen im Tempel, die sich genüsslich und gut gelaunt darüber hermachten wie bei jedem anderen Fest, doch bei jeder Opferung schien die Spannung im Tempel zuzunehmen. Nicht einmal der Bratenduft konnte den Blutgeruch vertreiben, und manch einer der Männer fiel in einen eigentümlichen Taumel und trank von dem Blut, ehe er es auf die Wände strich.

Als das fünfte der neun Opfertiere verzeh war es

rt war,

Nacht geworden. Die Türen in den Giebelwänden der großen Halle wurden aufgestoßen, um den Qualm heraus-und die kühle Abendluft hereinzulassen. Mancher Cataner ergriff die Gelegenheit, um ein bisschen Luft zu schnappen, seine

Blase zu erleichtern oder sonst irgendetwas zu tun, was keinen Aufschub duldete.

Candamir sah seinen Ziehbruder mit der Priesterin im Wald verschwinden, und er war nicht verwundert, dass Osmund es offenbar furchtbar eilig hatte. Für einen Moment beneidete er ihn so sehr, dass er ihm gram war.

Dann ließ er sich ins Gras fallen, stützte die Stirn in die Hände und murmelte: »Mächtiger Tyr, was ist nur los mit mir?«

»Das ist der Blutrausch«, sagte eine vertraute Stimme aus der Dunkelheit. »Sei unbesorgt. Es vergeht wieder.«

Candamirs Kopf ruckte hoch. »Austin … Was in aller Welt tust du hier?«

Der Mönch trat aus dem Schatten der Eiche, wo er sich verborgen hatte, als er Schritte hörte, und setzte sich neben ihn.

Der abnehmende Mond war nur noch eine halbe Münze, doch er spendete genug Licht, dass die beiden Männer sich erkennen konnten.

Austin hielt ein schlafendes Kind im Arm. Es war Nils.

»Ich dachte, ich bringe ihn nach Hause.«

»Das ist sehr gut von dir. Aber was hat dich überhaupt hierher verschlagen? Sonst meidest du die Tempelfeste und betrittst nicht einmal die Insel, wenn sie stattfinden.«

Austin nickte. »Ich wollte sehen, was Inga tut.« Es war immer wichtig, seinen Gegner zu studieren und zu kennen, das galt nicht nur auf dem Schlachtfeld. »Was sie anders

macht als Brigitta. Jede neue Generation bringt ihre eigene
708

Prägung mit sich. Ich wollte sie mir anschauen.«

»Und?«, fragte Candamir halb interessiert, halb spöttisch.

»Wie lautet dein Urteil?«

»Ich schätze, es deckt sich mit deinem. Ich habe mir erlaubt, dich dort drinnen zu beobachten. Und du sahst nicht sehr glücklich aus.«

Mit einer ungeduldigen Geste wischte Candamir diese Behauptung fort. »Ich bin unleidlich, weil ich meiner Frau vier Wochen lang fernbleiben musste und mir dank der törichten Zugeständnisse an deinen Gott, zu denen du und sie mich erpresst habt, keine andere nehmen darf. Da soll ein Mann nicht auf dumme und finstere Gedanken kommen.«

Austin nickte, auch wenn er nicht glaubte, dass das der wahre Grund für Candamirs rastlose Gemütslage war.

»Komm mit nach Hause«, schlug er vor.

Candamir brummte verdrossen. »Was soll ich dort? Ich bin noch lange nicht betrunken genug, um nach Hause zu gehen. Aber du solltest verschwinden, ehe irgendwer dich hier erkennt. Das gibt nur Ärger.«

»Ja, bestimmt.« Doch Austin rührte sich nicht. »Warum willst du hier bleiben, wo dein Herz dir doch sagt, dass es nicht recht ist, was sie hier tun?«

»Doch, es ist recht«, widersprach Candamir hitzig, wenn auch gedämpft. »Es ist alt und ehrwürdig.«

»Das hat in deinen Augen noch nie etwas gerechtfertigt.«

»Deine Vorfahren haben es auch getan!«

»Aber wir haben uns davon befreit. Und das willst du auch.«

»Oh, fang nicht schon wieder damit an. Ich bleibe hier.

709

Und sei es nur, um mir zu beweisen, dass ich es aushalten kann …«

Erschrocken über dieses unbedachte, beschämende Eingeständnis schlug er die Hand vor den Mund. »Was ich wieder rede«, brummte er angewidert, nachdem er sie hatte sinken lassen.

»Geh, Austin. Immer entlockst du mir Dinge, die ich nicht sagen will. Das ist widerwärtig. Geh lieber, bevor du meiner düsteren Laune zum Opfer fällst.«

»Na schön.« Seufzend erhob sich der Sachse, doch er brachte es immer noch nicht übers Herz, Candamir hier zurückzulassen, an diesem Ort des Schreckens. Während er noch dastand und zögerte, regte sich Nils plötzlich in seinen Armen und schluchzte erstickt. »Vater …«, murmelte er schlaftrunken.

Ohne jeden bewussten Entschluss sprang Candamir auf und nahm Austin das Kind ab. »Hier bin ich, mein Junge.«

»Ich hab etwas Grässliches geträumt.«

»Das ist kein Wunder, weiß Gott«, murmelte Austin vor sich hin.

»Schsch«, machte Candamir und drückte den kleinen, warmen Körper vorsichtig an sich. »Jetzt bist du aufgewacht, und der Traum ist fort.«

»Nein, er ist noch da, ich weiß es. Wenn ich die Auge n

schließe, kommt er wieder.«

»So ist es leider nur zu oft mit bösen Träumen«, musste sein Vater einräumen.

»Aber ich hab nicht gejam e

m rt, als sie unseren Bullen

geschlachtet hat«, erklärte Nils, seine Stimme jetzt deutlicher. Er kämpfte gegen den Schlaf an.

»Nein. Du warst großartig. Sehr tapfer.«

»Gehen wir jetzt nach Hause, Vater?« Es sollte nüchtern 710

und sehr erwachsen klingen, aber der bange Unterton war unüberhörbar.

Candamir wechselte einen kurzen Blick mit Austin.

Dann nickte er. »Also schön. Gehen wir nach Hause.«

711

HEUMOND, Jahr 7

»Schau mal, Candamir. Hast du dir das etwa so vorgestellt?«

Candamir richtete sich von seiner Arbeit auf und ließ den schweren Hobel sinken. An der Tür zur Werkstatt stand sein Bruder und streckte ihm beide Hände entgegen.

Neugierig trat Candamir näher, und als er nicht mehr geblendet war, erkannte er, was Hacon ihm brachte: eine Eisenklinge, länger als sein Arm, die Oberkante glatt, die Unterseite mit kleinen, sehr gefährlich wirkenden Zähnen bewehrt.

Beinah andächtig nahm Candamir sie in beide Hände.

»Oh, Hacon. Das ist *perfekt*!« Seine Augen leuchteten auf.

Sein Bruder lächelte zufrieden. »Wollen wir es mal probieren?«

»Unbedingt!«

Eifrig wie zwei kleine Jungen traten die Brüder an Candamirs Werkbank. Hacon kannte sich hier bestens aus.

Sie hatten oft Gelegenheit, zusammenzuarbeiten. So viele Dinge des Alltags bestanden a s Holz u

und Eisen:

Werkzeuge, Pflüge, Pfeile und Speere für die Jagd, Fässer und Karren und vieles mehr. Da sie es beide genossen, in Gesellschaft des anderen zu arbeiten, traf n e sie sich meist

an einem Tag der Woche in Hacons Schmiede oder Candamirs Tischlerei zu irgendwelchen gemeinsamen Werken.

Candamir hatte Hacon vor zwei Wochen von der Säge erzählt. Er hatte einmal einen Zimmermann in einem Dorf an der Elbe gesehen, der eine benutzte, und das seltsame Gerät hatte ihn fasziniert. Berse, der alte Schiffsbauer, 712

hielt freilich nichts von Sägen. Seit Menschengedenken bauten sie Häuser, Möbel und Schiffe aus Holz, und das sei bislang immer ohne solch neumodisches Zeug gegangen, hatte er brummelnd abgewehrt.

Außerdem eigne sich ein solches Ding, wie Candamir es beschreibe, gewiss nicht zur Bearbeitung von frischem Holz.

Aber Candamir hatte schon allerlei ausprobiert, worüber Berse nur den Kopf schütteln konnte, manches mit Erfolg.

So verwendete er zum Möbelbau immer weniger das junge, »grüne« Nadelholz, wie es üblich war, sondern ließ Eichen- oder Buchenholz ein paar Jahre liegen, ehe er Truhen, Tische und Karren daraus machte. Diese Möbelstücke verzogen sich niemals, hatte er festgestellt.

Candamirs Tische wackelten nicht, seine Truhen und Türen ließen sich auch bei feuchter Witterung öffnen und schließen, ohne zu klemmen. Aber dieses harte, abgelagerte Holz erforderte ganz anderes Werkzeug, und so träumte Candamir von einer Säge.

Ohne ihm einen Ton zu sagen, hatte Hacon nach Candamirs Beschreibung ein Sägeblatt geschmiedet, und da Candamir den dazugehörigen Holzrahmen längst gefertigt hatte, brauchten sie es jetzt nur noch einzuspannen. Dazu klemmten sie das Blatt in die gesplissenen Enden des Rahmens, der ein doppeltes, unten offenes Viereck bildete, sicherten das Blatt oben und unten mit den kleinen Eisenbolzen, die Hacon ebenfalls mitgebracht hatte und in die vorgebohrten Löcher steckte, und schon war alles bereit. Voller Tatendurst gingen sie in den kleinen Hof hinter der Werkstatt, um zu versuchen, vier zukünftige Karrenräder von einem dicken Baumstamm abzuschneiden wie Wurststücke mit dem Messer.

Siglind saß mit Asta und Gunda auf der Bank an der Gartenseite ihres Hauses. Die Kinder tollten zwischen den Obstbäumen und Beerensträuchern herum, die schon voller Früchte hingen.

Nils zeigte sich heute von seiner besten Seite und ließ seinen Vetter Ole, der ja eigentlich sein Halbbruder war, großmütig mit seinem Spielzeugschiff über einen für Erwachsene unsichtbaren Ozean segeln, ohne es ihm wie beim letzten Mal allenthalben wegzunehmen. So kam es, dass die Stimmung im Garten friedvoll war, beinah schläfrig.

Eigentlich hätten die drei Frauen und zumindest die größeren Kinder draußen auf den Wiesen beim Heumachen sein sollen, aber heute war es so schrecklich heiß, dass sie beschlossen hatten, lieber im Schatten oder im Haus zu bleiben, Kirschen einzukochen und das Mähen der Wiesen unter sengender Sonne den Sklaven zu überlassen, die man ja glücklicherweise nicht nach ihrer Meinung zu fragen brauchte.

Siglind und Gunda hatten jede eine große Schale mit Kirschen auf dem Schoß und ein kleines Messer in der Hand, mit welchem sie geschickt die Steine aus den Früchten lösten, ehe diese im Einkochkessel zu ihren Füßen landeten. Nur Asta hatte die Hände auf ihrem dicken Bauch gefaltet und tat nichts weiter, als zu brüten.

»Oh, seliges Nichtstun«, sagte sie mit einem komischen Seufzer. »Austin muss sich irren. So etwas Herrliches *kann* keine Sünde sein.«

Die anderen beiden lachten.

Solvig, die neue Amme, kam aus dem Haus. »Heide sagt, ihr müsst ihr die Kirschen bald bringen, Herrin, sonst werden sie nicht mehr fertig, ehe sie das Abendessen aufsetzt.«

714

»Ist gut. Dann trag den Kessel hinein, er ist ohnehin fast voll. Den Rest machen wir morgen.«

Ohne das geringste Bedauern stellten auch Siglind und Gunda ihre Beschäftigung ein und fingen an, von den Kirschen zu naschen, während die Sklavin den Kessel zurück ins Haus trug.

»Was ist mit ihr?«, fragte Asta, als das junge Mädchen verschwunden war. »Sie sieht ganz verheult aus.«

Siglind hob ratlos die Hände. »Ich weiß es nicht. Sie ist mir ein Rätsel, in jeder Hinsicht. Kein Mensch weiß, wer der Vater ihres Sohnes ist. Sie hat eine Todesangst vor Candamir, also nehme ich an, irgendwer hat ihr Gewalt angetan.«

»Aber sicher nicht Sigurd«, warf Asta ein. »Er hat doch nur Augen für seine Britta.«

Der Sohn des Schiffsbauers hatte Siwards Witwe geheiratet, keine zwei Wochen nachdem der alte Griesgram gestorben war. Es wurde allgemein angenommen, dass Sigurd und Britta schon vorher ein Liebespaar gewesen waren.

Siglind hob die Schultern. »Das muss nichts heißen.

Aber ich denke auch nicht, dass Sigurd es war. Wie dem auch sei. Das Kind ist da, der Schrecken sollte lange vergessen sein, und Solvig müsste inzwischen gemerkt haben, dass sie von Candamir nichts zu befürchten hat.

Trotzdem ist sie todunglücklich. Aber die Kinder lässt sie es nicht spüren. Sie ist eine gute Amme.«

Gunda, die viele Jahre als Unfreie unter diesen Menschen gelebt hatte, sah die Dinge immer noch aus einem etwas anderen Blickwinkel als ihre Schw g ä erinnen.

»Vielleicht ist es ganz anders«, sagte sie. »Vielleicht liebt sie einen von Sigurds oder Berses Knechten und hält es nicht aus, von ihm getrennt zu sein.«

»Dann soll sie den Mund aufmachen und es sagen«, entgegnete Siglind ungeduldig. »Für so etwas lässt sich doch eine Lösung finden.«

»Den Mund aufzumachen ist nicht immer so einfach, wie du glaubst«, erwiderte Gunda, aber ehe Siglind sie um eine nähere Erklärung bitten konnte, ließ ein höchst eigenartiges Geräusch die drei Frauen aufhorchen.

Es war ein rhythmisches, hohes Heulen. Oder eher ein Reißen. Unmöglich zu beschreiben.

»Oh Gott, was ist das?«, rief Gunda erschrocken aus.

»Eine Säge«, antwortete Austin, der mit einem großen Holzbottich vor dem Bauch vom Fluss kam. »Und i h c

habe dir schon hundert Mal gesagt, du sollst den Namen des Herrn nicht eitel führen.«

»Vergib mir, Austin«, murmelte Gunda. Sie wusste sehr wohl, dass der Mönch sie nicht mochte, und immer noch fürchtete sie sich ein wenig vor ihm.

»Eine was?«, fragte Siglind.

»Säge. Man zerschneidet Holz damit. Gelegentlich auch Finger oder Hände und Füße, was ihr gerade so unterkommt. Das Nächste, was ihr hören werdet, wird ein Schmerzensschrei sein.«

Die Frauen lachten unbekümmert.

Mit einer angewiderten Grimasse zeigte Asta auf den Inhalt seines Bottichs. »Was hast du da?«

»Gekochte Lammhäute«, erklärte Austin und betrachtete die milchige Brühe und die schwammigen Häute darin verzückt.

»Daraus lässt sich das allerbeste Pergament machen, weißt du. Leider schlachtet hier so selten jemand ein Lamm.«

Natürlich ließen die meisten Leute ihre Lämmer lieber 716

groß werden und Nachkommen zeugen, doch zum Mittsommerfest vor knapp zwei Wochen hatten einige der erfolgreicheren Züchter dennoch ein Lamm geopfert, und Austin hatte verkündet, er werde für die Häute unwiderstehliche Angebote machen.

»Und was tust du mit diesem besonders feinen Pergament?«, wollte Siglind wissen.

Ehe der Sachse antworten konnte, erscholl hinter der Tischlerei der angekündigte Schrei, und das Singen der Säge verstummte abrupt.

Erschrocken sprangen Siglind und Gunda auf, nur Asta blieb sitzen. In ihrem Zustand sprang man einfach nicht mehr auf, egal, was passiert war.

Nach wenigen Augenblicken kam Candamir hinter seiner Werkstatt zum Vorschein. »Siglind, könntest du …

Oh, Austin. Das trifft sich gut.«

»Hat Hacon sich verletzt?«, fragte Gunda ängstlich und machte einen Schritt auf ihn zu.

Wie üblich tat Candamir so, als habe er sie nicht gehört, sondern nahm Austin seinen Bottich aus den Händen, stellte ihn achtlos auf die Erde und zerrte den Mönch am Ärmel mit sich. Ausnahmsweise überwand Gunda ihre Scheu vor Candamir und folgte ihnen.

Hacon saß auf einem Stapel Holzbalken, hatte mit der Linken den rechten Unterarm umklammert und die rechte Hand zu einer losen Faust geschlossen. Aus der Faust tropfte ein stetiges Blutrinnsal auf die mit Holzspänen übersäte Erde, und Schweiß stand auf Hacons Stirn.

Austin setzte sich neben ihn. »Lass sehen.«

Zögernd streckte der junge Schmied ihm die Rechte entgegen, wandte das Gesicht aber ab.

»Ich fürchte, es hat ihn ordentlich erwischt«, sagte 717

Candamir nervös.

Behutsam bog Austin die Faust auf und betrachtete den Schaden. Quer über die Innenfläche der großen, schwieligen Hand verlief eine klaffende Wunde.

»Oh, Hacon!«, rief Gunda aus und legte die Hände auf die Wangen. Ihre Stimme klang schrill.

Candamir warf ihr einen kurzen, aber bitterbösen Blick zu.

»Hol mir warmes Wasser und reines Leinen, Gunda, sei so gut«, bat Austin. »Und sei unbesorgt. Das wird schon wieder.«

Hacon schluckte. Man konnte den Adamsapfel unter dem Ansatz seines kurzen Bartes arbeiten sehen. Er wartete, bis seine Frau außer Hörweite war, ehe er fragte:

»Glaubst du das wirklich?«

Austin war noch nicht sicher. Wenn Hacon sich eine Sehne durchtrennt hatte, dann würde diese Hand keinen Hammer mehr schwingen. »Beweg die Finger«, forderte er den jungen Mann auf.

Hacon gehorchte. Gleich darauf stöhnte er jammervoll und schloss die verletzte Hand instinktiv wieder zur Faust, aber Austin hatte gesehen, dass alle vier Finger und der Daumen sich gerührt hatten.

Er klopfte ihm die Schulter. »Ja. Ich denke, du hast Glück gehabt. Es wird heilen.«

F

» all

s es nicht brandig wird«, warf Hacon düster ein.

»Richtig.«

»Und wie lange wird es dauern?«

»Lange«, prophezeite Austin und kam seinen Protesten zuvor: »Du wirst dich in Geduld fassen und di s e e Hand

ruhig stellen, bis ich dir sage, dass du sie wieder benutzen darfst, ist das klar?«

Hacon nickte kleinlaut.

Der Mönch stützte die Hände auf die Oberschenkel und stand auf. »Ich hole dir einen Becher Met.«

Hacon ahnte, was das zu bedeuten hatte, und wandte schaudernd das Gesicht ab. »Du willst die Wunde nähen?«

»Es muss sein.«

»Es ist nicht so schlimm, wie du glaubst«, versicherte Candamir tröstend. Er sprach schließlich aus Erfahrung.

Sein Bruder warf ihm einen argwöhnischen Blick zu.

»Sondern noch ein bisschen schlimmer, he?«

Candamir lachte vor sich hin und klopfte ihm die Schulter.

»Du hast es doch gehört. Es wird wieder. Das ist das Einzige, was zählt.«

Aber er wollte nicht zuschau n

e und am liebsten

möglichst weit weg sein, ehe Austin sein grausiges Werk begann. Also holte er sich seinen wackeren Buri aus dem Stall, setzte Ole und Nils vor sich auf dessen ungesattelten Rücken und ritt mit den Knaben durch das Nordtor des Hags auf die Weiden hinaus, um zu sehen, wie es mit dem Heumachen stand. Überall auf den Wiesen waren Männer, Frauen und Kinder emsig bei der Arbeit. Mit langstieligen Sensen wurde das satte, lange Gras gemäht und von den Nachfolgenden zum Trocknen ausgebreitet. Auf anderen Wiesen, die schon abgemäht waren, wurde das neue Heu

gewendet, teilweise auch schon gebündelt. Männer wie Frauen hatten sich zum Schutz vor der Sonne Tücher um den Kopf geschlungen und diese teilweise auch vor Mund und Nase drapiert, denn nach drei Wochen Trockenheit wurde bei der Heuernte viel Staub aufgewirbelt.

An einer seiner Wiesen zügelte Candamir sein Pferd.

»Wie steht es, Sven? Kommt ihr voran?«

719

Der junge Sklave richtete sich auf und schob sich seinen Mundschutz unters Kinn, ehe er antwortete: »Ja, Herr. Wir kommen gut voran. Ich habe noch nie eine so gute Sense in Händen gehalten.«

Candamir lächelte stolz. »Mein Bruder hat sie gemacht.«

Der Knecht nickte anerkennend. »Ich weiß. Die Frauen können morgen ruhig wieder zu Hause bleiben, wenn du mich fragst. Ein paar Knaben zum Wenden könnten wir höchstens noch gebrauchen.«

Candamir nickte und tippte seinem Sohn auf die Schulter.

»Morgen früh gehst du mit Sven und Nori, Söhnchen.«

Nils schnitt eine verstohlene Grimasse, sagte aber: »Ja, sicher, Vater.«

»Vergesst heute Abend nicht, die Gäule von der Weide zu holen«, trug Candamir seinen Sklaven zum Abschied auf.

Nori und Sven unterdrückten ein Grinsen. Es ve g r ing

kein Tag, da ihr Herr sie nicht daran erinnerte.

Als Candamir mit den beiden Jungen zurückkam, waren die Schatten im Garten schon lang geworden, und im Nordwesten türmten sich dunkle Wolken. Er ließ Ole und Nils bei ihrem kleinen Schiff und betrat sein Haus.

»Dein Bruder ist auf seinen eigenen Füßen heimgegangen«, berichtete Siglind und stellte Candamir eine Schale Buttermilch hin, nachdem er auf dem Hochsitz Platz genommen hatte.

Er trank dankbar.

»Der Met ist ihm sehr zu Kopf gestiegen«, fuhr sie fort.

»Die ganze Zeit, während Austin nähte, hat Hacon ihm unanständige Witze erzählt. Ich glaube, nie zuvor wurde
720

eine Wunde schneller genäht.«

Candamir grinste vor sich hin, runzelte gleich darauf aber schon wieder die Stirn. »Diese Säge ist ein Wunderding, Siglind. Ganz gleich, was Berse denkt, sie wird viele Dinge möglich machen, die bislang unmöglich waren. Aber ich wünschte, ich hätte nie ein Wort davon zu Hacon gesagt. Wenn er Fieber bekommt …«

Siglind setzte sich neben ihn und nahm seine Hand.

»Komm schon. Sieh nicht so schwarz. Er ist gesund und kräftig. Alles wird gut, du wirst sehen.«

Er nickte und sagte nic t

h , was sie beide wussten: Auch

gesunde, kräftige junge Männer konnten Wundbrand oder Starrkrampf bekommen und sterben. Unruhig strich er sich mit der Linken ü e

b r Hals und Nacken, dann versuchte er, die düsteren Gedanken abzuschütteln. »Ich denke, wir kriegen ein Gewitter.«

Siglind schnalzte missfällig. »Ausgerechnet jetzt, mitten in der Heuernte. Aber du hast gewiss Recht. Es war den ganzen Tag furchtbar schwül. Schon heute Mittag war die Morgenmilch sauer.«

»Mach dir keine Gedanken um das Heu. Es wird schon wieder trocken. Dauerregen bekommen wir bestimmt nicht. Ich schicke Nils übrigens morgen mit den Knechten raus.«

»Denkst du nicht, er ist noch zu klein für so schwere Arbeit?«

»Nein, das denke ich nicht. Es ist keine schwere Arbeit.

Es wird Zeit, dass er lernt, dass das Brot nicht vom Himmel fällt. Und er verbringt viel zu viel Zeit bei Austin.«

Einen Moment betrachtete sie seine gefurchte Stirn. Sie sah auch die warnende Zornesfalte über der Nasenwurzel und erkannte, dass er mit ihr streiten wollte, um sich ein 721

bisschen Luft zu machen. Aber sie war keineswegs sicher, ob sie sich darauf einlassen sollte. Es war so fürchterlich heiß und stickig.

Ihr stand der Sinn nach Ruhe und Frieden. Und es war einfach unmöglich, vorherzusagen, wohin ein Streit mit Candamir führte.

Ehe sie noch zu einer Entscheidung gekommen war, kehrten die Knechte zurück. Heide rief die Kinder herein und trug das Essen auf.

Der kleine Ole saß mit ihnen an der Tafel. Es machte ihm nichts aus, bei ihnen gestrandet zu sein – zwischen Candamirs und Hacons Familie herrschte reges Kommen und Gehen, und die Menschen hier waren dem Jungen vertraut. Doch als das Gewitter losbrach, wurde er plötzlich ängstlich und fing an, nach seiner Mutter zu jammern.

Candamir stand seufzend auf, hob seinen Neffen von der Bank und packte ihn sich unter den Arm wie ein Kleiderbündel. »Komm her, Bengel. Hör auf zu quengeln.

Ich bring dich heim.« Er warf seiner Frau einen Blick zu und verdrehte kurz die Augen. »Bin gleich wieder da.«

Sie lächelte ihm zu. »Du hast ein Herz aus Butter«, behauptete sie.

»Das glaub lieber nicht«, knurrte er und trat mit dem lebenden Bündel unter dem Arm in den strömenden Regen hinaus.

Es war ein typisches Catan-Gewitter – man konnte schlotternde Knie bekommen vom dröhnenden Donner und den gleißenden Blitzen. Ole fing an zu wimmern.

Candamir zog den Kopf ein und schritt eilig aus.

Es war nur ein kurzer Weg: Vorbei an Austins Kate, aus 722

deren Fenster warmes Kerzenlicht schimmerte, dann passierten sie Haralds große Schmiede und Haus, durchquerten seinen Garten und betraten schließlich

Hacons Hof mit der kleineren Schmiede, der ein Stück unterhalb des Osttores an den Hag grenzte.

Schwungvoll öffnete Candamir die Tür des Wohnhauses.

Gunda saß allein mit ihrer kleinen Tochter auf dem Schoß am Tisch und aß lustlos. Sie schaute erschreckt auf, als sie die Tür hörte. Das Feuer war schon abgedeckt; im Haus war es dämmrig.

Candamir stellte Ole auf die Füße, brach mit seiner Gewohnheit und richtete das Wort an Gunda. »Wo ist Hacon?«

»Ich weiß nicht.« Ihre Stimme klang dünn und mutlos.

»Er ist vor etwa einer Stunde aufgewacht und aus dem Haus gegangen. Oh, Candamir …«

Er brach den Blickkontakt ab. Er wollte mit Gundas Kummer nichts zu schaffen haben. Ein wenig grob schob er den kleinen Jungen weiter in den Raum. »Da, geh zu deiner Mutter, Ole.« Und in Gundas Richtung fügte er hinzu: »Ich mach mich auf die Suche.«

»Danke, Candamir.«

»Ich tu’s nicht für dich«, stellte er klar und ging hinaus, ehe sie etwas erwidern konnte.

Er hatte keine Mühe, zu erraten, wohin sein Bruder sich verkrochen hatte. Hätte er selbst sich so gefährlich an der Hand verletzt, wäre er in seine Werkstatt gegangen, um sich an all die guten Stunden zu erinnern, die er dort verbracht hatte, sich an den Werkzeugen zu erfreuen, die er vielleicht nie wieder anrühren würde, und den Beistand der Götter zu erflehen.

Ein schwacher Schimmer aus dem Fenster der kleinen Schmiede verriet ihm, dass Hacon ihm in mehr Dingen ähnelte, als ihnen beiden bewusst war.

Er suchte noch nach der passenden, unbeschwerten Frotzelei, mit der er Hacon begrüßen wollte, als er die Tür zu der ordentlichen Schmiedewerkstatt aufstieß. Doch was er auch hatte sagen wollen – es kam ihm nie über die Lippen.

Hacon kniete zusammengekrümmt am Boden. Eine große, dunkel gekleidete Gestalt stand über ihm, die Candamir ohne jede Mühe auch von hinten erkannte.

Das kann nicht sein, dachte er. *Er kann nicht unbemerkt durch den Hag gekommen sein …*

Hacons rechte Hand, die Austin so sorgsam mit Leinenstreifen verbunden hatte, war unter dem schweren Stiefel des Eindringlings verschw n

u den, der jetzt ein

wenig mehr Gewicht darauf verlagerte.

Hacon legte den freien linken Arm über die Augen.

»Sag es mir, Hacon«, murmelte die hohe Gestalt. Die Stimme war so rau und tief wie eh und je, aber einschmeichelnd, geradezu höflich. »Wann und wo finde ich deinen Bruder allein? Ich bin sicher, du e w ißt es.

Komm schon, mein Junge. Sag es mir …«

So groß war Candamirs Entsetzen, dass er davonlauf n e

wollte, um sich irgendwo zu verstecken und nie wieder zum Vorschein zu kommen. Wie gelähmt stand er auf der Schwelle, und die namenlose Furcht, die Olaf ihm seit ihrer letzten Begegnung einflößte, ergriff von ihm Besitz.

Bis Hacon den linken Arm sinken ließ und zu Olaf aufschaute. Sein Gesicht, selbst seine Lippen waren nahezu weiß, und er schwitzte. Blut aus der wieder aufgebrochenen Wunde rann unter Olafs Stiefel hervor.

724

»Ich habe keine Ahnung, Olaf«, antwortete Hacon. »Ich habe den Glauben des Sachsen angenommen und mich deswegen mit Candamir überworfen. Wir haben uns gänzlich entfremdet, und ich weiß nichts über die Dinge, die er tut.«

Olaf runzelte die Stirn. »Vielleicht hilft es deinem Gedächtnis auf die Sprünge, wenn ich deine verletzte Hand in die Esse stecke, he? Ich sehe, du hast noch eine hübsche Glut …«

Mit einem vernehmlichen Schleifen fuhr Candamirs Schwert aus der Scheide.

Es war noch nicht ganz heraus, da hatte Olaf Hacon schon losgelassen, seine eigene Klinge gezogen und war herumgewirbelt.

»Du suchst nach mir, Olaf? Hier bin ich.« Candamir stand mit leicht gespreizten Beinen an der Tür und hielt seine kostbare Waffe in der Rechten: ein zweischneidiges, leichtes Schwert mit kurzem, einhändigem Griff von etwa einem Schritt Länge, perfekt ausbalanciert und von tödlicher Schärfe.

Olafs Waffe war der seinen durchaus ebenbürtig. Er hatte das Schwert bei einem seiner Überfälle von Siward erbeutet, der ihm bis zu seinem Tode nachgetrauert hatte.

Mit einem zufriedenen Lächeln nahm er seinen Gegner in Augenschein.

»Candamir … Einer der Götter muss mir heute wahrlich gewogen sein.«

»Ich glaube nicht.« Rückwärts trat Candamir auf die Tür zu und winkte Olaf mit der freien Linken, ihm zu folgen.

Obwohl die Sonne noch nicht untergegangen war, herrschte draußen Nacht. Der Regen fiel in dicken Tropfen wie ein gläserner Vorhang, und nur hin und wieder verwandelten Blitze die Finsternis in gleißende Helligkeit.

725

Zehn Schritte von der Schmiede entfernt hielt Candamir an, hob das Schwert über die Schulter und stürzte sich mit einem Kampfschrei, von dem einem das Blut gefrieren konnte, auf seinen Feind.

Olaf sah ihm entgegen, wich im letzten Moment einen Schritt zurück und parierte. Mit einem satten Klirren kreuzten sich die Klingen.

Olaf glitt zur Seite und führte einen tückischen Stoß von unten, den Candamir abwehrte, indem er seine Klinge ebenfalls niedersausen ließ.

Hacon stand in der Tür seiner Schmiede, hatte die linke schützend um die rechte Hand gelegt und verfolgte jeden ihrer Schritte mit furchtsamen Blicken. Wie so oft bei einem Kampf auf Leben und Tod war das Tempo von Angriff und

Konter schwindelerregend. Für den Zuschauer wirkte es viel zu schnell, als dass einer der Kontrahenten einen Überblick behalten und den Kampf hätte kontrollieren können.

Olaf war der erfahrenere Fechter und besonnener als Candamir, wollte es scheinen, doch Hacon erkannte auch, dass sein Bruder über die größere Schnelligkeit verfügte, vielleicht gar über mehr Kraft.

In den zuckenden Blitzen sah er die Streiter zwischen seinen Obstbäumen verschwinden; sie bewegten sich auf die Hecke zu, und immer schneller folgte jetzt Hieb auf Hieb, das helle Singen der sich kreuzenden Klingen, gelegentlich ein dumpferer Schlag, wenn eins der Schwerter gegen einen Baumstamm prallte.

Hacon folgte ihnen. Nach wenigen Herzschlägen war er bis auf die Haut durchnässt, und ein so ohrenbetäubender Donner krachte, dass er unwillkürlich den Kopf einzog.

Candamir befand sich auf dem Rückzug. Olaf machte das Tempo, drängte ihn mit rhythmischen Schwerthieben

weiter zur Hecke. Ein Kribbeln im Nacken warnte Candamir, dass ihm nicht mehr viel Raum zum Manövrieren blieb, und er ging ein gewaltiges Risiko ein, tauchte unter Olafs nächstem Hieb weg, wirbelte einmal um die eigene Achse und griff ihn mit lang ausgestrecktem Arm von der Seite an.

Um ein Haar hätte er Olaf erwischt. Nur ein Zufall bewirkte, dass der das Gewicht auf dem linken Fuß hatte und rechtzeitig weichen konnte. Er machte einen Satz nach hinten und zückte seinen Sax.

»Gib Acht, Candamir!«, entfuhr es Hacon, und im nächsten Moment nahm er einen Schatten zu seiner Linken wahr. Noch während er den Kopf wandte, fühlte er plötzlich eine

kalte Klinge an der Kehle, und eine Stimme raunte in sein Ohr:

»Kümmere dich nicht um deinen Bruder. Du hast ganz andere Sorgen, alter Freund.«

»Lars …« Hacon hatte Olafs Sohn, der etwa gleichaltrig mit ihm war, über sechs Jahre nicht gesehen. Er sah ihn auch jetzt nicht, es war zu finster. Aber er erkannte ihn an der Stimme, die zwar die eines M n

a nes geworden, aber

dennoch unverkennbar dieselbe geblieben war.

»Leg die Hände auf den Rücken, Hacon«, befahl Lars gedämpft.

»Wozu die Umstände? Ich bin unbewaffnet, wie du siehst. Wenn du mich töten willst, werde ich dich nicht hindern können.« Er dachte an Gunda, an Ole und an seine kleine Tochter, und es schmerzte ihn, sie zu verlassen. Er wusste, Gunda würde untröstlich sein, sie war so sehr auf ihn und seinen Schutz angewiesen. Aber er hielt seine Verzweiflung sorgsam aus seiner Stimme. »Lass mich nicht warten, Lars. Um der alten Zeiten willen …«

Lars lachte ihm ins Ohr, leise und vergnügt. »Ich will 727

dich gar nicht töten. Du hast durchaus gute Chancen, mit dem Leben davonzukommen, wenn du jetzt die Hände auf den Rücken legst.«

Ein neuerlicher Blitz flammte auf und enthüllte, dass Candamir in großer Bedrängnis war. Er stand mit dem Rücken zur Hecke, und Olaf trat mit zwei erhobenen Waffen auf ihn zu. Dann kehrte die Dunkelheit zurück.

»Das werde ich nicht tun«, antwortete Hacon.

»Dann muss ich dir eben auf die Sprünge helfen«, erklärte eine weitere Stimme, die Hacon nicht sofort erkannte. Er wandte den Kopf und erahnte eine schemenhafte Gestalt an seiner anderen Seite.

»Gunnar?«

Olafs dritter Sohn nickte wortlos, packte Hacons rechte Hand und zog sie roh nach hinten. Hacon biss sich auf die Zunge, und seine Knie knickten ein.

Candamir befreite sich mit einem verzweifelten Ruck aus der dornigen Umarmung der Hecke, und Olafs Schwert zerteilte die Zweige genau an der Stelle, wo gerade noch Candamirs Brust gewesen war.

»Gib lieber auf«, riet Olaf. Er war außer Atem.

»Wozu?«, keuchte Candamir. »Was hätte ich davon?«

»Ich will dich nicht töten.«

Nein, dachte Candamir, ich weiß. Er war nicht sicher, welcher der Gefährlichere seiner Gegner war: Olaf oder die Panik, die ihn kopflos und fahrig machte. Die rechte Hand, die das Schwert hielt, war so feucht, dass die Waffe ihm ständig zu entgleiten drohte.

Reiß dich zusammen, schalt er sich wütend. Er rang darum, kalt und ruhig zu werden, wie er es in seiner Jugend gewesen war, wenn er einen Gegner vor sich hatte, 728

der ihm nach dem Leben trachtete. Er würde nicht zulassen, dass Olaf ihn lebend bekam, also wo lag der Unterschied zu früher? War es möglich, dass sieben Jahre ohne Schlacht ihn

so weich gemacht hatten, dass er etwas wie dies hier nicht mehr durchstehen konnte?

Der Verdacht ernüchterte ihn, und das war gut. Er wurde besonnener. Er ließ die Schultern kreisen, ent r k ampfte die

Finger, die das Schwert hielten, und packte rechtzeitig wieder zu, um Olafs nächsten Angriff mit aller Kraft abzuwehren und zu erwidern.

Das Blatt wendete sich, und nun war Olaf auf de m

Rückzug. Auch Candamir hatte jetzt den Sax gezogen. Er nahm weder Donner noch Regen wirklich wahr. Die Blitze beeinträchtigten sein Sehvermögen ebenso wie der Regen, doch er a

h tte die Augen zu Schlitzen verengt, und auch nach dem gleißenden Aufflammen erkannte er immer noch genug, um die Klinge seines Gegners k m o men zu

sehen. Streich um Streich drängte er Olaf zurück Richtung Schmiede, machte immer mehr Druck, zog das Tempo weiter an. Dann verfing er sich in einem Brombeerstrauch, drohte das Gleichgewicht zu verlieren und büßte sein Schwert ein.

Mit einem triumphierenden Lächeln machte Olaf einen großen Schritt auf ihn zu, schloss die Lücke zwischen ihnen und hob das Schwert, als ein Blitz in den jungen Nussba m

u zu seiner Linken fuhr und den Stamm spaltete.

Im selben Moment krachte der Donner und ließ die Kämpfer ebenso wie die Zuschauer erstarren.

Augenblicklich stand der gespaltene Baum in Flammen.

Candamir und Olaf brachen ihren Blickkontakt und wichen zurück, doch sie waren zu langsam. Die zerteilte, brennende Krone kippte in ihre Richtung und begrub die beiden Kämpfer unter sich.

729

Mit einem einstimmigen Ausruf des Schreckens stürzten Hacon, Lars und Gunnar hinzu. Jetzt war der prasselnde Regen auf ihrer Seite, denn er ertränkte die Flammen, ließ den getroffenen Baum nur lustlos brennen. Dennoch dauerte es eine ganze Weile, bis es ihnen gelang, das Geäst beiseite zu zerren. Was sie schließlich enthüllten, war ein grauenvolles Bild, das Hacon nie aus seinen schlechten Träumen ba

i

nnen konnte: Candam r und Olaf

lagen in regloser Umklammerung erstarrt wie ein totes Liebespaar. Olaf war oben zu liegen gekommen, und seine Kleider brannten. Aber er konnte nichts d avon spüren,

denn Candamirs Sax ragte aus seinem Rücken.

»Oh, trutzstarker Thor …«, murmelte Lars heiser.

Candamirs Gewand war an Arm und Schulter versengt, eine blutige Schramme verlief über seine Stirn. Hacon beugte sich über ihn, um festzustellen, ob sein Bruder tot war oder lebte, doch ein harter Gegenstand traf ihn am Hinterkopf, und den nächsten Blitz sah er nicht mehr.

Ein wunderbar sachtes Schaukeln weckte Hacon. Er schlug die Augen auf und sah über sich einen Sternenhimmel von

ergreifender Schönheit. *Der Sturm ist vorbei,* dachte er selig. *Bald erreichen wir die neue Heimat …*

Dann brachte der Schmerz in seiner rechten Hand ihn zurück in die Gegenwart, und er setzte sich ruckartig auf.

»Candamir?«

»Er ist bewusstlos«, sagte Lars' Stimme aus der Finsternis.

Hacon wandte den Kopf. Lars stand am Helm, gönnte Hacon nur einen kurzen, ausdruckslosen Blick und schaute dann wieder nach vorn. Sie befanden sich an Deck eines großen Schiffes. Der *Seedrache,* erkannte Hacon. Als er 730

sich auf die Knie aufrichtete und über die Reling spähte, bot sich ihm ein unerwarteter Ausblick: die See.

Nachtschwarz funkelte sie im kalten Glanz der Sterne, hier und da schimmerten kleine Schaumkronen auf den Wellenkämmen. Für einen Augenblick jubilierte Hacons Herz. Anders als sein Bruder war er in seinem Leben nur auf eine einzige, sehr beschwerliche und entbehrungsreiche Seereise gegangen, aber die Liebe zum Meer lag ihm ebenso im Blut wie Candamir.

Doch Hacons Freude währte nicht lange. Er wandte den Blick ab, sah sich an Deck um und entdeckte die leblose Gestalt seines Bruders nur ein kleines Stück entfernt an der Backbordwand. Unsicher kam Hacon auf die Füße, ging zu ihr hinüber, kniete sich wieder auf die Planken und beugte sich über sie. Candamir atmete, aber die Bewusstlosigkeit war tief. Irgendwer hatte ihm das Obergewand ausgezogen und es ihm zu einem unordentlichen Kissen zusammengeknüllt unter den Kopf gelegt. Es war z

u finster, um zu erkennen, wo und wie schwer er verwundet war.

»Was ist mit ihm?«, fragte Hacon.

» e

K ine Ahnung«, erwiderte Lars. »Ich schätze, er hat einen Ast auf den Kopf gekriegt oder so was. Wir müssen abwarten.«

»Und dein Vater?«, fragte Hacon beklommen.

»Mein Vater ist tot.« Es war unmöglich, zu erraten, was Lars bei dieser Feststellung empfand. Sie klang nüchtern.

»Dennoch willst du uns leben lassen?«

»Ein Weilchen. Euch zu holen, war der Zweck unserer Fahrt.«

Hacon fiel aus allen Wolken. »Was in aller Welt wollt ihr von uns?«

»Wir wollen nur dich. Wir brauchen einen Schmied, Hacon. Deinen Bruder wollten wir nur, um uns deiner treuen Dienste zu versichern.«

Hacon nickte. Sein Mund war trocken. Aber seine Stimme klang ganz ruhig, als er antwortete: »Nun, ich werde tun, was immer ihr wollt, aber es wird ein bisschen dauern, ehe ich damit beginnen kann.«

»Ja, ich habe deine Hand gesehen. Das macht nichts.

Wir haben Zeit. Wenn man in der Wüste lebt, lernt man Geduld. Du wirst sehen.«

Als die Sonne aufging, erkannte Hacon, dass die Besatzung des Schiffes aus zehn Männern bestand: Olafs Söhne Lars, Gunnar und Leif und sieben ehemalige Sklaven, die jetzt aber alle das Haar lang und Waffen am Gürtel trugen. Hacon kannte sie von früher. Doch kaum einer wollte ihn anschauen, und diejenigen, die es taten, erwiderten seinen Blick mit Feindseligkeit und Häme.

Hacons Herz sank. Ehe er versuchen konnte, mit einem der Männer zu reden, kam Gunnar und verband ihm die Augen.

»Nimm die Binde nicht ab«, schärfte er ihm ein. »Besser für dich, du weißt nicht genau, wohin wir dich bringen, verstehst du?«

Hacon nickte ergeben.

Es war schwierig, das Verrinnen der Zeit zu messen, wenn man nichts sah. Aber er schätzte, es war zwei oder drei Stunden nach Tagesanbruch, als sie landeten. Die Männer führten ihn von Bord und ein Stück über felsigen Grund. Dann zwangen sie ihn auf die Knie nieder. Er verharrte reglos, lauschte, und nach einer Weile hörte er das schwere Ächzen von Holz auf Holz. Offenbar wurde das Schiff mit Hilfe von Baumstämmen an Land gerollt 732

und vermutlich in irgendwelchen Felsen versteckt. Das war also der Grund, warum diejenigen, die die Westküste hinabgesegelt waren, nie eine Spur von Olafs Schiff hatten entdecken können.

Als Hacon ein leises Stöhnen vernahm, tastete er mit den Händen. »Candamir?«

»Wo bin ich?«, fragte sein Bruder erschöpft.

Hacon fand etwas, das sich wie ein Arm anfühlte, und raunte eindringlich: »Bleib still liegen und lass die Augen geschlossen, Bruder.«

»Hacon … Was ist mit Olaf? Wo ist er? Was hat er …«

»Schsch. Tu, was ich sage. Olaf ist tot. Aber Lars und seine Brüder haben uns mitgenommen. Wir sind in ihrer Gewalt.«

Er bekam keine Antwort, hörte lediglich, wie Candamirs Atem sich beschleunigte und mühsamer wurde.

»Was ist mit dir, Candamir?«

»Ich … keine Ahnung. Olaf ist tot?«

»So ist es.«

»Habe ich ihn getötet?«

»In gewisser Weise. Du hast allen Grund, stolz zu sein.«

»Ich … mir ist schwindelig.«

»Sei nur ganz ruhig. Das wird schon wieder, du wirst sehen.«

Er bekam keine Antwort und nahm an, dass sein Bruder wieder besinnungslos geworden war. Aber ehe er anfangen konnte, sich ernstlich um ihn zu sorgen, kam die Schiffsbesatzung zurück. Hacon hörte ihr ausgepumptes Keuchen.

Mit einem Ruck riss irgendwer die Binde von seinen Augen und nahm ein gutes Büschel Haare mit, so kam es 733

ihm vor. Hacon schaute sich um. Wie er erwartet hatte, befanden sie sich in einer schmalen, felsigen Bucht.

»Komm auf die F

üße«, befahl Lars. Dann trat er

Candamir mit Macht in die Rippen. »Das gilt auch für dich. Na los. Wir haben ein gutes Stück Weg vor uns.«

»Wohin?«, fragte Candamir verwirrt, während er sich mit Mühe aufrichtete.

»Das siehst du früh genug. Los jetzt.«

Lars hievte Candamir auf die Füße, und Gunnar band ihm die Hände vor dem Bauch zusammen.

»Ich will, dass deine Hand möglichst schnell heilt, darum werde ich dich nicht fesseln«, erklärte Lars Hacon.

»Aber wenn du zu fliehen versuchst oder einen meiner Männer angreifst oder sonst irgendwelchen Ärger machst, töte ich Candamir.«

Hacon sah ihm einen Moment in die Augen. Dann nickte er wortlos.

Lars und seine Brüder führten sie eine steile, felsige Anhöhe hinauf.

Auf dem Kamm angelangt, sahen sie in eine scheinbar endlose schwarzbraune Ödnis hinab, zerklüftet, von Spalten und Hügeln durchzogen, und mitten darin ragte der feurige Berg wie ein mahnend erhobener Finger auf.

Heute war er ruhig, nur ein dünner Schleier aus Rauch oder Dampf umhüllte seinen Gipfel.

Hacon und Candamir starrten wortlos nach Osten. Bis zum Horizont erstreckte sich die eintönige Wüste.

»Das ist es«, sagte Lars leise hinter ihnen. »Willkommen im Leeren Land.«

Sie gingen hügelabwärts durch eine Art Rinne, die wie ein trockenes Bachbett aussah und zwischen zwei flachen, 734

kegelförmigen Hügeln hindurchführte. Nach zwanzig Schritten waren sie von der Seebrise abgeschnitten, und trotz der Morgenkühle wurde die Luft mit einem Mal stickig. Das eigentümliche Bachbett führte um den rechten der Kegel herum, wo sie unerwartet auf ein knappes Dutzend Pferde stießen. Diese waren kleiner und stämmiger als die Pferde aus dem Grasland, die Candamir zähmte und züchtete. Ihr Fell war heller und struppig, die Mähnen kurz. Eiserne Ringe waren in den felsigen Boden geschlagen worden, und dort waren sie zu zweit oder zu dritt mit den Zügeln angebunden.

Lars und seine Männer banden sie los und tränkten sie aus Lederschläuchen, die sie von Bord mitgebracht hatten.

Die Tiere soffen durstig, aber jedes bekam nur einige wenige Schlucke, ehe die Männer die Wasserschläuche verschlossen und aufsaßen.

Lars nickte Hacon zu. »Da mein Vater n cht m i

it

zurückgekommen ist, haben wir ein Pferd übrig. Du kannst reiten.«

Candamir starrte fasziniert auf die Hufe der Tiere, die in dicken Lagen Rindsleder steckten. »Schuhe …«, murmelte er.

»Genau, wie Osmund vermutet hat.«

»Lass meinen Bruder reiten«, bat Hacon. »Mir fehlt doch nichts, und er kann sich kaum auf den e B inen

halten.«

Ohne Eile trat Lars vor ihn. Wie Jared sah auch er seinem Vater sehr ähnlich, war ebenso groß, die Augen genauso hell. Auch ihr Blick konnte stechend sein. »Hör gut zu, Hacon. Hier bei uns herrschen etwas andere Sitten.

Wenn ich dir etwas sage, ist es kein Vorschlag, auch keine Bitte, sondern ein Befehl. Also: Du wirst reiten, und Candamir wird laufen. Ist das klar?«

735

Hacon antwortete nicht sofort. Er war vielleicht nicht von so kämpferischer Natur wie Candamir, aber es widerstrebte ihm dennoch, so ohne weiteres klein beizugeben. Erst als er den Blick seines Bruders auffing, der ihn mit einer Geste seiner gefesselten Hände aufforderte, zu gehorchen, nickte er Lars knapp zu und schwang sich auf den Rücken des kleinen Pferdes.

Langsam setzte die Kolonne sich in südöstlicher Richtung in Bewe u

g ng. Lars ritt an der Spitze und zog Candamir an einem Strick mit sich. Hinter ihnen folgte Hacon, flankiert von Gunnar und Leif. Die übrigen Männer folgten paarweise nebeneinander. Nach vielleicht hundert Schritten mussten sie die flache Rinne verlassen, und Candamirs Füße machten zum ersten Mal Bekanntschaft mit der wahren Beschaffenheit dieses Bodens: uneben, scharfkantig und tückisch, mit knöcheltiefen Kratern übersät wie ein pockennarbiges Gesicht. Als er nach einer guten halben Stunde zum ersten Mal fiel, schlug er sich beide Knie und

Schienbeine auf, hart genug, dass er Blut seine Beine hinablaufen fühlte.

Nach einer weiteren Stunde bohrte sich eine der charakteristischen Spitzen, mit denen der felsige Boden so reichlich bewehrt war, durch seine linke Sohle, und fortan hinkte er.

»Wie weit ist es?«, fragte Hacon.

»Bei Sonnenuntergang sind wir da«, antwortete Gunnar.

Oh, mächtiger Tyr, dachte Candamir.

Noch ehe der Vormittag halb um war, herrschte eine Hitze wie in einem Schmelzofen im Leeren Land. Die Luft flimmerte über dem Boden, der die Sonnenstrahlen aufzusaugen schien wie ein Sc w

h amm und ihre Wärme

abstrahlte.

Candamir befand sich in einer eigentümlichen Schattenwelt. Sein Kopf hämmerte dumpf, ihm war schwindelig, und sein Blick war verschwommen. Er war furchtbar durstig. Doch die meisten Sorgen machten ihm seine Füße. Sie taten weh, und bei jedem Schritt spürte er Nässe in den Schuhen, die nur sein eigenes Blut sein konnte. Blinzelnd versuchte er, auf seine Füße hinabzusehen, aber er konnte sie nicht deutlich erkennen.

So wenig wie den Boden. Darum torkelte er und stolperte allenthalben.

Gegen Mittag befahl Lars eine kurze Rast. Sie befanden sich am Fuße des Nordhanges eines Hügels, den sie umrundet hatten, aber weil die Sonne hoch stand, gab es keinen Schatten. In dieser Wüste gebe es nirgendwo Schatten, sagte Gunnar später einmal zu Hacon, und darum fürchteten sich selbst die Götter vor dem Leeren Land.

»Jeder Mann und je e

d s Pferd bekommen einen halben

Becher Wasser«, beschied Lars. »Das heißt, jeder außer Candamir.«

Hacon schaute zu seinem Bruder. Candamir war auf die Knie gesunken, sobald die Kolonne angehalten hatte, lag jetzt auf der Seite, die Arme zum Schutz vor der Sonne vor dem Gesicht. Er ließ durch nichts erkennen, ob er gehört hatte, dass er weiter dürsten sollte.

Als Gunnar Hacon i

e nen zur Hälfte gefüllten Becher

reichte, saß der junge Schmied ab und schüttelte den Kopf.

»Ich trinke, wenn mein Bruder trinkt. Nicht eher.«

Gunnar wandte sich fragend zu Lars um. Der zuckte gleichmütig die Schultern. »Er wird lernen, kein zweites Mal auf seine Ration zu verzichten. Spar seinen Anteil für Leif auf, damit er uns nicht wieder schlappmacht, ehe wir 737

zu Hause sind.«

Die Männer lachten, und der sechzehnjährige Leif senkte beschämt den Kopf.

Hacons Zorn darüber, wie wirkungslos seine heldenhafte Geste geblieben war, wurde von Verwunderung verdrängt.

Zu Hause?, fragte er sich fassungslos. *Wie kann man diesen gottverlassenen Ort ein Zuhause nennen?*

Niemand bekam etwas zu essen. Waren sie denn alle nicht hungrig? Hacons Magen hatte schon vor einer Weile zu knurren begonnen, denn das Frühstück am gestrigen Morgen war seine letzte Mahlzeit gewesen. Er sah sich Lars und seine Männer ein wenig genauer an. Sie alle wirkten schlank und athletisch, aber nicht mager. Und wieso auch, dachte er voller Bitterkeit. Sie haben schließlich all die Jahre gut von unserer Hände Arbeit gelebt …

Als Lars ihn wieder auf die Füße zerrte, hatte Candamir Mühe, sich aufrecht zu halten. Sein Zustand hatte sich während der Rast merklich verschlechtert. Der Durst quälte ihn, sein Kopf dröhnte, und die Welt waberte vor seinen Augen.

»Wie lange noch?«, fragte er.

Lars betrachtete ihn mit verschränkten Armen, ein kleines Hohnlächeln kräuselte seine Lippen. »In diesem Schneckentempo fünf oder sechs Stunden.«

Candamir nickte. Er wünschte, er hätte nicht gefragt, denn er wusste, dass er das niemals schaffen würde.

Lars, Hacon und die übrigen Männer saßen wieder auf, und es ging weiter. Allmählich veränderte sich das Land ein wenig. Aus den schartigen Hügelketten wurde eine weite Ebene. Doch die Beschaffenheit des Bodens

wandelte sich niemals, und immer ragte zu ihrer Linken der feurige Berg auf, den sie allmählich hinter sich zurückließen.

Nichts rührte sich in dieser Ödnis. Es gab kein erkennbares Leben und kein Grün, nichts, was dem Auge und dem Geist Erholung von der endlosen schwarzbraunen Weite bot. Es war wahrhaftig nicht schwer, in diesem Land zu verzweifeln.

Als Candamir zum zweiten Mal an diesem Nachmittag fiel, wusste er, dass es vorbei war. Er konnte nicht wieder aufstehen. Die Sohle seines linken Schuhs wies einen Riss auf, der von den Zehen bis zur Ferse reichte, und der Fuß war so übel zerschnitten, dass er bei jedem Schritt einen blutigen Abdruck hinterließ. Aber schlimmer als der Fuß war der Durst. Candamir fragte sich verwirrt, ob er gestorben war, ohne es zu merken, und sich auf dem Weg zu den Schrecken der Unterwelt befand …

Lars zerrte an dem Seil. » o

K mm auf die Füße!«

Candamir rührte sich nicht.

»Na los, mach schon.«

Er bekam keine Antwort.

»Du meinst, du kannst nicht mehr?«, fragte Lars. »Pass auf, ich beweise dir das Gegenteil.« Er öffnete den großen Lederbeutel, den er ebenso wie den Wasserschl u a ch vor

sich auf den bloßen Rücken des Pferdes gelegt hatte, holte eine eingerollte Peitsche heraus und glitt zu Boden.

Als Candamir das leise Klimpern der Bleigewichte an den Enden der Riemen hörte, erkannte er sie wieder.

»Lars …«, begann Gunnar unsicher, doch sein Bruder schnitt ihm mit erhobenem Zeigefinger das Wort ab. »Du bist still!«

Hacon stieg vom Pferd. Aber noch ehe er ein Wort des Protestes ausgesprochen hatte, fuhr Lars zu ihm herum 739

und ließ die Riemen auf seine Brust niedersausen.

Hacon schrie nicht so hemmungslos wie damals, aber der Schock des plötzlichen, scharfen Schmerzes war noch der gleiche, und der Angriff kam so vollkommen unerwartet, dass er einen Laut nicht ganz unterdrücken konnte. Es klang eher entrüstet und wütend, aber Candamir hob plötzlich den Kopf wie ein Hund, der eine vertraute Witterung wahrnimmt. »Hör auf«, murmelte er.

»Hör auf, Olaf …«

Dieses Mal landeten die Riemen auf seinem Rücken.

»Ich bin nicht Olaf«, sagte Lars, es klang bedächtig. »Olaf ist tot. *Du* hast ihn getötet.«

»Ich würde sagen, Thor hat ihn getötet«, widersprach Hacon, obwohl er es nicht glaubte. » *Er* hat den Blitz geschickt, der den Baum spaltete, sodass er deinen Vater unter sich begrub. Und wenn du willst, dass ich je einen Finger für dich rühre, dann wirst du meinen Bruder jetzt zufrieden lassen.«

Lars wandte sich zu ihm um. Er war ruhiger und beherrschter als sein Vater, aber nicht weniger furchteinflößend. Seine Augen wirkten eigentümlich kalt, völlig gefühllos. Hacon fand es unmöglich, sich vorzustellen, dass Lars eine Frau lieben, ein Kind wiegen oder irgendeine Regung menschlicher Wärme zeigen könnte. Lars war wie dieses Land.

»Ob Thors oder Candamirs Hand – das ist ohne Bedeutung«, eröffnete er Hacon leidenschaftslos. »Dein Bruder war der Fluch meines Vaters, seit jeher. Er hat seinen Sturz

verschuldet, seine Verbannung und seinen Tod. Und jetzt wird er dafür bezahlen.« Er wandte den Kopf, blickte einen Moment versonnen auf Candamir hinab und trat ihn in die Rippen.

»Nicht wahr? Das weißt du doch.«

Candamir hatte die Augen zugekniffen, aber er nickte.

Lars schaute den jüngeren der Brüder wieder an. »Und ihr werdet mir beide gehorchen. Wenn einer von euch sich gegen mich auflehnt, bezahlt der andere die Zeche.« Sein Vater hatte dieses Prinzip eingeführt, denn viele seiner Getreuen waren Geschwister oder hatten si h c über die

Jahre zu Paaren zusammengetan. Gerade in dieser Umgebung brauchte man einen vertrauten Menschen. Und Olaf hatte sich zunutze gemacht, dass die Verantwortung für einen anderen jeden Menschen verwundbar machte.

»Also, wie steht es, Candamir? Wirst du jetzt weitergehen, oder muss ich Hacon erst den Rücken häuten?«

Candamir hätte nie geglaubt, dass er noch einmal die Kraft finden würde, um aufzustehen. Aber er überraschte sich selbst. Es ging besser und vor allem schneller als erwartet. Er hielt den Kopf gesenkt, sah niemandem ins Gesicht und machte zwei hinkende Schritte, bis er neben Lars' Pferd stand. So als warte er ungeduldig darauf, dass es endlich weiterging.

Eine knappe Stunde später fiel er wieder, und dieses Mal war er weder mit Tritten und Schlägen noch mit Beschimpfungen und Drohungen zu bewegen, wieder aufzustehen. Als Hacon sich über seinen Bruder beugte,

glaubte er, Candamir sei tot. Er sah ihn nicht atmen. Doch als er ihm die Hand auf die Brust legte, ertastete er einen langsamen Herzschlag.

Kopfschüttelnd sah Hacon auf. »So leicht achst du ihn m

dieses Mal nicht wieder munter, Lars.«

»Das werden wir ja sehen …«

»Oh, bei allen Göttern, Lars, nimm doc h Vernunft an«,

beschwor Gunnar seinen Bruder. »Die Sonne läuft uns davon. Wenn wir vor Einbruch der Nacht ankommen 741

wollen, müssen wir uns beeilen. Und du wirst wenig Freude an Candamir haben, wenn er uns jetzt krepiert.

Wenn du mich fragst, er sieht verdächtig danach aus.«

Widerwillig gab Lars nach. »Also meinetwegen. Packt ihn auf Leifs Pferd. Leif geht eine Viertelmeile. Dann löst einer der anderen ihn ab.«

Erstaunt stellte Hacon fest, wie behände Leif und die anderen Männer sich über dieses schwierige Gelände bewegten. Offenbar konnte man es lernen, wenn man sechs Jahre Zeit hatte, zu üben. Nachdem Candamir wie ein Kornsack auf das stämmige, duldsame Pferd geladen worden war, ging es wesentlich zügiger voran, und als die Sonne wie ein glutroter Feuerball über dem westlichen Rand des Leeren Landes hing, kamen sie ans Ziel.

Mit einem Mal führte der Weg steil bergab in eine tiefe Senke. Senke traf es nicht, musste Hacon sich verbessern.

Eher ein Loch im Boden, an die zehn Klafter tief. Die Fläche bildete einen ungleichmäßigen Kreis von vielleicht zwanzig Schritten Durch esse

m

r, und in der Felswand lag

ein ebenfalls beinah rundes Tor.

Es führte in eine wahrlich wundersame Welt.

Lars machte eine spöttische, einladende Geste. »Nur keine Scheu, Hacon. Reite hindurch. Dies ist Olafsburg.

Vermutlich die einzig wirklich uneinnehmbare Festung der Welt.«

Es war nicht gelogen. Das Felsentor führte in eine weiträumige Höhle, die als Vieh- und Pferdestall genutzt wurde. Die mehrheitlich gestohlenen Tiere standen entlang der Felswände auf einer üppigen Schicht aus ebenfalls gestohlenem Stroh, die offenbar regelmäßig gereinigt und erneuert wurde, denn hier roch es nicht schlimmer als in jedem gewöhnlichen Viehstall. Die Männer saßen ab und überließen die Pferde zwei von 742

Haflads einstigen Sklaven, die hier gewacht hatten.

»Wo ist der *Jarl*?«, fragte einer von ihnen.

Das Wort klang fremd in Hacons Ohr. »Jarl«

bezeichnete einen großen Herrn oder den Vorstand eines mächtigen Haushaltes, aber in Elasund hatte sich nicht einmal Olaf so genannt.

Das war hier offenbar anders. Lars antwortete: »Er steht vor dir. Mein Vater ist tot. Wir haben ihn letzte Nacht mit seinen Waffen und seinem Schmuck auf See bestattet.«

Die Nachricht löste Schreckensmienen aus, aber keine Anzeichen von Trauer.

»Versorgt die Gäule, und dann kommt in die Halle«, befahl Lars. »Wir haben allerhand zu bereden.«

Was meint er mit Halle?, überlegte Hacon verwundert.

Das hier ist nur ein Loch im Fels. Doch er sollte bald feststellen, dass er sich irrte.

Zwei der Männer hievten Candamir, der immer noch bewusstlos war, vom Rücken des Pferdes und packten ihn roh, doch Hacon trat hinzu und bat: »Lasst mich ihn tragen.«

»Aber deine Hand ist verletzt«, wandte der Größere ein.

Hacon lächelte matt. »Es wird trotzdem gehen.«

Mit der gesunden Linken nahm er Candamirs linke Hand und zog sich seinen Bruder über die Schultern, als sei er nicht schwerer als ein Heubündel.

Die Männer tauschten verstohlene Blicke und nickten anerkennend. Auch Lars entging dieser unspektakuläre Kräftebeweis nicht, und er nahm sich vor, nicht zu vergessen, was er hier gerade gesehen hatte.

Dann nahm er eine Fackel aus der Halterung in der Felswand und ging weiter nach hinten. Im flackernden Licht erkannte Hacon, dass die Höhle viel tiefer war, als er 743

angenommen hatte. Doch nach vielleicht dreißig Schritten fiel der Boden steil ab – wie tief, mochte Gott allein wissen. Hacon spähte über den Rand des Abgrundes und sah nichts als bodenlose Schwärze. Doch eine Brücke aus Holzbohlen, die einen guten Schritt breit war, führte hinüber. Nachdem er sie mit seiner Last auf den Schultern überquert hatte, schaute er kurz zurück und erkannte, dass die Brücke beweglich war. Lars hatte nicht übertrieben, musste er feststellen. Wenn die Brücke eingezogen wurde, war dieser Ort in der Tat uneinnehmbar.

Hinter dem Abgrund begann ein breiter, abschüssiger Gang, von dem hin und wieder Öffnungen zu weiteren Höhlen abzweigten. Manche lagen im Dunkeln, sodass Hacon nichts erkennen konnte, aber in anderen brannten Fackeln, und er sah seltsam runde Räume – gleich riesigen Luftblasen im Fels. In eine

m machten sich drei Frauen an

einem Herd zu schaffen. Der Rauch stieg senkrecht nach oben und verschwand. Es musste ein Abzug nach draußen bestehen, erkannte er verblüfft. Womöglich gab es hier tagsüber sogar ein bisschen natürliches Licht.

Der Gang im Fels schlängelte sich über unebenen Boden weiter und öffnete sich schließlich zu der größten Felsenkammer, die Hacon je gesehen hatte. Sie war höher und breiter, als jede von Menschenhand erbaute Halle es sein konnte. Der Teil, der durch Fackeln erhellt wurde, war gewiss dreißig Schritte breit und fünfzig lang.

Dahinter begann die Dunkelheit, aber die Höhle schien immer noch weiterzugehen.

»Da«, Gunnar wies mit dem Finger auf die Wand zur Rechten, wo ein paar Decken am Boden lagen. »Leg ihn

dorthin, Hacon.«

Dankbar entle i

d gte Hacon sich seiner Last, ließ seinen leblosen Bruder behutsam zu Boden gleiten und tastete wieder nach seinem Herzschlag. Unverändert. Als Hacon 744

sich aufrichtete, sah er die Wand im Fackelschein hier und dort grünlich oder auch rot schimmern. Anzeichen von Kupfer und Eisen, wusste er und fragte sich flüchtig, o b

Lars ihn das Erz hier, mitten in seinem Heim, abbauen lassen wollte.

»Du musst durstig sein, Hacon. Hier, trink.«

Er fuhr herum. Olafs schöne irische Sklavin, an die er sich gut erinnerte, stand vor ihm und streckte ihm ein Horn hin. Hacon nahm es dankbar und trank. Es war Wasser. Er hatte noch nie von Menschen gehört, die Wasser aus Trinkhörnern tranken, aber vielleicht waren die Hörner der Rinder hier schlichtweg die Trinkgefäße, die am einfachsten zu beschaffen waren. Oder Wasser so kostbar, dass goldene Becher angemessen gewesen wären?

»Denkst du, ich könnte noch ein bisschen mehr bekommen? Ich muss versuchen, meinem Bruder etwas einzuflößen. Und seine Wunden versorgen.«

»Ich bringe dir so viel du willst«, versprach sie mit einem scheuen Lächeln. »Wir haben reichlich Wasser.«

Gunnar stand in der Nähe, hatte sie gehört und sah Hacons verwunderten Gesichtsausdruck. Er wies auf das dunkle Ende der Halle. »Dort hinten liegt ein See. Eine natürliche

Zisterne, wenn du so willst. Im Leeren Land regnet es ebenso viel wie überall auf Catan, weißt du.

Oben verbrennt die Sonne das Wasser sofort wieder, aber es hat sich einen Weg durch den porösen Fels in diese Höhle gebahnt und sich ein Becken gegraben. Das ist riesig. Und selbst im Sommer niemals leer.«

»Das Wasser ist sehr wohlschmeckend«, erklärte Hacon höflich. Es schmeckte rein und auf unbestimmte Weise felsig. Man konnte merken, woher es kam.

Gunnar nickte. »Wir haben es schätzen gelernt. Die ersten Wochen, bevor wir diesen Ort hier gefunden haben, 745

waren grauenhaft.«

»Ja. Ich glaub's.«

Plötzlich machte sich Befangenheit breit. Als Knaben hatten sie in Elasund gemeinsam gespielt und gefischt und allerhand Unfug angestellt. Zusammen hatten sie den Aufbruch in die neue Heimat erlebt, die Stürme, die Landung und die Anfänge eines neuen Lebens. Jetzt waren sie Feinde.

Die Irin kam mit einer Schale Wasser zurück, und Hacon war erleichtert, dass sie ihm einen Vorwand lieferte, das stockende Gespräch zu beenden. »Ich muss nach meine m

Bruder sehen, Gunnar.«

Der jüngere Mann nickte. »Er schaut aus, als würd er's nicht mehr lange machen.«

»Ja. Habt ihr hier irgend e

w lche Heilkräuter?«

Gunnar schnaubte belustigt. »Nicht viel, was hier wächst, weißt du. Staub und Steine haben wir hier. Staub und Steine. Sonst nichts.«

Hacon konnte nicht viel für seinen Bruder tun. Es erwies sich als unmöglich, ihm Wasser einzuflößen, denn Candamir schluckte nicht. Also wusch er die Wunden mit dem klaren Wasser aus. Candamirs Füße waren eine abscheuliche Masse aus Blut und Dreck, und mit ihnen hielt Hacon sich am längsten auf. Trotz seiner Bemühungen konnte er zusehen, wie sie zu schwellen begannen. Er wickelte auch den Verband von seiner eigenen Hand ab, begutachtete Wunde und Naht kritisch und badete sie ebenfalls in Wasser. Trotz Olafs Bemühungen schien die Naht gehalten zu haben, und die Wundränder waren nicht geschwollen. Die Handfläche fühlte sich nicht heiß an, und Hacon konnte keine Anzeichen von Eiter entdecken. Das machte ihm ein bisschen Hoffnung. Er wusch den Verband im restlichen 746

Wasser aus und wickelte ihn notdürftig wieder um. Und bei allem, was er tat, betete er zu Jesus Christus, wie Austin es ihn gelehrt hatte. Er gestattete sich nicht, an zu Hause zu denken, an Gunda und seine Kinder und Asta und Harald und Siglind, daran, welchen Kummer sie alle sich um ihn und Candamir machen würden. Und auch der Sorge um seinen kranken Bruder gab er sich nicht kampflos hin. Stattdessen legte er ihrer aller Schicksal vertrauensvoll in Gottes Hand, und wie immer fand er darin Trost und Kraft.

Er strich Candamir die verschwitzten Haare aus der Stirn, liebevoller, als er es je gewagt hätte, wäre sein Bruder wach gewesen. Das Gesicht mit dem kurzen schwarzen Bart, das dem seinen viel ähnlicher sah, als Hacon bewusst war,

erschien ihm magerer als noch am Tag zuvor, beinah ausgemergelt und furchtbar bleich.

»Ich wünschte, ich könnte für dich singen, wie du es für mich getan hast«, murmelte der jüngere Bruder. »Aber ich fürchte, wenn ich singe, wird es dich nur dazu anspornen, diese Welt endgültig verlassen zu wollen.«

Candamirs Mund zuckte plötzlich, sah für einen winzigen Moment so aus, als lächele er.

»Candamir?«, fragte Hacon hoffnungsvoll und rüttelte ihn zaghaft an der Schulter. Doch er bekam keine Antwort.

Mehr als zwei Dutzend Männer und Frauen versammelten sich zum Nachtmahl in der Halle. Nach den Berechnungen, die sie daheim angestellt hatten, zählten neben Olaf, seinen vier Söhnen und zwei Töchtern inzwischen zehn Männer und acht Frauen zu den Verbannten. Aber Hacon sah, dass sich auch hier einiges getan hatte: Olafs Söhne und Töchter waren genauso 747

erwachsen geworden wie er selbst. Eine gesunde Kinderschar tollte in der Felsenhalle umher. Und er entdeckte eine von Ivars Sklavinnen, von der alle angenommen hatten, sie sei beim Bad im Fluss ertrunken, und einen Juten, der Haldir gehört hatte und der von einem Jagdausflug ans Südufer nie heimgekehrt war. Selbst hier im unfruchtbaren Ödland war die Gemeinschaft gediehen und gewachsen.

»Er fiel im Kampf«, berichtete Lars seinen schweigenden Zuhörern. »Er hatte den Schmied gefangen genommen, aber dann kam dessen Bruder dazu …«

Wahrheitsgetreu erzählte er, wie es sich zugetragen hatte, und schilderte, wie sie seinen Vater des Nachts der See

übergeben hatten. »Ich denke, es war recht so«, schloss er. »Keiner kannte und liebte das Meer so wie er.«

Alle nickten zustimmend.

Nach einem Schweigen von angemessener Länge fragte die Irin: »Soll ich dem Schmied etwas zu essen bringen, Jarl?«

»Unbedingt«, antwortete Lars. »Wir wollen ja, dass er bei Kräften bleibt.«

Die junge Frau stand auf und füllte eine Schale aus dem Topf, der in der Mitte stand. Alle saßen auf Fell- und Wolldecken am Boden. Es gab keinerlei Möbel in dieser prächtigen Halle. Sie brauchen einen Zimmermann ebenso dringend wie einen Schmied, fuhr es Hacon durch den Kopf.

Mit einem dankbaren Nicken nahm er die Schale entgegen, die das Mädchen ihm brachte. Sie enthielt eine fette Brühe mit Rindfleisch. Während er gierig aß, hörte er Lars fortfahren.

»Ketil, du gehst morgen mit zwei Männern und den Lasttieren zurück zur Küste und holst die Ladung vom 748

Schiff.«

Der Angesprochene nickte willig, fragte aber: »Was ist es? Nur damit ich weiß, wie viele Tiere wir brauchen.«

»Alle. Es ist schweres Zeug. Eisen, ein Amboss und allerhand Werkzeug.«

Hacon spürte einen schmerzhaften Stich und richtete sich auf. »Ah ja? Ihr habt also einfach meine Werkstatt leer geräumt, ja?«

Lars sah stirnrunzelnd über die Schulter in seine Richtung.

»Du nützt uns nicht viel ohne dein Werkzeug.«

Und was soll aus mir werden, wenn ich je wieder heimkomme?, wollte Hacon fragen, aber er schluckte es hinunter. Er wusste, dass sie ihn niemals gehen lassen würden. Dafür wusste er schon jetzt viel zu viel über sie.

Er glaubte nicht, dass er den Weg zu dieser Höhle je wiederfinden würde, denn das ganze Leere Land sah für seine Augen völlig gleich aus. Doch für Lars wäre er ein Risiko.

Hacon schlief tief und traumlos an der Seite seines Bruders, denn er war vollkommen erschöpft von den Strapazen des vergangenen Tages und der Nacht zuvor.

Als er aufwachte, stellte er fest, dass Candamir immer noch nicht zu sich gekommen war, und seine Hoffnung schwand. Der Herzschlag erschien ihm noch langsamer und schwächer als am Abend zuvor, und seine Versuche, dem Bruder ein wenig Wasser einzuflößen, bl e i ben wieder

erfolglos.

»Stirbt er?«, fragte Lars nüchtern, der plötzlich neben ihnen stand.

Hacon hob mutlos die Schultern. »Ich weiß nicht. Ich 749

kann nur raten. Aber … er scheint tiefer zu sinken.«

»Ich hoffe, er leidet«, entgegnete Lars mit sorgsam kontrollierter Heftigkeit. »Das ist wohl das Mindeste …«

Plötzlich überkam Hacon ein so mächtiger Zorn, dass er sich nicht beherrschen konnte. »Dein Vater hat nur bekommen, was er verdient hat!«, stieß er hervor. »Nein, das ist nicht wahr. Er ist viel zu leicht davongekommen.

Jahrelang hat er uns klein gehalten und erpresst, hat nichts unversucht gelassen, um zwischen meinem Bruder und mir Zwietracht zu säen. Er hat uns das Leben bitter gemacht, aus purem Vergnügen. Er war ein Ungeheuer!«

Lars nickte zögernd, als sei er sich nicht schlüssig, ob er sich dieser Meinung anschließen sollte oder nicht. »Er hatte auch eine andere Seite«, sagte er unerwartet. »Er konnte ganz anders sein.«

»Ja. Wenn es seinen Absichten diente.« Hacon verschloss sich gegen die schlichte Wahrheit, die Austin ihn gelehrt hatte: dass auch der abscheulichste Finsterling eine gute Seite habe, die man mit dem Wort Gottes beträufeln könne. In der Theorie klang es richtig, aber auf Olaf schien es nicht zu passen. Hacon hatte Olaf gehasst, obschon ihm bewusst war, dass sein Glaube solche Gefühle eigentlich verbot. Gehasst und gefürchtet. »Ich bin froh, dass jetzt die Fische an ihm nagen!«, stieß er untypisch leidenschaftlich hervor. »Und wenn du einen Funken Verstand hättest, wärst du das auch.«

Lars fuhr nicht aus der Haut, wie sein Vater es getan hätte. Er schüttelte lediglich den Kopf und sagte: »Mach nicht den Fehler, zu glauben, ich sei anders als mein Vater. Ich bin der Sohn, den er immer wollte und der Jared nicht sein konnte.«

»Dann bleibt i

m r nichts, als dich zu bedauern, Lars«, erwiderte Hacon.

Fünf Tage und Nächte dauerte Candamirs rätselhafte Bewusstlosigkeit an. Hacon bangte um das Leben seines Bruders und wich kaum von seiner Seite. Trotzdem lernte er während dieser Tage das Leben in Olafsburg kennen, denn es spielte sich hauptsächlich in der großen Halle ab.

Sie lag tief in den Eingeweiden des Leeren Landes, und hier unten herrschte ewige Nacht. Dennoch gab es einen festen Rhythmus. Die Bewohner hatten gelernt zu spüren, wann draußen in der Welt die Sonne aufging, und sie erhoben sich, wenn der Tag begann. Es bestand kein Mangel an erbeutetem Lampenöl und -talg, darum musste mit Fackeln nicht gegeizt werden, und überall am Boden standen tagsüber kleine Lichter, die die Wände der Höhle mit einem warmen Schimmern überzogen und die Mineralien und Erze darin f n

u keln ließen. Hacon kam

nicht umhin, die Schönheit dieses Ortes zu würdigen.

Die Bewohner der Halle nahmen ein gemeinsames Frühstück ein, ehe sie ihren vielfältigen Aufgaben nachgingen, die sich nicht so sehr von denen anderer Menschen unterschieden: Die Frauen bereiteten die Mahlzeiten, hielten die Halle in Ordnung, spannen, webten und nähten und versorgten die Kinder, die Männer molken und hüteten das Vieh und übernahmen fast alle Aufgaben, die außerhalb der Burg auszuführen waren. Am Morgen nach ihrer Ankunft war Ketil it einigen anderen und m

allen Rindern zur Küste aufgebrochen, um die Beute von Bord zu holen, wie Lars befohlen hatte. Denn diejenigen, die den Überfall durchgeführt und Hacon und Candamir hergebracht hatten, hätten mit ihren Pferden nicht auch noch die schwere Ladung herschaffen können. Also war ein

strapaziöser Marsch unter glühender Sonne zur Küste notwendig – einen Tag hin, einen zurück. Hacon ging auf, wie beschwerlich das Leben hier war, wie viel diese 751

Menschen von dem entbehrten, was ihm selbst und den Seinen selbstverständlich schien.

Auch Lars war häufig außerhalb der Burg unterwegs, und meist ließ er Gunnar zurück, um in s

einer

Abwesenheit nach dem Rechten zu schauen. Manchmal kam Gunnar dann herüber zu Hacon und setzte sich ein Weilchen zu ihm. So auch am fünften Tag.

»Dein Bruder schaut besser aus«, bemerkte er verblüfft.

»Und a

m n kann erkennen, dass er atmet.«

Hacon nickte. »Ja. Ich glaube, er erholt sich. Er schläft jetzt.«

»Hrn. Nimm's mir nicht übel, aber ich fürchte, es wäre besser für ihn gewesen, er wäre gestorben. Lars hat es wirklich auf ihn abgesehen.«

»Das ist mir nicht entgangen. Aber wenn er will, dass ich euch neue Waffen und Werkzeuge mache, sollte er sich gut überlegen, was er tut.«

Gunnar nickte versonnen, wirkte aber nicht sehr überzeugt.

»Und was ist mit dir?«, fragte Hacon. »Mir will scheinen, du hasst Candamir nicht dafür, dass er deinen Vater getötet hat – in gewisser Weise zumindest.«

»Nein, ich glaube nicht.« Gunnar grinste ein wenig schuldbewusst und hob die Schultern. »Meinen Vater habe ich gefürchtet, wie jeder hier. Er hat gut für uns alle gesorgt, aber er war ein sehr harter Jarl. Das wird Lars auf seine Weise bestimmt auch, aber er ist nur mein Bruder.

Das ist etwas anderes. Ich schätze … ich bin erleichtert, dass mein Vater tot ist.«

Hacon schwieg einen Moment, ehe er leise fragte: »Dir ist doch klar, dass sich dadurch alles geändert hat, nicht wahr? Dein Vater war ein vom Thing verurteilter 752

Verbrecher. Das gilt weder für dich noch für deine Geschwister oder irgendjemand anderen hier. Ich bin überzeugt, das Thing könnte beschließen, Vergangenes vergangen sein zu lassen. Ihr … ihr könntet zurückkommen.«

Gunnar zog die Brauen hoch und betrachtete ihn kopfschüttelnd. »Die ehemaligen Sklaven unter uns wären von dem Vorschlag sicher nicht angetan.«

M

» an kann über alles verhandeln«, bemerkte Hacon vage.

Gunnar lachte ihn aus. »Hör schon auf. Ich kann mir unschwer vorstellen, warum du mich ködern willst, aber gib dir keine Mühe. Das Leben hier kommt dir vielleicht unerträglich vor, aber wir haben uns daran gewöhnt. Wir ziehen es der Schinderei auf den Feldern vor. Wir machen unsere Regeln selbst, müssen uns keinem Thing und keiner boshaften alten Hexe unterordnen. Wir sind *frei*.«

»Ihr seid Verbannte«, entgegnete Hacon, und es gelang ihm nicht ganz, den Unterton der Herablassung zu unterdrücken.

»Siehst du, das ist der Grund, warum wir euch verachten«, sagte Gunnar, und es klang nicht einmal unfreundlich. »Manche hier hassen euch auch, vor allem die Sklaven. Ich verachte euch nur. Denn ihr glaubt, eur e

Art zu leben sei die einzig rechte. Ihr glaubt, ihr seid etwas Besseres als wir. Aber was tut ihr denn schon? Ihr schuftet von früh bis spät, ihr zeugt ein paar Bä g l er, und dann legt

ihr euch hin und sterbt.«

»Und was tut ihr?«, fragte Hacon neugierig.

»Was immer uns gefällt. Wir machen uns dieses Land Untertan und sogar euch. Wir lassen euch für uns arbeiten.

In Wahrheit seid ihr doch die Sklaven.«

»Eure Freiheit ist zügellose Gesetzlosigkeit«, entgegnete
753

Hacon. »Das Land, das euch angeblich Untertan ist, nur Staub und Stein, wie du selbst gesagt hast. Was soll daran so erstrebenswert sein?«

»Vielleicht wirst du’s verstehen, wenn du ein bisschen länger hier bist. Und du irrst dich. Nicht nur diese Wüste gehört uns. Gestern ist mein Bruder mit ein paar Leuten nach Süden aufgebrochen, um neue Pferde und ein paar zusätzliche Rinder zu holen. Der Süden ist so reich und fruchtbar wie die Gegend, wo ihr gesiedelt habt. Und er gehört uns ganz allein.«

»Warum lebt ihr dann hier und nicht dort?«

Gunnar grinste ihn an. »Um in eurer Nähe zu sein. Ihr sollt uns ja nicht vergessen. Und wir wollen keine unnötig weiten

Wege, um euer Getreide, Heu und Vieh zu transportieren, verstehst du.«

Hacon verzog angewidert den Mund. »Ihr solltet inzwischen gemerkt haben, dass wir keine leichte Beute mehr sind.«

»Und ihr solltet gemerkt haben, dass wir für jede Schutzmaßnahme, die ihr euch ausdenkt, eine List ersinnen. Wir finden, das ist ein wirklich kurzweiliger Zeitvertreib.«

»Dann verrate uns, wie ihr's gemacht habt«, sagte Candamir plötzlich. »Wie seid ihr dieses Mal ins Dorf gekommen?«

»Candamir!« Vor Schreck sprang Hacon auf die Füße.

»Du bist aufgewacht!«

Candamir nickte, ließ Gunnar jedoch nicht aus den Augen.

Der schaute abschätzig auf ihn hinab. »Das wüsstest du wohl gern, he?«

»Ja. Das wüsste ich wirklich zu gern«, räumte Candamir 754

ein.

Gunnar rang einen Moment mit sich, aber der Drang, sich mit ihrer Schläue zu brüsten, war größer als seine Vorsicht. »Na ja, warum soll ich's dir nicht sagen, spielt ja keine Rolle. Wir haben eure Leute beim Heumachen beobachtet. Dann haben wir uns Tücher um Kopf und Gesicht geschlungen so wie sie und sind unbemerkt mit ihnen durchs Tor in euer Dorf. Ich hab meinem höchst ehrenwerten Bruder Jared gar einen Heuballen bis vor die Tür getragen. Er schien ein bisschen verwirrt, dass er plötzlich einen Helfer zu viel hatte, aber er hat mich nicht erkannt.« Für einen kurzen Moment wurde die hämische Miene finster. Dann schloss

Gunnar achselzuckend: »Ehe wir euch an Bord des *Drachen* geschafft haben, bin ich zurückgeschlichen und hab ihm seine verfluchte, prall gefüllte Scheune angesteckt.«

»Oh, Jared«, entfuhr es Hacon. Unwillkürlich schlug er die Hände vors Gesicht. Jared, seine Frau und seine zwei Knechte schufteten so hart, um mit wenigen Arbeitskräften ein bisschen Wohlstand zu erwirtschaften.

Der Brand der Scheune würde sie gewiss um Jahre zurückwerfen. Und Jared hatte auch so schon kein leichtes Leben, denn jedes Mal, wenn sein Vater im Dorf eingefallen war, musste er feindselige Blicke und Beschimpfungen über sich ergehen lassen, und manche Leute schnitten ihn wochenlang.

Candamir warf seinem Bruder einen mahnenden Blick zu. *Nimm dich zusammen und lass ihn nicht merken, wie sie uns mit ihren Überfällen treffen,* sagte er. Und natürlich hatte Candamir Recht, wusste Hacon, aber es fiel ihm immer schwer, irgendetwas anderes als grundehrlich zu sein. Er ließ die Hände sinken und verschränkte die Arme vor der Brust. »Na ja. Er kommt schon zurecht.

Jared hat viele Freunde im Dorf. Zum Glück. Wer solche 755

Brüder hat wie er, braucht wirk

e

lich keine Feind .«

Gunnar erhob sich abrupt und ging davon.

»Gut gemacht, Hacon«, lobte Candamir. »Du hast den einzigen Verbündeten erzürnt, den wir hier hatten.«

Hacon machte eine wegwerfende Geste. »Auf die Zuneigung eines solchen Schurken können wir verzichten.«

»Sprich für dich selbst«, wies Candamir ihn matt zurecht.

»Ich lege keinen Wert auf seine Zuneigung, aber jetzt, da es so aussieht, als sollte ich noch ein bisschen weiterleben, würde ich das doch gern möglichst bald wieder in Freiheit tun.«

Hacon grinste erleichtert. »Gut zu hören, dass du wieder grantig sein kannst und Pläne machst. Wie fühlst du dich?«

»Grässlich. Und durstig.«

Hacon holte ihm ein Horn voll Wasser.

Vorsichtig richtete Candamir sich auf, ergriff das Horn mit beiden Händen und leerte es in gierigen Zügen. Als er abgesetzt hatte, keuchte er. »Was … was ist passiert? Wo ist Olaf?«

»Du erinnerst dich nicht?«

»Nur in Bruchstücken. Ich weiß noch, dass ich Olaf bei dir fand und wir in deinem Garten gefochten haben. Es …

hat geschüttet. Ein Gewitter? Ja. Ja, es war ein Gewitter.

Dann weiß ich nichts mehr, bis ich auf dem Felsstrand zu mir kam. Was ist passiert?«

Hacon berichtete.

Candamir lauschte aufmerksam, die Stirn leicht gerunzelt. Als sein Bruder geendet hatte, nickte er versonnen. »Zu schade. Ich hätte ihn lieber selbst 756

erschlagen.«

»Nun, es war dein Sax, der sein Herz durchbohrt hat. Ich schätze, du kannst ganz zufrieden sein. Und angesichts der Tatsache, dass wir hier gefangen sind, ist es zweifellos besser, dass alle denken, Thor habe seine mächtige Hand mit im Spiel gehabt.«

Candamir lächelte freudlos. »Ich habe Mühe, zu glauben, dass mich das vor Lars' Rachgier retten wird.«

Seine bösen Ahnungen hatten ihn nicht getrogen. Als Lars abends heimkam und sah, dass Candamir aufgewacht und offenbar mehr oder minder gesund war, nahm sein Gesicht einen höchst eigentümlichen Ausdruck an: eine Mischung aus Befriedigung und Ingrimm, die sowohl Candamir als auch Hacon heiße Stiche im Bauch verursachte. Lars trat zu ihnen und schaute auf den älteren der Brüder hinab.

Candamir stand vom Boden auf, obgleich seine Füße immer noch in einem so jämmerlichen Zustand waren, dass sie ihn kaum trugen. Aber er wollte nicht, dass Lars so turmhoch über ihm stand und sich in dem Gefühl seiner Überlegenheit sonnte.

»Mein Vater hat immer gesagt, er brauche Männer nicht zu versklaven, damit sie ihm folgen, und darum sei im Leeren Land jeder frei«, sagte der junge Jarl unvermittelt.

Candamir nickte. »Wer seine Söhne wie Sklaven behandelt, riskiert nichts, wenn er seine Sklaven wie seine Söhne behandelt«, entgegnete er bissig.

Lars gab durch keine Regung zu erkennen, dass er ihn gehört oder verstanden hatte. »Da mein Vater tot ist, steht es mir frei, neue Regeln aufzustellen.« Er nickte zweien

seiner Männer zu, die in der Nähe standen. »Legt ihn in Ketten und schert ihm das Haar.«

Candamir blieb Zeit, die Faust zu ballen und in Lars’

757

Gesicht zu schmettern, ehe sie ihn packten. Er war noch nicht wieder so kräftig, wie er sich gewünscht hätte, aber es reichte, um Lars die Nase zu brechen, aus der augenblicklich Blut zu sprudeln begann.

Mit einem erschreckten Ausruf stürzten die Männer sich auf ihn und schlugen ihn nieder. Als er am Boden lag, traten sie ihn, bis Lars sie zurückrief. Candamir spürte an Hand- und Fußgelenken die rostigen Schelle n der Ketten.

Woher haben sie die nur?, fragte er sich, ehe ihm einfiel, dass sie hier ja all das besaßen, was sich an Bord des *Drachen* befunden hatte. Und da Olaf, der in der Weisheit seines Alters ja so freiheitsliebend geworden war, früher von jeder Kauffahrt ein paar Sklaven mit heimgebracht hatte, hatten sie im Laderaum sicher alles gefunden, womit man Menschen fesseln und ihren Willen brechen konnte.

Fassungslos sah Candamir an sich hinab, während sie ihn auf die Füße zerrten. Er hatte mit allerhand gerechnet, seit sein Vater ihm früher so gern und häufig prophezeit hatte, es werde einmal ein schlimmes Ende mit ihm nehmen, aber niemals hiermit. Ein tapferer Mann von Stand ließ sich nicht versklaven, weil er seinen Feinden niemals lebend in die Hände fiel. Doch die Hand- und Fußketten bewiesen ihm das Gegenteil. Und mit der vollkommenen Klarheit des Denkens, die ein Schock manchmal mit sich bringt, erkannte er, dass es seine eigene Wahl gewesen war. Fünf Tage und Nächte hatte er an der Schw l

e le des Todes verbracht und dann

beschlossen, noch einmal kehrtzumachen. Dies hier in Kauf zu nehmen, weil er seine Frau, seinen Sohn und seine Töchter noch einmal Wiedersehen wollte, noch nicht bereit war, alle Hoffnung aufzugeben und Catan schon zu verlassen. Die Erkenntnis, dass seine Gier nach Leben größer war als die Furcht vor dem Verlust seiner Ehre, beschämte ihn, verhalf ihm jedoch gleichzeitig zu neuer 758

Entschlossenheit. Er würde das hier durchstehen.

Irgendwie.

In der Mitte der Halle zwangen sie ihn auf die Knie. Roh packte ihn irgendwer bei den Haaren und säbelte mit einem offenbar sehr stumpfen Messer daran herum. Oh Hacon, du wirst hier *wirklich* gebraucht, dachte er mit zusammengebissenen Zähnen. Kurz darauf landete ein dickes, schwarzes Büschel vor ihm auf dem Boden. Dem ersten folgten weitere, ein schmaler Zopf und dann ein zweiter, bis sie sich zu einem kleinen Hügel türmten. Der Anblick seiner gefallenen Haarpracht führte Candamir das ganze Ausmaß dieser Katastrophe, die Tiefe sei e n s Sturzes

vor Augen, und hastig kniff er diese zu, um zu verhindern, dass er in Tränen ausbrach.

759

ERNTEMOND, Jahr 7

Staubig, erschöpft und mutlos kam Osmund bei Einbruch der Dämmerung heim. Sein Haushalt saß beim Nachtmahl, und alle sahen auf den ersten Blick, dass er düsterer Stimmung war.

Auf ein Zeichen von Inga standen die Mägde auf, brachten die Kinder hinaus, einer der Knechte holte einen Krug Bier und stellte ihn vor dem Hochsitz auf den Tisch, ehe auch er sich mit seinen Gefährten verdrückte. Nur die beiden Hunde, die unbemerkt unweit des Herdes gelegen und auf etwaige herabfallende Leckerbissen gelauert hatten, sprangen auf und begrüßten ihn freudig, brachten mit ihren wedelnden Ruten alles in Gefahr, was nicht festgenagelt war. Osmund strich ihnen über die Köpfe und zupfte sie abwesend an den Ohren. Dann sank er auf seinen Platz, ignorierte das Bier, schaute seine Frau an und schüttelte den Kopf.

»Gar nichts?«, fragte sie zaghaft.

»Nein. Nicht die leiseste Spur. Dort *kann* niemand leben.«

Vor zehn Tagen hatte er eine Schar Männer ins Leere Land geführt, um nach den Verschollenen zu suchen.

Nach zwei Tagesmärschen hatten sie es erreicht. Ehe sie die Wüste betraten, hatten sie ihre Wasserschläuche noch einmal gefüllt, waren so sparsam damit umgegangen, wie verantwortbar schien, und hatten doch nach nur drei Tagen wieder umkehren müssen, um die erste Quelle lebend zu erreichen. Haldir, Thorbjörn, Godwin und Sigurd hatten zu seinem Suchtrupp gehört und noch einige andere, die Osmund zu den Besten und Unerschrockensten unter ihnen zählte, aber sie alle hatten letztlich vor dem Durst 760

kapitulieren müssen und Osmund nahe gelegt, diese sinnlosen Suchaktionen endlich aufzugeben. Es habe ja doch keinen Sinn, und irgendwann werde einer von ihnen dabei draufgehen.

Diese hier war die dritte Suche gewesen. Jedes Mal hatten sie das Leere Land an einer anderen Stelle betreten, waren auch einmal mit dem Schiff bis an seine Küste gesegelt, um

es von Westen her zu erkunden. Aber bis auf ein paar dunkle Fußabdrücke, die möglicherweise von Blut stammten, hatten sie nicht das Geringste entdecken können. Osmund wusste selbst, dass es zwecklos war.

»Es tut mir so Leid, Liebster«, sagte Inga hilflos, legte die Rechte auf seine große Hand und drückte sie sanft.

Osmund zog die Hand nicht sofort weg, und dafür war sie dankbar, aber nach ein paar Atemzügen befreite er sich behutsam von ihrem Griff und stand rastlos auf. »Sieh mich an, nicht einmal den Staub habe ich mir von den Händen gewaschen …«, murmelte er, und da er feststellen musste, dass sein Gesinde vor seiner finsteren Miene geschlossen die Flucht ergriffen hatte, machte er Anstalten, sich selbst eine Schüssel mit Waschwasser zu füllen.

Aber Inga hielt ihn mit einer Geste zurück. »Bleib sitzen, ich bringe dir Wasser. Ruh dich ein wenig aus und erfrische dich.«

Er nic t

k e dankbar, nahm wieder Platz und trank einen tiefen Zug aus dem Bierkrug, und als sie zu ihm trat und ihm eine gut gefüllte Schale hinhielt, wusch er sich Gesicht und Hände darin. Einen Moment länger als notwendig drückte er sich das frische Leintuch vors Gesicht, und als er es sinken ließ, schaute er mit einem mühsamen Lächeln zu ihr auf. »Und wie ist es euch hier zu Hause ergangen, meine schöne Priesterin?«

761

Sie deutete ein Schulterzucken an. »Gut. Kinder, Vieh und Gesinde sind wohlauf, die Ernte verläuft reibungslos und ist bald eingebracht. Odin war uns wieder einmal gewogen.«

»Uns, ja. Aber warum nicht Candamir? Kannst du mir das erklären? Wie konnten die Götter zulassen, dass er Olaf in die Hände fällt? Sie haben ihn immer geliebt. Wie können sie ihn so plötzlich im Stich lassen?«

Inga setzte sich neben ihn auf die Bank. »Du kennst die Antwort, Osmund. Glaub nicht, ich bedauerte nicht, was Candamir und Hacon geschehen ist«, fügte sie hastig hinzu, ehe er aufbrausen konnte. Es war gelogen. Sie trauerte weder um den einen noch um den anderen, denn Candamir hatte seit jeher mehr von Osmunds Liebe besessen, als ihm zustand, und sie hegte den Verdacht, dass er sie nicht einmal zu schätzen wusste. Und Hacon betete den verfluchten Zimmermannsgott an und hatte alles verdient, was ihm in den Händen der Abtrünnigen widerfahren mochte. Aber sie verbarg diese Gefühle tief, denn sie wusste, sie würde Osmund nicht helfen können, wenn sie ihn gegen sich u

a fbrachte. »Ich bringe mich

ebenso wie du um den Schlaf mit den Gedanken daran, was Olaf ihnen antut. Aber nic t

h die Götter haben *sie* im Stich gelassen, sondern umgekehrt. Das weißt du ganz genau, du hast Candamir oft genug gewarnt.«

»Trotzdem.« Hilflos schüttelte er den Kopf. »Das hat er nicht verdient.«

»Nein«, pflichtete sie ihm bei, obschon sie sich nicht einmal dessen sicher war. Sie ließ ein paar Atemzüge verstreichen, ehe sie vorschlug: »Lass mich dir etwas zu essen holen. Du musst hungrig sein nach dem langen Marsch, und es ist niemandem damit gedient, wenn du dich mit deiner Sorge krank machst.«

»Ich will nichts.«

»Aber Osmund, du …«

Er stand abrupt auf. Ihre Fürsorge ging ihm auf die Nerven, ebenso wie ihr Mitgefühl, dem er misstraute.

Möglicherweise zu Unrecht. Er merkte, dass er im Begriff war, seine Verzweiflung an ihr auszulassen – wie er so viele Dinge an ihr ausließ –, und ein schlechtes Gewissen war das Letzte, was er jetzt noch gebrauchen konnte. Er rang sich ein Lächeln ab und küsste Inga auf die Stirn.

»Ich muss zu ihr und mit ihr reden. Sie wartet sicher sehnsüchtig auf Neuigkeiten.« Auf Neuigkeiten, die ich nicht habe, fügte er in Gedanken mutlos hinzu.

»Ja, natürlich musst du das, Liebster.«

Osmund ging am Fluss entlang zur anderen Seite des Dorfes, und er beeilte sich nicht, denn ihm graute davor, Siglind die schlechten Nachrichten zu bringen. Die Sonne war hinter den Baumkronen verschwunden, doch die Wolken am Himmel glühten noch und verwandelten den Fluss in ein Band aus Feuer und Rauch. Der feurige Berg kam ihm in den Sinn. In der letzten Nacht im Leeren Land hatten sie ihn wieder glühen sehen, und kurz vor Tagesanbruch hatte ein Zittern, begleitet von einem leisen Grollen, die tote Erde erbeben lassen. Der Berg schlief unruhig. Und Osmund war sicher, das war ein schlechtes Omen.

So langsam er auch ging, kam er doch irgendwann unweigerlich ans Ziel. Friedlich lag Siglinds Garten im schwindenden Abendlicht. Obstbäume und Beerensträucher standen in einer Art durchdachter Unordnung beisammen,

die dem Auge gefällig war und einen hübschen Kontrast zu den ordentl c i hen Kräuter- und

Gemüsebeeten bildete. Alle Kinder von Catan liebten diesen Garten, denn er hatte etwas Verwunschenes. Man 763

konnte sich herrlich darin verstecken, und hier war das Naschen von Äpfeln und Beeren ausdrücklich gestattet.

Plötzlich bedauerte Osmund, dass er Roric nicht mit hergebracht hatte.

Vor der Tür zur Halle hielt er einen Moment an, wappnete sich und stieß sie dann auf.

Siglind saß ebenso mit ihrem Haushalt am Tisch, wie Inga es in seiner Halle eben noch getan hatte. Gunda war mit ihren Kindern zu Gast. Osmunds Blick glitt über den verwaisten Hochsitz, den er und Jared gebaut hatten. Wie übermütig sie bei der Arbeit gewesen waren. Übermut war eine Regung, an die Osmund sich kaum noch erinnerte.

Er hob den Blick und stellte fest, dass alle am Tisch Versammelten ihn anstarrten. Und niemand hatte Mühe, seinen Ausdruck zu deuten.

Gunda schlug die Hände vors Gesicht und brach in Tränen aus. Osmund streifte sie mit einem flüchtigen, verächtlichen Blick; er verabscheute sie ebenso, wie Candamir es tat. Dann sah er Siglind in die Augen. Ehe er noch etwas zu sagen gefunden hatte, fragte die kleine Irmgardis: »Hast du meinen Vater und Onkel gefunden, Osmund?«

Er trat zu ihr, hob sie von der Bank und setzte sie auf seinen linken Arm. »Nein, Irmgardis. Es tut mir sehr Leid.

Ich habe getan, was ich konnte, wie ich es dir versprochen hatte. Aber leider ohne Erfolg.«

Sie fing ebenso an zu weinen wie Gunda, aber anders als bei dieser war es kein abstoßendes, hysterisches Geheul, sondern die herzzerreißende Traurigkeit eines kleinen Mädchens, die mitanzusehen man kaum aushielt. Osmund tat es trotzdem. Vielleicht weil er glaubte, er habe Strafe für sein klägliches Versagen verdient.

Siglind erhob sich von ihrem Platz neben dem Hochsitz 764

und legte Nils die Hand auf den gesenkten Kopf. Ihre Bewegungen waren eigentümlich langsam, so als sei sie erschöpft oder krank, aber ihre Miene war lediglich ernst, nichts weiter.

»Solvig, kümmere dich um Irmgardis«, bat sie die junge Amme. Dann wandte sie sich an den Gast. »Lass uns einen Moment hinausgehen, Osmund. Es ist ein so wundervoller Sommerabend.«

Er hatte die größte Achtung vor ihrer Haltung. Eine Königin in der Tat, auch wenn sie immer behauptete, das habe sie alles längst hinter sich gelassen.

Er ließ ihr höflich den Vortritt und folgte ihr dann in den Garten hinaus. Sie setzten sich nebeneinander auf die Bank an der Hauswand. Es wurde jetzt schnell dunkel; nur ein wenig Licht fiel aus dem Fenster zu ihrer Linken, aber die Düfte des Gartens waren in der Abendluft intensiver und betörender als bei Sonnenschein.

»Dieses Mal haben wir im Osten des Leeren Landes gesucht, sodass wir den Berg immer zu unserer Rechten hatten«, berichtete er. »Aber es war das Gleiche wie bei den letzten Malen:

Keinerlei Anzeichen von Mensch oder Vieh oder ihren Behausungen. Einfach gar nichts als immer nur dieselbe Ödnis. Ich könnte schwören, wir haben inzwischen jeden Zoll dieser Wüste abgesucht, aber ohne den geringsten Erfolg.«

Sie hörte, wie verzweifelt er war, streckte die Hand nach ihm aus und zog sie dann zurück. »Danke, Osmund. Ich kann mir wahrscheinlich nicht wirklich vorstellen, was du auf dich genommen hast, aber sei versichert, ich bin dir sehr dankbar. Ich …« Sie konnte mit einem Mal nicht weitersprechen.

Es war nicht so, dass sie ernsthaft mit einem anderen 765

Ausgang dieser neuerlichen Suche gerechnet hatte. Sie wusste, wie schlecht die Chancen standen. Trotzdem hatte sie gehofft, erkannte sie jetzt. Wider besseres Wissen. Und nun wusste sie nicht, wie sie ohne diese Hoffnung weitermachen sollte.

Im Gras zwischen den Obstbäumen zirpten die Grillen.

Es war ein friedvoller, gleichförmiger Gesang, und sie lauschten ihm einen Moment andächtig. Schließlich sagte Siglind leise:

»Wir … hatten sechs Jahre. Das ist nicht einmal so wenig. Aber sie kommen mir vor wie ein einziger Augenblick, und ich frage mich, ob das wirklich alles gewesen sein soll.«

»Ja, ich erinnere mich, dass ich mich das Gleiche gefragt habe, nachdem Gisla gestorben war.« Er brach abrupt ab, so entsetzt über seine Gedankenlosigkeit, dass er hastig die Hand über den Mund legte

, als könne er die

unbedachten Worte damit zurücknehmen.

»Du glaubst also, er ist tot?«, fragte sie. Es klang nüchtern.

Er antwortete nicht sofort.

»Sag es mir, Osmund. Bitte.«

Er wandte ihr das Gesicht zu, sodass sie das Weiße seiner Augen leuchten sah. Sein Kopf war nur ein unscharfer Schattenriss. »Ja. Das ist es, was ich tief in meinem Innern glaube. Es sind inzwischen über sechs Wochen vergangen.

Hacon würden sie vielleicht so lange leben lassen, weil sie ihn brauchen. Aber Candamir…«

Als das Verschwinden der beiden Brüder bemerkt worden war, hatten Osmund, Harald, Austin und einige andere die Spuren untersucht. Sie hatten Anzeichen eines Kampfes gefunden, Hiebwunden an Baumstämmen und Sträuchern, einen vom Blitz gespaltenen Baum, den 766

offenbar jemand bewegt hatte, und eine leer geräumte Schmiede, auf deren festgestampftem Fußboden ein dicker Blutfleck prangte. Draußen hatten sie kein Blut entdeckt, doch dafür war der Regen auch zu stark gewesen. Sie hatten sich die Ereignisse ohne große Mühe zusammenreimen können: Olaf und seine Männer waren gekommen, um einen Schmied zu entführen und zu zwingen, ihnen zu Diensten zu sein. Dessen Bruder war hinzugekommen und hatte versucht, die Entführung zu verhindern – aber erfolglos. Sie hatten auch ihn mitgenommen, möglicherweise als Druckmittel gegen Hacon. Und Osmund konnte nicht glauben, dass Candamir diese Gefangenschaft mit all ihren Schrecken so lange ertragen würde. Die Vorstellung war schlichtweg unausdenkbar.

»Doch ich mag mich irren. Und solange diese Möglichkeit besteht, gebe ich nicht auf. Ich werde die Suche ausweiten. Es scheint mir immer unglaubwürdiger, dass sie wirklich irgendwo im Leeren Land hausen, je besser ich es kennen lerne. Das nächste Mal suche ich südlich davon.«

Aber sie hörte an seiner Stimme, dass er selbst nicht mehr daran glaubte, irgendetwas zu finden. »Das solltest du nicht tun, Osmund. Dein Leben ist *hier,* bei deiner Familie und deiner Frau.«

Reglos saß e

r da, ein Knie angewinkelt und die Hände darum geschlungen. Und immer noch sah er sie unverwandt an.

»Ich l

g aube nicht, dass ich schon bereit bin aufzugeben.«

»Obwohl du tief in deinem Innern, wie du sagst, überzeugt bist, ein Gespenst zu jagen?«

Mit einem Mal ging ihm auf, dass sie weinte. Sie schluchzte nicht, nur ihre Stimme war plötzlich so 767

verräterisch belegt, und dann zog sie die Nase hoch.

Ohne jeden bewussten Entschluss nahm er die Hände vom Knie, legte sie behutsam auf Siglinds Arme und rückte ein bisschen näher an sie heran.

Im ersten Moment erstarrte sie, aber sie konnte der Versuchung dieser breiten Schulter einfach nicht widerstehen. Sie vergrub das Gesicht daran und beweinte ihren Mann. Erst bitterlich, dann wütend und schließlich traurig. Es dauerte lange, und Osmund hielt sie geduldig, strich ihr sacht über d n Rück

e

en. Ihre Trauer schmerzte

ihn, aber gleichzeitig wünschte er, dieser Moment würde niemals vergehen.

Er fuhr mit den Lippen über ihre Haare, so sacht, dass sie es gar nicht z

ur Kenntnis nahm. »Ich werde

weitersuchen, du hast mein Wort. Mit oder ohne Hoffnung. Denn ich brauche Gewissheit, genau wie du.«

Und er wollte ihn ihr zurückbringen. In diesem Moment wollte er ihn mehr für sie als für sich selbst, obschon ihm nur zu bewusst war, wie abhängig er von Candamir war, wie sehr er ihn brauchte, um von einem Tag zum nächsten zu kommen. Doch so klar, wie er dies erkannte, so sicher wusste er auch das: Sollte seine schlimmste Befürchtung sich bestätigen, würde er Inga für diese Frau verlassen, würde den Zorn der Götter auf sich nehmen und der Machtstellung, die das Orak

verheißen hatte,

el ihm

entsagen, ohne auch nur einmal zurückzuschauen.

768

HERBSTMOND, Jahr 7

Hacon war bei der Arbeit. Seine Miene zeigte vollkommene Konzentration, als er das geschmolzene Eisen in der langstieligen steinernen Kelle vom Feuer nahm und in die ebenfalls steinerne Gussform laufen ließ.

Die weiß glühende, zähflüssige Masse nahm die Form eines Schwertes an – der gusseiserne Kern, der später mit einer Stahlklinge ummantelt werden sollte. Hacon lächelte unwillkürlich, wie er es immer tat, wenn eines seiner Werke Gestalt anzunehmen begann, doch gleich darauf grollte er: »Ich kann nicht fassen, dass ich hier steh e und

Waffen für diese Strolche schmiede, damit sie sie eines Tages gegen die Unseren führen.«

Candamir ließ vom Blasebalg ab. »Mach einen Fehler«, schlug er vor. »Mach sie so, dass sie beim ersten ernsthaften Stoß bersten.« Er setzte sich auf den felsigen Boden, und seine Ketten klirrten leise. Er nahm das Geräusch kaum noch wahr. Es war erschütternd, woran man sich gewöhnen konnte …

»Ja, Candamir, das ist eine großartige Idee«, höhnte Hacon.

»Und was, denkst du, wird Lars tun, wenn er feststellt, dass sein neues Schwert schadhaft geschmiedet ist?«

»Wir dürfen einfach nicht mehr hier sein, wenn er es merkt.«

Hacon antwortete nicht. Unwillkürlich sah er sich in seiner merkwürdigen Schmiede um. Sie lag in einer der höheren, so seltsam kugelförmigen Höhlen, die einen Abzug zur Erdoberfläche hatten. Es fiel sogar ein wenig Tageslicht durch das Loch in der gewölbten Decke.

769

Trotzdem war es hier immer dämmrig, verräuchert und so heiß wie in der Hölle, die Austin ihm in so lebhaften Bildern beschrieben hatte. Genau wie in der großen Felsenhalle und den übrigen genutzten Kammern war der Boden geglättet worden, indem man ihn mit einer dicken Schicht des graubraunen, staubigen Sandes bestreut hatte, den es in der Wüste in schier unerschöpflichen Mengen gab. Er sah aus wie grobkörnige Asche. Höchst angemessen für das Leben, das sie hier führten.

Hacon hatte diesen Ort hassen gelernt. Trotzdem glaubte er, dass diese die letzte Schmiede sein würde, in der er in seinem Leben arbeitete. Denn sie lag tief im Innern von Olafsburg, und die Brücke über den Abgrund – der einzige Weg in die Freiheit – war Tag und Nacht bewacht.

Hacon setzte sich neben seinen Bruder, um zu warten, bis der Rohling abgekühlt war. »Aber nicht einmal du weißt, wie wir das anstellen sollen.«

Candamir warf einen sehnsüchtigen Blick auf das geschmolzene Eisen in der Gussform, aus welchem sehr bald eine vortreffliche Waffe werden konnte, mit der er sein Glück gegen die beiden Wächter an der Brücke bedenkenlos versucht h t

ä te. Wäre er nicht an Händen und

Füßen gefesselt gewesen. Hätte Lars nicht jeden Abend die Schmiede und seine beiden Gefangenen auf etwaige fertige Waffen durchsucht und sich über den Verbleib jeder einzelnen Luppe Roheisen genauestens Rechenschaft ablegen lassen.

»Nein«, musste er gestehen. »Aber es wird Zeit, dass wir uns etwas einfallen lassen.«

Hacon schaut

e ihn besorgt an und nickte. Die Stimme seines Bruders klang gelassen, aber er wusste, dass Candamir nicht mehr lange durchhalten würde. Lars und seine Männer demütigten ihn bei jeder Gelegenheit, 770

schlugen, traten und bespuckten ihn, wie es ihnen gerade in den Sinn ka ,

m obwohl er ihnen kaum je einen Vorwand lieferte und jeden ihrer oft unsinnigen Befehle meist wortlos befolgte. Sie vertrieben sich ihre Langeweile mit ihm, ließen ihn dafür büßen, dass sie Ausgestoßene waren.

Und sie ließen ihn hungern. Candamir war so abgemagert wie nach dem Hungerwinter vor ihrem Aufbruch in die neue Heimat. Und er erduldete alles, was sie taten, mit einer eisernen Beherrschung, die Hacon ihm niemals zugetraut hätte und die ihm gänzlich untypisch erschien.

Nachdem Hacons verletzte Hand geheilt war und er die Arbeit aufgenommen hatte, war es ein wenig besser geworden, denn er beanspruchte Candamirs Arbeitskraft für sich, ließ ihn den Blasebalg treten, Löschwasser holen, einen Rohling in der Zange halten, während er selbst ihn behämmerte – kurzum, er fand immer etwas Sinnvolles für seinen Bruder zu tun, damit er ein Auge auf ihn haben und ihn gleichzeitig vor Lars' Grausamkeiten bewahren konnte. Doch abends, wenn die Bewohner von Olafsburg sich nach ihrem Tagewerk in der Halle versammelten, um zu schmausen und zu zechen, konnte er rein gar nichts tun, um Candamir vor ihnen zu schützen. Sein Bruder hatte ihm verboten, zu protestieren oder gar für ihn zu bitten.

»Du musst es mir schwören, Hacon«, hatte er verlangt.

»Kein Wort, ganz gleich, was passiert.«

»Aber …«

»Kein Aber! Wenigstens die Genugtuung müssen wir ihnen verweigern, verstehst du. Tu so, als wäre es dir egal.«

»Fürchtest du nicht, dass sie es immer wilder treiben werden, nur um dir einmal eine Regung zu entlocken?«, hatte Hacon beklommen gefragt.

Candamir hatte den Kopf abgewandt. »Wovor ich mich 771

wirklich fürchte, ist, dass ich mich daran gewöhnen könnte. Dass ich irgendwann anfange zu glauben, ich sei das, was

sie aus mir machen wollen. Und weil ich das um jeden Preis verhindern will, muss ich mich an jeden Rest Selbstachtung klammern, den ich noch habe. Also schwöre.«

Und natürlich hatte Hacon ihm sein Wort gegeben. Aber jeden Abend betrat er die Halle mit einem heißen Knoten der Angst im Bauch. Und dieser Albtraum währte jetzt schon fast drei Monate.

»Einmal angenommen, wir kämen über die Brücke«, sagte Hacon nun gedämpft. »Was dann? Stehlen wir zwei ihrer Pfer e

d und versuchen, uns nach Norden

durchzuschlagen?«

Candamir kaute nervös auf seinem Daumennagel

.

»Nein«, antwortete er zögernd. »Nein, ich denke nicht.

Wir könnten die Pferde nicht tränken, denn wir sollten uns darauf einstellen, dass wir es ohne Wasser versuchen müssen.«

» *Was?* «

»Es würde wohl ein paar unangenehme Fragen geben, wenn du und ich plötzlich jeder einen Schlauch aus der Zisterne füllten und damit zur Brücke gingen, oder? Wir müssen schnell und ohne Vorwarnung verschwinden, sonst haben wir keine Chance.«

»Ohne Wasser haben wir im Leeren Land auch keine Chance«, wandte Hacon ein.

»Doch. Wenn wir nachts gehen.«

»Oh, das wird ja imme

innig

r irrs

er!«

»Schsch …«

»Candamir, wie willst du nachts durch dieses Gelände kommen, ohne dir alle Knochen zu brechen?«

772

»Mit Vorsicht und ein bisschen Glück. Vielleicht bei Mondlicht. Wir gehen nach Nordosten. Ich schätze, wenn wir kurz nach Sonnenuntergang aufbrächen, müssten wir den Waldrand bis zum nächsten Abend erreichen.«

Ein Marsch von einer Nacht und einem Tag – bei glühender Hitze – ohne Wasser. Das schaffst du niemals, dachte Hacon mutlos. Nicht in deinem Zustand. Aber er behielt seine Zweifel für sich. Er fand, er hatte schon mehr Einwände als genug vorgebracht. Außerdem hatte er während der vergangenen Wochen gelernt, dass sein Bruder über Reserven verfügte, von denen er bislang nichts geahnt hatte. Also wer war er, beurteilen zu wollen, was Candamir konnte und was nicht?

»Es klingt, als wäre es einen Versuch wert«, log er.

Candamir verzog den Mund zu einer spöttischen Grimasse, die wie ein Schatten seines alten, verwegenen Lächelns wirkte, mit dem er jeden für sich eingenommen hatte.

»Bleibt immer noch das kleine Problem mit der Brücke. Wir können nicht …«

Er brach ab, weil plötzlich ein dumpfes Grollen aus der Erde aufzusteigen schien, ehe sie schwach erbebte. Das war in den letzten Wochen häufiger passiert, nur dauerte es dieses Mal länger an, und als Steinchen auf sie herabzuregnen begannen, drückte Hacon das Gesicht auf die angewinkelten Knie, legte schützend die Arme um den Kopf und betete stumm.

Ebenso abrupt, wie das Beben begonnen hatte, hörte es wieder auf.

Aber Hacon rührte sich nicht sogleich, sondern raunte zwischen seine Knie: »Wenn sie das zu Hause auch spüren, möchte ich lieber nicht wissen, was Inga dazu zu sagen hat.«

Ein spitzer Ellbogen traf ihn unsanft zwischen den 773

Schultern. »Hör auf zu murmeln wie ein altes Weib. Sieh dir das an.«

Hacon hob den Kopf. »Was?«

Candamir wies zur Decke hinauf. Hacon schaute in die Richtung. Er verstand nicht sogleich, was sein Bruder meinte, aber plötzlich verzog sich der Rauch von der Esse, und ein Stück blauer Himmel wurde sichtbar. Das kleine Loch in der Decke, durch welches eben nur ein Strahl Tageslicht gefallen war, hatte seinen Durchmesser mindestens verdoppelt.

Die beiden Brüder sahen sich an. Mit einem Mal verspürte Hacon eine wilde Hoffnung in sich aufkeimen.

»Vielleicht … vielleicht müssen wir gar nicht über die Brücke.«

Candamir legte warnend einen Finger an die Lippen und lauschte. Eilige Schritte kamen den unterirdischen Gang entlang. Mehrere Männer hasteten an der Schmiede vorbei zum Eingang der Burg, vermutlich um zu schauen, ob es Schäden gab und was der feurige Berg machte. Hacon und Candamir arbeiteten ruhig weiter, bis die Bewohner nach und nach zurückkamen. Lars steckte den Kopf durch den Eingang der Schmiede.

»Alles in Ordnung hier?«

»Natürlich«, antwortete Hacon. »Wie sieht es draußen aus?«

»Wie immer.« Der junge Jarl trat ein und begutachtete den Rohling in der Gussform, dessen weißgoldene Farbe außen allmählich rötlich wurde. »Mein Schwert?«, fragte er.

Hacon nickte.

»Wann ist es fertig?«

»In drei oder vier Tagen.«

774

Lars nickte knapp. »Gut. Als Nächstes machst du Gunnar eines.«

»Wie du willst, Lars«, antwortete Hacon kühl, aber höflich.

Lars machte Anstalten, sich gründlich umzuschauen, und die Brüder fürchteten, er werde jeden Moment merken, dass es hier heller war als sonst, dass das Loch in der Höhlendecke sich vergrößert hatte.

Einer Panik nahe, erwog Candamir, einen Eimer Wasser auf den glühenden Rohling zu kippen, denn das hätte für genug Dampf und Verwirrung gesorgt, um Lars von den neuen Lichtverhältnissen abzulenken, aber ebenso hätte es das Gusseisen verdorben, und die Folgen wären unabsehbar gewesen. Ehe er noch entschieden hatte, was das geringere Übel wäre, erschien Leif am Eingang zur Schmiede. »Oh, bei Odins Eiern, ist das heiß hier. Lars, kannst du mitkommen? Einer der Gäule hat sich bei dem Beben losgerissen und ist ausgebüxt …«

Lars fluchte und folgte seinem Bruder rasch Richtung Brücke.

Hacon und Candamir wechselten einen erleic t h erten

Blick. Geduldig warteten sie, bis es in der Höhlenburg wieder ruhig geworden war. Dann nahm Hacon seinen Bruder auf die Schultern, und Candamir untersuchte die niedrige Decke. Das Luftloch war jetzt groß genug, dass er eine Faust hindurchstecken konnte.

»Pass bloß auf!«, stieß Hacon warnend hervor, den Blick nach oben gewandt. »Was, wenn irgendwer da oben deine Hand sieht?«

Candamir reckte seinen Arm noch ein wenig höher und spürte plötzlich warmen Sonnenschein auf dem Handrücken.

»Oh, Hacon«, flüsterte er. »Die Decke ist nicht dicker 775

als ein Spann.«

»Ein Wunder, dass noch keiner eingebrochen und in der Esse gelandet ist«, murmelte Hacon und legte seinem Bruder einen Hammer in die ausgestreckte Linke. Zaghaft klopfte Candamir von unten gegen die Decke, denn er

fürchtete, das Geräusch von Hammer auf Stein könne Argwohn erwecken. Aber auch ohne große Kraftanstrengungen und viel Getöse brachen mit jedem Hammerschlag kleine Bröckchen des porösen Gesteins und fielen um Hacons Füße herum zu Boden.

»Wenn ich wollte, könnte ich jetzt gleich einen Ausstieg für uns machen«, flüsterte Candamir, heiser vor Aufregung.

»Nein. Komm runter. Ich muss ausruhen, und wir sollten genau überlegen, was wir tun wollen«, entgegnete Hacon.

Er setzte Candamir ab, holte eine rot glühende Messerklinge aus der Esse, trug sie zum Amboss und begann, sie mit dem Hammer zu bearbeiten. Und zwischen jedem Schlag tauschten sie ein paar geflüsterte Worte.

»Wir dürfen nichts überstürzen«, betete Hacon seinem Bruder vor. »Du brauchst Schuhe.« Candamir trug nichts als seine inzwischen ausgefransten und löchrigen Hosen, alles andere hatten sie ihm weggenommen. »Und du kannst das Leere Land nicht in Ketten durchqueren.«

Candamir nickte unwillig. Seine Euphorie über den möglichen Ausweg, der sich plötzlich aufgetan hatte, wollte ihn verleiten, auf der Stelle eine Flucht zu versuchen, aber glücklicherweise hatte er ja seinen besonnenen Bruder bei sich.

»Kannst du die Schellen öffnen?«, fragte Candamir.

»Sicher. Aber das macht Lärm. Da wir bei Einbruch der Nacht loswollen, müssen wir uns etwas anderes einfallen lassen.« Konzentriert betrachtete er die Fesseln. Die 776

Fußkette ließ nur Spiel für kurze Schritte, und Lars wurde es nie müde, sich über Candamirs Gang lustig zu machen.

Aber sie war lang genug, um das mittlere Glied in der Esse zu schmelzen, ohne Candamir die Füße zu rösten. Die Handkette war noch ein Stück länger und erst recht kein Problem. »Ich werde je eins der Glieder öffnen. Nur ein wenig. Es wird niemandem auffallen, aber ehe wir gehen, kannst du es aushängen und Hände und Füße frei bewegen. Den Rest erledigen wir zu Hause.«

»Einverstanden.«

Im Verlauf des Nachmittags vervollständigten sie ihre Pläne. Candamir vergrößerte das Loch in der Decke, bis er eines der zahllosen Lederstücke hindurchstecken konnte, die es in jeder Schmiede gab, um die Hände vor heißen Gegenständen zu schützen. So gut es ging, breitete er das Leder über dem Loch aus und bedeckte es notdürftig mit der losen Asche, die er draußen ertastete. Da er nicht sehen konnte, was er tat, war die Tarnung gewiss unzureichend, aber das Lederstück war dunkelbraun wie dieses Land, also hofften sie einfach das Beste. In den nächsten Tagen wollten sie das Loch zu einem Ausstieg verbreitern und in dieser Weise tarnen. Candamir hoffte, dass sie mit zwei Tagen auskämen. Der dünne, poröse Stein ließ sich leicht abschlagen, aber Hacon musste mit der Arbeit an Lars’ Schwert weitermachen, um keinen Verdacht zu erregen, und natürlich konnten sie sich nur an der Decke zu schaffen machen, wenn niemand in der Nähe war. Egal, wie sie vorankämen, am übernächsten Tag wollte Hacon Candamirs Ketten aufschmieden. Ein paar Schuhe wollten sie erst unmittelbar vor dem Aufbruch stehlen, denn jeder, der sich nachts in der Halle zur Ruhe bettete, stellte sein Schuhwerk neben seinem Lager ab; es sollte also ein Leichtes sein. Zusätzlich wollten sie sich ein 777

Beispiel an Lars’ Pferden nehmen und sich eine doppelte Lage Leder um die Schuhe binden, damit sie mit heilen

Füßen durchs Leere Land kamen.

Am Abend des übernächsten Tages war die Stimmung in der Halle besonders ausgelassen. Hacon kamen die Worte

»ungezügelt« und »schamlos« in den Sinn. Die Männer tranken mehr als üblich, lachten zu laut und machten sich kaum die Mühe, ihre Gefährtinnen in die Dunkelheit jenseits der Öllichter zu führen, ehe sie sie zu Boden zogen und ihre Röcke hochschoben.

Hacon saß wie üblich neben seinem Bruder an ihrem Schlafplatz nahe der Wand, und er fürchtete sich mehr als sonst. Bitte, Gott, flehte er inbrünstig. Mach, dass sie ihn zufrieden lassen. Gib uns wenigstens eine Chance, das ist alles, worum ich dich ersuche …

Doch es war natürlich unvermeidlich, dass Lars' Blick irgendwann auf Candamir fiel, der mit geschlossenen Augen auf seiner Decke lag. Er versuchte, den Duft nach gebratenem Fleisch zu ignorieren, der heute intensiver als gewöhnlich in der Halle hing. Die Frauen hatten reichlich aufgetischt: Es gab Ochsenfleisch, ein paar Hühner, gar einen Hammel hatten sie geschlachtet und am Spieß gebraten. Die Leere in seinem Magen war Candamir von früher vertraut, und er konnte sie handhaben. Doch den Hunger bei diesen verführerischen Düften auszuhalten erschien ihm ebenso unmöglich, wie es Hacon damals im Vorratshaus vorgekommen war.

»Hacon!«, brüllte Lars von der Mitte der Halle. »Komm, erweise uns die Ehre und iss mit uns! Und bring meinen Sklaven mit. Er soll uns aufwarten …«

»Oh, mächtiger Tyr«, flüsterte Candamir tonlos, richtete sich aber sofort auf.

Hacon folgte seinem Beispiel. Er bedeutete Lars mit 778

einem Wink sein Einverständnis, wusch sich die Hände in einer Wasserschale, die neben dem Lager stand, und raunte seinem Bruder zu: »Gib Acht mit den Ketten. Wenn sie jetzt aufgehen, ist alles aus.« Er hatte das jeweilige Glied nicht weiter geöffnet, als notwendig war, um es auszuhaken, aber Ketten konnten tückisch sein und öffneten sich gern im ungeeignetsten Moment, wenn sie eine Schwachstelle hatten – beabsichtigt oder nicht.

»Denk dran, wenn wir nach Hause kommen, kannst du essen, bis du platzt. Aber wenn du jetzt einen Fehler machst …«

Candamir deutete ein Nicken an und kam auf die Füße, um Lars nicht warten zu lassen, aber ebenso um Hacons Ermahnungen zu entkommen.

Hintereinander traten die Brüder in den Lichtschein.

Hacon nahm unbehaglich zwischen Gunnar und einem von Olafs einstigen Knechten Platz. Candamir blieb vor Lars stehen und starrte auf seine bloßen Füße hinab.

»Bring mir mehr Met«, befahl Lars, obwohl sein Becher noch halb voll war. »Er ist gar nicht übel. Hat deine schöne Königin ihn gemacht, he? Was glaubst du?«

»Gut möglich«, antwortete Candamir, der gelernt hatte, dass Lars niemals Ruhe gab, ehe er auf solche Fragen eine Antwort bekommen hatte.

Lars leerte den Becher in einem beachtlichen Zug und hielt ihn ihm dann hin. Candamir nahm ihn und trug ihn zu der Stelle an der linken Wand, wo Krüge und Platten standen.

»Bring deinem Bruder ein Stück Braten mit!«, rief Lars ihm nach. »Er soll uns ja bei Kräften bleiben. Was willst du, Hacon? Ein Stück Hammel? Ein Hühnchen vielleicht?«

»Mir ist alles recht, Lars«, antwortete Hacon matt.

779

Candamir füllte den Metbecher, ergriff einen sauberen Holzteller von einem niedrigen Stapel am Boden und legte ein saftiges Stück Ochsenbraten darauf. Er musste jetzt immerzu schlucken, weil sich viel zu viel Speichel in seinem Mund sammelte, und sein Hunger war ein bohrender Schmerz, der es ihm schwer machte, sich aufrecht zu halten. Die Hand, die das Fleisch auf den Teller legte, zitterte. Candamir beschimpfte sich in Gedanken, nannte sich einen elenden Schwächling und befahl seiner Hand, ruhig zu werden. Es gelang nicht ganz, aber das Zittern ließ nach. Und er wischte sich die Finger an der Hose ab, statt sie abzulecken. Darauf war er wirklich stolz.

Er brachte Lars seinen Becher, Hacon den Teller und sah keinem der beiden ins Gesicht. Hacon hatte den Blick ebenso abgewandt wie er. Aber Lars verfolgte jeden von Candamirs Schritten mit strahlenden Augen. »Weißt du, warum wir heute Abend feiern?«, fragte er vergnügt.

Candamir hatte keine große Mühe, es zu erraten. Aber er wusste genau, dass er ausfallend werden würde, wenn er seinen Verdacht äußerte, darum schüttelte er lediglich den Kopf.

»Wir brechen morgen zur Küste auf«, vertraute Lars ihm an. »Übermorgen früh stechen wir in See. Ich schätze, gegen Abend erreichen wir die Mündung, und dann rudern wir den Fluss hinauf. Wollen doch mal sehen, was deine ehrenwerten Nachbarn in ihren Scheunen haben.«

Hacon stellte den unberührten Teller vor sich auf den Boden. Jetzt war seine Kehle endgültig zugeschnürt.

Lars trank wieder, und ein wenig Met rann aus seinen Mundwinkeln und versickerte im Bart. Er war betrunken.

Gut so, dachte Candamir. Trink noch ein paar Becher mehr, Lars. Desto geringer die Chance, dass du uns hörst, 780

wenn wir uns heute Nacht davonschleichen. Und desto länger wird es dauern, ehe du morgen früh aufwachst und unser Verschwinden bemerkst …

»Du sagst gar nichts?«, fragte Lars. »Verziehst keine Miene?«

Zum ersten Mal schaute Candamir ihm in die Augen.

»Möge deine Beute so reich sein, wie du verdienst.«

Die Männer in der Runde raunten aufgebracht, und Lars runzelte die Stirn. Hacon versuchte verzweifelt, seinen Bruder mit stummen Blicken zur Vernunft zu mahnen.

»Ich bin durstig!«, rief Gunnar plötzlich und hielt seinen Becher hoch. Er war ebenso betrunken wie sein Bruder.

»Steh nicht da rum, Candamir, hol den Krug her! Und am besten füllst du gleich einen neuen«, befahl er.

Candamir wandte sich ab, und der gefährliche Moment war vorbei.

Wie schon so oft in den letzten Wochen beäugte Hacon Gunnar verstohlen und rätselte, was wohl wirklich in ihm vorgehen mochte. Er hasse sie, hatte er gesagt, und tatsächlich schien ihr Schicksal ihm völlig gleichgültig zu sein. Meist schaute er eher unbewegt zu, wenn Lars seine

grausamen Spiele mit Candamir trieb, doch er schien wenig Vergnügen daran zu finden, beteiligte sich niemals daran. Und manchmal sagte oder tat er irgendetwas, das Candamirs Los ein wenig erleichterte, so wie gerade eben.

Nie auf eine Art, dass es wirklich aufgefallen wäre. Hacon zweifelte, dass irgendwer außer ihm und Candamir es je bemerkte. Er war nicht einmal sicher, dass Gunnar selbst sich dessen bewusst war. Und dennoch war es so. Es war eine Schande um diesen Mann, hatte Hacon schon manches Mal gedacht. Gunnar war vermutlich ein ebenso anständiger Kerl wie Jared. Wäre er älter gewesen und hätte eine Wahl gehabt, hätte er sich damals vielleicht 781

ganz anders entschieden …

»Hacon? Schläfst du?«, fragte Lars scharf.

Er fuhr leicht zusammen. »Entschuldige. Was sagtest du?«

»Ich fragte, ob mein Schwert morgen früh fertig wird, sodass ich es mitnehmen kann.«

»Nein, ich fürchte, es dauert noch ein paar Tage«, antwortete Hacon steif. »Ein gutes Schwert braucht eine Woche, das ist nun einmal so.«

»Hm.« Es war ein unzufriedenes Grunzen. »Vielleicht sollten wir unsere Fahrt um einige Tage verschieben. Ich hätte dieses Schwert zu gerne mitgenommen.«

Candamir trat in den hell erleuchteten Kreis, in jeder Hand einen schweren Krug, und füllte alle Becher, die ihm entgegengestreckt wurden. Er bewegte sich langsamer und ungeschickter als üblich, denn ihm graute davor, dass die Ketten ihn verraten könnten. Das Zittern seiner Hände hatte sich wieder verschlimmert, und ihm schwindelte vor Hunger.

So kam es, dass er jedes Mal, wenn er einen Becher füllte, ein wenig Met verschüttete, wofür sie ihn zuerst auslachten und dann traten.

Hacon sah mit ausdrucksloser Miene zu, genau wie er es Candamir versprochen hatte, aber seine Hände hatten sich zu Fäusten geballt, ohne dass er es merkte.

Wie ein blinder Bettler torkelte Candamir in dem engen Kreis umher, und von allen Seiten traten Füße nach ihm, trafen seine Knöchel, seine Schienbeine, schließlich die Kniekehlen.

Instinktiv streckte Candamir die Arme aus, um das Gleichgewicht zu halten. Die Kette spannte sich klirrend, hielt jedoch. Aber einer der schweren Metkrüge entglitt seinem Griff, landete mit einem satten, dumpfen Aufprall

auf Lars' Schädel und ergoss seinen Inhalt über dessen Gesicht, Brust und Schoß.

Bei jedem normalen Fest wäre ein solches Missgeschick Anlass für grölendes Gelächter gewesen. Doch hier war das Gelächter halbherzig, eigentümlich atemlos, und es verebbte schnell wieder.

Blinzelnd sah der Jarl an sich hinab und versuchte erfolglos, sich das klebrige Gebräu aus den Augen zu wischen.

So unauffällig wie möglich huschte die junge Irin herbei, hob den gefallenen hölzernen Krug auf, nahm Candamir den zweiten aus der Hand und ging nun ihrerseits den Kreis entlang, um die Becher zu füllen. Aber wenn sie gehofft hatte, der unangenehmen Stille damit ein Ende zu machen, hatte sie sich getäuscht.

»Mir scheint, mein Sklave will rebellisch werden«, murmelte Lars. Er lallte ein wenig.

»Es war ein Unfall«, sagte Hacon.

Candamir warf ihm einen finsteren, gehetzten Blick zu.

Lars sah mit gerunzelter Stirn zu Candamir auf. »Wenn es ein Unfall war, dann bitte mich um Verzeihung.«

Hacon verlegte sich wieder aufs Beten.

Candamir schluckte. Aber er wusste, was auf dem Spiel stand.

»Ich bitte dich um Verzeihung«, sagte er ausdruckslos.

Verblüffend schnell für einen so betrunkenen Mann trat Lars ihm die Füße weg. »Das ist nicht gut genug!«

Candamir war hart auf den Knien gelandet.

»Versuch es noch einmal«, forderte Lars ihn auf. »Und besser, du überzeugst mich. Sonst könnte ich mich entschließen, deiner schönen Königin einen kleinen privaten Besuch abzustatten und …«

783

Er kam nicht weiter. Mit einem wahrhaft gequälten Schrei stürzte Candamir sich auf ihn, riss ihm den Sax aus der Scheide und setzte ihn ihm an die Kehle, ehe Gunnar und einer der anderen Männer sich auf ihn stürzten und ihn zurückrissen.

Ein dünnes Blutrinnsal lief an Lars’ Hals hinab, das war alles.

Er betastete die kleine Wunde, als könne er nicht so richtig fassen, wie es so schnell so weit hatte kommen können.

Die beiden Männer hielten Candamir auf den Knien nieder, und Gunnar hatte ihn beim kurzen Schopf gefasst, den Kopf nach hinten gezwungen und den Sax, den er ihm entwunden hatte, an seine Halsschlagader gesetzt. »Soll ich?«, fragte er seinen Bruder.

»Nein.« Lars blinzelte immer noch wie eine Eule im Sonnenschein. »Hol mir die Peitsche, Leif«, befahl er.

Dann kam er schwerfällig auf die Füße. »Ich schlag dich tot, Candamir, verflucht sollst du sein. Ich schwöre dir, ich schlag dich tot …« Er taumelte einen Schritt zur Seite.

»Tu’s morgen früh, Bruder«, riet Gunnar. Sein Tonfall war eine Mischung aus gutmütigem Spott über die Trunkenheit des Jarl und eisigem Zorn über den Mordanschlag. »Tu’s morgen früh, wenn du nüchtern und wieder Herr deiner Kräfte bist. Lass ihn ein paar Stunden schwitzen, he? Er läuft dir ja nicht weg.«

Lars zögerte ein paar Herzschläge lang, ehe er nickte. Er war sehr bleich. Obschon ihm ja nichts geschehen war, hatte ihn der plötzliche Angriff erschüttert.

Gunnar zerrte Candamir an den Haaren auf die Füße und aus dem Kreis, gerade rechtzeitig, ehe Lars sich abrupt auf den Boden erbrach. Gunnar schaute nicht zurück, zog lediglich eine angewiderte Grimasse und führte Candamir

rüde zu dessen Schlafplatz, wo er ihn zu Boden stieß.

»Träum süß«, knurrte er.

Die hohe, steinerne Halle dröhnte vom Schnarchen der Zecher, dass man meinen konnte, das nächste Erdbeben sei gekommen. Candamirs Hände zitterten schlimmer denn je, als er die gestohlenen Schuhe überstreifte und die Fußketten behutsam in die wadenhohen Schäfte stopfte, damit sie beim Gehen nicht klirrten. Dann erhob er sich lautlos und folgte Hacon zur Schmiede.

Sie sprachen kein Wort. Candamir protestierte auch nicht, als Hacon sein Werkzeug an den vertrauten Plätzen ertastete und in seinen Gürtel steckte. Beiden Brüdern schlug das Herz bis zum Halse. Beide schwitzten.

Wortlos beugte Hacon sich vor und nahm seinen Bruder wieder auf die Schultern, wie sie es jedes Mal gemacht hatten, wenn sie an ihrem Schlupfloch arbeiteten.

Candamir schob die Lederstücke beiseite, die das Loch abdeckten, steckte die Arme hindurch und hangelte sich ins Freie. Dann ließ er das lange Ende seiner Handketten in die Schmiede hinab. Hacon packte zu.

Jetzt kam der schwierige Teil. Hacon war ein großer, muskulöser Mann und trug obendrein seine Werkzeuge.

Candamir war entkräftet und halb verhungert. Aber er wusste, er musste Hacon nur etwa einen halben Klafter hochziehen, ehe sein Bruder sich aus eigener Kraft herausstemmen konnte.

Als Hacon den Rand des Lochs packte, bröckelte der jedoch an einer Seite weg, und Hacon fiel wieder hinunter.

Die Kette klirrte – ohrenbetäubend, so kam es Candamir vor.

Aus dem dunklen Loch im Boden war leises Fluchen zu vernehmen.

»Pack wieder zu und rühr dich nicht«, flüsterte Candamir.

»Ich zieh dich raus.«

Er schaffte es mit Mühe. Als es vollbracht war, lagen sie beide einen Moment keuchend auf der scharfkantigen, noch sonnenwarmen Erde, und Candamir hatte den Verdacht, dass er keinen Schritt weiterkommen würde.

Dann fühlte er Hacons Hand, die nach seiner tastete, seine Finger aufbog und etwas hineinlegte. »Iss, Candamir. Aber nimm dir einen Moment Zeit dafür, sonst bekommt es dir nicht. Ich binde uns derweil den Lederschutz um die Schuhe.«

Es war das großzügige Stück Ochsenfleisch, das Candamir Hacon am Abend gebracht, das Hacon jedoch nicht hatte anrühren können. Als die Szene zwischen Lars und Candamir sich zuspitzte und alle sie anstarrten, hatte er das Fleisch rasch unter der Kleidung verschwinden lassen.

»Wollen wir nicht teilen?«, fragte Candamir mit vollem Mund.

Hacon machte sich an seinen Füßen zu schaffen, schlang zwei Lagen dickes Leder darum und zurrte sie mit vorbereiteten Schnüren fest. Er schüttelte lächelnd den Kopf. »Nein, ich will nichts.«

Candamir gab einen leisen Laut des Wohlbehagens von sich. Das Fleisch schmeckte so, wie der verführerische Duft verheißen hatte. »Ich hatte gehofft, dass du das sagst.«

Endlich schien das Glück ihnen wieder gewogen: Ein dreiviertel voller Mond leuchtete am wolkenlosen

Nachthimmel über dem Leeren Land. Als auch Candamir seine Überschuhe bekommen und sein lange überfälliges Mahl vertilgt hatte, machten sie sich auf den Weg. Selbst
786

ohne Mondschein hätten sie den feurigen Berg erkannt, der sich heute Nacht in ein rötliches Glühen hüllte und ihnen den Weg wies. Sie schätzten, dass sie ihn halb rechts liegen lassen mussten, um auf dem kürzesten Weg nach Hause zu gelangen.

Die ersten Stunden gingen sie schweigend. Zuerst hasteten sie, die Angst vor Verfolgern die ganze Zeit im Nacken, waren unachtsam und stolperten, doch als sie wussten, dass sie außer Sichtweite von Olafsburg waren, wurden ihre Schritte gleichmäßiger und sicherer. Die Nacht war angenehm lau, ein sachter Wind kühlte ihnen die feuchte Stirn. Stille lag über der Wüste; nur dann und wann hörte man ein leises Rascheln, wenn ein Stein sich löste oder irgendeine kleine, lichtscheue Kreatur, die es hier womöglich doch geben mochte, beim Klang ihrer Schritte davonhuschte.

Es war Candamir, der das Schweigen schließlich brach.

»Es tut mir Leid, Hacon. Um ein Haar hätte ich uns diese eine Chance verdorben. Ich hoffe, du kannst mir verzeihen.«

Hacon fiel aus allen Wolken. Soweit er sich entsinnen konnte, war es das erste Mal, dass sein Bruder sich bei ihm entschuldigte. »Oh ja, Candamir, das kann ich ohne große Mühe. Du hast mehr Beherrschung bewiesen, als ich es je gekonnt hätte. Aber heute Abend hat er dich einfach zu weit getrieben.«

Candamir hielt den Blick auf den tückischen Boden gerichtet. »Ich hoffe nur, er macht seine Drohung nicht

wahr.«

»Dafür müssten sie erst einmal ins Dorf kommen. Seit der Hag so hoch ist und wir die Glocke haben …«

»Du weißt genau, dass es trotzdem passieren kann. Sie sind schließlich auch ins Dorf gelangt, um dich und mich 787

zu holen.«

»Ja.« Es klang dünn. Nach einer Weile fügte Hacon hinzu:

»Nun, wir werden auf keinen Fall vor ihnen ankommen, wenn sie wirklich morgen aufbrechen. Alles, was wir tun können, ist beten.«

»Dann tu das. Bete zu deinem Gott. Du bist ihm so treu ergeben, vielleicht hört er auf dich.«

»Oder die deinen auf dich. Wir sollten beide unser Glück versuchen.«

Candamir antwortete nicht. Er hatte schon lange aufgehört, mit seinen Göttern zu sprechen. Nicht weil er glaubte, sie hätten ihn im Stich gelassen. Was ihm geschehen war, war nicht ihre Schuld, sondern Olafs, Lars' und letztlich auch seine eigene – er warf ihnen nichts vor. Und sollte er tatsächlich lebend zu seiner Familie zurückkehren, was er nicht für besonders wahrscheinlich, aber doch immerhin für möglich hielt, dann hätte er allen Grund, ihnen dankbar zu sein. Aber er hatte sich weit von ihnen entfernt. Blasse Schatten ihrer selbst waren sie für ihn geworden, ohne dass er hätte sagen können, woran das lag oder wann genau es passiert war.

Die ganze Nacht gingen sie ohne Rast in nordöstlicher Richtung, und als der Tag anbrach, waren sie fast auf einer

Höhe mit dem feurigen Berg. Vielleicht zwanzig Meilen zu ihrer Rechten ragte er im Osten auf. Je heller es wurde, desto weiter verblasste der rötliche Schein über seinem Kegel, und schließlich war er nur noch in dünnen Rauch gehüllt.

»Er schläft unruhig«, bemerkte Hacon, als sie einen Moment Halt machten und sich auf den harten Boden setzten, um auszuruhen.

788

»Das hat er im Jahr unserer Ankunft auch getan«, erwiderte Candamir. Er war ein wenig kurzatmig. Kleine schwarze Punkte flimmerten vor seinen Augen. Die Nachtwanderung in schwierigem Gelände hatte ihn angestrengt. »Er wird sich wieder beruhigen, du wirst sehen.«

Hacon nickte und betrachtete seinen Bruder kritisch.

»Alles in Ordnung?«

»Natürlich.«

Hacon zückte seinen Hammer und einen glänzenden neuen Meißel aus dem Gürtel. »Lass mich diese Ketten abnehmen. Sie sind nur überflüssiges Gewicht.«

Candamir hatte keine Einwände. Er streckte den linken Arm aus, doch als Hacon den Meißel zwischen die Enden der Schelle schob und auf den Bolzen setzte, der sie verschloss, warnte er:

»Gib Acht. Ich brauche meine Hände noch.«

Hacon hob den Kopf und grinste untypisch verwegen.

»Erinnerst du dich, was du zu mir gesagt hast, als wir die Säge ausprobierten?«

»Nein. Was hab ich gesagt?«

»›Vertrau mir‹.« Er ließ den Hammer niedersausen.

Wenig später war Candamir der verhassten Fesseln ledig und um ein paar Jahre gealtert, so kam es ihm vor. Doch die lang entbehrte Freiheit seiner Glieder verlieh ihm neuen Mut, wie Hacon gehofft hatte, und als sie wieder aufbrachen, schien Candamirs Schritt fast so leicht und federnd wie früher.

Erst gegen Mittag – später, als Hacon erwartet hatte –

machte die Entkräftung sich bemerkbar. Candamir wurde still und grimmig und ging mit gesenktem Kopf. Seine 789

Haut, die beinah drei Monate lang kaum einen Sonnenstrahl gesehen hatte, begann sich zu röten. Hacon zog das Obergewand aus und beschwatzte seinen Bruder, bis der es sich überstreifte.

»Wir wechseln uns ab«, beschied Hacon. »Jeder trägt es eine Stunde, dann ist der andere an der Reihe.«

Candamir nickte und spähte nach Norden. Ein schwacher Schatten erhob sich am Horizont. Es hätte ein Wolkenband sein können, aber sie hofften inständig, dass der Schatten den Rand des Waldes markierte. Doch er schien furchtbar weit weg. Noch befanden sie sich inmitten der Ödnis aus schwarzbraunem Stein, der Staub von der sengenden Sonne festgebacken. Der Durst wurde so schlimm, dass Candamir seinen Hunger völlig vergaß.

Am frühen Nachmittag musste Hacon das Kommando übernehmen und für sie beide alle Entscheidungen treffen.

Candamir setzte immer noch einen Fuß vor den anderen, aber sein Kopf nickte bei jedem seiner Schritte, die immer langsamer, immer unsicherer wurden. Hacon legte ihm zaghaft einen Arm um die Taille, um ihn zu führen, und es machte ihm Angst, dass sein Bruder dies willig über sich ergehen ließ.

Die flirrende, heiße Wüstenluft spielte dem Auge grausame Streiche. Hatte der feurige Berg vergangene Nacht zum Greifen nahe gewirkt, als sie von Olafsburg aufbrachen, schien der Wald am Horizont festgezurrt und niemals näher zu kommen. Auch Hacon spürte inzwischen quälenden Durst. Seine Kehle war wie ausgedörrt, die Zunge schien geschwollen und am Gaumen zu kleben. Die Fahrt in die neue Heimat fiel ihm ein, die endlosen Tage des Sturms, als sie ähnlich schlimmen Durst gelitten hatten. Suchend ließ er den Blick über die tote Erde gleiten, doch er entdeckte nichts, das klein und glatt genug für seine Zwecke gewesen wäre, nichts, das auch nur 790

entfernt Ähnlichkeit mit einem Kiesel hatte. Dann kam ihm ein Gedanke, und er hielt an.

»Nimm deinen Ring ab, Candamir.«

Zum ersten Mal seit Stunden hob sein Bruder den Kopf.

»Was?«

»Deinen Ehering.« Hacon zog den seinen vom Finger und steckte ihn in den Mund. »Du musst ihn lutschen. Das hilft gegen den Durst, glaub mir.«

Langsam hob Candamir die Rechte. »Hab ich meinen Ring noch?«, fragte er ungläubig.

»Ja. Lars wollte ihn dir abnehmen, aber ich habe ihm weisgemacht, der Ring sei ein Geschenk der Götter, Brigitta habe ihn dir bei der Einweihung des Tempels gegeben, und er sei von zu geringem Wert, um Odins Zorn zu riskieren. Weißt du noch?«

Candamir schüttelte den Kopf.

Es war höchstens drei Wochen her, schätzte Hacon.

Allmählich begann er sich ernstlich um Candamir zu sorgen. Er nahm dessen Hand und zog den Ring ab. Es ging leicht; der Silberreif saß loser als gewöhnlich, weil auch die Hand abgemagert war.

Hacon wischte ihn an der Hose ab, denn der Ring war von einer schwärzlichen Staubschicht verkrustet, dann steckte er ihn Candamir zwischen die Lippen. »Hier. Aber schluck ihn nicht runter.«

Nicht der Mittag, sondern der Nachmittag war die heißeste Tageszeit im Leeren Land, wenn der dunkle Boden sich aufgeheizt hatte und begann, die gespeicherte Wärme abzustrahlen. Doch es war etwa zu dieser Stunde, da Hacon feststellte, dass der diesige Schatten am nördlichen Horizont deutlicher geworden war. Selbst wenn er nicht 791

gewusst hätte, dass dort ein Wald lag, hätte er es erkannt, bildete Hacon sich ein und schöpfte ein wenig neuen Mut.

Die beiden Wanderer hatten den ganzen Tag keinen Wind gespürt. Dass er da gewesen war, merkten sie erst, als er sich legte. Von einem Herzschlag zum nächsten schien die Luft dick wie Brei, viel zu heiß, um sie zu atmen. Candamir

ging vielleicht noch hundert Schritte, ehe er anhielt. Er sah einen Moment angestrengt nach Norden und fiel dann wie ein gefällter Baum. Reglos blieb er auf dem Gesicht liegen.

Hacon hockte sich neben ihn und rüttelte ihn an der Schulter. »Candamir, steh wieder auf. Los, komm schon.

Es ist nicht mehr weit. Vielleicht noch eine Stunde.« Oder zwei.

Er bekam keine Antwort.

Hacon rüttelte wieder an der Schulter. »Candamir, hörst du mich?«

»Ja.«

»Dann komm auf die Füße. Na los, mach schon! Du wirst mir hier jetzt nicht schlappmachen, nicht so kurz vor dem Ziel, hast du verstanden?«

»Ich kann nicht weiter.«

»Dann gib dir mehr Mühe!«

Candamir war zu erschöpft für Entrüstung, aber immerhin hob er den Kopf und knurrte: »Was fällt dir ein?«

»Das hast du früher immer zu mir gesagt.«

Candamir lächelte flüchtig, bettete den Kopf aber wieder in den Staub. »Aber ich weiß … wovon ich rede.«

Hacon fürchtete, das könnte stimmen. Es sah Candamir ähnlich, klaglos zu laufen und dann umzufallen, wenn seine Kräfte aufgezehrt waren. Wohingegen Hacon

vermutlich schon Stunden vorher zu jammern begonnen und behauptet hätte, er sei am Ende. Das hatte immerhin den Vorzug, dass man seine Reisegefährten nicht so böse überraschte.

»Candamir, bitte!«, flehte er. »Du kannst dich jetzt nicht einfach hier hinlegen und sterben.«

»Doch.« Er wollte nicht. Aber er wusste, er war erledigt.

Seit dem Mittag hatte er an Wadenkrämpfen gelitten, die allmählich die Beine hinaufgekrochen waren. Jetzt fühlten Füße, Waden und Oberschenkel sich völlig taub an, er spürte sie nicht mehr. Darum konnte er nicht weitergehen, und hätte ihn nur ein Steinwurf vom rettenden Wasser getrennt.

»Komm, lass es uns noch einmal versuchen. Nur ein einziges Mal«, bettelte sein Bruder.

Allein um seinen guten Willen unter Beweis zu stellen, ließ Candamir sich auf die Füße ziehen. Aber nach einem taumelnden Schritt fiel er wieder. »Siehst du«, murmelte er und schloss die Augen. Er war nicht ohnmächtig, sondern einfach eingeschlafen. Nicht der Durst drohte ihn umzubringen, sondern schlichte Entkräftung.

Hacon hockte sich neben ihn und überlegte, ob sie es riskieren konnten, hier ein paar Stunden zu rasten, bis die Sonne unterging und es kühler wurde. Aber ein Gefühl warnte ihn, dass der Zustand seines Bruders sich dadurch nicht bessern würde, im Gegenteil. Candamir brauchte Wasser, und zwar bald. Und erst wenn er das bekam, würde er wieder auf die Beine kommen.

Behutsam legte Hacon ihm eine Hand ans Kinn, öffnete ihm den Mund und holte den Ring heraus, ehe Candamir daran ersticken konnte. Aber nicht einmal davon wachte er auf,

auch nicht, als Hacon ihm den Ring zurück an den Finger steckte. Candamirs Schlaf schien unnatürlich tief, 793

aber unruhig. Hacon sah seinen Bruder die aufgesprungenen Lippen bewegen, beugte sich weiter über ihn und erahnte das Wort »Siglind«.

»Du bist noch gar nicht bereit, diese Welt zu verlassen, Bruder«, sagte Hacon vorwurfsvoll. Hätte Candamir ihn gehört, hätte er antworten können, dass ihm diese Erkenntnis keineswegs neu war.

Hacon ergriff seine Hand und blieb ein Weilchen still neben ihm sitzen. Er wusste, er konnte eines von drei Dingen tun: allein weitergehen und seinen Bruder später hier abholen, um ihn anständig unter die Erde zu bringen, wie es neuerdings bei ihnen üblich war. Oder er konnte sich neben ihn legen und einträchtig Seite an Seite mit ihm sterben. Oder aber er konnte um ein Wunder beten und das Unmögliche versuchen.

Als Junge hatte er sich oft sehnlich gewünscht, er wäre so verwegen wie sein Bruder. Inzwischen hatte er andere Tugenden höher schätzen gelernt. Doch jetzt war es mit einem Mal wieder so: Er wünschte sich, er hätte den in so vielen Liedern gepriesenen Mut der Verzweiflung, den man brauchte, um eine Aufgabe zu beginnen, die man niemals bewältigen konnte. Er spürte die todbringende Macht der Wüste mit all seinen Sinnen, fühlte die breiige Hitze auf der Haut und in den Augen, roch und schmeckte die staubige Leblosigkeit, hörte die allumfassende Stille.

Sie war monströs. Gewaltig genug, um Unerschrockeneren als ihm den letzten Mut zu rauben.

»Dann musst du es eben mutlos versuchen«, murmelte Hacon schließlich vor sich hin. Seine Glieder erschienen ihm

bleischwer, als er sich erhob – er fühlte sich alt.

Trotzdem beugte er sich über den Bruder, richtete ihn ein wenig auf und zog sich den leblosen Körper über die Schultern.

794

Die Sonne hing wie eine geschmolzene Münze über dem Leeren Land und überzog die schwarze Wüste mit einem kupferfarbenen Schimmer, verlieh ihr einen gänzlich unerwarteten Liebreiz. Doch Hacon würdigte ihn keines Blickes, sah stur geradeaus zum Rand des Waldes.

Er erinnerte sich später nicht mehr genau an seinen langen Marsch durch die Wüste. Nur an einzelne Empfindungen und Momente. Über weite Strecken, so kam es ihm vor, war sein Geist zu einer kleinen, blauen Flamme geschrumpft. Er dachte an nichts mehr, betete nicht und sorgte sich nicht wegen des Überfalls auf das Dorf oder um die Sicherheit seiner Familie und Nachbarn. Er bündelte seine Kräfte und verwandte sie allein darauf, einen Fuß vor den anderen zu setzen, den Rhythmus seiner stetigen, langen Schritte niemals zu unterbrechen. Er sah die Sonne nicht untergehen, spürte die Hitze nicht schwinden, starrte stur auf den Boden und seine Füße hinab, damit er nicht stolperte. Denn er wusste, er durfte nicht fallen.

Eine gute Stunde nach Einbruch der Nacht erreichte er so den Schatten der Bäume, die ohne jeden Übergang dort begannen, wo das Leere Land endete. Er kannte den Wald nicht, doch war dieser dem am Rande ihrer Felder so ähnlich, dass Hacon sich sogleich heimisch und geborgen fühlte. Er lauschte einen Moment mit zur Seite geneigtem Kopf und erahnte irgendwo voraus das Murmeln von Wasser.

Beinah vergnügt lachte er vor sich hin. Rücken, Hals, Schultern und Arme schmerzten ihn, als habe er tagelang ein eisernes Joch getragen. Mit jedem Schritt schien das Gewicht seines Bruders zuzunehmen und ihn tiefer in die Knie zu zwingen, die ebenfalls zu schmerzen begonnen hatten. In Zukunft, gelobte Hacon, würde er mehr Geduld

und Mitgefühl für die armen Ochsen aufbringen, die ihre Felder pflügen und ihre Karren ziehen mussten. Doch als er das Wasser hörte, überkam ihn ein solches Glücksgefühl, dass für die letzten Schritte alle Mühsal von ihm abzufallen schien. Quer durch Farn und Gras, die ihm bis über die Knie reichten, bewegte er sich auf das Murmeln zu, kam bald an das flache Ufer eines Baches und ließ seinen Bruder ohne allzu große Behutsamkeit hineingleiten.

Candamir regte sich nicht sogleich. Doch das kühle, prickelnde Nass, welches seine Sinne wahrnahmen, war so belebend, dass es schließlich auch jenen Teil von ihm erreichte, der schon in Dunkelheit wandelte. Plötzlich riss er die Augen auf und tastete mit den Händen im nassen Schlamm am Grund des Baches.

Hacon hatte sich gleich neben ihm ins Wasser gesetzt, trank drei, vier gierige Schlucke, ehe die Vernunft ihn bewog, wieder aufzuhören, ließ sich stöhnend auf den Rücken fallen und benetzte sich das sonnenverbrannte Gesicht.

»Hacon …« Es klang verwirrt und ungläubig.

Der jüngere Bruder richtete sich auf und ließ die Schultern kreisen. Es war ein köstliches Gefühl, seiner Last ledig zu sein.

»Wir haben es geschafft, Candamir. Trink. Aber nur ein bisschen. Du bist geschwächt, und mir schien vorhin, du

fieberst. Also sei vorsichtig.«

Candamir setzte sich auf, tauchte die Hände zwischen den Knien ins Wasser, schöpfte und trank, schöpfte und trank, so lange, bis Hacon einschritt und seine Hände festhielt. »Warum hörst du eigentlich nie auf mich?«

Candamir riss sich nicht los. Er ließ seine Hände in denen seines Bruders und sah ihn an. »Wie … wie kann 796

das sein? Was für ein eigenartiges Wunder ist das? Ich …

du …« Sein Blick war rastlos, vielleicht gar ein wenig ängstlich.

Hacon lächelte. »Zerbrich dir nicht den Kopf. Wir sind hier. Das ist das Einzige, was zählt. Deine Erinnerung wird schon zurückkehren.«

»Aber …«

»Wie fühlst du dich?«

Mit einem verständnislosen Kopfschütteln horchte Candamir kurz in sich hinein. »Durstig, hungrig und müde.«

»Dann trink und schlaf. Morgen früh hole ich uns ein paar Forellen aus dem Bach, und dann …«

»Hacon, warum bin ich hier und nicht tot im Leeren Land?«, fiel Candamir ihm schneidend ins Wort. »Was hat das zu bedeuten? Was ist passiert?«

Hacon senkte verlegen den Blick. »Ich habe dich aus dem Leeren Land hierher gebracht.«

»Du hast mich *getragen?* Aber es waren noch mindestens fünf Meilen!«

»Ungefähr, ja.«

»Das … das ist unmöglich.«

»Unsinn. Du wiegst ja kaum mehr als ein Strohhalm.«

Candamir wandte den Blick ab, schöpfte wieder Wasser mit den Händen und trank. Dann erhob er sich unsicher, watete aus dem Flüsschen ans grasbewachsene Ufer und warf sich auf den Boden. Als Hacon ihm kurz darauf folgte, war Candamir schon wieder eingeschlafen.

Am späten Nachmittag des übernächsten Tages kamen sie ans Südufer des großen Flusses. Die Sonne berührte schon

beinah die Wipfel der Bäume auf der Flussinsel zu ihrer Linken, und genau gegenüber lag die Dorfwiese.

»Die Häuser stehen noch«, murmelte Candamir.

»Ja. Alles sieht aus wie immer«, stimmte Hacon erleichtert zu und betrachtete den Fluss abschätzend. Jetzt nach dem trockenen Sommer floss der Strom träge und barg für einen guten Schwimmer keine Tücken. »Was meinst du? Schaffst du es?«

»Ich bin kein Greis, Hacon«, lautete die hitzige Antwort, und ohne auf ihn zu warten, watete Candamir ins Wasser.

Hacon seufzte und folgte ihm.

Während der ganzen Wanderung war Candamir wortkarg und missgelaunt gewesen. Sie hatten sich bei Sonnenaufgang des ersten Tages erhoben, hatten sich nur aus Vernunftgründen die Zeit genommen, ein paar Forellen zu fangen und zu braten, aber gegessen hatten sie bereits

im Gehen. Wasser und Nahrung hatten sie beide die Strapazen und Entbehrungen der Wüstendurchquerung schnell überwinden lassen. Candamirs Fieber war verschwunden, und auch die Muskelkrämpfe kamen nicht wieder. Außerdem beflügelten sie die Sehnsucht nach daheim und die Sorge um die Menschen dort. Trotzdem hätte sich während der vielen Stunden, da sie hintereinander oder gar Seite an Seite durch den Wald wanderten, Gelegenheit geboten, ein paar Worte zu wechseln. Ein schlichtes Danke hätte ja schon genügt, dachte Hacon, aber darauf hatte er vergeblich gewartet.

Als er die Stille irgendwann nicht mehr aushielt, hatte er schließlich verständnislos gefragt: »Wäre es dir lieber, ich hätte dich da liegen und verrecken lassen?«

Mit einem kurzen, aber äußerst finsteren Blick hatte Candamir erwidert: »Ich wüsste es zu schätzen, wenn du für dich behältst, was passiert ist. Falls du es ertragen 798

kannst, dich nicht mit deiner Tat zu brüsten.«

Hacon war zutiefst gekränkt und sagte nichts mehr. Erst Stunden später ging ihm auf, dass Candamir die Antwort auf seine Frage schuldig geblieben war.

Seite an Seite erreichten sie das heimische Ufer. Candamir hatte weiche Knie und Mühe, ruhig zu atmen, aber er wollte verdammt sein, wenn er seinen Bruder merken ließ, wie erschöpft er war.

Die Dorfwiese lag verlassen im Abendsonnenschein. Sie waren dankbar, dass ihnen neugierige Blicke und Fragen vorerst erspart blieben, und wandten sich nach rechts.

Candamir verabschiedete sich mit einem knappen Nicken von seinem Bruder und betrat seinen Hof. Niemand war dort.

Er hoffte inständig, dies habe nichts anderes zu bedeuten, als dass alle beim Nachtmahl saßen. Doch plötzlich fragte eine helle Stimme hinter ihm: »Was willst du hier?«

Nils, erkannte Candamir. Langsam drehte er sich um, damit er den Jungen nicht erschreckte.

Nils stand vielleicht fünf Schritte entfernt zwischen ihm und dem Obstgarten. »Wer bist du?« Es klang halb ängstlich, halb herausfordernd.

Für einen Moment war Candamir zu erschüttert darüber, dass sein Sohn ihn nicht erkannte, um sich zu rühren oder zu antworten. Mit wachsendem Schrecken sah er, dass der Junge einen Sax in der viel zu kleinen Faust hielt.

Langsam ließ Candamir sich im Gras auf die Knie sinken.

»Ich bin es, Nils, dein Vater.« Er streckte ihm die Hände entgegen. »Komm nur her und schau mich aus der Nähe an, dann wirst du sehen, dass ich die Wahrheit sage.«

Der rote Kindermund öffnete sich in purer Verwunderung. Aber die meergrauen Augen leuchteten.

Nils erkannte seinen Vater an der Stimme. Mit einem Jubelschrei warf er die Waffe beiseite und fiel ihm um den Hals.

Candamir schloss ihn lachend in die Arme und hob ihn hoch. »Na siehst du.«

»Aber dein Haar ist ganz kurz. Ich dachte, du wärst ein fremder Sklave und …«

»Haare wachsen wieder, weißt du. Wo ist deine Mutter?«

»Bei Austin. Er ist verwundet.«

Sie lebt. Sie ist nicht verschleppt. Das war für einen Moment alles, was Candamir begreifen konnte, und erst mit einiger Verspätung drang die zweite Hälfte von Nils’

Mitteilung zu ihm durch. »Verwundet? Schlimm?«

»Ich weiß nicht.«

»Haben Lars’ Männer das getan?«

»Nein, Osmund. Vater, warum siehst du so verändert aus? Es ist nicht nur dein Haar. Noch etwas anderes. Aber was nur?«

»Osmund hat Austin verwundet?«

»Ja. Jetzt weiß ich’s! Du bist ganz dünn!« Nils legte eine Hand auf den Mund und kicherte. Da er wenig von Krankheit und noch weniger von Hunger wusste, erschien ihm der Anblick eines mageren Menschen komisch.

Candamir nahm sich zusammen. Er musste sofort zu Siglind, erkannte er, um ihre Angst und Sorge nicht unnötig zu verlängern, aber ebenso, um zu erfahren, was sich hier ereignet hatte. Er grinste Nils verschwörerisch zu und strich ihm über den schwarzen Schopf. »Geht es deinen Schwestern gut?«

Der Junge nickte.

Candamir stellte ihn auf die Füße. »Dann lauf ins Haus und sag ihnen, ich sei wohlbehalten zurück. Euer Onkel ebenfalls. Ich gehe zu Austin.«

Er wollte sich abwenden, aber Nils nahm seine Hand und zog daran. »Austin ist hier bei uns. Seine Hütte ist doch abgebrannt.«

Candamir bückte sich, hob die gefährliche Waffe aus dem Gras auf und erkannte sie als seine eigene. »Woher hast du meinen Sax?«, fragte er, während er mit Nils zum Haus ging.

»Wir haben ihn neben dem gefallenen Nussbaum gefunden, als du … verschwunden warst. Mutter hat ihn in ihre Truhe gelegt, aber letzte Nacht, als die Räuber kamen, hat sie ihn mir gegeben.«

Armes Kind, dachte Candamir, du bist wirklich noch zu jung, um der Mann im Haus zu sein. Er steckte die scharfe Klinge vorsichtig in den Stoffgürtel, der seine Hose hielt, ehe er eintrat.

Nur das Gesinde und die Kinder waren in der Halle. Er legte einen Finger an die Lippen, um ihre lautstarke Begrüßung zu dämpfen, hob dieses Mal Irmgardis auf den Arm, und als er feststellte, dass sie sich wie ein Krake an ihm festklammerte, nahm er sie kurzerhand mit in die hintere Kammer.

Siglind sah auf, als sie die Tür hörte. Langsam erhob sie sich von dem Schemel neben dem Bett und machte einen Schritt auf ihn zu. »Oh, der Herr sei gepriesen«, flüsterte sie. »Es ist wahr. Er hat nicht gelogen …«

Candamir schloss die Lücke zwischen ihnen, zog seine Frau mit dem freien Arm an sich und drückte ungeniert die Lippen auf ihren Mund. Siglind schlang ebenso wie Irmgardis die Arme um seinen Hals, wobei sie sich wie 801

immer ein wenig auf die Zehenspitzen stellte. So verharrten sie ein paar Atemzüge lang, und Candamir vermutete, er und Siglind wären stundenlang so stehen geblieben, um

sich an der schlichten Tatsache zu ergötzen, dass sie einander wiederhatten, aber ihre Tochter machte dem denkwürdigen Moment ein vorzeitiges Ende. »Ich hab einen Wackelzahn, Vater!«, verkündete sie, eifersüchtig, weil er nur Augen für ihre Mutter hatte, und nicht länger in der Lage, ihre große Neuigkeit für sich zu behalten. »Hier, sieh nur!« Sie sperrte den Mund auf und legte einen Finger an einen der unteren, mäusekleinen Schneidezähne.

Candamir ließ seine Frau los und bewunderte den Wackelzahn gebührend. Dann setzte er Irmgardis ab.

»Morgen überlegen wir, was wir damit tun, wenn er ausgefallen ist«, versprach er.

»Machst du mir eine Schachtel dafür?«

Er nickte. »Wenn du jetzt folgsam bist und zu Solvig gehst und heute beim Essen ausnahmsweise mal deine Schale leerst.«

Sie warf ihm einen leidvollen Blick zu, der die Ungerechtigkeit einer Welt beklagte, in welcher Eltern jedes Versprechen mit Bedingungen verknüpfen konnten.

Doch offenbar lag ihr viel an der Schachtel, denn sie ging ohne weitere Einwände hinaus.

Candamir ließ sich auf dem Schemel nieder und zog Siglind auf seinen Schoß. Behutsam legte sie die Hände auf sein Gesicht. Er schloss die Augen. Als er ihre Lippen auf der Stirn spürte, öffnete er sie wieder, und dann schauten sie sich an. Nichts von dem, was er sah, überraschte ihn. Sie hatte gebangt, gelitten und getrauert.

Er lächelte unbeschwerter, als ihm zumute war, und wischte mit dem kleinen Finger die einzelne Träne weg, 802

die über ihre Wange lief.

Dann blickte er auf Austin hinab, der reglos und mit geschlossenen Lidern in ihrem Bett lag. Er war furchtbar bleich, und ein ungewohnter Bartschatten bedeckte sein Kinn. »Was ist mit ihm?«

Siglind schlug die Decke ein wenig zurück und enthüllte einen blutigen Verband, der die magere Brust des Sachsen und die rechte Schulter bedeckte. »Er hat eine Schwertwunde und viel Blut verloren. Aber heute früh hat die Blutung aufgehört. Wenn er kein Fieber bekommt, wird er’s schaffen. Jedenfalls hoffe ich das. Ich verstehe mich nicht wirklich darauf, und Inga hat sich geweigert, ihn zu behandeln. Zum Glück wusste Heide, mit welchen Kräutern man eine Blutung stillt und wo sie zu finden sind.«

»Osmund ist mit dem Schwert auf Austin losgegangen?«, fragte er ungläubig.

Sie hob ratlos die Schultern und nickte zögernd. »In gewisser Weise.«

»Erzähl der Reihe nach.«

»Ja. Aber nicht hier. Lass uns hinausgehen. Er schläft jetzt ruhig und braucht uns nicht.«

Heide hatte zur Feier von Candamirs Rückkehr ein paar Hühner geschlachtet, entschuldigte sich aber, dass es mit dem Essen deswegen ein wenig später würde. Siglind stellte zwei Becher, einen Krug Met und reichlich Brot und saftigen Ziegenkäse auf ein Brett, trug es hinaus in den Garten und stellte es unter den Apfelbäumen ab. Eng beieinander setzten sie sich ins Gras, und sie sprachen nicht, während Candamir aß.

»Lass dir Zeit, sonst bekommt es dir nicht«, warnte sie 803

lediglich.

»Ja, das hat Hacon auch gesagt«, erwiderte er mit vollem Mund, ohne sein Schlingen merklich zu verlangsamen.

»Aber es stimmt nicht. Mir bekommt alles außer Hunger.«

»Wie geht es deinem Bruder? Haben sie ihn auch beinah verhungern lassen?«

Er schüttelte den Kopf. »Sie haben ihn regelrecht gemästet. Weil er für sie arbeiten musste, aber auch, scheint mir jetzt, um uns gegeneinander aufzubringen.

Lars ist ein gerissener Hurensohn, genau wie sein Vater.

Doch es hatte zweifellos sein Gutes. Hacon hat mich vorgestern mehr als fünf Meilen weit durchs Leere Land getragen. Zwei, drei, vielleicht sogar vier Stunden, ich habe keine Ahnung. Und das … hat mich so beschämt, dass ich ihn seither zum Dank wie Dreck behandelt habe«, schloss er mit einem entwaffnenden zerknirschten Lächeln.

Siglind nahm seine freie Hand. »Das bringst du schon wieder in Ordnung«, sagte sie zuversichtlich.

Er nickte, obwohl er sich dessen nicht so sicher war, und riss sich ein weiteres großzügiges Stück Brot von dem frischen, weichen Laib. »Ich muss zu Osmund hinüber. Er ist bestimmt auch in Sorge um uns.«

»Es hat ihn fast um den Verstand gebracht«, erwiderte sie eigentümlich nüchtern.

»Dann gehe ich besser jetzt gleich. Aber erst muss ich wissen, was sich hier letzte Nacht abgespielt hat.«

»Sie kamen nach Mitternacht. Die Uferwache entdeckte den *Drachen* auf dem Fluss und schlug Alarm, aber dieses Mal hatten sie ihre Frauen mitgebracht, die Thorbjörns und einige andere Scheunen ausraubten, während unsere Männer mit den ihren am Ufer kämpften. Als die Frauen die Beute aufs Schiff gebracht hatten und das Signal 804

gaben, zogen Lars und seine Männer sich zurück. Alle bis auf Gunnar.«

» *Gunnar?* «

Sie warf ihm einen kurzen, unglücklichen Blick zu und nickte. »Er hatte sich Osmund ergeben. Er wolle dem Leeren Land den Rücken kehren und zu uns zurückkommen, sagte er. Er bedauere seine Taten, und er bedauere, wie sein Bruder dich behandelt habe, und Hacon habe ihn auf den Gedanken gebracht, dass er jetzt, da sein Vater tot sei, hier bei uns einen neuen Anfang machen könne. Er erklärte sich bereit, uns sieben Jahre lang zu fronen, um Buße für den Schaden zu leisten, den er uns zugefügt hat.«

»Ein akzeptables Angebot«, warf Candamir ein.

Sie nickte. »Das fanden Harald und Jared auch. Jared war außer sich vor Freude, einen seiner Brüder zurückzubekommen. Selbst als Gunnar ihm gestand, dass er es gewesen sei, der ihm die Scheune angesteckt habe, war Jared noch bereit, ihm auf der Stelle alles zu vergeben. Aber Osmund …« Sie brach ab, als habe sie plötzlich der Mut verlassen.

»Ja?«

»Er glaubte Gunnar kein Wort. Er befahl zweien seiner Männer, ihn zu fesseln, und dann fragte er ihn, wo du seiest. Geflohen, antwortete Gunnar, in der Nacht zuvor, zusammen mit Hacon. Aber Osmund glaubte auch das nicht. Und er hat Gunnars Füße ins Feuer gehalten, um die Wahrheit aus ihm herauszuholen.«

Langsam legte Candamir das Brotstück aus der Hand.

»Oh, Osmund«, sagte er leise. »Treuester aller Freunde.

Du hast dir genau den Falschen ausgesucht …«

»Das sagten Harald und einige andere auch. Sie waren geneigt, Gunnar zu vertrauen. Aber die Mehrheit war mit
805

Osmund, und er … kannte keine Gnade. Die Kinder sind von Gunnars Schreien aufgewacht, nicht nur unsere, überall an der Wiese. Die Frauen haben Osmund gescholten und verlangt, dass er aufhört, aber er hat sie gar nicht beachtet. Schließlich ging Austin dazwischen. Er hat einfach einen Eimer Wasser geholt und das Feuer gelöscht. Dann hat er sich schützend vor Gunnar gestellt.

Osmund hat sein Schwert gezogen und es ihm an die Kehle gesetzt.

›Nur zu, töte mich, und wir beide werden wissen, dass es nicht das Geringste mit diesem bedauernswerten Knaben zu tun hat‹, hat Austin gesagt. Er war vollkommen …

furchtlos. Oder jedenfalls erweckte er glaubhaft den Anschein.

Osmund war außer sich, wie ich ihn nie zuvor gesehen habe. Er trat noch einen Schritt näher und verstärkte den Druck

seiner Klinge. ›Geh mir aus dem Weg‹, drohte er.

›Tust du es nicht, werde ich dieser Gemeinschaft den lange überfälligen Dienst erweisen und uns alle von dir und deinem verfluchten Gott erlösen.‹

Austin bewegte sich keinen Zoll. In dem Moment, da Osmund zustoßen wollte, riss der Schmied Austin beiseite, sodass die Klinge ihn nur oberflächlich verletzt hat.« Sie musste einen Moment innehalten, weil ihr die Tränen kamen. Sie war sicher gewesen, dass ihr sanftmütiger Freund sterben würde, und der Schrecken war noch sehr gegenwärtig.

»Und während der Wüterich noch staunend dastand und sich fragte, wohin sein unschuldiges, wehrloses Opfer so plötzlich verschwunden war, trug der edle Jared seinen heulenden Bruder ins Haus, und die grausige Szene hatte ein Ende.«

Candamir sprang auf die Füße. »Osmund!« Lachend 806

schloss er seinen Ziehbruder in die Arme. »Ein gelungener Schluss, will mir scheinen.«

Osmund kniff die Augen zu, erwiderte die Umarmung kurz und befreite sich dann. »Ob das schon der Schluss dieses Liedes ist, bleibt noch abzuwarten. Willkommen daheim, Candamir. Ich hatte kaum noch Hoffnung, dich wiederzusehen.«

»Nein«, erwiderte Candamir, plötzlich sehr ernst. »So ging es mir auch.«

Siglind erhob sich ebenfalls aus dem Gras und trat zu ihnen.

»Ich hoffe, meine Worte haben dich nicht gekränkt, Osmund. Es war nicht meine Absicht, schlecht von dir zu sprechen.« Es klang merkwürdig steif.

Er neigte fast unmerklich den Kopf, um zumindest vorzugeben, dass er ihr nichts nachtrug.

»Oh, kommt schon«, sagte Candamir ungeduldig. »Du weißt doch, wie sie an dem Sachsen hängt, Osmund. Und letzte Nacht konnte keiner von euch wissen, dass Gunnar die Wahrheit sagt. Seine Füße werden heilen, genau wie Austins Wunde, und wir können die ganze Geschichte vergessen.«

So wie du immer alles vergessen willst, was dir unangenehm ist, dachte Siglind flüchtig, aber jetzt war kaum der geeignete Moment, um das zur Sprache zu bringen.

Osmund nickte zögernd. Dann betrachtete er seinen Freund eingehend von Kopf bis Fuß. Am längsten verharrte sein Blick bei dem kurzen Schopf.

Candamir begann, nervös an seinem Daumennagel zu kauen, wie es neuerdings seine Gewohnheit war. Er wusste selbst, dass er wie ein geschundener Sklave aussah, 807

und das beschämte ihn schon genug, wenn ihn niemand anstarrte. Vielleicht sollte er sein Haus nicht mehr verlassen, bis sein Haar wieder lang und sein Gewicht wieder normal waren.

»Ich wünschte, ich hätte Gunnar getötet«, eröffnete Osmund ihm unvermittelt.

Candamir nahm den Daumen aus dem Mund und schüttelte den Kopf. »Aber er war der Einzige, der uns geholfen hat.«

Er dachte an die schauderhafte Szene in Lars’ Halle. Oh, bei allen Göttern, war das wirklich erst vor drei Nächten gewesen?

»Ohne ihn wäre unsere Flucht nie geglückt. Im Gegenteil. Ohne ihn wäre ich jetzt wahrscheinlich tot.«

Osmund stand mit herabbaumelnden Armen da und schien für einen Augenblick nicht so recht zu wissen, was er denken oder sagen sollte.

Candamir legte ihm die Hand auf die Schulter. »Komm mit hinein. Teile unser Mahl. Und dann erzähle ich dir, wie es war.«

»Ich würde gern«, erwiderte sein Freund. »Aber ich kann nicht. Heute ist die Tagundnachtgleiche. Inga erwartet mich im Tempel.«

Candamir gab seine Schulter frei. »Dann komm morgen.«

Osmund zögerte. »Komm du zu mir«, sagte er dann.

»Ich will dein Haus nicht betreten, solange es den Sachsen beherbergt. Gute Nacht, Candamir, Siglind.« Und damit machte er kehrt und verschwand in der Dämmerung.

Candamir starrte ihm fassungslos hinterher.

Siglind nahm seine Hand. »Du warst lange fort«, bemerkte sie behutsam. »Es hat sich allerhand verändert 808

hier.«

Beim Essen in Candamirs Halle war die Stimmung ungewohnt gedrückt, und es wurde nicht viel gesprochen.

Alle waren froh, dass er wieder daheim war, aber den Knechten war es peinlich, dass ihr Herr wie einer von ihnen aussah – nur dürrer. Nils bestürmte seinen Vater mit Fragen über seinen Kampf mit Olaf und das Leben im Leeren Land, und Candamir antwortete. Aber Siglind spürte, dass er dafür eigentlich zu erschöpft und die Schrecken seiner Gefangenschaft noch zu nahe waren. Ehe Candamirs Stimmung umschlagen und er den Jungen anfahren konnte, machte sie dem Gespräch lieber ein Ende.

»Godwin, wärst du wohl so gut, zu deinem Vater und Asta und den anderen Nachbarn zu gehen und ihnen zu sagen, dass Candamir und Hacon wohlbehalten zurück sind? Sie alle werden so erleichtert sein, das zu hören, dass wir sie nicht warten lassen sollten.«

Willig erhob sich der Gehilfe und machte sich mit der frohen Kunde auf den Weg.

»Und du gehst ins Badehaus«, raunte Siglind Candamir zu.

»Aber es ist Nacht«, protestierte er verwundert.

»Tu’s trotzdem«, riet sie mit einem so verheißungsvollen Lächeln, dass er keine weiteren Einwände erhob.

Im Badehaus brannten zwei kleine Öllampen, und in ihrem warmen Schein fand er nicht nur ein herrliches lauwarmes Bad vor, sondern neben dem Zuber ein Lager aus Fellen, Decken und weichen Federkissen. Sein Bett war belegt, ging ihm auf, und er musste ja irgendwo

schlafen.

Kaum hatte er sich im Wasser ausgestreckt, kam seine Frau herein. Wortlos legte sie die Kleider ab, stieg zu ihm ins Bad, und sie liebten sich geruhsam, innig, eng umschlungen.

Dann wusch sie ihn von Kopf bis Fuß mit der Seife, die sie mitgebracht hatte, als wäre er ein kleiner Junge, und er ließ das willig über sich ergehen, spürte mit geschlossenen Augen, wie sie die Furcht, den Zorn und die Verzweiflung der letzten drei Monate zusammen mit dem Wüstenstaub von ihm abspülte.

Schließlich stieg er aus dem Zuber, trocknete sich nachlässig ab und setzte sich auf das einladende Lager, wo er am Kopfende einen unerwarteten Krug Bier entdeckte.

Er nahm einen tiefen Zug und tat einen Seufzer des Wohlbehagens. »Du musst mich wirklich vermisst haben«, bemerkte er dann. »Es ist das erste Mal, dass du mich zum Trunk verführst.«

Sie setzte sich neben ihn, schlang die Arme um die angewinkelten Knie und betrachtete ihn lächelnd. »Ich dachte, dass du in letzter Zeit sicher wenig Met und Bier bekommen hast.«

Er schüttelte den Kopf. »Nur Wasser. An den guten Tagen. Es war wie im Hungerwinter, bloß wärmer.«

Sein spöttischer Tonfall konnte sie nicht täuschen. Sie schlug die Augen nieder und nahm seine Hand. »Wir haben erst gestern von Gunnar erfahren, dass du Olaf getötet hast. Und ich war so erleichtert, weil ich wusste, dass dir erspart geblieben ist, was du am meisten gefürchtet hast. Doch dann kam mir der Gedanke, dass Lars gewiss auf Rache aus sein würde. Er hat seinen Vater so verehrt.«

»Und ist ihm ein ebenbürtiger Nachfolger, ja.«

Sie erwiderte nichts darauf, wartete, bis er den Bierkrug 810

geleert und sich hingelegt hatte, dann blies sie die Lichter aus und legte sich zu ihm. Sie hatte gehofft, er würde reden, wenn es dunkel war, doch er schlief sofort ein.

Kurz vor Morgengrauen fuhr er stöhnend aus einem wirren Albtraum, der mehr mit Gunnars Füßen zu tun gehabt hatte als mit den Ereignissen im Leeren Land. Er schüttelte die grässlichen Bilder ab und weckte seine Frau, die ihn bereitwillig in sich aufnahm, noch ehe sie die Augen öffnete. Erst danach erzählte er ihr, was sie wissen wollte, während das erste graue Tageslicht allmählich durch die Ritzen in den Bretterwänden drang. Er tat es nicht gern, aber er wusste, dass es der beste Weg war, um hinter sich zu lassen, was geschehen war. Und er verschwieg ihr fast nichts, sagte ihr Dinge, die er niemandem sonst hätte anvertrauen können. Siglind lauschte und nickte und wusste auch, was er meinte, wenn ihm die Worte fehlten, denn sie waren vertraut miteinander.

»Und nun bist du an der Reihe«, sagte er schließlich.

»Was hat sich hier zugetragen? Was … was bei allen Göttern ist mit Osmund passiert?«

Mit einem Mal wurde Siglind rastlos. »Lass mich dir den Bart stutzen, während ich es dir erzähle, ja?«

»Bitte. Aber du wirst keine Schönheit aus mir machen, ehe mein Haar wieder gewachsen ist.«

»Nichts wird je eine Schönheit aus dir machen«, entgegnete sie. Es rutschte ihr einfach so heraus, denn es war eben ihre Art, so miteinander zu plänkeln. Jetzt lachten sie beide darüber, weil es sich so wunderbar normal anhörte. So als wäre alles wie vorher.

Siglind borgte seinen Sax, hob sein Kinn mit dem Finger an und machte sich ans Werk. »Am Mittsommertag gab es ein Erdbeben.«

Candamir hielt still. »Ja, ich weiß.« Sie hatten es im Leeren Land auch gespürt. »Ich schätze, Inga hat ihre Chance nicht ungenutzt verstreichen lassen, mehr Götterdienst und Opferbereitschaft anzumahnen.«

Siglind nickte. »Sie hat von Austin und mir und den anderen Christen verlangt, an der Mittsommerzeremonie teilzunehmen. Das haben wir nicht getan. Während der Zeremonie im Tempel, hat Harald uns erzählt, hat sie dazu aufgerufen, den falschen Gott und seine Dienen zu bekämpfen, die eine ständige Beleidigung für Odin darstellten. Und das tun sie seither. Sie schneiden uns, sie bewerfen Austin mit Steinen, und im Thing tun sie, was Osmund ihnen sagt. Inga hat Roric und dem kleinen Siward verboten, mit Nils zu spielen, worüber alle drei unglücklich sind.«

Candamir lauschte ihr ungläubig und mit zunehmendem Schrecken. Er ergriff ihr Handgelenk, nahm ihr den Sax ab und zog sie neben sich auf die Decke.

»Beim letzten Thing haben sie beschlossen, das Tragen von Kreuzen zu verbieten«, fuhr Siglind mit belegter Stimme fort, die Hände im Schoß gefaltet. »Wer es doch tut, muss eine Buße von einem Schaf und einem Pferd an den Tempel leisten.«

»Was?«

»Ich habe mein Kreuz seither unter dem Kleid getragen, denn ich war allein und hatte Angst um meine Kinder.

Außerdem wollte ich nicht, dass sie sich an deinen wundervollen Pferden vergreifen. Aber Austin … Du kennst ihn ja. Hätte er ein größeres Kreuz besessen, hätte er sich vermutlich das umgehängt, nur um Inga und Osmund die Stirn zu bieten. Da er weder Schafe noch Pferde besitzt, konnte er die festgelegte Buße nicht leisten, aber sie haben sich seine Kuh und die Sau geholt. Und vor 812

einer Woche hat ihm jemand das Haus angezündet.«

»Oh, mächtiger Tyr …«

»Er war zum Glück nicht daheim. Wir hatten uns in der Schmiede getroffen, um die Messe zu feiern. Wir müssen es wieder heimlich tun, so wie früher.«

»Und all seine Bücher sind verbrannt?«

Siglind schüttelte den Kopf. »Er hat geahnt, dass so etwas passieren könnte, und sowohl seine Bücher als auch seine Vorräte an Pergament und Tinte dem Schmied zur Aufbewahrung anvertraut.«

Es war eine Weile still. Schließlich murmelte Candamir:

»Ich glaube, ich muss ein ernstes Wort mit meinem Ziehbruder reden.«

Siglind legte ihm warnend eine Hand auf den Arm. »Sei behutsam mit ihm, Candamir. Er hat dich gesucht, weißt du. Viermal ist er mit ein paar Männern ins Leere Land aufgebrochen und hat nach euch gesucht. Immer erfolglos.

Und jedes Mal war er verzweifelter, wenn er unverrichteter Dinge zurückkam. Ich glaube, das war es, was ihn so unerbittlich gemacht hat.«

»Das? Oder seine Frau?«, fragte Candamir unerwartet scharf.

»Sie ist schlimmer als Brigitta. Die reinste Giftschlange.«

Das weißt du?, dachte Siglind erstaunt und musste feststellen, dass sie ihren Mann unterschätzt hatte. Sie nickte unbehaglich. »Was immer es ist, das sie quält; offenbar reicht es ihr nicht mehr, allein den armen Roric dafür büßen zu lassen. Jetzt hat sie es auf alle abgesehen, die nicht ihres Glaubens sind.«

Candamir zog Siglind an sich und legte das Kinn auf ihren Scheitel. »Hab keine Angst mehr. Nun bin ich 813

wieder da, und ich habe nicht die Absicht, noch einmal abhanden zu kommen. Ich werde Osmund zur Vernunft bringen, du wirst schon sehen.«

Siglind drückte die Lippen auf seine Schulter. Sie fühlte sich in der Tat sicherer, jetzt da er wieder hier war, aber sie hatte Zweifel, dass er Osmund von dem einmal eingeschlagenen Pfad abbringen konnte. Denn Osmund schien regelrecht betört von der Macht, die er mit einem Mal hatte. Und er handelte aus tiefster Überzeugung. Die Ereignisse der letzten Monate hatten ihn vielleicht unversöhnlicher gestimmt, als es seiner Natur entsprach, doch er hasste Austin und dessen Gott leidenschaftlich, und manchmal konnte sie das Gefühl nicht abschütteln, er hasse auch sie.

Plötzlich von Unruhe erfüllt, befreite sie sich aus Candamirs Armen. »Da«, sie wies auf den Schemel neben der Brennholzkiste, »ich habe dir deine besten Kleider herausgesucht. Zieh dich an, und dann lass uns nach Austin sehen.«

Der Haushalt war erwacht und rüstete sich zum Frühstück, als sie die Halle betraten. Heide kochte Buttermilchsuppe,

Freydis bestrich Roggenbrot mit Honig. Candamir stibitzte ein Stück, grinste frech über den empörten Protest seiner Magd und folgte Siglind dann kauend zur Schlafkammer.

Austin saß von einem Kissen gestützt aufrecht im Bett.

Er war immer noch bleich, doch als er Candamir entdeckte, strahlte er. Er streckte die linke Hand aus.

»Mich träumte, ich hätte deine Stimme gehört. Es ist also wahr.«

Candamir nahm die Hand, ließ sie nach einem kurzen Druck, der Austin fast die Knochen brach, wieder los und setzte sich auf die Bettkante. »Es ist wahr. Da bin ich 814

wieder – nicht ungeschoren, aber lebendig. Und wie geht es dir, mein närrischer sächsischer Freund?«

»Ganz ähnlich. Jedenfalls viel besser, als ich vorgestern Nacht zu hoffen gewagt hätte.«

Sie tauschten ein wissendes Lächeln, aber sie bekamen keine Gelegenheit, über das zu sprechen, was geschehen war, denn Siglind verkündete: »Austin braucht vor allem Ruhe. Geh frühstücken, Candamir. Und zwar ordentlich.

Sag Heide, sie soll Austin eine Schale Suppe bringen.«

Candamir hatte keine Einwände. Nur um sich nicht widerspruchslos verscheuchen zu lassen, fragte er Austin:

»Irgendwas, das ich für dich tun kann?«

Der Sachse nickte eifrig. »Hol mir meine Bibel. Sie liegt bei Harald.«

»Ich weiß. Dort wollte ich gleich sowieso vorbeischauen.«

Er ging zurück in die Halle, nahm ein gewaltiges Frühstück ein und empfing einen nicht abreißenden Strom von Besuchern, die sich alle mit eigenen Augen davon überzeugen wollten, dass er wieder da war. Candamir war ihnen für ihre Anteilnahme dankbar, aber all die beklommenen, verstohlenen Blicke machten ihm zu schaffen. Er war froh, dass Siglind die Weitsicht besessen hatte, ihm so feine Kleidungsstücke herauszusuchen; sie gaben ihm ein bisschen Selbstvertrauen.

»Ah, ich glaube, jetzt hab ich’s«, verkündete Hacon hoffnungsvoll. Er saß in Haralds Haus am Tisch über eines von Austins Büchern gebeugt und fuhr mit dem Finger die Zeilen mit den winzigen Runen entlang.

Der Schmied, Asta, Godwin und Jared standen um ihn herum und gafften ihn an, als jongliere er mit bunten Holzbällen oder spreche in Versen.

815

»Hier: *Die Schafgarbe, auch Wundkraut genannt, ist eine hübsche Pflanze, die in der Höhe zwischen einem Spann und einer Elle schwankt. Man erkennt sie an ihren gefiederten Blättern und den dichten, weiß bis rosa blühenden Doldenrispen. Die Blüte beginnt im Mai und reicht bis zum Oktober.* Das heißt vom Wonnemond bis zum Windmond, also auch jetzt noch. Weiter: *Da sie die Sonne liebt, wächst sie in Catan vornehmlich an Feldrainen und auf Wiesen, kaum aber im Walde, ebenso wie die Kamille, das Augenkraut und das Tüpfelhartheu, auch Johanniskraut genannt, welches ebenfalls …* Meine Güte, Austin, warum musst du immer so weitschweifig sein«, murmelte Hacon ungeduldig, überflog die nächsten Zeilen und fand dann, was sie wissen wollten:

» *Brandwunden behandelt man mit einem Umschlag aus Schafgarbe, welcher den Schmerz lindert, die Heilung fördert und den Wundbrand vermeidet. Nimm für einen Umschlag zwei große Hände voll Blüten und lasse sie in einem kleinen Topf mit Wasser so lange kochen, wie es dauert, zehn Paternoster zu beten, ehe du sie abseihst.*

Tränke reine Leinenbinden in dem Sud und lege sie auf die Wunde. Wiederhole die Behandlung zu Mittag und zur Vesper. « Hacon sah auf. »Das war's.«

Jared ging zur Tür. »Danke, Hacon. Das werd ich dir nicht vergessen.«

»Ich komme mit dir«, erbot sich Asta. »Ich weiß, wo Schafgarbe wächst.«

An der Tür stießen sie beinah mit Candamir zusammen.

Asta schloss ihren Bruder in die Arme. »Oh, Candamir

…«

Verlegen strich er ihr über die Schulter, ehe er sich befreite und ihren flachen Bauch betrachtete. »Und? Wie viele sind es geworden?«

»Nur eins«, antwortete sie. »Ein Junge. Wir haben ihn Candamir genannt. Es sollte … ein Zeichen der Hoffnung sein.«

Candamir lächelte und nickte dem Schmied zu. Ein bisschen knapp, hätte man meinen können, aber weil sie ihn gut kannten, erkannten Asta und Harald ohne Mühe, dass Candamir gerührt war.

Der wandte sich an Jared. »Wie geht es Gunnar?«

Jared schaute verlegen zur Seite. »Vermutlich ungefähr so, wie du es dir wünschst.«

»Ich glaube, du täuschst dich. Fiebert er?«

Jared schüttelte den Kopf. »Meine Margild kümmert sich um ihn. Und Hacon hat uns aus dem Buch des Sachsen vorgelesen, was wir machen müssen.« Zusammen mit Asta ging er hinaus.

»Wackerer Hacon«, murmelte Candamir, nachdem die Tür sich geschlossen hatte. »Ein vielseitig begabter Mann: Schmied, Gelehrter, Lebensretter.«

Hacon warf ihm über die Schulter einen bitterbösen Blick zu. »Hast du dich eigens herbemüht, um mich zu verhöhnen?«

Candamir trat zu ihm und legte ihm die Linke auf die Schulter. »Nein. Um dir zu danken. Ich … na ja.« Er hob die Hände und lächelte verschämt. »Es war mir peinlich, Hacon. Das musst du doch verstehen.«

»Nein«, knurrte der junge Schmied.

Harald trat hinzu, legte Candamir zum Gruß die Hand auf den Arm und sagte an seinen einstigen Lehrling gewandt: »Sei nicht so hart zu ihm. Es war ein Schock, dass eure Rollen plötzlich vertauscht waren. Und nun hat er nachgeholt, was er versäumt hat.«

Hacon brummte.

Harald lud Candamir mit einer Geste ein, am Tisch Platz zu nehmen. »Hier, mein Junge, probier Astas Schafskäse

…«

Candamir griff gerne zu, bemerkte aber kopfschüttelnd:

»Auf einmal wollen mich alle mästen. Ich werd schon wieder zunehmen, ihr werdet sehen. Es geht nur nicht an einem Tag.«

Harald nickte, betrachtete ihn aber dennoch voller Besorgnis.

»Austin geht es besser«, berichtete Candamir. »Er ist aufgewacht und will seine Bibel.«

»Gelobt sei Jesus Christus«, murmelte Hacon und bekreuzigte sich. »Ich hätte schon nach ihm gesehen, aber ich habe mich nicht in dein Haus gewagt.« Es klang immer noch kühl.

Candamir stützte die Ellbogen auf die Tischplatte und beugte sich ein wenig vor. »Ich verstehe, dass du wütend bist, nichts anderes hab ich verdient. Also schlag mir den Schädel ein, wenn du willst. Aber wir können es uns im Moment nicht leisten, miteinander zu hadern, verstehst du?«

Hacon sah ihn einen Moment forschend an. »Ich bin nicht sicher, Candamir. Sonst bereitet es dir doch immer so großes Vergnügen, mit mir zu hadern.«

»Candamir meint, dass wir ernstliche Probleme haben«, erklärte der Schmied, der es einfach niemals müde wurde, zwischen seinen beiden ungleichen Schwägern zu vermitteln.

Hacon nickte. Gunda hatte ihn ebenso über die Ereignisse der vergangenen Monate ins Bild gesetzt wie Siglind Candamir, und Hacon konnte kaum fassen, wie vieles sich hier verändert hatte, wie groß Gundas Furcht 818

vor Osmund und Inga war. Es kam ihm beinah vor, als wäre er drei Jahre fort gewesen. Er wusste, dass hier etwas Unheilvolles im Gange war und dass sie zusammenstehen mussten, um es aufzuhalten. Einen Augenblick rang er noch mit sich, strich abwesend, aber liebevoll über Austins Kräuterbuch. Dann stieß er hörbar die Luft aus. »Also schön. Ihr habt Recht. Lasst uns überlegen, was zu tun ist.«

Candamir verbrachte den Großteil des Tages in seiner Werkstatt, denn dort war furchtbar viel zu tun. Godwin hatte die Arbeit nicht allein bewältigen können, und Bestellungen von Tischen, Truhen, Betten, Karren oder gar neuen Gebäuden waren aufgelaufen.

Ungefähr jede Stunde kamen Heide oder eine der anderen Mägde und brachten kaltes Huhn vom Vortag, Käse, Honigbrot und Pasteten, und obwohl Candamir sie schalt und sagte, sie sollten kein solches Gewese machen, aß er doch alles – meist mit ungewaschenen Händen, sodass das meiste, was er zu sich nahm, mit Holzspänen garniert war.

Auch in der Tischlerei schauten im Laufe des Tages viele Nachbarn und Freunde vorbei, um ihn zu begrüßen, ihm ihre Dankbarkeit und Bewunderung auszusprechen, dass er Olaf erschlagen hatte, ihm klar zu machen, dass sie dringender auf ihre neuen Möbel warteten als irgendjemand sonst, oder auch um ihm ihre Beunruhigung über die Vorgänge der letzten Wochen anzuvertrauen.

Candamir lauschte ihnen aufmerksam, doch seine Hände hielten niemals still. Ohne Unterlass hämmerte, hobelte und

schreinerte er. Ihm war gar nicht bewusst gewesen, wie schmerzlich er seine Arbeit, das Gefühl von Holz unter den Händen und die Geruchsmischung aus Holz, 819

Harz und Leim vermisst hatte.

Manch einer kam jedoch auch, um ihm zu raten, den Sachsen aus dem Haus zu jagen und seiner Frau den Umgang mit diesem und seinem Gott zu verbieten.

»Meine Frau wählt ihren Umgang und ihren Gott so, wie sie es für richtig hält, und in meinem Haus wird jeder meiner Nachbarn Unterkunft finden, dem irgendein heimtückischer Schurke das Dach über dem Kopf angezündet hat«, antwortete Candamir ihnen hitzig.

»Sieh dich lieber vor«, warnte Godwin, nachdem Haflad wütend davongestiefelt war. Er war nicht der Erste gewesen.

»Wieso?«, fragte Candamir verständnislos. »Warum soll ich auf meinem Grund und Boden nicht offen sagen, was ich denke? Haflad und ich sind höchst selten einer Meinung. Das hat mir noch nie den Schlaf geraubt.«

Godwin nickte grimmig. »Aber diejenigen, die denken wie er, sind nun einmal in der Überzahl.«

Candamir schnaubte. »Du hörst dich an, als stünden wir in feindlichen Lagern.«

Godwin antwortete nicht.

Nachdem sie ihr Tagewerk vollbracht hatten, wusch Candamir sich mit einem Eimer voll frischem Flusswasser, den Nori ihm gebracht hatte, ehe sie zusammen nach den Pferden sahen. Der Stall lag am Ostende des Hofes – so nah wie möglich am Hagtor, denn in der trockenen, milden

Jahreszeit kamen die Tiere fast täglich für einige Stunden auf die Weide.

Buri spitzte die Ohren, als er die Stimme seines Herrn hörte, und wandte ihm erwartungsvoll den Kopf zu.

Candamir trat zu ihm und klopfte ihm den Hals. »Hast 820

du mich vermisst, mein Guter?«

Er nahm ein paar Äpfel aus der Fallobstkiste, die an der Stalltür stand, und verfütterte sie an seine Lieblinge. Die drei Fohlen waren ordentlich gewachsen, seit er sie zuletzt gesehen hatte, und Nori berichtete ihm von ihren kleinen Abenteuern und Kinderkrankheiten.

»Der Fuchs hat fast drei Wochen lang auf der linken Vorderhand gelahmt, und ich bin einfach nicht dahinter gekommen, woran es lag. Dann bekam er Fieber, und ich hab mir Sorgen gemacht. Aber er ließ mich nicht an den Huf heran, um richtig danach zu sehen. Ehrlich, Herr, er hat getreten wie ein Ziegenbock. Austin hat den Kleinen schließlich mit Bier so besoffen gemacht, dass er sich nicht auf den Beinen halten konnte und lammfromm wurde. Dann hat der Sachse den Huf ein wenig aufgeschnitten und einen eingewachsenen Holzsplitter gefunden.«

Candamir lauschte aufmerksam und strich dem Fohlen über die struppige Mähne. »Da hast du aber Glück gehabt, mein kleiner Held, was?«

Nori nickte. »Wenn sie Austin davonjagen, wird das so mancher bereuen, ob Zwei- oder Vierbeiner«, prophezeite er düster.

»Wie kommst du auf solch einen Unsinn?«, fragte Candamir ungehalten.

Der Knecht zuckte mit den Schultern. »Alle sagen, dass es so kommen wird. Alle Sklaven, meine ich.«

Candamir winkte ungeduldig ab, nahm ein Zaumzeug vom Haken in der Stallwand und schob Buri die Trense zwischen die Zähne. Ohne ein weiteres Wort führte er den schönen hellen Hengst hinaus in den Abendsonnenschein und schwang sich auf seinen Rücken.

821

Natürlich war der Weg zu Osmunds Halle nicht weit genug, um ein Pferd zu nehmen, aber plötzlich hatte Candamir eine unbezähmbare Sehnsucht nach der Gesellschaft seines geliebten Rosses. Buri war ausdauernd, treu, unerschrocken und pfeilschnell – er besaß jede Tugend, die Menschen an Pferden schätzten.

Doch was Candamir an diesem Abend am meisten an ihm liebte, waren seine Arglosigkeit und seine Stummheit –

zwei Eigenschaften, die er sich heute für so manchen seiner Nachbarn gewünscht hatte.

Er ritt einen weiten Umweg am Hag entlang und sann darüber nach, was Nori ihm eben gesagt hatte. Er wusste, Sklaven hatten oft ein sehr feines Gespür für das, was in ihren Herren vorging, für jeden Zwist, der sich zusammenbraute, denn ihr Leben oder doch zumindest ihre Unversehrtheit konnte davon abhängen, die warnenden Anzeichen zeitig zu erkennen. Darum gedachte er nicht, auf die leichte Schulter zu nehmen, was er gehört hatte.

Die Abendstille tat ihm gut nach diesem Tag voller Geschwätzigkeit. In den Ställen, die meist dem Hag zugewandt lagen, waren Mägde und Knechte beim Melken und Misten. Kinder spielten mit Bällen oder Holzschwertern

in den Gärten; in einem Obsthain sah Candamir ein Liebespaar eng umschlungen zwischen den Bäumen stehen, im nächsten Garten tröstete ein junger Bursche seine kleine Schwester, die bitterlich über eine zerbrochene Holzpuppe weinte. Wie friedvoll all dies war, wie gut und wie kostbar. Candamir war nicht sicher, ob er vor seinem unfreiwilligen Ausflug ins Leere Land in der Lage gewesen wäre, die schlichte Schönheit dieser Abendstimmung so zu würdigen wie jetzt. Er liebte diesen Ort, den er mitgeschaffen hatte, ging ihm auf, und er hatte hier in sieben kurzen Jahren Wurzeln geschlagen, die 822

tiefer reichten als jene, die er in Elasund gehabt hatte.

Auch Osmunds Ställe lagen nahe der Hecke. Sie waren größer als die der meisten anderen wegen der riesigen Schafherde, die Osmund hielt. Candamir rümpfte unwillkürlich die Nase, als er daran vorbeiritt – er fand immer noch, dass Schafe schlimmer rochen als alles andere Vieh, ausgenommen höchstens Ziegen, und er hatte seine Entscheidung noch nie bereut, nur so viele zu halten, wie er brauchte, um seinen Haushalt zu kleiden. Hinter den Stallungen nahe am Fluss lag ein fensterloser Schuppen, wo Osmund seine Wolle lagerte, und Candamir hörte einen unterdrückten Laut des Jammers, als er daran vorbeikam. Neugierig und doch zögernd hielt er an.

Er saß ab, sperrte das Vorhängeschloss auf, in dem der Schlüssel tagsüber meist stecken blieb, und öffnete die stabile Holztür. In dem Dreieck aus Abendlicht, das in den kleinen Raum fiel, entdeckte er, was er erwartet hatte: Roric kniete am Boden und kämpfte ohne großen Erfolg gegen seine Tränen an, die Arme um den Hals seines Hundes geschlungen, der fast ebenso unglücklich aussah.

»Nanu, Roric.« Candamir trat über die Schwelle und hockte sich vor ihn.

Der Junge hob erschrocken den Blick, senkte ihn gleich darauf aber wieder. »Du bist zurück. Odin sei Dank.«

»Sag nicht, das hat dir noch keiner erzählt.«

Roric schüttelte den Kopf. »Ich … wir sind seit gestern hier drin.«

»Du meine Güte, was habt ihr denn angestellt?«

Roric strich seinem treuen Gefährten über das graue Zottelfell. »Er gar nichts. Ich war bei Nils. Und sie hat mich erwischt.«

823

»Deine Mutter?«

Die tiefblauen Augen sahen Candamir wieder an, und trotz der Tränen, die darin schimmerten, war der Zorn nicht zu übersehen. »Die Frau meines Vaters.«

Candamir war erleichtert, zu hören, dass Roric es offenbar aufgegeben hatte, um Zuneigung zu werben, wo er sie niemals finden würde, doch diese kalte Wut erschien ihm so unnatürlich für einen achtjährigen Bengel, dass ihm fast unheimlich davon wurde.

Aber die tapfere Front bröckelte schnell. »Sie … sie hat gesagt, wenn die Räuber oder die Druden oder die bösen Flussgeister mich holen kämen, hätte ich mir das nur selbst zuzuschreiben. Und ich hab so furchtbare Angst gehabt letzte Nacht«, schloss er beschämt. Sein Mund zuckte. »Eben hab ich gesehen, dass das Licht, das durch die Ritzen

fällt, langsam rot wird, und da ist mir klar geworden, dass sie mich noch eine Nacht hier lassen will.

Ich weiß nicht, ob ich das aushalte. Und ich hab so schrecklichen Hunger.«

Miststück, dachte Candamir angewidert. Er stand auf und nahm die freie Hand des Jungen in seine. »Komm mit, Roric. Du warst lange genug hier drin.«

Roric befreite seine Hand und wich furchtsam zurück, tiefer ins Dunkel des Schuppens. »Nein, bitte. Das macht es nur schlimmer. Sie wird lächeln und so tun, als hätte sie mir verziehen, bis du heimgehst. Dann fängt sie an zu schimpfen und lässt meinem Vater keine Ruhe, bis er mich verprügelt. Es wird nicht mal schwierig sein, ihn so weit zu bringen, denn er hasst es, wenn ich ungehorsam bin.«

»Nun, das ist bei allen Vätern gleich, weißt du. Und sie haben ja auch Recht. Ein guter Sohn gehorcht seinem Vater, so lautet die Regel. Folglich ist ein ungehorsamer Sohn kein guter Sohn, und das schmerzt einen Vater 824

natürlich.«

Roric nickte mit mühsam beherrschter Ungeduld. Er kannte diesen Vortrag zur Genüge.

Candamir hielt ihm die Tür auf. »Ein guter Sohn gehorcht auch dem Ziehbruder seines Vaters. Komm jetzt, mein Junge. Du musst essen. Und dein Freund hier ist sicher genauso hungrig wie du. Wenn du willst, darfst du bis zum Haus auf Buri reiten.«

Er wusste nicht, welches Argument den Ausschlag gab, jedenfalls trat Roric ohne Zögern aus dem muffigen Schuppen ins Freie, und als Candamir ihn auf den Rücken

seines Pferdes hob, strahlte er. Candamir nahm den Zügel, damit Buri nicht in Übermut verfiel, wenn er merkte, dass er es mit einem unerfahrenen, kleinen Reiter zu tun hatte, und so gingen sie zur Halle hinüber. Der junge Hund folgte ihnen schwanzwedelnd.

Vor der Tür angekommen, hob Candamir den Jungen herunter, legte ihm eine Hand auf die Schulter und schob ihn entschlossen vor sich her. »Vergib mir, Inga, dass ich dein Urteil aufgehoben habe. Roric ist nur unter Protest mitgekommen. Aber hungrige Männer müssen nun mal zusammenhalten.«

Sie stand am Herd und kostete, was die Mägde gekocht hatten. Mit dem großen Holzlöffel in der Hand wandte sie sich um und lächelte. »Willkommen zu Hause, Candamir.«

Er nickte. Auch ohne Rorics erhellende Worte vorhin im Schuppen hätte er mühelos erkannt, dass das Lächeln so trügerisch war wie eine ruhige See bei sturmbewölktem Himmel.

»Wo ist Osmund?«, fragte er.

»Bei den Bienenstöcken. Er lässt es sich nicht nehmen, bei der Honigernte zu helfen.«

825

Candamir schüttelte grinsend den Kopf. »Ich hoffe, er fällt nicht wieder um, sonst gibt es hier sicher ein spätes Mahl …«

»Keine Bange«, sagte Osmund lachend von der Tür.

»Die Bienen waren nachsichtig mit mir.« Im Vorbeigehen legte er Candamir die Hand auf den Arm. »Setz dich.

Birte, bring meinem Gast zu trinken.« Er trat neben den Herd, lächelte seiner Frau flüchtig zu und wusch sich Gesicht und Hände in dem Wassereimer, der dort immer für ihn bereitstand. Dann setzte er sich auf den Hochsitz und zwinkerte seinem Ältesten zu.

»Schon wieder auf freiem Fuß?«

Roric scharrte verlegen im Strohbelag am Boden. »Du weißt es also …«, murmelte er.

Osmund nickte und wechselte einen kurzen Blick mit Candamir, der Mühe hatte, eine ausdruckslose Miene zu wahren. Osmund hatte also wissentlich zugelassen, dass der Junge eine Nacht in Angst verbrachte. Nur einen Tag nachdem Lars mit seinen Männern eingefallen war und jedem aufs Neue vergegenwärtigt hatte, wie begründet die Angst vor der Dunkelheit war. Das hätte er nicht gedacht.

»Candamir hat mich rausgeholt«, berichtete Roric.

Osmund nickte. »Ein kluger Junge weiß, wer seine Freunde sind, nicht wahr?«

»Ich frage mich nur, was Candamir veranlasst haben mag, in unseren Wollschuppen zu schauen«, raunte Inga dem Metkrug zu, den sie auf den Tisch stellte. »Ob ihm vielleicht kühl war und er nach einem wärmenden Vlies suchen wollte?«

Candamir schenkte sich ein, fing Rorics flehenden Blick auf und antwortete Inga: »Der Hund hat gebellt. Ich dachte, er wäre vielleicht versehentlich dort eingesperrt, und habe nachgeschaut. Ich hoffe, du hast nichts dagegen.

Geh nur und zähle eure Vliese, wenn du fürchtest, ich hätte eines gestohlen.« Er gab sich keine besondere Mühe, ihr zu verbergen, was er von ihren Qualitäten als Stiefmutter im Allgemeinen und von dieser Geschichte im Besonderen hielt.

»Oh, natürlich habe ich nichts dagegen, ganz im Gegenteil«, erwiderte sie honigsüß. »Ich wünschte höchstens, du würdest dich um deine eigenen häuslichen Angelegenheiten so hingebungsvoll kümmern wie um unsere.«

Candamir verzog angewidert einen Mundwinkel, hob Osmund seinen Becher entgegen und trank.

Osmund erwiderte die Geste, doch ehe er ansetzte, sagte er zu seiner Frau: »Wir sind hier nicht im Tempel, sondern in *meinem* Haus, wo meine Freunde mit Höflichkeit und Respekt behandelt werden.«

Es waren scharfe, deutliche Worte, obendrein vor Roric und der Magd Birte ausgesprochen. Inga starrte ihren Mann einen Moment an, als hätte er sie geohrfeigt. Dann errötete sie und musste mit den Tränen kämpfen, während sie murmelte: »Natürlich, Osmund.«

Der nickte wortlos, ohne sie noch einmal anzusehen, und sie wandte sich ab wie eine gescholtene Magd. Candamir wusste, es war nicht besonders großmütig von ihm, aber er gönnte ihr diese Demütigung von Herzen.

Kurz darauf kamen das übrige Gesinde und die jüngeren Kinder herein, die Candamir alle freudig begrüßten. Die Knechte trugen ein am Spieß gebratenes Lamm zur Tafel, das Osmund zur Feier von Candamirs Heimkehr geschlachtet hatte. Sein Ziehbruder war gerührt von der Geste und schlemmte mit schamloser Gier.

Nach dem Essen verließen die beiden Freunde mit Metkrug und Bechern ausgerüstet die Halle, wie sie es 827

ungezählte Male in der Vergangenheit getan hatten, schlenderten zum Fluss hinunter, setzten sich ins Gras und redeten. Es war ziemlich dunkel, doch ein unirdischer Schimmer über den Bergen im Osten verriet, dass dort in Kürze der Mond aufgehen würde.

»Siglind hat mir erzählt, wie unermüdlich du nach uns gesucht hast. Dafür will ich dir danken, Osmund. Ich kenne das Leere Land, darum weiß ich, dass kaum ein Mann ein zweites Mal dorthin aufgebrochen wäre, um einen anderen zu suchen. Du hast es viermal getan. Das kann ich kaum fassen.«

Osmund machte eine ruckartige Geste – ein Schulterzucken oder ein Abwinken, Candamir konnte es nicht richtig erkennen. »Ich wollte mich einfach nicht damit abfinden, dass ihr wie vom Erdboden verschluckt wart. Und ich dachte, wenn ich gründlich genug suche, muss ich euch und das Diebesnest irgendwann einfach finden. Wo verstecken sie sich?«

»Sie nennen den Ort Olafsburg. Eine Anzahl unterirdischer Höhlen, eine davon sehr groß. Lars behauptet, es sei uneinnehmbar, und ich fürchte, er hat Recht.« Er beschrieb Osmund die Beschaffenheit der Höhlen.

»Man könnte sie aushungern«, bemerkte Osmund, seine Erregung war nicht zu überhören.

Candamir nickte zögernd. »Vielleicht. Aber es würde lange dauern, denn sie bewahren alle erbeuteten Vorräte dort unten auf und haben anscheinend unbegrenzt Wasser.

Wenn sie das Vieh über die Brücke bringen, ehe sie sie einziehen, kannst du damit rechnen, dass du sie ein Vierteljahr belagern musst, ehe sie hungrig werden.

Wovon willst du eine Belagerungstruppe dort so lange ernähren? Woher genug Wasser bekommen? Lars hätte 828

alle Vorteile auf seiner Seite, während wir in der Wüste hungern und dürsten. Davon abgesehen müsste man den Eingang zur Höhle erst einmal wiederfinden. Ich glaube nicht, dass ich das könnte. Alles dort sieht so verflucht gleich aus …«

Eine Weile wägten sie noch Für und Wider eines solchen Schrittes ab, der einem langwierigen Feldzug gleichkäme.

Doch schließlich kam Candamir auf das zu sprechen, was ihm die größten Sorgen bereitete, seit er heimgekommen war: »Osmund, warum untersagst du deinen Söhnen den Umgang mit Nils? Ich weiß, er ist oft ungestüm und wild, aber … das war ich auch.«

»Das bist du noch.«

»Mag sein. Aber hast du sie einmal beobachtet, wenn sie zusammen sind? Hast du nicht gesehen, wie viel besonnener Nils in Rorics Gesellschaft ist, wie viel …

unbeschwerter Roric in Nils’? Ist es nicht genau wie früher mit dir und mir? Sie tun einander gut. Und sie hängen aneinander. Also, warum?«

Osmund antwortete nicht sofort, so als wäge er seine Worte sehr sorgsam ab.

Candamir wurde das Schweigen zu lang, und er fragte aufgebracht: »Hältst du meinen Sohn für feige, für falsch,

oder erkennst du irgendeinen anderen Mangel an ihm, der deinen Söhnen gefährlich werden könnte?«

»Nichts an Nils ist feige oder falsch, Candamir«, erwiderte Osmund beschwichtigend. »Aber gefährlich ist er trotzdem. Nicht er selbst«, kam er den entrüsteten Protesten zuvor. »Aber die Einflüsse, denen er ausgesetzt ist. Ist dir eigentlich klar, wie viel Zeit er in Gesellschaft des Sachsen verbringt? Dass er dessen Runen lernt? Dass er seine Pflichten vernachlässigt, um zu ihm zu laufen und sich seine Geschichten anzuhören? Das alles hat 829

zugenommen, während du fort warst. Weil Siglind nichts dagegen unternimmt. Im Gegenteil, sie fördert es. Dein Sohn verhöhnt die Götter, Candamir.«

»Wie bitte?« Candamir fiel aus allen Wolken.

Osmund nickte nachdrücklich. »Er hat Roric erzählt, unsere Götter seien machtlose Götzen, und nur der gekreuzigte Zimmermann könne dich wieder nach Hause bringen.«

Candamir schüttelte ungläubig den Kopf. »Es sieht Austin nicht ähnlich, den Kindern solchen Unsinn einzureden. Aber du kannst sicher sein, dass ich ihn mir vornehme, und Nils ebenfalls.«

»Ich fürchte, das ist nicht genug.«

»Wie meinst du das?«

»Du selbst bist dem Zauber dieses Sachsen verfallen, ohne es zu bemerken. Schon vor langer Zeit. Schon als er noch dein Sklave war, hast du auf ihn gehört und es geduldet, dass er deine Frau und deinen Bruder verführt, seinem Gott zu huldigen. Das habe ich nie begreifen können, und vielen anderen Männern geht es ebenso.

Inzwischen bin ich überzeugt, dass er dich verhext hat.

Alle, die damals dafür waren, ihn zu töten, hatten Recht, und ich hatte Unrecht. Selten habe ich etwas so bereut wie diesen Irrtum. Aber ich werde ihn wieder gutmachen.«

»Osmund ...«

»Der Sachse ist der abtrünnige Verräter, Candamir.«

»Er ist *wer*?«

»Der, vor dem Brigittas letztes Orakel uns gewarnt hat.

Sag nicht, das hast du vergessen.«

Doch. Brigitta und ihr tückisches, vieldeutiges Orakel waren ihm über die Ereignisse der letzten Monate tatsächlich entfallen. »Oh, Osmund. Ich kann einfach nicht 830

glauben, dass du dem Gefasel einer sterbenden Hexe Beachtung schenkst.«

»Es war kein Gefasel.« Osmunds Stimme klang schneidend.

»All ihre Orakel haben sich erfüllt. Allein dass wir hier sind, sollte dir ein wenig mehr Respekt vor ihrer Hellsichtigkeit einflößen. Aber wie ich schon sagte, auch du bist unter den Bann des Verräters gefallen.«

Candamir konnte nicht länger still sitzen. Er stand auf, verschränkte die Arme und sah kopfschüttelnd auf Osmund hinab. »Für so schwach hältst du mich also, dass ich einfach so unter einen Zauberbann falle, ja?«

»Nein, nicht schwach. Leichtgläubig und gutmütig. Und sein Zauber ist stark. Das beweist allein die Tatsache, wie viele

der Unseren ihm schon erlegen sind, nicht zuletzt deine Frau, die einen ebenso starken Willen hat wie du.«

»Er ist *kein* Verräter! Schön, er ist vielleicht ein wenig wunderlich und wird leicht übereifrig, wenn es um seinen Gott geht, aber nichts an ihm ist böse oder tückisch. Er tut nie etwas anderes, als den Menschen zu helfen mit seinen Pulvern und Salben.«

»Ja!« Osmund sprang ebenfalls auf die Füße. »Und die, die seine Pulver und Salben annehmen, beten am nächsten Tag zu seinem Gott. Findest du das nicht merkwürdig?«

»Das ist nicht wahr. Er verzaubert sie nicht, er macht sie gesund. Jedenfalls meistens. Soll ich dir sagen, was ich glaube, Osmund? Es passt dir nicht, dass du im Unrecht warst, als du Gunnar Stück um Stück rösten wolltest, und der Sachse im Recht. Das willst du so schnell wie möglich vergessen. Und alle anderen sollen es auch tun. Deswegen willst du Austin loswerden.«

Inzwischen war der Mond über die Berge geklettert, sodass Candamir Osmunds erhobenen Zeigefinger beben 831

sah. »Ich sage dir, Candamir, er ist eine ständige Herausforderung an Odin und alle anderen Götter, und dass wir ihn in unserer Mitte dulden, eine ständige Kränkung. Er ist der abtrünnige Verräter, und er muss uns verlassen. Wie er uns verlässt, ist mir gleich. Aber ich werde ihn niederwerfen, wie das Orakel es vorhergesagt hat.«

»Verstehe.« Candamirs Stimme war leise, aber unverkennbar verächtlich. »Du hältst dich also für den Würdigsten unter uns, den wir zum Anführer erwählen sollen, ja?«

Das bestritt Osmund nicht. Er antwortete wesentlich ruhiger: »Erinnere dich an Brigittas Worte kurz nach unserer Ankunft

in Catan: Odin hat mich auserwählt, als Erster sein Land zu betreten. Das muss eine Bedeutung haben, nicht wahr? Und wenn es eine Bedeutung hat, bist du ebenso auserwählt, denn du hast den ersten Sohn in diesem Land bekommen. Wir haben es in der Hand, du und ich. Darum hatte ich gehofft, diese Bürde mit dir zu teilen.«

Candamir schüttelte den Kopf. »Wir alle sind auserwählt, Osmund. Jeder, der auf diese wunderbare Insel gelangt ist. Und jeder von uns hat es darum in der Hand, sein Geschick in dieser besseren Heimat zu lenken. Ein gutes Volk sollte einen guten König haben, hast du einmal gesagt. Aber ich sage, ein gutes Volk braucht keinen König.«

»Doch«, widersprach Osmund niedergeschlagen. »Ein bedrohtes Volk braucht jemanden, der es beschützt.«

»Vor Austin?«, fragte Candamir, und es gelang ihm nicht, die grimmige Belustigung aus seiner Stimme zu halten.

»Vor allen Gefahren, ganz besonders vor denen, die es 832

nicht erkennen will.«

Candamir schnaubte. »Ich merke, du hältst dich tatsächlich für weiser als alle anderen. Also dann, würdiger Osmund. Eine Krone kann immer nur auf einem Haupt sitzen. Nimm sie dir, ich will sie nicht haben. Trage deine Bürde allein.« Er wandte sich wütend ab.

»Nein, Candamir, geh so nicht fort«, bat Osmund.

Er fuhr wieder zu ihm herum. »Warum nicht? Welchen Sinn soll es noch haben, weiter zu reden, wenn du glaubst, du seiest von den Göttern zu Höherem berufen und ich ein närrischer Schwächling, der unter einen Zauberbann

gefallen ist, ohne es auch nur zu merken? Was könnten wir einander noch sagen unter diesen Vorzeichen?«

»Ich hatte nicht die Absicht, dich zu beleidigen. Und ich habe nie behauptet, du seiest närrisch oder ein Schwächling, denn das bist du nicht. Aber … du bist so hoffnungslos stur – immer schon gewesen –, dass es mich manchmal zur Verzweiflung treibt. Du willst die Zeichen einfach nicht erkennen. Nicht sehen, von welch langer Hand Odin all dies geplant hat. Ist dir noch nie der Gedanke gekommen, dass meine Mutter nur gestorben ist, damit du und ich Gelegenheit bekamen, als Brüder aufzuwachsen, um in brüderlicher Eintracht über Odins Land zu herrschen?«

Die Vermessenheit dieser Vorstellung machte Candamir schaudern. »Nein«, sagte er mutlos. Er erkannte, dass er hier auf gänzlich verlorenem Posten kämpfte. »Deine Mutter ist gestorben, weil die Spanne abgelaufen war, die die Nornen ihr zugedacht hatten. Das war alles.«

»Aber Candamir …«

Der hob abwehrend beide Hände. »Lass mich heimgehen. Ich weiß, du willst nur das Beste für uns alle, aber du wirst mich nicht von der Richtigkeit deines Weges 833

überzeugen, ganz gleich, was du sagst. Also lass uns aufhören, ehe wir einander Dinge sagen, die wir später bereuen.«

Osmund nickte zögernd. »Schön. Wie du willst.

Vielleicht hätten wir nicht heute darüber sprechen sollen.

Du bist gerade erst zurückgekehrt und hast eine schlimme Zeit hinter dir …«

»Osmund, vor drei Monaten, vor drei Jahren hätte ich dir das Gleiche gesagt. Wir stehen in dieser Frage auf unterschiedlichen Standpunkten. Das ist kein Grund zur Verzweiflung, es ist schon oft genug vorgekommen. Aber ich sage dir eins: Lass die Finger von meinem Sachsen.

Wenn du dich zum Anführer berufen fühlst, dann such dir ein anderes Opfer, auf dessen Rücken du zu deiner neuen Würde aufsteigen kannst. Denn wenn du dich an ihm vergreifst …« Er brach ab.

»Ja? Was dann?«

»Dann … Ich glaube, dann wird Hader zwischen uns sein. Tu’s nicht, ich bitte dich inständig. Er ist so harmlos, genau wie sein Gott. Was können sie unseren Göttern schon anhaben?«

Osmund starrte ihn kopfschüttelnd an. »Entweder du bist ihm tatsächlich verfallen, oder er ist dir teurer als ich«, stellte er fassungslos fest.

Candamir wandte sich ab. »Such dir das aus, was du besser ertragen kannst.«

Er holte sein Pferd und ritt heim, ohne sich von Inga zu verabschieden. Er war vollkommen außer sich. Als er zu seiner Halle kam, war er versucht, Nils, Austin oder beide aus dem Bett zu holen und dafür büßen zu lassen, dass sie die Götter verhöhnt und Osmund damit aufgebracht und diese ganze Misere ausgelöst hatten. Doch der eine lag 834

zwischen zweien seiner Schwestern, und sie alle schliefen so friedlich, dass Candamir es nicht übers Herz brachte, im Zorn über sie zu kommen. Und der andere war verschwunden.

»Wo ist er?«, knurrte er, als er die Schlafkammer betrat und nur seine Frau dort vorfand.

»Ich dachte, es würde dich erfreuen, dass wir unser Bett wieder für uns haben«, antwortete Siglind schläfrig. »Er ist aufgestanden – obwohl ich es nicht für klug hielt – und zu Hacon und Gunda gegangen.«

»Großartig«, höhnte Candamir. »Mit ihnen kann er seinen verfluchten Gott anbeten, bis der Himmel über uns allen einstürzt.«

Sie richtete sich auf die Ellbogen auf. »Was hast du?

Was ist passiert?«

»Nichts!«, fuhr er sie an und kämpfte sich ungeschickt, mit ruckartigen, wütenden Bewegungen aus seinen Kleidern.

Siglind sah ihn wortlos an, als er die Decke zurückschlug und sich neben sie legte. Sie rührte sich nicht. Es war immer schwer einzuschätzen, wie betrunken er war, wenn er von einem Abend bei seinem Ziehbruder heimkam, und normalerweise bekümmerte diese Frage sie auch nicht sonderlich. Heute war das erste Mal, dass er ihr Angst machte.

Er erkannte das an ihrem Blick, und er schämte sich.

Ruckartig wandte er ihr den Rücken zu und zog sich die Decke über die Schulter. »Wir haben gestritten«, erklärte er knapp.

»Das habt ihr schon öfter«, bemerkte sie.

»Aber noch nie so! Austin ist an allem schuld. Und er hat Nils dazu verleitet, zu Roric zu sagen, unsere Götter

seien machtlose Götzen.«

Siglind ahnte, welchen Verlauf der Streit genommen hatte. Und dass Candamir schon hier war, dass er so aufgebracht heimgekommen war, verriet ihr, auf wessen Seite er sich gestellt hatte. Aber ihr war bewusst, dass sie sich auf dünnem Eis bewegte. »Austin scheint oft überheblich, wenn er von der Allmacht Gottes spricht. Er sagt selbst, Hochmut sei sein schlimmster Fehler. Aber glaub mir, er hat Nils nicht angestiftet, so etwas zu sagen.

Austin selbst hat das zu Jared gesagt, der nach eurem Verschwinden in seiner Verzweiflung zu ihm gekommen ist, um ihn um Rat zu fragen. Nils war zufällig in der Nähe und hat es gehört. Und Austin war erschrocken, als er die Anwesenheit des Jungen bemerkte, und hat ihm das Versprechen abgenommen, niemals vor anderen zu wiederholen, was er gehört hat. Aber du weißt, wie Kinder sind.«

»Das wird immer besser. Nils hat nicht nur die Götter beleidigt, sondern sein Wort gebrochen. Na warte, Söhnchen …«

»Candamir.« Sie legte ihm beschwichtigend die Hand auf die Schulter, doch er schüttelte sie ab. Trotzdem fuhr sie fort:

»Nils war so furchtbar unglücklich, als du plötzlich fort warst. Und Roric war nicht ganz schuldlos an dieser Sache, er hat zu Nils gesagt, es sei eine Strafe der Götter für deine Treulosigkeit, dass Olaf dich gefangen hätte.

Zweifellos etwas, das *er* wiederum von einem seiner Eltern aufgeschnappt hat. Inga, nehme ich an. Sie haben gestritten, so wie du und Osmund streitet, sie sind eben genau wie ihre Väter. Selbst Erwachsene sagen unbedachte Dinge, wenn sie unglücklich sind. Nun bist du wieder

daheim. Warum kannst du die Sache nicht auf sich beruhen lassen? Haben wir nicht alle genug gelitten?

836

Können wir nicht einfach den Göttern danken – jeder den seinen –, dass du wieder da bist, und unser Leben führen?«

Er dachte einen Moment darüber nach. »Ich weiß es nicht«, bekannte er dann. »Ich weiß nicht einmal, ob ich das will. Und ob Osmund das zulässt.«

»Aber wie kann es sein, dass Osmund darüber bestimmt?

Wer ist er, dass er solche Macht haben könnte?«

»Der König von Catan«, murmelte Candamir. Es war heraus, ehe er es verhindern konnte.

Siglind richtete sich auf. »Wie war das?«

Candamir wandte sich zu ihr um. »Das ist es, wonach er strebt. Er glaubt, er sei dazu auserwählt.«

Sie schnaubte unwillkürlich. »Welch bestechende Bescheidenheit. Wie kommt er auf diesen Gedanken?«

Candamir erklärte es ihr. Er erinnerte sie an Brigittas letztes Orakel und sagte ihr, wie Osmund es deutete.

Während sie ihm lauschte, wurden ihre Augen immer größer. »Oh, Jesus Christus, steh uns bei«, flüsterte sie schließlich.

»Er will Austin davonjagen.«

Candamir nickte. »Und ich habe ihm gesagt, dass ich das nicht zulasse. Ich denke, das nächste Thing muss darüber beraten.«

Sie wussten beide, dass Osmund seit Jahren die Mehrheit im Thing hinter sich hatte. Und seit seine Frau die Tempelpriesterin war, wagten viele nicht einmal mehr, gegen ihn zu stimmen, wenn sie nicht seiner Meinung waren. Doch weder Siglind noch Candamir wollten das jetzt aussprechen, mitten in der Nacht, wo Sorgen und Ängste so prächtig gediehen. Stattdessen streckte er ihr die Hand entgegen, und sie legte den Kopf auf seine Schulter.

Aber viel Schlaf fanden sie beide nicht.

837

WINDMOND, Jahr 7

Ein Anschein von Normalität war in ihr Leben zurückgekehrt. Candamir schuftete von früh bis spät in seiner Werkstatt und auf den verschiedenen Bauplätzen im Dorf. Hacon benutzte Haralds Schmiede mit so wie früher, denn es war ein langwieriges, kompliziertes Verfahren, einen neuen Amboss herzustellen, und er fand einfach nicht die Zeit dazu. Aber die Stimmung im Dorf war eigentümlich angespannt. Es gab Leute, die Candamirs Dienste unter einem Vorwand ablehnten und sich stattdessen an Berse wandten. Von Hacon hörte er das Gleiche: Thorbjörn war in die Schmiede gekommen, um einen neuen Hammer zu bestellen, doch er hatte darauf bestanden, dass Harald ihn machte. Als Hacon ihn empört nach dem Grund fragte, hatte Thorbjörn ihn einfach stehen lassen. Candamir war es mit Haflad und einigen anderen nicht besser ergangen.

Trotzdem fuhr er wie jedes Jahr mit ein paar Freunden zum Fischen aufs Meer, ehe der Herbstregen einsetzte. Er wusste selbst, dass es ein ungünstiger Zeitpunkt war, das Dorf zu verlassen, aber sein Bedürfnis nach der unlängst wiedergewonnenen Freiheit überwog alle Bedenken. Er

wollte an Deck seines Schiffes stehen, die Hand am Helm, und aufs weite Meer hinausschauen, bis er sich von Herzen daran sattgesehen hatte.

Es war die erste längere Fahrt mit dem neuen *Falken,* und sowohl Hacon als auch Candamir waren äußerst zufrieden mit ihrem Schiff. Hacons Freund Wiland war ebenso mit von der Partie wie Jared und Gunnar, aber zum ersten Mal fehlte Osmund. Er habe diesen Herbst einfach keine Zeit, hatte er erklärt, doch nicht nur Candamir 838

wusste, dass es ein Vorwand war. Seit ihrem Streit war Osmund ihm aus dem Wege gegangen, genau wie umgekehrt. Auch der Umstand, dass die Mehrzahl der jungen Männer an Bord Christen waren, hatte vielleicht Einfluss auf seine Entscheidung gehabt. Statt seiner hatte Candamir Austin mitgenommen – obwohl der gar nicht wollte –, denn er fürchtete um dessen Sicherheit. Es kam nicht selten vor, dass ein Stein hinter einem Baum hervorgeflogen kam, wenn der Sachse durchs Dorf ging, und irgendwer hatte seine paar mageren Hühner vergiftet, die abgesehen von den Büchern das Letzte gewesen waren, was Austin an weltlichen Gütern besaß. Er erduldete all das mit der stillen Genugtuung des geborenen Märtyrers, aber Candamir war wütend und auch bestürzt über diese Niedertracht, die seinen Nachbarn einfach nicht ähnlich sah, und er hatte dem Sachsen keine Ruhe gelassen, bis der endlich einwilligte, mit hinauszufahren.

Wie immer tranken die Fischer zu viel, rauften gelegentlich und benahmen sich in jeder Hinsicht schauderhaft, doch auch für Austin wurde es ein einträglicher Fischfang: Am Abend vor ihrer Heimkehr empfing Jared die Taufe.

Wortlos hatte Candamir das feierliche, aber stille Ritual verfolgt, und als es vorüber war, hörten sie ihn murmeln:

»Wehe uns, wenn Osmund das erfährt.«

Jareds fromm gebeugtes Haupt ruckte hoch, und er fragte Austin: »Muss ich es ihm sagen?«

Der Mönch schüttelte den Kopf. »Dein Glaube ist allein deine Angelegenheit.«

Jared nickte, ein wenig beschämt über seine Erleichterung. Hilflos schaute er zu Candamir. »Osmund war immer so großzügig zu mir in all den Jahren. Ich will ihn nicht enttäuschen.«

839

»Oh, das darf keinesfalls geschehen. Auf den edlen Osmund muss um jeden Preis Rücksicht genommen werden«, höhnte Gunnar.

Candamir betrachtete ihn stirnrunzelnd, aber er wies ihn nicht zurecht. Es war wohl nicht verwunderlich, dass Gunnar Osmund aus tiefstem Herzen verabscheute. Er litt immer noch Schmerzen an den Füßen und konnte nur ein paar wenige, humpelnde Schritte laufen, ehe er ihnen eine Ruhepause gönnen musste.

»Er ist und bleibt dein Vetter, Gunnar«, rief Candamir ihm schließlich in Erinnerung. »Und er ist nicht so, wie er dir erscheint.«

»Wirklich nicht?«, fragte der junge Mann. »Oder bin ich vielleicht der Einzige, der ihn so sieht, wie er ist, während ihr nur erkennen könnt, wie er einmal war?«

»Und was, glaubst du, macht deinen Blick so viel schärfer als unseren?«, fragte sein Bruder aufgebracht.

Gunnar schaute ihn an und hob die Schultern. »Sechs Jahre in der Wüste.«

Meist stand Candamir am Helm, wenn sie segelten, und beobachtete das knappe Dutzend Gefährten. Die einen versammelten sich bei Sonnenaufgang mit Austin am Bug, um den Tag mit einem Gebet zu beginnen, die anderen priesen Freyr für den Fischreichtum des Meeres und riefen ihre Schutzgötter um Beistand an, wenn die Netze so schwer waren, dass sie sie kaum aus dem Wasser gehoben bekamen. Aber niemand nahm Anstoß an den Gepflogenheiten der anderen. Und immerzu grübelte Candamir darüber nach, warum es zu Hause nicht auch so gehen konnte, was dort so viel komplizierter war als hier.

Er sprach auch mit seinem Bruder darüber und mit Austin, aber niemand konnte ihm eine Erklärung geben, die ihn 840

zufrieden stellte.

Als sie mit guter Beute den Fluss hinaufsegelten, war Candamir entschlossen, noch einmal zu versuchen, mit Osmund und seinen Anhängern zu einer gütlichen Einigung zu kommen. Nur um dann bei seiner Heimkehr festzustellen, dass Siglind mit den Kindern bei Harald und Asta Zuflucht gesucht hatte, weil sie um ihrer aller Leben bangte.

»Was ist passiert?«, fragte Candamir, als er seine Familie in der Halle des Schmieds fand.

Siglind saß am Tisch, einen unberührten Becher vor sich. Sie kam ihm klein, blass und mutlos vor – nicht sie selbst. Er stellte sich hinter sie und legte ihr die Hände auf die Schultern.

»Jemand hat uns eine Hagalaz-Rune an die Haustür gemalt«, berichtete sie. »Mit Blut. Ich habe Solvig befohlen, sie

abzuwaschen. Am nächsten Morgen war sie wieder da. Und … eine zweite auf der Tür zur Schlafkammer. Jemand ist in unser Haus eingedrungen, um uns zu drohen, Candamir.«

Er wechselte einen Blick mit Harald, der ratlos die Schultern hob. »Ich habe ihr gesagt, sie soll herkommen.

Sie konnte dort nicht allein bleiben.«

»Hagalaz …«, murmelte Candamir.

Es war eine unheilvolle Rune, deren eigentliche Bedeutung der Hagel und seine zerstörerische Kraft waren. Doch stand sie ebenso für jede bedrohliche Naturgewalt und den Zorn der Götter. Und das wirklich Tückische an Hagalaz war, dass man nicht sehen konnte, wenn sie spiegelverkehrt war, denn aufgrund ihrer H-Form sah sie immer gleich aus. Gespiegelt stand sie jedoch für Schmerz, Verlust und Leid. Und für Hader.

»Jemand wartet, bis ich für eine Woche mein Haus 841

verlasse, und bedroht meine Frau und Kinder mit einer Hagalaz-Rune.«

Candamir klang fassungslos. »Wer … wer würde so etwas tun? Nicht Osmund. Nie und nimmer. Ihr könnt sagen, was ihr wollt, aber das werde ich niemals glauben.«

Harald schüttelte den Kopf. »Aber allein, dass dir sein Name einfällt, beweist, wie ernst die Lage ist.«

Candamir senkte den Blick. »Du hast Recht. Ich sollte mich schämen.« Er setzte sich neben Siglind und nahm ihre Linke in seine beiden Hände.

»Nein, das solltest du nicht«, widersprach der Schmied unerwartet. »Es wäre hilfreicher, wenn du dich fragtest, wieso dir ein so abscheulicher Verdacht in den Sinn kommt.«

Candamir musste nicht lange rätseln, weil er über all diese Dinge in der letzten Woche unentwegt nachgedacht hatte.

»Weil Osmund von seinem Hass auf den Sachsen und den Zimmermannsgott wie vergiftet ist. Er glaubt, dass sie zwischen ihm und dem stehen, was er sich erhofft: eine Gemeinschaft, die in Frieden, Eintracht und Wohlstand hier lebt, unter seiner Herrschaft. Das ist es, wovon er träumt, woran er glaubt, und dafür scheint ihm kein Preis zu hoch. Er ist sogar bereit, für dieses Ziel ins Leere Land zu ziehen, um Lars und die Seinen in ihrer uneinnehmbaren Burg zu belagern. Und wer nicht mit ihm ist …« Er konnte nicht weitersprechen.

»Ist gegen ihn«, beendete Harald den Satz. »Das gilt sogar für dich. Ich sehe, es bleibt mir erspart, dir die Augen öffnen zu müssen.«

»Was sollen wir tun, Harald? Ich meine, ich kann doch nicht zulassen, dass er den Sachsen davonjagt! Mit welchem Recht? Aus welchem Grund? Muss ich mich der 842

Willkürherrschaft meines Ziehbruders unterwerfen, um in Frieden leben zu können?«

»Nein, es gibt noch eine andere Möglichkeit.«

»Und zwar?«

Harald verschränkte die Keulenarme auf der Tischplatte und beugte sich leicht vor. »Brigittas Orakel. Ich weiß, du glaubst, es sei Schwindel, sie habe diese Dinge gesagt, weil sie die Lage vorhergesehen hat, in der wir uns jetzt

befinden, und Osmunds Position stärken wollte. Trotzdem könnten wir uns dieses Orakel zunutze machen.«

»Wie?«

Siglind wusste, was Harald meinte. »Du hast Olaf erschlagen, Candamir. Den Mann, der in Wahrheit der

›abtrünnige Verräter‹ war, wie alle hier wissen. *Du* musst die Position einnehmen, nach der es Osmund gelüstet. Nur wenn du der Anführer dieser Gemeinschaft wirst, haben wir hier alle noch eine Zukunft.«

Er schüttelte entschieden den Kopf, befreite seine Hand aus ihrer und stand auf, wich regelrecht vor den erwartungsvollen Blicken seiner Frau und des Schmieds zurück. »Das könnt ihr euch aus dem Kopf schlagen! Das

… will ich nicht.«

Der Schmied nickte mitfühlend, entgegnete jedoch:

»Aber sollte es so sein, dass Brigitta wirklich gesehen hat, was sie mir anvertraut hat, dann wird es so kommen, ob du nun willst oder nicht, mein Junge.«

Während der zwei Wochen bis zum Herbstthing blieb das Wetter trocken, aber untypisch drückend und windstill für die Jahreszeit. Die eigentümliche Schwüle lastete auf Gliedern und Gemütern ebenso wie die angespannte Stimmung.

843

Ein Riss schien plötzlich durch die Gemeinschaft der Siedler zu verlaufen. Auf der einen Seite standen die Anhänger des neuen Glaubens und all jene, die ihnen freundlich gesinnt

waren und denen der Machtanspruch der jungen Priesterin und ihres Gemahls Unbehagen einflößte. Auf der anderen Seite scharten sich Osmunds und Ingas Gefolgsleute, trafen sich öfter als üblich im Tempel auf der Insel und pochten auf den alleinigen Herrschaftsanspruch ihrer Götter, denn dies war nun einmal Odins Land. In manchen Fällen verlief diese Kluft gar mitten durch eine Sippe, wie etwa im Fall der Brüder Thorbjörn und Haldir, die kaum mehr ein Wort miteinander wechselten. Noch schlimmer war es bei Siwards Kindern: Siwold und Wiland bekannten sich offen zu Austins Gott, während ihre Schwester die hoch geachtete Priesterin des alten Glaubens war, und die Geschwister begegneten einander mit unverhohlener Feindseligkeit. Das erschien ihnen allen unnatürlich und machte ihnen Angst, waren sie doch als gewachsene Gemeinschaft von Elasund aufgebrochen und hatten als solche schon fast sieben Jahre hier gelebt. Natürlich sagten Osmunds Anhänger, der Sachse sei schuld, der schließlich der einzige Außenseiter unter ihnen war, ein Fremder.

Nicht er bewirft euch und die Euren mit Steinen oder vergiftet euer Vieh, entgegneten die anderen, *sondern ihr seid diejenigen, die das tun. Die anderen Leuten vorschreiben wollen, wie sie zu leben und was sie zu glauben haben.*

Alle fieberten dem Thing entgegen, denn sie hofften, dass bei der Versammlung irgendeine Klärung herbeigeführt werden würde. Selbst den Verbohrtesten auf beiden Seiten war klar, dass es so nicht weitergehen konnte.

Doch am Abend vor der Versammlung begann die Erde 844

zu grollen und hörte nicht wieder auf.

Es war jenes grausige, drohende Donnern, welches aus den Eingeweiden der Erde zu kommen schien und meist den schwachen Erdstößen vorausging, die hier so häufig waren. Auch dieses Mal lief ein spürbares Zittern durch den Boden, aber das Grollen blieb, schwoll langsam an, ebbte allmählich wieder ab, bis es ganz leise war, doch es verstummte nie ganz.

Siglind lief aus dem Haus, sah sich suchend um und fand ihren Mann am Flussufer.

»Oh, Candamir, was ist das nur?«

Er legte ihr den Arm um die Schultern und schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Aber es kommt von Südwesten.«

Rasch ging die Sonne hinter dem Wald unter so wie immer, aber es wurde nicht richtig dunkel. Ein unheimliches rotes Leuchten stand flackernd am Himmel über dem jenseitigen Ufer.

»Oh, Jesus Christus, steh uns bei«, flüsterte Siglind.

»Der feurige Berg ist im Zorn erwacht …«

»Nein, ich denke nicht«, sagte Austins Stimme leise. Sie wandten sich beide zu ihm um. »Der feurige Berg liegt fünfunddreißig, vierzig Meilen von hier entfernt«, fuhr der Mönch gedämpft fort und wies dann auf den Feuerschein im Südwesten. »Das ist näher.«

»Aber was ist es?«, fragte Candamir verständnislos.

»Ich bin nicht sicher«, gestand Austin. »Aber ich glaube

… wir erleben die Geburtsstunde einer weiteren Feuer speienden Quelle.«

Es wurde ein ungeheures Schauspiel.

Unter anhaltendem Grollen schleuderte die Erde 845

Feuersäulen und rot glühende Bälle wie Kometen in die Luft. Gelegentlich erschauerte sie in ihren Geburtswehen, und dann spürten die Menschen am Ufer ein Zittern unter den Füßen. Bis auf das leise Donnern war absolut nichts zu hören, und die Stummheit dieses Ausbruchs ließ ihn nur umso gewaltiger erscheinen.

»Wie weit entfernt, was glaubst du, Austin?«, fragte Candamir schließlich. Seine Stimme klang seltsam verträumt – er war vollkommen gebannt.

»Schwer zu schätzen in der Dunkelheit. Aber weit genug, dass wir uns nicht ängstigen müssen«, meinte der Mönch. »Es kann nicht näher als zwanzig Meilen sein, sonst müssten wir es doch gewiss hören.«

Irgendwo mitten in dem Wald also, den er und Hacon durchquert hatten, schloss Candamir. Es war unvorstellbar. Funken regneten in großen, goldenen Schauern von den Feuerbällen herab, und er fragte sich, wie viel Wald wohl verbrannte. Würden die Feuerströme, die sie in den Himmel schießen sahen, jeden Baum und Strauch niederwalzen? Und wo würden sie Halt machen?

Und was würde sein, wenn das Feuer erloschen war? Noch ein Leeres Land?

»Ich hoffe, du hast Recht«, murmelte er.

»Ja, das hoffe ich auch«, bekannte Austin. Ihn ängstigte ebenso wie alle anderen, was dort im Südwesten geschah.

Was machte es für einen Unterschied, ob es zehn, zwanzig oder dreißig Meilen entfernt war? Gott hatte wieder einmal seine Elemente entfesselt, und es war entsetzlich mit anzusehen. »Ich denke, ich gehe in die Schmiede und bete.«

»Ich komme mit«, sagte Siglind hastig.

Candamir ließ sie nicht gern gehen, aber er wusste, sie würde sich besser fühlen, wenn sie das Gefühl hatte, 846

irgendetwas Sinnvolles zu tun, statt einfach nur tatenlos hier zu stehen und zuzuschauen, wie der Himmel brannte.

Er nickte und gab ihre Schulter frei. Kaum hatten sie und Austin sich fünf Schritte entfernt, starrte Candamir schon wieder hinüber.

»Vater, sind Odin und Jesus Christus böse auf uns?«

Nils' Stimme riss ihn aus seiner Faszination.

Er hob den Jungen hoch, damit er nicht in den Fluss purzelte. »Es sieht so aus, ja. Zumindest einer von beiden.«

»Welcher?«

»Ich weiß nicht, Nils.«

Ein besonders großer Feuerball wurde in die Luft geschleudert. Er schien geradewegs auf sie zu zu fliegen, doch dann ging er nieder und verschwand wie alle anderen. Viele entsetzte Schreie erhoben sich entlang des Ufers, und nicht nur Frauen warfen sich auf den Boden und bedeckten den Kopf mit den Armen.

Kleine Hände krallten sich in Candamirs Gewand, und Nils vergrub das Gesicht an der Schulter des Vaters. Er weinte

leise. Zögernd wandte Candamir sich ab, um ihn ins Haus zu tragen.

Das Gesinde stand nahe der Halle beisammen und starrte ebenfalls nach Süden. Candamir drückte Solvig seinen Sohn in die Arme. »Hier, kümmere dich um ihn und seine Schwestern. Bring sie ins Bett und sing für sie. Heul ihnen nichts vor, hast du verstanden?«, knurrte er. »Es ist meilenweit weg, hier geschieht uns nichts.«

Sie schluckte sichtlich. »Ja, Herr.« Aber es war offensichtlich, dass sie ihm kein Wort glaubte.

Candamir wandte sich an seine älteren Sklavinnen:

»Heide, Freydis, habt ein Auge auf sie und seht zu, dass 847

sie die Kinder nicht ängstigt.«

Noris Frau nickte und hinkte ins Haus.

»Glaubst du wirklich, wir sind hier sicher, Herr?«, fragte die alte Köchin.

»Natürlich«, entgegnete er unwirsch. »Sei keine Gans, Heide. Es ist meilenweit fort.«

»Mag sein. Aber woher wissen wir, dass nicht morgen hier geschieht, was heute dort passiert?«

Er sah sie an und schüttelte den Kopf. »Das können wir natürlich nicht wissen. Aber sei guten Mutes. Hier wird es morgen auch so schon genug Blut und Tränen geben; die Götter können es sich sparen, uns feurige Bälle vor die Füße zu werfen.«

Sie senkte den Blick und nickte bekümmert.

Candamir legte ihr einen Moment die Hand auf den runzligen Unterarm und ging dann wieder zum Ufer hinab.

Eine Weile betrachtete er das unheimliche Schauspiel am Nachthimmel noch, dann machte er sich in westlicher Richtung entlang des Ufers auf den Weg. Überall an der Dorfwiese standen Menschen in kleinen Gruppen zusammen und schauten nach Süden. Manche erwiderten Candamirs Gruß murmelnd. Andere begegneten ihm schweigend.

Austin erteilte seiner Gemeinde den Schlusssegen, und sie alle bekreuzigten sich. Es war nur eine kümmerliche Schar, die sich an diesem Abend in die Schmiede gestohlen hatte – viele wagten es derzeit nicht, sich mit dem Sachsen sehen zu lassen.

»Und seid ohne Furcht«, schärfte Austin ihnen ein, ehe sie in die Nacht hinausschlüpften. »Nicht Odins Zorn hat das Feuer zum Ausbruch gebracht, sondern die Hand 848

Gottes, die diesen Vulkan wie alles andere auf Erden erschaffen hat. Wenn es eine Warnung ist, dann gilt sie nicht uns.«

Sie nickten ernst, einige schienen tatsächlich ein wenig getröstet. Nach und nach verabschiedeten sie sich und verließen das dunkle Gebäude am Fluss. Siglind, Hacon und Gunda warteten, bis der Mönch seine Utensilien in dem inzwischen uralten, rissigen Lederbeutel verstaut hatte. »Sei heute Nacht unser Gast, Austin«, lud Hacon ihn ein. »Du kannst mir noch ein wenig mehr von dem erzählen, was du über Feuer speiende Berge weißt, und wir können zusammen für Candamirs Erfolg morgen beim Thing beten.«

Der Sachse schüttelte lächelnd den Kopf. »Da ich keineswegs davon überzeugt bin, dass Candamirs Erfolg seinen Wünschen entspräche, halte ich mich in der Frage

lieber zurück. Ich danke dir für deine Gastfreundschaft, Hacon, und ich komme gern. Aber nun geht und lasst mich ein Weilchen allein hier. Ich habe ein ernstes Wort mit Gott zu reden.«

Hacon und Gunda gingen zur Tür, aber Siglind wandte ein:

»Ich weiß nicht, Austin. Mir ist nicht wohl dabei, wenn du irgendwo allein bist, und sei es auch nur für ein Weilchen. Ganz gewiss nicht in einer unheimlichen Nacht wie dieser.«

Er lächelte und schob sie zur Tür. »Ich stehe hier auf geweihtem Boden. Nichts kann mir hier passieren; Gott und all seine Heiligen wachen über mich. Außerdem bist du nicht viel sicherer als ich, will mir seit dieser Sache mit der Rune scheinen. Hacon, würdest du Siglind nach Hause begleiten?«

»Natürlich.« Auffordernd hielt er seiner Schwägerin die 849

Tür auf, und nach einem kurzen Zögern trat sie ins Freie.

Nachdem sie fort waren, sank Austin auf dem festgestampften Boden der Schmiede auf die Knie und versenkte sich ins Gebet. Leider gehörte er nicht zu den wenigen Seligen, die während der Andacht in Ekstase verfielen und Visionen empfingen. Doch er hatte in vielen Jahren der Übung gelernt, ganz still und leer zu werden und auf das zu horchen, was der Herr ihm zu sagen hatte.

Schon das war eine hohe Kunst, denn oft war die Botschaft des Herrn so fürchterlich, dass es wesentlich leichter fiel, sie zu überhören, als sich ihr zu öffnen. Doch Austin hatte alle Ängste und Zweifel hinter sich gelassen.

Er spürte, dass sein Werk fast getan war.

»Sag mir nur, was die Zeichen zu bedeuten haben, Herr«, bat er flüsternd. »Ich höre dir zu. Weise mir den Weg, und ich werde ihn einschlagen. Wenn du mir eine letzte Gnade erweisen willst, dann halte deine schützende Hand über dein Volk hier und erleuchte die Herzen derer, die noch in Finsternis wandeln. Dafür will ich jeden Kelch bis zur Neige leeren, so bitter er auch sei.«

»Das trifft sich gut«, raunte eine gedämpfte Stimme hinter ihm.

Austin zuckte nicht zusammen, denn er hatte den Luftzug von der Tür längst gespürt. Er wandte sich auch nicht um, rührte sich nicht einmal, als sich zwei kräftige Hände von hinten um seine Kehle legten und zudrückten.

Auch Osmund stand mit dem Rücken zu seiner Halle am Flussufer und betrachtete gebannt Odins Feuerwerk. Als er den raschelnden Schritt im Gras hörte, fragte er leise:

»Was haben wir nur angerichtet?«

Candamir blieb neben ihm stehen. »Noch ist es nicht zu spät. Lass uns einen anderen Weg suchen, Osmund.«

850

Osmund wandte plötzlich den Kopf und sah ihn an.

Seine Augen wirkten eigentümlich klein, seine Miene starr. Feindselig, hätte man meinen können. Aber Candamir kannte dieses Gesicht besser als sein eigenes. Er sah, dass Osmund genauso verzweifelt war wie er.

»Wo, Candamir? Wo soll dieser andere Weg sein? Ich kann nicht zurück. Aber wie soll ich dir nur begreiflich machen, dass es Odins Wille ist, den ich erfülle? Dass diese Warnung

dir gilt?« Er wies mit einer matten Geste auf den Feuerhimmel.

»Wäre die Situation umgekehrt, würde ich dir vermutlich auch nicht glauben.«

Candamir hob abwehrend die Linke. »Es ist dir gewiss nicht neu, wenn ich dir sage, dass die Götter und ihre Absichten mich nicht sonderlich interessieren, nicht wahr?«

»Nein. Das ist mir nicht neu. Die Götter sind dir völlig gleich, aber sie lieben dich trotzdem. Seit ich denken kann, versuche ich, das zu begreifen.«

»Osmund. Wenn du und ich morgen beim Thing gegeneinander antreten, dann kann das nur auf eine Weise enden. Wahrscheinlich ist deine Anhängerschaft zahlreicher, das will ich nicht bestreiten, aber nur um einige wenige Stimmen. Die Lager sind beinah gleich groß. Es ist ein Bruderkrieg, den wir hier riskieren.«

Osmund nickte.

»Ich kann nicht zulassen, dass es zwischen uns und euch zum Kampf kommt«, fuhr Candamir fort. »Denn das hätte unabsehbare Folgen, und ich habe nun einmal geschworen, zu tun, was ich kann, um Blutfehden zu verhindern.«

»Das war ein törichter Schwur«, bemerkte Osmund kritisch.

»Mag sein, aber er ist getan.«

»Also?« Osmund breitete hilflos die Arme aus. »Was erwartest du, das ich sagen soll? Ich weiß mir keinen Rat.

Ich begreife nicht, wie es dazu kommen konnte, dass wir in diese ausweglose Lage geraten sind, aber die Götter haben nun einmal einen merkwürdigen Sinn für Humor.

Und wenn du morgen …«

»Osmund«, unterbrach Candamir. »Hör mir zu: Ich bin bereit, mich deinem Herrschaftsanspruch unterzuordnen.«

»Was?«

»Warum nicht? Wir wissen beide, dass du der Klügere und Besonnenere von uns bist. Vielleicht soll es so sein.

Ich habe dir mein ganzes Leben blind vertraut, also warum nicht jetzt? Ich habe nur eine einzige Bedingung.«

»Der Sachse.«

Candamir nickte. »Jag ihn nicht fort. Ich habe ihn gezwungen, mit hierher zu kommen, und darum bin ich ihm verpflichtet. Wenn du darauf bestehst, soll das Thing meinethalben beschließen, ihn wieder zu versklaven. Ich nehme ihn in mein Haus und sorge dafür, dass er dir kein Ärgernis ist.«

Osmund verschränkte die Arme und sah ihn unverwandt an. »Es ist nicht meine Absicht, den Sachsen davonzujagen.«

So groß war die Erleichterung in Candamirs Miene, dass Osmund einen Augenblick versucht war, es dabei zu belassen. Nicht weiterzusprechen. Vermutlich wäre das sogar die klügere Entscheidung, in Odins Sinne. Aber er musste feststellen, dass er unfähig war, seinen Freund so zu hintergehen.

»Austin muss sterben, Candamir. Er ist der abtrünnige Verräter, weißt du nicht mehr? Er will Unglück über 852

Odins Volk bringen. Er hat uns bereits genug Unglück gebracht. Und um die Prophezeiung zu erfüllen, muss ich ihn niederwerfen.«

Candamirs Kehle war plötzlich staubtrocken. Er räusperte sich. »Osmund, ich bitte dich, wie ich dich nie zuvor um etwas gebeten habe …«

»Spar dir die Mühe. Während du und ich hier stehen und reden, läuft sein Blut schon in die hübsche Opferschale, die dein Bruder für den Tempel gemacht hat.«

Austin lag auf dem Opferstein und fragte sich, ob Inga den Männern befohlen hatte, seine Arme seitlich ausgestreckt zu halten, um ihn und seinen Gott zu verhöhnen. Und genau wie Christus am Kreuz war auch er nackt, und er schämte sich dessen. *Hast du dich deiner Blöße geschämt, Herr, als sie dich ans Kreuz schlugen, dich verspotteten und um deine Kleider würfelten? Bist du mit mir?*

Etwa fünfzig Menschen standen im Halbkreis vor dem Altar. Inga hatte nur die Standhaftesten unter ihren Gläubigen zu dieser geheimen Zeremonie geladen, denn was sie heute hier tun mussten, hatte seit Menschengedenken niemand mehr getan, und sie wollte vermeiden, dass die Zaghaften und die Furchtsamen das heilige Ritual störten.

Sie beendete ihren Gesang und drehte sich langsam zu ihrem Opfer um. Wie immer war ihr Gesicht vollkommen von der Kapuze beschattet, sodass die Priesterin ein geisterhaftes Wesen wurde, das Werkzeug ihrer Götter. Ihr Gewand schimmerte blutrot im Schein der beiden Feuer links und rechts.

Bedächtig trat sie an den Stein und zog das Messer aus dem weiten Ärmel. Auch die Klinge leuchtete im Feuerschein. Ein leises Raunen wie ein Seufzer erhob sich 853

unter den Versammelten, doch sogleich kehrte die Stille zurück.

»Siehe, Vater der Götter, das Opfer, welches wir dir darbringen«, rief das gesichtslose Wesen und reckte die Arme empor.

Austin sah dorthin, wo er Ingas Augen vermutete. » *Auf Gott will ich hoffen, ich fürchte mich nicht. Was könnte mir ein Sterblicher antun?* «

Er sprach seinen Psalm auf Lateinisch, und die Hand mit dem mörderisch scharfen Dolch zuckte. »Sei still!«, zischte die Stimme.

» *Immerzu schmähen sie mich, all ihr Sinn ist gerichtet, mich zu verderben. Sie rotten sich zusammen und lauern mir auf, sie verfolgen meine Schritte, meinem Leben stellen sie nach.* «

Thorbjörn wich kurzerhand vom vorgeschriebenen Ablauf der Zeremonie ab, beugte sich über das gefesselte Opfer und schlug ihm die Faust ins Gesicht. »Schluss mit deinen Zaubersprüchen und Flüchen«, grollte er.

Austin schmeckte Blut und schluckte etwas herunter, das wohl ein Zahn sein musste. Im gleichen Moment spürte er einen scharfen Stich am linken Unterarm. Thorbjörn riss den abgewinkelten Arm hoch, und Inga hielt die goldene Opferschale darunter. Ein stetiges, aber sehr dünnes Blutrinnsal tröpfelte in die Schale.

Warum nicht meine Kehle?, fragte Austin sich verwirrt und fuhr murmelnd fort: » *Auf Gott will ich hoffen, ich fürchte mich nicht. Was könnte mir antun ein Mensch? Ich schulde dir, was ich gelobt …*« Er riss den Kopf zur Seite, um einem zweiten Fausthieb zu entgehen. » *Ich schulde dir, was ich gelobt, o Gott, Dankopfer will ich dir weitin.* «

Dann erwischte Thorbjörns Faust ihn doch, und für einen Moment war er benommen. Blinzelnd sah er zu, wie Inga
854

auch seinen rechten Arm einritzte und sein Blut auffing.

Schließlich stellte sie die Schale auf das Dreibein und warf die Kapuze zurück. Die roten Runen auf Stirn und Wangen verfehlten ihre Wirkung auf die Menschen im Tempel niemals, ganz gleich, wie oft sie sie sahen. Viele der Gläubigen hielten den Atem an und senkten ehrfürchtig den Kopf.

Die Priesterin tauchte ihre Reisigrute ein und besprengte die Gemeinde mit Opferblut.

»Heil dir, Vater der Götter, der du alle Dinge ersonnen und erschaffen und uns die Krönung deiner Schöpfung geschenkt hast!«

»Heil dir, Odin …«

Heil dir, Trutzstarker, kam als Nächstes, wusste der Mönch, doch offenbar war Inga mit der Anrufung des Göttervaters noch nicht fertig, denn sie fuhr fort: »Nimm das Opfer an, das wir dem heiligen Feuer übergeben, auf dass es deinen Zorn besänftige und du dein Feuer nicht länger auf dein Volk herabregnen lässt. Siehe, der dich beleidigt und geschmäht hat, soll brennen …«

Austin brauchte einen Moment, doch als er den Sinn ihrer Worte erfasste, packte ihn Grauen. Er schloss die Augen. Jetzt verstand er auch, warum der Opferstein unter ihm mit einer Schicht aus Stroh und Reisig bedeckt war.

Die Hexe wollte ihn verbrennen, ohne ihm zuvor die Kehle durchzuschneiden.

Seit sie ihn aus der Schmiede geholt hatten, hatte er mit Traurigkeit gerungen, diese Welt schon verlassen zu müssen. Er wusste, eine solche Anwandlung war unwürdig für einen Mann seines Standes – frohlockend hätte er der nächsten Welt entgegenschreiten müssen.

Dennoch schmerzte ihn der Abschied von diesem wundervollen Land, welches ihm so ans Herz gewachsen

war, vor allem von den Menschen, die er liebte. Doch er hatte gewusst, dass es nur ein Abschied auf Zeit war, und er hatte sich damit getröstet, dass sein Ende leicht sein würde. Das war offenbar ein Irrtum gewesen.

Thorbjörn und sein Gefährte Oswin banden die Stricke, die um Austins Handgelenke gewickelt waren, an die Eisenringe im Fuß des Opfersteins, die bei gewöhnlichen Zeremonien dazu dienten, starke Bullen und Pferde zu halten. Ein angelsächsischer Gottesmann konnte nicht hoffen, sie aus ihrer Verankerung zu reißen. Als die Priesterin einen Krug hob und das Opfer wie auch das Stroh auf dem Altar mit einer zähen, warmen Flüssigkeit übergoss, erkannte Austin sein eigenes Lampenöl am Duft. Er wollte Gott bitten, ihr zu vergeben, aber er brachte es nicht fertig. Denn sie wusste, was sie tat …

Ein gellender Schrei zerriss die Stille im Tempel:

»Feuer!« Er ging umso mehr durch Mark und Bein, als es eine Männerstimme war. »Oh, Odin, steh uns bei …«

Alle im Tempel Versammelten fuhren herum. Ivar, der sonst eher unerschütterliche Kapitän des *Meerespfeils,* stand am hinteren Rand und wies mit einem bebenden Finger auf das Tempeldach am Ostende. Dort züngelten in der Tat Flammen an den hölzernen Schindeln und breiteten sich rasch aus. Genau über der heiligen Quelle hatten sie bereits ein Loch ins Dach gefressen, und noch während die Gemeinde wie gebannt hinaufstarrte, brach ein feuriger Ball hindurch, schien unglaublich langsam herabzuschweben, landete im steinernen Becken der Quelle und brannte dennoch weiter.

Das Bild war so entsetzlich, ein Omen von so bedrohlicher Macht, dass alle in Panik gerieten.

»Odin schleudert sein Feuer auf uns herab!«

»Der Zimmermannsgott will uns alle verbrennen!«

856

»Raus! Nichts wie raus hier!«

»Ein Feuerball! Ein Feuerball!«

Alle schrien und riefen durcheinander und stürzten zur Tür in der westlichen Stirnwand. Auch Thorbjörn und Oswin verließen ihre Posten und flohen. Allein Inga blieb im Tempel. Sie schien kaum wahrzunehmen, was um sie herum geschah. Unter leisem Gesang stieß sie die vorbereitete Fackel in das Opferfeuer zur Linken, ohne dem Feuer in ihrem Rücken auch nur die geringste Beachtung zu schenken. So sah sie auch die drei schattenhaften Gestalten nicht, die durch die östliche Tür in den Tempel schlüpften,

das Feuer im Becken der Quelle umrundeten und lautlos zum Opferstein schlichen.

Inga hob den Arm mit der Fackel über den Altar, aber Candamir packte ihr Handgelenk und riss es zurück. Fast gleichzeitig stahl er ihr den Dolch aus der Scheide im Ärmel und setzte ihn ihr an die Kehle. »Ich werde dir jetzt den Arm auf den Rücken drehen«, erklärte er. »Du kannst die Fackel vorher fallen lassen, oder du lässt es bleiben, und dein Schlächtergewand geht in Flammen auf. Mir ist es gleich.«

Inga war eine kluge Frau und hatte keine Mühe, den Tonfall zu deuten. Ohne Zögern ließ sie die Fackel los.

Candamir verdrehte ihren Arm so heftig, dass sie aufschrie.

Derweil waren Siglind und Hacon an den Altar getreten.

Hastig banden sie Austin los. Und weil Hacon seinen sächsischen Freund kannte, löste er den Gürtel, zog sich das knielange Obergewand über den Kopf und hielt es ihm wortlos hin.

Austin streifte es über, ohne sich die Zeit zu nehmen, das Öl vom Leib zu wischen.

Der ganze Sommer war trocken gewesen, und auch der 857

Herbstregen war noch nicht gekommen – das Tempeldach brannte wie Zunder. Candamir wandte den Blick nach oben und sah voller Trauer, wie sein Werk von den Flammen verzehrt wurde. »Machen wir, dass wir rauskommen«, raunte er und stieß Inga die Faust zwischen die Schultern. »Los, du und ich gehen voraus.«

»Dafür wirst du bezahlen, Candamir«, versprach sie.

»Das ist ein Frevel, den nicht einmal Osmund dir verzeihen wird.«

Ich weiß, dachte er, aber er drängte sie ohne ein weiteres Wort ins Freie.

Die Gläubigen hatten sich auf der Wiese zusammengeschart, sahen furchtsam abwechselnd nach Südwesten, wo der Himmel nach wie vor rot leuchtete, dann ins Innere des Tempels, wo nun allenthalben brennende Schindeln vom Dach regneten.

Als sie Candamir erkannten und begriffen, dass er ihre Priesterin gepackt hielt und mit dem Opferdolch bedrohte, wurden sie still und starrten ihn an – feindselig, ängstlich und neugierig.

Siglind und Hacon folgten mit Austin in der Mitte. Die Versammelten wurden wieder rastlos und murmelten empört, sodass Candamir eindringlich warnte: »Wenn einer von euch sich rührt, schneide ich ihr die Kehle durch. Ihr solltet mir lieber glauben. Es gibt heute Nacht nicht gerade viel, wovor ich zurückschrecken würde.«

Während sie noch abzuwägen schienen, wie ernst ihm diese ungeheuerliche Drohung war, führte Hacon Austin rasch in südlicher Richtung von der Lichtung. Als sie zwischen den Bäumen verschwunden waren, ließ er ihn los. »Kannst du rennen, Austin?«

»Ja.«

»Dann tu’s. Wer weiß, wie lange Candamir sie aufhalten 858

kann. Schwimm ans Südufer und geh zu der Bucht, wo wir auf dem Fischzug Halt gemacht und die vielen Muscheln gefunden haben. Weißt du noch?«

»Sicher. Aber Hacon …«

Hacon schüttelte wild den Kopf, drehte Austin um und stieß ihn vorwärts. »Lauf! Warte dort drei Tage. Einer von uns holt dich, wenn wir können. Falls nicht … musst du zusehen, wie du zurechtkommst.«

Austin nickte, wandte sich aber noch einmal kurz um und schloss ihn in die Arme. »Gott segne und beschütze euch.«

Dann verschwand er bemerkenswert lautlos zwischen den Bäumen. Natürlich wusste niemand, wie es am Südufer aussah – ob es die Bucht mit den Muscheln noch gab oder ob sie ein Meer aus Feuer geworden war. Aber Gott hatte ihm gerade wieder einmal bewiesen, zu welchen Wundern er imstande war, sodass der Mönch sich bedenkenlos in seine Hände begab.

Wie sie verabredet hatten, wartete Hacon, bis er schätzte, dass Austin das Ufer der kleinen Flussinsel erreicht hatte.

Erst dann kehrte er auf die Tempellichtung zurück. Siglind war, sobald sie sah, dass die Rettung geglückt war, in entgegengesetzter Richtung verschwunden und zu ihren Kindern zurückgekehrt. Sie hatten sie gebraucht, weil sie als Einzige leicht genug war, um aufs Tempeldach zu klettern, ohne gehört zu werden. Außerdem wusste sie so gut wie Candamir, welche Stelle des Daches genau über der Quelle lag, hatte sie dieses Dach doch zusammen mit ihm gedeckt. Doch sobald ihre Aufgabe erfüllt war, hatten sie vereinbart, sollte sie nach Hause zurückkehren, denn niemand konnte wissen, was in dieser Nacht noch geschehen würde, und ihre Kinder durften nicht länger als 859

nötig allein bleiben.

Als Hacon zurückkam, brannte das ganze Tempeldach lichterloh und erhellte die Lichtung. Er nickte seinem Bruder zu, und Candamir schloss für einen kurzen Moment die Augen. Er war nicht sicher, was es war, das seine Knie so butterweich machte, Erleichterung oder Furcht.

Er sammelte sich, dann nahm er die scharfe Klinge von Ingas Hals, ließ ihren rechten Arm los und trat einen Schritt zurück. Beinah respektvoll reichte er ihr den Dolch mit dem Griff zuerst.

Sie erwiderte seinen Blick, doch sie nahm das Messer nicht. Ohne sich zu rühren, befahl sie: »Packt die Verräter.«

Das ließen ihre Getreuen sich nicht zweimal sagen.

Geradezu begierig stürzten sie sich auf die beiden Brüder, die das Versöhnungsopfer an die Götter vereitelt hatten, Haflad und Thorbjörn vorneweg. Sie fesselten ihnen die Hände auf den Rücken und verpassten ihnen den einen oder anderen unauffälligen Tritt.

»Lass sie uns in den Tempel sperren, Inga«, schlug Ivar vor.

»Odin verlangt ein Blutopfer, hast du gesagt. Sie haben es uns gestohlen. Also sollen sie die Rolle übernehmen.«

Inga sah Candamir in die Augen. Die ihren funkelten.

Der Gedanke hatte einen fast übermächtigen Reiz. Sie wusste, es wäre unklug, aber die Versuchung war unwiderstehlich …

»Wäre das nicht gerecht, Candamir?«, fragte sie bedächtig.

»Dass du mitsamt deinem Werk, das du zerstört hast, untergehst?«

Stumm sah er zum brennenden Tempel hinüber. Auch an den rot gefärbten Wänden leckten jetzt Flammen. Das Feuer verzehrte den wundervollen Bau mit solch tosendem Brüllen, dass das Grollen der Erde nicht mehr zu hören war. Oder ist die Erde verstummt?, fragte Candamir sich.

Derweil antwortete Hacon Inga: »Das würde ich mir an deiner Stelle gut überlegen. Denn ganz gleich, was aus uns wird, du wirst mit deinem Mann weiterleben müssen.«

Ingas verklärter Gesichtsausdruck verschwand, und sie nickte unwillig. Sie wusste, Hacon hatte Recht. »Geht heim«, wies sie ihre Gläubigen an. »Berichtet Osmund und den anderen Männern, was geschehen ist. Dass Candamir das Opfer vereitelt und den Tempel niedergebrannt hat und das Thing deswegen morgen an der Esche stattfinden muss. Thorbjörn, Oswin, ihr bleibt hier und bewacht die Verräter. Bringt sie morgen zum Thing ins Dorf.« Sie wandte sich nach Süden.

»Wo willst du hin?«, fragte Thorbjörn verwundert. »Den verfluchten Sachsen erwischst du nicht mehr. Und es ist gewiss gefährlich dort drüben.«

Inga ließ den kleinen Beutel an ihrem Gürtel klimpern.

»Ich muss die Runen befragen. Und zwar an Brigittas Grab.«

Für Hacon war es keine neue Erfahrung, gefesselt und in Schimpf und Schande ins Dorf gebracht zu werden, aber es war nichts, woran er sich gewöhnen könnte, musste er feststellen. Genau wie Candamir hielt er den Kopf tief gesenkt und versuchte, keinem der vielen Menschen ins Gesicht zu schauen, die sich bereits zum Thing auf der Dorfwiese versammelt hatten. Es war sehr still. Die Erde war

wieder verstummt, doch das feurige Schauspiel der letzten Nacht schien selbst den Vögeln die Sprache verschlagen zu haben.

861

Als der Tempel ausgebrannt und die nächtliche Ruhe auf die Flussinsel zurückgekehrt war, hatten sie erlebt, wie das Grollen nach und nach verebbte und schließlich erstarb.

Das Glühen am südlichen Himmel war hingegen geblieben, bis die Sonne wiederkam und es überstrahlte.

Osmund stand mit verschränkten Armen am Stamm der Esche und sah ihnen entgegen. Thorbjörn ließ die Brüder in Oswins Gewahrsam ein paar Schritte vom heiligen Baum entfernt stehen, trat zu Osmund und wollte ihm etwas zuraunen, doch der hob abwehrend die Hand. Dann ließ er den Blick über die Versammlung schweifen und sagte mit tragender Stimme:

»Manche, aber nicht alle von euch wissen, dass wir vergangene Nacht Brigittas letztes Orakel erfüllen wollten.

Ich hatte schon lange den Verdacht, dass der Sachse, der den falschen Gott anbetet, der ›abtrünnige Verräter‹ ist, und als Odin in seinem Zorn Feuer auf den Wald im Süden regnen ließ, fanden die Priesterin und ich, es sei höchste Zeit, zu handeln und den Verräter niederzuwerfen.« Nüchtern, ohne seinen Hass auf Austin preiszugeben, aber auch ohne jede Scham schilderte er, was sie mit dem Sachsen geplant hatten. Dann hob er anklagend einen Finger und wies auf seinen Ziehbruder.

»Aber Candamir und Hacon haben das Opfer vereitelt und dem Verräter zur Flucht verholfen.«

Candamir befreite sich mit einem plötzlichen Ruck von Thorbjörns Griff, der ihm unerträglich war, trat zwei Schritt auf Osmund zu und drehte sich zur Versammlung um. »So ist es. Dennoch hat die Erde aufgehört zu donnern. Was wohl beweist, dass es nicht Austin war, der den Zorn der Götter erregt hatte. Es ist lächerlich zu behaupten, er sei der abtrünnige Verräter, und das wisst ihr alle.«

Wir wissen nichts dergleichen, schien die Mehrzahl der 862

Gesichter zu sagen. Wir wissen überhaupt nichts mehr mit Gewissheit. Der Himmel hat gebrannt, und wir fürchten uns. Also sagt uns, was es zu bedeuten hat.

Die Verunsicherung der Menschen spielte Osmund in die Hände, das spürten sie beide. Einen Moment sahen sie sich in die Augen, errieten die Gedanken des anderen auf einen Blick und hatten doch beide einen vollkommen Fremden vor sich.

»Wie hast du’s gemacht, Candamir?«, fragte Osmund leise.

»Ich weiß, es ist im Grunde ohne Belang, und wir haben wirklich ganz andere Sorgen. Trotzdem war es das, was mich die ganze Nacht beschäftigt hat: Wie hast du es fertig gebracht? Hast du den Gott des Sachsen bewogen, einen Feuerball auf unseren Tempel zu schleudern?«

Candamir lächelte grimmig. »Nein. Dazu blieb mir gar keine Zeit. Eile tat Not, verstehst du, denn deine Frau war im Begriff, Austin bei lebendigem Leibe zu verbrennen.«

Hier und da zog jemand scharf die Luft ein. Dieses delikate Detail war offenbar noch nicht allgemein bekannt gewesen. »Siglind ist aufs Tempeldach geklettert und hat genau über der Quelle ein paar Schindeln entfernt. Ich hatte einen Arm voll Heu in ein Stück ölgetränktes Pergament gewickelt, das

war unsere Feuerkugel. Siglind ist ein ziemliches Risiko eingegangen: Sie hat erst das Dach, dann die Feuerkugel entzündet und sie in die Quelle hinabgeworfen.«

»Woher wusstest du, dass das Pergament weiter brennen würde?«, fragte Osmund verblüfft.

Candamir zuckte die Schultern. »Ich wusste es nicht. Ich hab mich einfach auf mein Glück verlassen.«

»Das dich nie im Stich lässt, nicht wahr?«

»Doch, Osmund. Gerade in letzter Zeit war es kein sehr 863

verlässlicher Verbündeter. Aber ich musste es darauf ankommen lassen, denn was ihr tun wolltet, war ein schreckliches Unrecht. Dieser Mann hat keinem von uns je ein Leid zugefügt. Du hast dich geirrt, was ihn betrifft.

Aber du wolltest nicht auf mich hören, und darum mussten wir einfach etwas riskieren, um euer Unrecht zu verhindern. Das war alles, nichts weiter haben wir getan.«

»Nein? Hast du nicht das Heiligtum niedergebrannt? Die Bildnisse der Götter zerstört? Den Tempel geschändet?«

»Es war nur ein Haus. Wenn ihr mich lasst, bau ich euch ein neues.«

»Und hast du nicht das Leben der Priesterin bedroht?

Meiner Frau?«

Candamir senkte den Blick und nickte. »Das bedauere ich. Und wenn du die Wahrheit wissen willst: Den Verlust des Tempels bedauere ich noch mehr, denn er war das Schönste,

was ich je geschaffen habe. Aber mir scheint, beides ist ein geringer Preis für das Leben eines Unschuldigen.«

Die Männer im Thing tauschten verstohlene Blicke und betrachteten die beiden Kontrahenten unschlüssig. In der Vergangenheit hatten Osmund und Candamir in der Vorstellung ihrer Nachbarn immer eine Einheit gebildet; kaum je nannte man den einen, ohne nicht auch den anderen zu erwähnen. Doch wie unterschiedlich, wie gegensätzlich wirkten sie jetzt. Osmund stand hoch aufgerichtet neben dem heiligen Baum, schön, geradezu edel war er anzusehen. Mehr als einem kam das Wort

»königlich« in den Sinn. Und daneben Candamir: gebunden, hager, Kleider und Gesicht rußbefleckt, obendrein mit dem kurzen Zottelschopf eines Unfreien.

Und doch schien es manchem, als sei seine Kraft die größere – selbst wenn sie verborgen war – und das Recht 864

auf seiner Seite.

Osmund spürte die Unentschlossenheit des Thing. Noch während er seinen nächsten Schritt plante, erhob sich Harald aus dem Gras, trat zu ihnen und durchschnitt erst Candamirs Fesseln, dann Hacons. Hier und da murrten die Männer, und der Schmied drehte sich zu ihnen um und sagte untypisch heftig:

»Keiner von beiden hat gegen ein Gesetz verstoßen! Im Gegenteil. Sie haben das Leben eines freien Mannes gerettet, gegen den das Thing kein Urteil ausgesprochen hatte. Sie haben das Gesetz gewahrt. *Ihr* wolltet es brechen.«

»Aber Harald«, protestierte Thorbjörn, »der Sachse ist ein Frevler! Und er verhext die Leute mit seinen Salben.«

»Das ist dummes Geschwätz«, bekundete der Schmied.

»Er ist ein guter Mann. Nur ein wenig anders als wir.

Sonderbar vielleicht. Ist das wirklich so schlimm? Ist euch Andersartigkeit so unerträglich, dass ihr sie auslöschen müsst? Wie würdest du einen Mann nennen, der sich so sehr vor dem fürchtet, was er nicht versteht, Thorbjörn?«

»Überleg dir lieber gut, ob du mich einen Feigling nennen willst, denn das hätte Folgen.« Thorbjörn legte die Hand an das Heft seines Schwerts.

Harald lächelte ihn an. »Ich kann mich nicht entsinnen, das Wort ›Feigling‹ in den Mund genommen zu haben.«

»Dieser verfluchte Sachse jagt mir keine Furcht ein, aber ich weiß, dass er gefährlich ist. Osmund und Inga haben Recht. Er ist es, von dem Brigitta in ihrem letzten Orakel gesprochen hat, darum war es richtig, ihn den Göttern zu opfern. Dein eigener Sohn denkt genauso, sonst wäre er letzte Nacht gewiss nicht im Tempel gewesen!«

Das hatte Harald nicht gewusst, und es war ein harter Schlag. Wortlos wandte er sich zu Godwin um. Der 865

erwiderte den Blick herausfordernd. Weder Vater noch Sohn sprachen ein Wort.

»Du bist nicht der Einzige, der sich seiner Sippe schämt, Harald«, ließ Haldir sich vernehmen.

»Nein, das ist wahr«, stimmte Wiland zu. Er wandte sich an seine Schwester und seinen Schwager. »Ihr habt euch über das Thing gestellt und wolltet das Blut eines Unschuldigen vergießen, Osmund. Harald hat ganz Recht: Ihr habt das Gesetz in schlimmerer Weise gebrochen als Candamir und

Hacon. Und darum sage ich mich von euch los und verleugne alle Bande zwischen uns. Und ich rufe Jesus Christus, meinen Gott, als Zeugen an.«

»Womit wiederum du das Gesetz brichst, denn das Thing hat verboten, diesem Gott zu huldigen«, entgegnete Inga scharf.

Siwold, ihr ältester Bruder, trat neben Wiland. »Und am nächsten Tag besaß jeder Mann, der dafür gestimmt hatte, ein Schaf mehr als tags zuvor, nicht wahr? Wie kam das nur? Hat Odin sie persönlich hergetrieben und in die Pferche gebracht?«

»Das ist eine Lüge«, protestierte Osmund. »Das ist nicht wahr, Siwold, und du wirst es zurücknehmen.«

Siwold zog seine Waffe. »Wirklich? Weil sonst was passiert? Ich weiß, dass es so war, denn ich habe Augen, und ich kann zählen!«

Auch Osmund zog sein Schwert.

»Nein, wartet«, sagte Candamir. Er trat zwischen die beiden Männer, legte jedem kurz eine Hand auf die Brust und schob sie auseinander. »Wartet. Es ist Frevel, beim Thing Blut zu vergießen, das wisst ihr. Und ganz gleich, was ihr sagt, ihr seid Schwäger. Eure Söhne sind Vettern.

Wollt ihr ihnen trotzdem die Pflicht auferlegen, sich gegenseitig zu erschlagen?«

»Ungern«, räumte Osmund ein. »Aber ich lasse nicht zu, dass ein Mann mich beim Thing der Bestechung bezichtigt.«

»Osmund.« Candamir rieb sich kurz die Stirn. »Wenn ihr euch schlagt, stehen wir nachher immer noch da, wo wir jetzt stehen. Es wird Blut fließen, eure Sippe wird in einer Blutfehde vergehen, alles ohne Sinn. Denn der Hader ist doch in Wahrheit zwischen dir und mir, nicht wahr?«

Osmund ließ das Schwert sinken, schien Siwold augenblicklich zu vergessen und wandte sich seinem Ziehbruder zu. »Hader, Candamir?«

Candamir nickte. »Hast du ihn nicht in mein Haus getragen?«

Osmunds Augen weiteten sich einen kurzen Moment, aber er hatte sich sogleich wieder in der Gewalt. »Würdest du mir verraten, wovon du sprichst?«

»Von der *Hagalaz*-Rune, die du an meine Tür geschrieben hast.«

»Und wie kommst du darauf, dass ich das getan habe?«

Candamir war nicht ganz sicher. Es hatte etwas mit der zweiten Rune an der Tür zur Schlafkammer zu tun. Mit Siglind.

»Willst du es leugnen?«

Osmund schüttelte den Kopf und ließ seinen Ziehbruder nicht aus den Augen. »Nein. Du hast Recht. Ich habe es getan, weil ich mir keinen anderen Rat wusste. Es war ein letzter Versuch, dich zur Vernunft zu bringen. Dir vor Augen zu führen, was du aufs Spiel setzt.«

»Aber es hat nichts genützt.«

»Nein.« Ehrliches Bedauern lag in Osmunds Stimme.

»Du musstest es ja unbedingt so weit kommen lassen«, warf Inga Candamir vor. »Und ich erhebe Klage gegen 867

dich, Candamir Olesson, denn du hast gegen den Willen der Götter verstoßen, indem du die Erfüllung des Orakels verhindert hast. Du hast den abtrünnigen Verräter geschützt, der Unglück über Odins Volk bringen will.

Damit bist du selbst abtrünnig geworden, und dafür musst du bezahlen.«

Verflucht sollst du sein, dachte Jared wütend. Gerade hatte er Hoffnung geschöpft, dass Candamir und Osmund zu irgendeiner Einigung kommen könnten – selbst wenn er sich nicht vorstellen konnte, wie sie aussehen sollte –, und da musste sie Öl ins Feuer gießen. Er sah sie verständnislos an und fand nichts mehr von dem Mädchen, in das er einmal so verliebt gewesen war.

»Ich habe es jetzt oft genug gehört«, grollte er. Er sprach nicht laut, doch alle hörten ihn in der gespannten Stille, alle Köpfe wandten sich ihm zu. »Aber egal, wie oft ihr wiederholt, Austin sei der Verräter, wird es doch nicht wahr, nur weil euch diese Deutung des Orakels am besten gefällt. Ihr alle wisst ganz genau, wer abtrünnig geworden ist, uns verraten hat und Unglück über uns bringen wollte.

Das war mein Vater. Und Candamir hat ihn niedergeworfen. Also wenn hier irgendwer unser von den Göttern ausersehener Anführer sein soll, dann er.«

Osmund schaute ihn fassungslos an. »Jared …«

»Es tut mir Leid, Vetter. Ich weiß, ich schulde dir Treue und Dankbarkeit, aber was du von mir verlangst, ist meine Seele, wie Austin sagen würde. Und die bekommst du nicht. In dieser Frage kann ich nicht mit dir sein, denn du bist im

Unrecht.« Er sah in die Runde. »Und das muss jeder von euch wissen, der ehrlich zu sich ist.«

Ein Raunen brach aus, das sich bald zu einem Tumult steigerte. Es war genau, wie Candamir vorhergesagt hatte: Die gegnerischen Lager waren gleich groß und die 868

Gemüter viel zu erregt. Wenn sie es auf eine Abstimmung ankommen ließen, würden sie etwas entfesseln, das niemand mehr kontrollieren konnte.

Mit großer Mühe beruhigten Osmund und Harald die Versammlung.

Candamir stand am Ufer des Flusses, sah starr zu Boden und traf die schwierigste Entscheidung seines Lebens. Er wusste ganz genau, was er tun musste. Er war nur nicht sicher, ob er es konnte.

In die zurückgekehrte Stille sagte Thorbjörn: »Wir drehen uns immerzu im Kreis. Dabei gibt es einen einfachen Weg, um den Willen der Götter zu erkunden, nicht wahr? Ein Holmgang ist die einzige Lösung.«

Candamir und Osmund schauten sich an.

Ein Holmgang war ein Zweikampf, der nach strikten Regeln ablief und der eine nachfolgende Blutrache verbot.

Die Regeln waren zahlreich und kompliziert. Die Größe des Holms – des markierten Kampfplatzes –, die Art und Anzahl der Waffen und Schilde, alles war festgelegt.

Manche Regeln waren gut, andere schlecht, manche einsehbar, andere unsinnig. Und die wichtigste lautete: Nur einer der Kämpfer durfte den Holm lebend verlassen.

Osmunds Blick war sehr ernst, zutiefst bekümmert. Aber er war bereit, es zu tun. Das erkannte Candamir ohne jeden Zweifel, und er war nicht einmal überrascht. Denn so war Osmund. Er glaubte, dass er den Willen der Götter erfüllte, dem Wohl seines Volkes diente und das Recht auf seiner Seite hatte. Und deswegen war er überzeugt, dass er diesen einmal eingeschlagenen Weg zu Ende gehen musste, ganz gleich, was es ihn kostete und wohin er letztlich führte. So tief war diese Überzeugung in Osmund verwurzelt, dass er sie niemals aufgeben konnte, denn das hätte bedeutet, zu verleugnen, wer er war. Darum war er 869

bereit, gegen seinen Ziehbruder zum Holmgang anzutreten, auch wenn er dabei auf jeden Fall der Verlierer sein würde, egal, wie der Kampf ausging.

All das verstand Candamir. Trotzdem dachte er einen Moment, der Himmel müsse einstürzen, als ihm klar wurde, dass Osmund bereit war, ihn zu töten. Für nichts, nur für ein fragwürdiges Ziel, das er sich nicht einmal selbst gesteckt hatte.

Candamir konnte diesen unglücklichen, aber ergebenen Blick nicht länger ertragen. Schaudernd wandte er sich ab und schüttelte den Kopf.

»Ohne mich«, eröffnete er dem Thing. »Ich werde nicht das Blut meines Ziehbruders vergießen noch ihm aufbürden, seine Hände mit meinem zu beflecken, nur weil ihr euch über das Orakel einer toten alten Hexe nicht einig werdet.«

»Es geht um mehr als das, Candamir«, erinnerte Inga ihn.

»Du stehst immer noch unter Anklage.«

Er nickte. »Ihr könnt euch sparen, ein Urteil zu fällen.

Ich …« Er brachte es nicht ohne weiteres heraus. Wieder suchte er Osmunds Blick, wobei er nicht sicher war, ob er Rat finden oder Rache üben wollte. Osmund schüttelte den Kopf, stumm, aber flehend.

Candamir lächelte kläglich und verkündete sein selbst gewähltes Urteil: »Ich gehe. Fort, versteht ihr. Ich … ich gehe aus freien Stücken in die Verbannung.«

Wieder gab es einen Tumult. Männer, Frauen, selbst Sklaven riefen und redeten durcheinander und gestikulierten aufgeregt. Einzig Siglind war still. Wie ein Fels in einer aufgewühlten See. Mit bloßen Füßen stand 870

sie im Gras, in einem schlichten, blauen Trägerrock, den Candamir so liebte, weil er die Farbe ihrer Augen hatte.

Das Haar, das jede Schattierung von Blond aufwies, die er je gesehen hatte, leuchtete in der hellen Morgensonne.

Und er war getröstet, als er sie so sah. Denn sie nickte ihm zu, lächelte gar ein wenig, obwohl Tränen über ihre Wangen liefen.

Aus der hinteren Reihe, wo sie zwischen den übrigen Frauen gestanden hatte, trat sie langsam vor an seine Seite.

»Wohin du auch gehst, du gehst nicht allein.«

Er senkte den Kopf und legte ihr den Arm um die Schultern.

»Gewährt uns zwei Tage Zeit«, sagte er in Osmunds Richtung. Es klang eher wie eine Forderung, nicht wie eine Bitte.

»Wir haben ein paar Vorbereitungen zu treffen. Aber wenn ich mich recht entsinne, hat jeder Verbannte das Recht auf

einen oder zwei Tage Aufschub, sogar Mörder und Verräter, nicht wahr?« Es gelang ihm nicht, seine Bitterkeit zu verbergen.

Hacon und Gunda verständigten sich mit einem kurzen Blick. Dann gesellte der jüngere Bruder sich zu ihnen.

»Wir kommen mit euch.«

Candamir hob abwehrend die Linke. »Hacon … Das musst du nicht. Ich glaube nicht, dass irgendwer darauf besteht.«

»Doch«, entgegnete sein Bruder entschlossen. »Ich.

Denn für mich ist hier kein Bleiben.«

Sein Freund Wiland stellte sich neben ihn. »Nein, das gilt auch für mich. An einem Ort, wo ein Mann nicht glauben darf, woran er will, ist in der Tat kein Bleiben. Ich hoffe, ihr habt für mich und die Meinen noch ein 871

Plätzchen auf eurem Schiff?«

»Wiland!«, protestierte Candamir. Er beschwor ihn beinah:

»Weißt du denn eigentlich, was du tust? Hast du eine Ahnung, was es bedeutet?«

»O ja.« Wir fangen einfach noch einmal von vorne an, dachte er. Und wir werden es so machen, wie *wir* es wollen.

Beinah gleichzeitig schlossen sich Siwold und Harald der kleinen Schar Verbannter an, ohne ein Wort.

»Harald …« Osmund sprach zum ersten Mal, seit Candamir verkündet hatte, er wolle die Gemeinschaft verlassen. Seine Miene war grimmig, in den Augen stand Furcht. »Harald, das kannst du nicht tun. Wir brauchen einen Schmied.«

So, du brauchst also einen Schmied, dachte Candamir.

Einen Ziehbruder kannst du entbehren, einen Schmied nicht …

Harald nickte unverbindlich. »Ich lasse dir meine Letten hier, denn sie werden nicht fortgehen wollen. Seit zwanzig Jahren arbeiten sie in meiner Schmiede – sie können beinah alles, was ich kann.«

»Aber …«

»Es ist das Beste, was ich dir zu bieten habe, Osmund, denn wenn du Candamir gehen lässt, kann ich hier nicht bleiben.«

Haldir trat mit einem langen, entschlossenen Schritt zu ihm. »Ich hätte auf meinem Schiff noch ein paar Plätze zu vergeben …«

Nach und nach kamen sie, die Christen und diejenigen, die nicht fanden, dass ein Mann dem anderen vorschreiben dürfe, woran er zu glauben habe. Viele taten sich schwer
872

mit ihrer Entscheidung. Manche weinten offen und ohne Scham. Aber sie kamen, stellten sich an Candamirs Seite, und die Gruppe wuchs, bis sie fast die Hälfte der Siedler ausmachte.

Jared und Gunnar waren die Letzten. Mit gesenkten Köpfen, beschämt stahlen sie sich ins Lager der Verbannten.

»Oh, Jared …«, murmelte Osmund. Seine Erschütterung war unüberhörbar.

Candamir weigerte sich, ihn anzuschauen. Er wollte mich töten, rief er sich in Erinnerung. Er war bereit, mich zu töten.

Für seine verfluchten Götter, für seine Macht und weil ich die Frau bekommen habe, die er wollte. Jetzt, da er sah, wohin all die Lügen und sein Selbstbetrug ihn geführt hatten, war er endlich imstande, sich das einzugestehen. Doch es nützte nichts. Er bedauerte Osmund dennoch, und er trauerte um ihre Freundschaft.

»Es tut mir Leid, Vetter«, gestand Jared aufrichtig. »Um deinetwillen wäre ich lieber geblieben. Und doch bist du derjenige, der mich forttreibt.«

Und das, dachte Candamir, trifft den Nagel wahrlich auf den Kopf.

Es war ein bitterer Abschied. Alle, die in die Verbannung gingen, hatten das schöne Dorf am Fluss geliebt, denn sie hatten es erschaffen und mit ihrem Ideenreichtum und ihren Fertigkeiten gestaltet. Und sie alle ließen geliebte Menschen zurück.

Candamir und Osmund hatten keine letzte Aussprache gesucht. Die Kluft war zu tief. Ehe die Versammlung sich auflöste, hatten sie einen letzten, finsteren Blick gewechselt, und das war alles. So erging es den meisten.

Sie ließen Brüder, Schwestern, Kinder oder Eltern zurück,
873

und keiner zweifelte daran, dass es ein Abschied für immer war. Doch nirgendwo gab es eine Versöhnung, gingen sie doch nur fort, weil sie sich mit den Anhängern der Gegenseite einfach nichts mehr zu sagen hatten. Weil es der einzige Weg schien, um einen Bruderkrieg zu vermeiden.

Auch die Kinder und das Gesinde waren niedergedrückt, während sie das Geschirr und die Wandbehänge in die Truhen packten, den Hochsitz abbauten, die Ernte an Bord

brachten und das Vieh zum Verladen bereitmachten. Seine Werkstatt räumte Candamir persönlich aus, wickelte seine schönsten Werkzeuge in ölgetränkte Tücher und verstaute sie in einer Kiste. Die zweite Garnitur ließ er Godwin da.

Sie alle bewegten sich eigentümlich schleppend, als seien Hände und Füße unwillig, in die Tat umzusetzen, was der Verstand befahl. Niemand konnte sich vorstellen, wirklich von hier fortzugehen.

»Wohin, Candamir?«, fragte Hacon, als sich die Verbannten am Abend vor dem Aufbruch in der Schmiede versammelten.

Sein Bruder hob langsam die Schultern. »Ihr wisst so viel wie ich. Nach Süden, sagt mein Gefühl.«

»Nach Süden?«, wiederholte Haldir skeptisch. »Dorthin, wo es erst vor ein paar Nächten Feuer geregnet hat?«

Candamir schüttelte den Kopf. »An die Südküste Catans, meinte ich. Möglichst weit weg von hier und dem Leeren Land.«

Harald gab ihm Recht. »Lasst uns südwärts fahren, bis wir die Berge sichten, von denen Berse gesprochen hat, und jenseits davon einen Ort suchen. An der Südostküste vielleicht. Dann liegen die Berge zwischen uns und allem, was wir zurücklassen. Wenn wir neu anfangen wollen, 874

sollten wir auch wirklich alle alten Bande kappen, sonst mag sich herausstellen, dass alles umsonst war und es doch noch zum Krieg kommt.«

»Dann führe du uns, Harald«, sagte Candamir. »Ich …

bin zu ratlos.« Vielleicht auch zu mutlos. Die Vorstellung, noch einmal ganz von vorn anzufangen – Wälder zu roden, Häuser zu bauen, angstvoll auf die erste Ernte zu hoffen –, drohte ihn völlig zu lähmen. »Ich sehe nur Finsternis, wenn ich in die Zukunft schaue.«

Seine Schwester trat hinter ihn und legte ihm die Hände auf die Schultern. »Es ist die Trauer um deinen Ziehbruder, die deine Glieder und deinen Geist schwächt, aber das wird vergehen, Candamir, du wirst sehen. Glaub mir, ich weiß, wovon ich spreche.«

»Sie hat Recht«, murmelte der Schmied. Auch er war unglücklich über den endgültigen Bruch mit seinem Sohn und machte sich Vorwürfe, aber er wirkte gefasst. Und als er seinen jungen Schwager anschaute, schien der Blick zu sagen: Hast du denn immer noch nicht begriffen, wie das Leben sein kann? Was hast du erwartet?

Candamir zuckte mit den Schultern und sagte nichts mehr.

Die anderen berieten noch eine Weile, aber sie sprachen mehr über die Verteilung von Mensch und Vieh auf die Schiffe als über ihr Ziel, denn dies war Catan, und sie waren zuversichtlich, dass das Land reich und der Boden fruchtbar sein würde – ganz gleich, wo sie siedelten.

Genau wie in Elasund verbrachte Candamir auch dieses Mal die letzte Nacht vor dem Aufbruch an Bord seines Schiffes. Solange noch ein Rest Tageslicht herrschte, kamen allenthalben Leute an Bord und brachten noch ein Fass Met oder einen Sack Korn, doch schließlich wurde es 875

finster.

Als Candamir endlich allein war, vergrub er den Kopf in den Armen und weinte. Es dauerte lange, denn er hatte

allerhand zu beweinen. Es fühlte sich ungewohnt an, und die Tränen versickerten in seinem Bart und kitzelten ihn auf Wangen und Kinn, aber trotzdem fand er es schwer, wieder aufzuhören. Der Verlust seines Freundes und der Trümmerhaufen, vor dem er stand, ängstigten ihn. Und die Erkenntnis, dass er alles noch einmal genauso machen würde, dass er einfach nicht wusste, was er hätte besser machen können, war ein sehr schwacher Trost.

Als er schließlich Siglinds leichten Schritt auf den Deckplanken hörte, fuhr er sich entschlossen mit dem Ärmel über Augen und Nase, aber er versuchte erst gar nicht, seinen jämmerlichen Zustand vor ihr zu verbergen.

Sie setzte sich im Schneidersitz neben ihn.

Wortlos ergriff er ihre Hand und verschränkte die Finger mit ihren. Ein zunehmender Mond erhellte die Nacht schwach und ließ das Silber ihrer Ringe matt schimmern.

»Es wird ein besseres Leben, Candamir«, sagte sie leise.

»Das haben wir auch geglaubt, als wir Elasund verließen. Und sieh nur, was wir daraus gemacht haben.«

»Das war nicht deine Schuld.«

»Es war meine Schuld ebenso wie Osmunds. Aber das ist im Grunde gleichgültig. Erst jetzt erkenne ich wirklich, was für ein Tor ich war. Zu glauben, alles werde besser sein, weil das Land besser ist. Ich habe mich in Sicherheit gewiegt und … vergessen, wie flüchtig alles ist, was Menschen sich erschaffen. Osmunds Vater hat einmal gesagt, kein Glück könne von Dauer sein, weil die Götter es uns nur leihen. Ich glaube inzwischen, es kann nicht von Dauer sein, weil wir selbst immer wieder auf den Abgrund zurennen. Und ich weiß nicht … ob ich wirklich 876

noch einmal von vorn anfangen will.«

»Oh doch. Das willst du«, entgegnete sie. Es klang energisch, aber er hörte auch das Lächeln in ihrer Stimme.

»Du gehörst zu den Menschen, die immer wieder von vorn anfangen, wenn sie gescheitert sind, bis das Werk sie zufrieden stellt. So bist du, wenn du ein Haus oder eine Truhe baust, und so bist du auch in allen anderen Dingen.

Und ich sage dir: Dieses Mal wird es gelingen.«

»Wieso bist du so sicher?«, fragte er verständnislos.

»Weil du dieses Mal viel weniger alte Lasten an Bord deines Schiffes mitnimmst. Jetzt endlich bekommst du die Gelegenheit, die du immer wolltest: etwas ganz Neues, Unbelastetes zu beginnen. Und alle, die mit uns gehen, wollen das Gleiche.«

Er schüttelte skeptisch den Kopf. »Schon zwei Menschen wollen niemals wirklich das Gleiche. Wie sollten sich zweihundert einig sein?«

»Nun, zumindest sind sie sich einig darin, was sie *nicht* wollen.«

Er zog sie näher und legte beide Arme um sie. »Ja. Ich schätze, das ist ein Anfang.«

Kaum war die Sonne am folgenden Morgen über die Berge geklettert, brachen sie mit fünf Schiffen auf. Es war kühl; offenbar wollte der Herbst nun doch endlich kommen. Der schwache Wind stand im Westen, und so halten sie die Ruder besetzt und glitten von der Strömung unterstützt geschwind den Fluss hinab.

Obwohl es nicht viel zu steuern gab, stand Candamir am Helm. Eine Weile rang er mit sich, dann verstieß er gegen das Gebot seines Vaters und sah zurück. Niemand stand dort, um ihnen nachzuschauen. Die Dorfwiese lag 877

verlassen im dünnen Morgennebel.

Osmund war nicht gekommen.

Candamir wusste, es war eine törichte Hoffnung gewesen, dennoch spürte er die Enttäuschung wie einen neuen Schmerz. Er biss die Zähne zusammen und wandte den Blick entschlossen nach vorn.

»Ich hoffe nur, der verfluchte Sachse lebt noch und ist da, wo er sein soll«, murmelte er vor sich hin.

Hacon, der dieses Mal freiwillig auf der ersten Ruderbank saß, lächelte vor sich hin. »Oh, ich kann mir nicht vorstellen, dass ein brennender Himmel und Feuerregen ausreichen, um ihn zu vernichten.«

Und er hatte sich nicht getäuscht. Zwei Stunden nachdem sie aufs offene Meer gekommen waren, erreichten sie am frühen Nachmittag die Bucht, zu welcher er Austin geschickt hatte. Schon von weitem sahen sie die kleine, drahtige Gestalt mit dem weizenblonden Schopf, die mit beiden Armen winkte. Candamir und Hacon tauschten ein Grinsen.

Sie brauchten nicht vor Anker zu gehen, denn Austin war ins Meer gelaufen und ihnen entgegengeschwommen, als könne er es gar nicht erwarten, wieder mit ihnen vereint zu sein. Als er den *Falken* erreichte, warf Harald ihm eine Strickleiter zu, und er kletterte behände an Bord.

Sie bereiteten ihm einen jubelnden Empfang. Selbst diejenigen, die nichts auf seinen Zimmermannsgott hielten,

waren doch froh, ihn unversehrt zu sehen.

Hacon schloss ihn erleichtert in die Arme, und nach einem kleinen, verlegenen Zögern folgte Candamir dem Beispiel seines Bruders.

»Willkommen an Bord, Sachse.«

Austin lächelte ihm zu, aber seine Augen waren 878

kummervoll. »Ich habe gehofft und zu Gott gebetet, euch in dieser Welt noch einmal wiederzusehen. Aber ich habe gleichzeitig befürchtet, dass unser Wiedersehen einen Zerfall eurer Gemeinschaft bedeuten würde. Und das bedaure ich wirklich zutiefst, Candamir.«

Der tat die kleine Ansprache mit einem Wink ab. »Wärst du erleichtert oder enttäuscht, wenn ich sagte, es hat nichts mit dir zu tun?«

Austin wandte kurz den Blick gen Himmel. »Ich wäre betrübt, weil du schon wieder die Unwahrheit sagst.«

Sie lachten, und es verblüffte Candamir, wie unbeschwert er sich mit einem Mal fühlte. Wie erlöst.

»Habt ihr meine Bücher mitgebracht?«, fragte der Sachse.

»Natürlich.« Candamir ruckte den Daumen in Hacons Richtung. »Er hat sogar darauf bestanden, das ganze unbeschriebene Pergament mitzunehmen.«

Austin lächelte erleichtert. »Gott segne dich, Hacon.«

»Erzähl uns vom Feuerregen«, bat dieser.

»Ich habe nicht viel mehr davon gesehen als ihr«, bekannte Austin, »denn ich bin am Südufer des Flusses

entlanggegangen, um mich nicht zu verlaufen und die Bucht wiederzufinden.

Doch einmal kam es mir vor, als brenne einige Meilen zu meiner Linken ein großes Stück des Waldes. Ich fürchte, es war, wie ich vermutet hatte: Eine neue Feuerquelle hat sich am Rand des Leeren Landes aufgetan und es vielleicht vergrößert.«

»Möge Odin Osmund und alle anderen beschützen«, murmelte Candamir. »Ich hoffe, das Land wird ruhiger, jetzt da unser Zwist beigelegt ist.«

»Beigelegt« ist vielleicht nicht ganz das richtige Wort, 879

fuhr es Austin durch den Kopf. Aber er wusste, was Candamir aufgegeben hatte, um Blutvergießen zu vermeiden, und er bewunderte ihn für diesen Entschluss.

Für diese Weisheit, die den Traditionen, denen er verhaftet war, doch so grundlegend widersprach.

Tief sog der Mönch die salzige Seeluft ein, und dann sah er sich neugierig an Bord um. »Ich muss schon sagen …

Das sieht nun wirklich aus wie die Arche Noah, mehr noch als bei unserer letzten Fahrt. Dieses Mal schauen gar die Rinder und Pferde über die Reling wie auf dem Bild, das ich einmal von Noahs Schiff sah.«

Selbst Candamir kannte die Geschichte von der Sintflut inzwischen, weil sein Sohn und seine älteste Tochter sie einfach nicht oft genug hören konnten, und er antwortete:

»Nun, ich hoffe, der Regen bleibt uns erspart. Wir haben wieder versucht, uns auf das Nötigste zu beschränken, aber noch erfolgloser als bei unserem Aufbruch aus der alten

Heimat, fürchte ich. Die Pferde und Rinder haben unten einfach keinen Platz gefunden, denn der Laderaum ist voller Schafe und Kornsäcke und Eisen.«

»Möge es den *Falken* dieses Mal nicht in die Tiefe ziehen.«

»Ja. Leg ein gutes Wort bei deinem Gott ein. Wir haben beschlossen, nachts in einer der vielen kleinen Buchten zu ankern. Aber wenn es Sturm gibt, müssen wir hoffen, sehr schnell eine zu finden.«

Austin nickte zuversichtlich. Schwere Stürme hatten sie auf Catan selten erlebt. Und diese Fahrt war mit der letzten nicht zu vergleichen, denn dieses Mal blieben sie immer in Sichtweite der Küste. »Und wohin fahren wir?«, fragte er neugierig.

»Nach Süden.«

880

Bei herrlichem Wetter und ohne auf Widrigkeiten zu stoßen segelten sie die Küste hinab. Die meisten der Siedler sahen diesen Teil Catans zum ersten Mal. Das Leere Land beäugten sie mit Furcht und Sprachlosigkeit, doch nachdem es zurückgeblieben war, wurden sie es nicht müde, die Schönheit der Wälder und Hügel Catans zu preisen. Aber mehr noch als die Küste belebte sie das Meer. Ein Leuchten trat in die blauen und grauen Augen, wenn sie auf das weite, glitzernde Blau hinausschauten, und viele merkten erst jetzt, wie sehr sie diesen Anblick entbehrt hatten. Nils, Ole, ihre jüngeren Geschwister und Freunde sahen die See zum ersten Mal in ihrem Leben, und nachdem sie ihre anfängliche Ehrfurcht vor dem fremden Element überwunden hatten, waren auch sie davon verzaubert, und wenn die Schiffe abends in eine Bucht liefen und die Siedler

an Land gingen, tollten die Kinder ausgelassen im seichten Wasser und bestaunten die Brandung.

Am fünften Tag sichteten sie die südlichen Ausläufer der Berge, und als sie diese hinter sich ließen, begannen sie ihre Suche.

Alle konnten sehen, dass die Küste auf dieser Seite anders war. »Lieblicher« hatte Berse sie genannt, und sie mussten ihm Recht geben. Die Felsen blieben zurück, und die Buchten mit den langen Sandstränden wurden seichter, ihre Farben und Konturen weicher. Aber das war es nicht allein. Wind und Brandung waren auf der Ostseite Catans merklich schwächer als im Westen, und für die Jahreszeit war es ungewöhnlich warm.

Am Morgen des siebten Tages schließlich führte Candamir die kleine Flotte eine gute Meile von der Küste weg aufs Meer hinaus, und dort warf er die zusammengeschnürten Pfosten seines Hochsitzes über Bord.

881

Unsicher und verständnislos schauten seine Gefährten ihn an, fragten sich, ob es ein verspäteter Zornesausbruch gegen seinen Ziehbruder war, der ihm den Hochsitz geschenkt hatte. Doch Candamir schüttelte lächelnd den Kopf und wies mit dem Finger auf die Pfosten, die auf den sachten Wellen dümpelten.

»Seht nur. Sie treiben zur Küste. Kommt, lasst uns sehen, wohin sie uns führen.«

Sie mussten wieder rudern, denn der Wind war an diesem Morgen nur ein laues Lüftchen. Doch auch die Strömung war schwach, sodass sie keine Mühe hatten, den schwimmenden Hochsitz im Auge zu behalten.

Erst trieb er ein Stück nach Süden, dann änderte die Strömung unerwartet die Richtung und zog ihn nach Nordwesten.

»Ich hoffe, dein Hochsitz führt uns nicht dorthin zurück, von wo wir aufgebrochen sind«, murmelte Hacon nervös.

Candamir stand mit verschränkten Armen am Bug und schüttelte den Kopf. »Wir könnten kaum weiter von dem Ort entfernt sein als hier«, schätzte er. Dann brüllte er über die Schulter: »Mehr steuerbord, seid ihr denn blind!«

Die Bucht, in welcher der Hochsitz auf den Strand gespült wurde, war halbmondförmig und eine gute halbe Meile lang. Das seichte Ufer war von grobkörnigem Sand bedeckt, stieg aber nach vielleicht fünfzig Schritten leicht zu einer grasbewachsenen Hügelkette an, die sich über den ganzen Halbmond zog.

Nachdem sie Anker geworfen hatten und an Land gegangen waren, erklommen sie diese Hügel und entdeckten jenseits davon einen weitläufigen Wald, der vornehmlich aus Nadelbäumen mit ausladender Krone und grauer, dicker Borke zu bestehen schien. Je weiter die 882

Morgensonne kletterte, desto intensiver wurde der harzige Duft dieser fremdartigen Bäume. Und die Erde, in der sie wurzelten, war schwarz und fett.

Tief sog Candamir den Duft der Bäume ein, ehe er ihnen den Rücken und der Sonne das Gesicht zuwandte.

Blinzelnd schaute er aufs Meer hinab – und er war nicht der Einzige. Harald und Asta standen am Strand und redeten. Die großen Hände des Schmieds formten ein Schiff und wiesen aufs Meer und nach Süden – vielleicht erörterte er mit seiner Frau, ob es möglich und sinnvoll wäre, das Erz aus

den Bergen übers Wasser hierher zu schaffen. Hacon, Gunda und Austin standen mit den Füßen im Wasser und bestaunten eine Muschel, die der scharfäugige Sachse im Sand gefunden hatte und offenbar zum Anlass nahm, wieder einmal einen gelehrten Vortrag zu halten. Überall am Strand und auf dem Kamm standen die Menschen zu zweit oder in Gruppen zusammen und redeten miteinander, und ihre Gesten sprachen von großen Plänen und unerhörten Ideen.

Candamir war so in die Betrachtung seiner Gefährten versunken, dass er für die Schönheit des Landes kaum einen Blick übrig hatte.

Dann kam Siglind vom Strand herauf, trat an seine Seite und legte den Arm um seine Taille. »Und? Was denkst du?«, fragte sie. »Ein guter Ort, oder?«

Er nickte versonnen. »Ja. Ein guter Ort. Als wir Elasund verließen, habe ich mir immer vorgestellt, was für ein Haus ich in der neuen Heimat einmal haben wollte. Ich weiß noch genau, dass ich in der Nacht auf den Kalten Inseln daran gedacht habe, kurz bevor ich dich fand.«

»Ah ja? Und was für ein Haus sollte *es* sein?«

»Eine Halle mit Blick auf die See. Auf der Kuppe eines sachten, grasbewachsenen Hügels. Und die Seebrise sollte

durch die Tür hereinwehen. An so etwas wie Fenster habe ich damals noch nicht gedacht.« Er hob lächelnd die Schultern und küsste seine Frau auf die Schläfe.

»Eine Halle mit Blick auf die See …« , wiederholte sie.

»Ja.«

Siglind wies auf den Wald zu ihren Füßen. »Da ist jede Menge Holz, siehst du?«

»Ich seh ’s.«

»Also? Worauf wartest du?«

ENDE

NACHBEMERKUNG UND DANK

Als Klaus Teuber und ich uns an einem sonnigen Tag im Mai 2001 zum ersten Mal trafen, um gemeinsame Überlegungen zur Konzeption dieses Romans anzustellen, stellten wir fest, dass wir beide schon mit dem Wort

»Wikinger« im Kopf angereist waren. Und als ich dann einige Monate später mit der Arbeit begann, war ich zuversichtlich, dass ich a) schon über allerhand brauchbares Wissen verfügte und b) sich hier eine Gelegenheit bot, mit einigen der hartnäckigen Klischees über die Wikinger aufzuräumen.

Wie so oft im Leben kam es ganz anders. Bei meinen Recherchen stellte ich fest, wie sehr mein Wikingerbild doch von der Opferperspektive englischer und europäischer Geschichtsschreibung geprägt war, wie grundlegend ich es teilweise revidieren musste.

Andererseits waren es ausgerechnet einige der oben genannten Klischees, die sich bewahrheiteten. So ist der übermäßige Hang zum Genuss alkoholischer Getränke zum Beispiel keine üble Nachrede, sondern Tatsache. In den Sagas finden sich ausführliche, lustvolle Beschreibungen von exzessiven Besäufnissen und deren Folgen, die wirklich alle Grenzen des guten Geschmacks überschreiten.

Was ich bei dieser Gelegenheit immer gern anführe, sei auch jetzt nochmals gesagt: Jeder historische Roman ist Fiktion, kann niemals exakte Wiedergabe von Vergangenheit sein. Das gilt für diesen Roman ganz besonders, da er ausschließlich von erfundenen Figuren erzählt und an fiktiven Orten spielt. Deswegen habe ich auch auf Jahreszahlen nach unserer Zeitrechnung 885

verzichtet. Bei aller Freiheit der Fiktion habe ich mich trotzdem bemüht, den sozial- und kulturhistorischen Hintergrund möglichst genau zu rekonstruieren. Das gilt für Schiffstypen, Häuser, Kleidung, Waffen und alle Dinge des Alltags ebenso wie für die Glaubenswelt und die sozialen Strukturen. Die Quellenlage ist in mancher Hinsicht allerdings dürftig oder problematisch, und in vielen Fragen gibt es widersprüchliche Meinungen.

Letzteres gilt auch für die Stellung der Frau, die meines Erachtens oft überschätzt worden ist. Es ist richtig, dass eine Frau ihren Mann unter Wahrung ihres persönlichen Vermögens verlassen konnte und das moralische Korsett in der vorchristlichen Epoche nicht so eng war wie später.

Aber die Gesellschaft der Menschen, die wir als Wikinger bezeichnen, die sich aber selbst nie so genannt haben, war eine männerdominierte Machowelt. Und die Rechte der Frauen galten nicht für die Mittellosen und Unfreien.

Viele der hier beschriebenen Riten und Gebräuche hat es tatsächlich gegeben, so auch die Landsuche mit Hilfe von Raben, das kollektive Urinieren nach dem Thing, das Bestreichen der Tempelwände mit Opferblut oder die Bestimmung eines Siedlungsortes, indem man die verschnürten Balken des Hochsitzes über Bord warf und schaute, wohin sie einen führten. Auch der Schlangentod ist

bedauerlicherweise belegt, und es spricht mehr dafür als dagegen, dass Menschenopfer vorgekommen sind.

Wirklich bezaubert hat mich die Welt der nordischen Götter und Mythen. Diese Geschichten sind eigentümlich und tiefgründig, komisch und tragisch, schön und abstoßend, fremdartig und doch vertraut. Ich habe mir erlaubt, eine hinzuzudichten, auch wenn sie sich mit den Originalen natürlich nicht messen kann. Und wer mir unterstellt, meine Legende von Odin und Tanuri und der entrückten Insel trage deutliche Tolkien'sche Züge, der hat 886

vollkommen Recht. Ich bitte das als Hommage an den großen, von mir so verehrten Meister zu verstehen, der ja seinerseits vor allem durch die *Edda* zu seinem Werk inspiriert wurde.

Wie in der Vergangenheit haben mich auch dieses Mal viele Menschen bei der Recherche und der Entstehung dieses Romans unterstützt. Allen voran mein Mann Michael, dem wieder einmal mein innigster Dank gilt. Wie immer möchte ich aber auch meiner Schwester Dr. Sabine Rose danken für das medizinische Augenmerk, ihre ehrliche Meinung und kreativen Vorschläge, Alfred Umhey für die Einladung in sein faszinierendes Archiv und die wunderbaren Bücher, die er mir geliehen hat (und die ich so lange behalten durfte!), Michael Jäger für den Kontakt, für anregende, geistreiche Diskussionen auf stundenlangen Autofahrten und für vieles anderes mehr, Olaf Höger und ganz besonders Hermann Stolle für die Beantwortung meiner Fragen zum Getreideanbau, Tina Steinhauser für einen guten Literaturtipp und HC

Steinhauser für hilfreiches Material zu Kielschweinen, Mastfischen und anderen seltsamen Kreaturen.

Und mein Dank gilt dieses Mal natürlich in besonderem Maße Klaus Teuber, der mich mit seinem Vertrauen sehr geehrt, mich nach Catan eingeladen und dieses wunderbare Abenteuer dadurch überhaupt erst möglich gemacht hat.

R. G. im Februar 2003

887